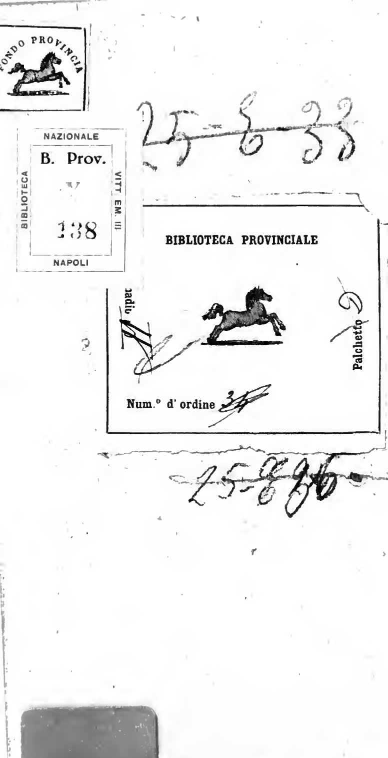
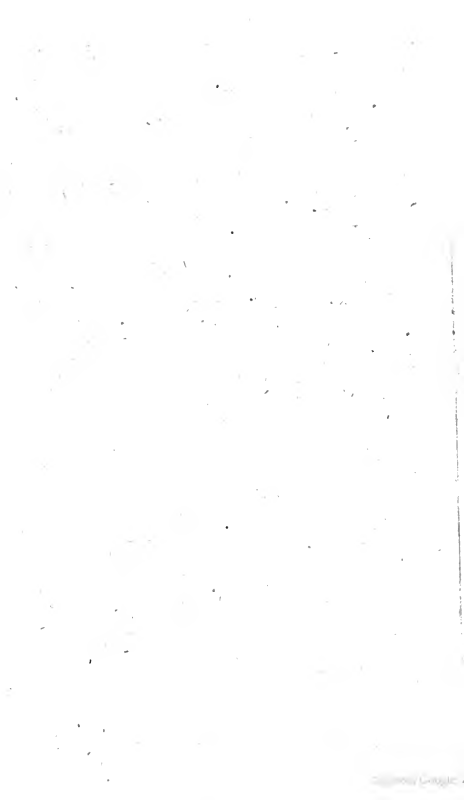






Grundzüge

der

National-Oekonomie.

Von

Max Wirth.

Erster Band.

Vierte, umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage.

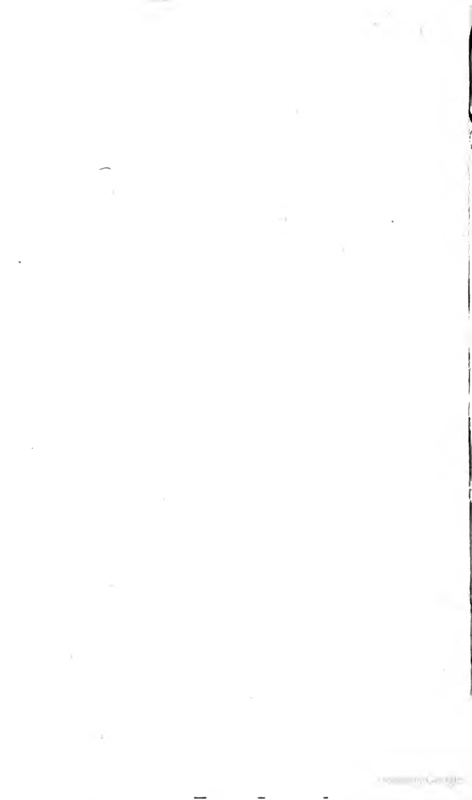




Köln, 1871.

Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Druck von M. DuMont-Schauberg in Köln.



Vorwort.

Die vorliegende vierte Auflage ist in ihrem wesentlichen Theil frisch bearbeitet.

Die erste Abtheilung ist in logischerer Ordnung wiedergegeben, indem die Rückblicke auf die Geschichte der Volkswirthschaft von der dogmen-geschichtlichen Uebersicht getrennt und beide durch Zusätze bereichert wurden.

Die zweite Abtheilung, welche die Grundsätze der Wirthschaftslehre behandelt, ist zum größten Theil Neuwerk. Sind auch die Grund-Anschauungen und Gedanken im Wesentlichen nicht verändert, so sind doch die Begriffs-Bestimmungen eingehender nach ihrer Causalität untersucht und schärfer präcisirt worden. Wir haben die früher eingeschlagene vorherrschend eklektische Methode mit der inductiven vertauscht, und versucht, die Grundsätze in logisch gegliederter Ordnung darzustellen, bei welcher jeder Theil mit dem anderen zusammenhängt und der nachfolgende mit strenger Folgerichtigkeit aus dem früheren hervorgeht. Jede entbehrliche Ausführung ist vermieden und die Gedanken und Grundsätze überall da bloß angedeutet, wo der Leser im Stande ist, den Ideengang selbstständig weiter zu verfolgen.

Eine Anzahl von Definitionen hoffen wir dauernd festgestellt und dem Bereich der Controverse entrückt zu haben.

Die Methode, der man häufig in Lehrbüchern begegnet und nach welcher die Definitionen und Erklärungen paragraphenweise gegeben und dann in Anmerkungen durch historische oder statistische Beispiele belegt und erläutert werden, hat große Vorzüge für Leitfäden zu Vorlesungen und für Handbücher zum Nachschlagen. Für Solche dagegen, welche Vorlesungen nicht besuchen und darauf angewiesen sind, ihre volkswirthschaftlichen Kenntnisse aus Büchern zu schöpfen, haben sie den Nachtheil, daß sie dem Gedächtnisse des Lesers mehr zumuthen, als dessen Nachdenken und Urtheil. Das Studium solcher Lehrbücher läßt daher in der Regel beim Leser weniger nachhaltige Früchte zurück, als der reiche Inhalt beanspruchen dürfte, weil eben das mehr dem Gedächtniß anvertraute Wissen leichter verwischt wird.

Anders ist es, wenn man den Leser gewissermaßen in den Gedanken-Proceß einführt, durch welchen man zu einer Begriffs-Bestimmung gekommen ist, — wenn man den Entwicklungsgang der Wirthschaft nach ihren Ursachen und Folgen logisch zergliedert. Da folgt der Leser, statt mit dem Gedächtniß, mit dem Verstand und mit dem Urtheil; — er studirt über dem Lesen selbstständig weiter und legt das Buch zuletzt als selbstdenkender Volkswirth weg.

Das war das Ziel, welches uns bei dieser neuen Bearbeitung vorschwebte; ob es erreicht, möge der Leser entscheiden.

Inhalts-Verzeichniß.

Zweites Buch.

Drittes Buch.

Erstes Buch.

Rückblicke

auf die

Geschichte der Volkswirthschaft.

Rückblicke auf die Geschichte der Volkswirthschaft.

Wenn wir die Entwicklung der menschlichen Wirthschaft bis in die Uranfänge verfolgen, so weit die unseren Augen und unserem Schlußvermögen zugänglichen Spuren reichen, so finden wir als erstes und oberstes Mittel der Entstehung und Verbreitung der Cultur — die *Sprache*. Mit der Sprache erst kann die menschliche Vernunft beginnen, sie ist die Gränze, von welcher aus der Mensch sich über das Thier erhebt, denn sie ist die *Schatzkammer der Gedanken*. Mit der Sprache entsteht die Solidarität der menschlichen Gedankenwelt. Während das Thier nur für sich selbst denkt und von den Erfahrungen seines Gleichen wenigstens nur in sehr geringem Maße Nutzen schöpfen kann, werden mittels der Sprache die Gedanken der Menschen von Familie zu Familie, von Sippschaft zu Sippe, von Stamm zu Stamm, von Volk zu Volk getragen, bis zuletzt die ganze Menschheit bezüglich epochemachender Fortschritte der materiellen Wirthschaft und der geistigen Cultur gewissermaßen nur ein *Collectiv-Individuum* bildet, welches das in der Sprache und in Denkmälern, in Gebräuchen und Sitten, im Gedächtniß der Geschlechter und in Bibliotheken aufbewahrte Gedankencapital der in Jahrtausenden hingegangenen Generationen sich assimilirt hat und in der Gegenwart die Erfindungen und Entdeckungen seiner einzelnen Mitglieder zum Wohl des Ganzen verwerthet. Inmitten der älteren Generation aufwachsend, eignet sich jedes jüngere Geschlecht die Errungenschaften des älteren in so frühen Jahren an, um noch Zeit zu haben, mit Hülfe dieser und gewisser Maßen auf den Schultern des älteren stehend, eine höhere Stufe der Cultur zu erreichen — wohlhabender, gebildeter und glücklicher zu werden; wofern solche Entwicklung nicht durch Naturereignisse (Erdbeben, Seuchen, Mißärnten, Ueberschwemmungen, Feuersbrünste) oder Verbrechen und Thorheiten der Menschen (Krieg, bürgerliche Unruhen, Entsittlichung) gehemmt oder zurückgestaut wird. Die junge Generation beginnt ihre Arbeit mit

einer Summe von geistigem Capital, dessen Aufspeicherung die Anstrengungen von Jahrtausenden erfordert hat. Der Ungebildetste unter dem jüngeren Geschlecht kann Größeres leisten mit Hülfe der Werkzeuge, welche herzustellen er, vielleicht die ganze Generation nicht im Stande gewesen wäre. Es hat die Arbeit von Tausenden von Technikern innerhalb eines halben Jahrhunderts erfordert, um die Dampfmaschine, die mechanische Spinnerei und Weberei, die Schnellpresse, die Werkzeug-Maschinen zur Bearbeitung von Eisen und Holz auf die heutige Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Unsere heutige Generation wäre nicht im Stande gewesen, sie auf einen Schlag so vollkommen herzustellen, ohne die Vorarbeiten zweier Geschlechter. Der ungebildetste Mensch aber kann sich ihrer bedienen zu machtvoller Production, ganz als ob er sie selbst erfunden hätte. Das in der Maschine verdichtete Gedankencapital eines höheren Geistes arbeitet mit jenes Hülfe fort, ganz als ob der Urheber nicht den Weg alles Fleisches gegangen wäre; es gleicht dadurch die von Natur bestehende außerordentliche Ungleichheit der Anlagen und Kräfte so wie der Erziehung der Menschen aus. Denn, wenn auch jener eigenthümliche Zug der Entwicklung des Menschengeschlechtes nicht verkannt werden darf, — daß nämlich dieselben Culturabstufungen, welche wir der Zeit nach in Jahrtausenden durchlaufen haben, auch dem Raume nach noch heute vorhanden sind, sowohl von Welttheil zu Welttheil, als innerhalb eines und desselben Volkes — man sehe Alexander v. Humboldt neben den Indianern des Orinocco, man vergleiche eine Maschinenfabrik mit der Werkstätte des Wilden des nördlichsten America, welcher seine Werkzeuge heute noch aus Feuerstein, Knochen und Hirschhorn verfertigt, — ja, man stelle nur eine Parallele zwischen dem Erfinder und einem ungeschulten Handlanger an, so wird man dieselbe Kluft gewahren, welche zwischen den Bewohnern der Pfahlbauten vor 4000 Jahren und der heutigen Civilisation besteht, — so gewährt die durch die Gedanken-Solidarität gebotene Culturgemeinschaft doch auch dem ärmsten, dem von der Natur vernachlässigtsten, dem von den Civilisations-Centren entferntesten und ungebildetsten Menschen gewisse Vortheile, deren er für sich allein nicht theilhaftig geworden wäre und welche seine Vorfahren nicht genossen. Erinnern wir nur daran, daß die Solinger und Remscheider Klingen, Messer und Werkzeuge, so wie Nürnberger Waaren durch ganz Africa wandern.

Die Religion der Liebe fällt in dieser Hinsicht zusammen mit der Solidarität der Gedankenwelt und Entwicklung der Menschheit in der Cultur. Das Individuum geht im Ganzen auf, um dieses zu fördern, der Einzelne verdankt, als Geschöpf einer langen geschichtlichen Entwicklung aber auch dem Ganzen seine höhere Kraft, so daß sich das große Culturgesetz in dem Spruch zusammenfassen läßt: Einer für Alle und Alle für Einen!

Es wächst so fortwährend die Summe gemeinschaftlicher Güter, der Reichthum der Sprache, der Schatz der Erfahrungen, die Kenntniß der Natur und

ihrer Gesetze, die Wissenschaft der Technik, die Verkehrsmittel, Straßen, Canäle, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen, Posten, Vervielfältigungs-Processe, Werkzeugmaschinen, Bibliotheken, Museen, Zeitungen, Schulen, Volksfeste u. s. w., — die Summe geistigen und öffentlichen Capitals, dessen Genuß auch der Aermste sich erfreuen kann.

Die Klage, welche oft laut geworden, daß die Staatskunst sich im Kreise bewege, daß Staaten und Völker nach einem gewissen Umlauf untergingen und daß nichts Neues, Besseres geliefert werde, trifft nicht zu bei der allgemeinen Entwicklung des Menschengeschlechtes, welches in seiner Kenntniß des Kosmos und seiner Gesetze, in der Untersuchung der Naturkräfte, der Ausbildung der Wissenschaft und Technik, der Werkzeuge und Verkehrsmittel, in der Befreiung der Arbeit und der Gedankenfreiheit fortwährende Fortschritte aufzuweisen hat. Denn die menschliche Cultur gleicht gewisser Maßen einem Baume, der wohl nur periodisch der Blüthen Pracht entfaltet, aber doch ununterbrochen seine Wurzeln vertieft und ausbreitet, und seine Aeste gegen Himmel dehnt.

Zwar werden gerade in unserem Jahrhundert, in welchem mehr wissenschaftliche und technische Fortschritte gemacht wurden, als in irgend einem Jahrtausend der Weltgeschichte, mehr als je über das Elend der niederen Classen Klagen erhoben; — allein man darf zur richtigen Beurtheilung der Lage nicht außer Acht lassen, daß der Weg der Menschheit aus Entbehrung und Unwissenheit emporführte zur sonnigen Höhe des 19. Jahrhunderts; daß aus dem Munde der Höhlenbewohner vor 10,000 Jahren so wenig Klagen vernommen worden sein mögen, wie wir heute deren von den wilden Volksstämmen hören, welche auf der untersten Stufe menschlicher Entwicklung stehen, den Wilden America's und Australiens, den Eskimos, Pescherä's, Buschmännern, Neuseeländern, daß der Mund des Sclaven der antiken Welt stumm war; und daß eben das Vorhandensein der Beschwerde die Erkenntniß des Uebels beweist. Die Erkenntniß aber ist der erste Schritt zur Besserung, so wie die Erkenntniß der Unwissenheit die erste Stufe zur Weisheit.

Wir sind weit entfernt, das Verlangen nach weiteren Fortschritten zur Besserung der Zustände der arbeitenden Classen, — und dazu sollten mit der Zeit sämmtliche Menschen gehören, — mit dem Rückweis auf eine trostlose Vergangenheit abzufertigen. Allein man ist maßlosen Beschwerden gewisser Secten gegenüber, welche den wirklichen Fortschritt unserer Zeit läugnen wollen, berechtigt, darauf hinzudeuten, daß die Sclaverei, welche eben erst in Nordamerica und Rußland aufgehoben worden ist, das allgemeine Gesetz der alten Welt war, wo sogar edle Männer, wie der ältere Cato, sich rühmten, Sclaven zur Vermehrung ihres Reichthums zu züchten und in Gewerben, Künsten und Wissenschaften ausbilden zu lassen, um sie gegen Entgelt ans Publicum zu vermiethen; wo der Sclave, selbst wenn er ein hoch-

gebildeter Weltweiser war, von seinem Herrn ungestraft geschlagen, verstümmelt, getödtet oder wie das Vieh auf dem Markt verkauft werden konnte.

Man mag beklagen, daß die Blüthe des griechischen Alterthums zu Grunde gegangen ist, aber man ist nicht berechtigt, deßhalb an dem Fortschritt der Menschheit zu zweifeln. Deß ist Zeuge die Kluft, welche zwischen dem Sclaven und dem freien Arbeiter besteht.

Hand in Hand mit der Emancipation des Menschen ging die Entwicklung der Gedanken-Errungenschaften, welche theils in dem Sprachschatz niedergelegt sind, zu dessen Herstellung allein Jahrtausende erforderlich waren, und zwar sowohl im Gedächtniß der Menschen wie in Büchern und Manuscripten, theils niedergelegt sind in den Werkzeugen, Maschinen und Denkmälern. Heutzutage erlangt das Kind schon in der Familie die ersten Begriffe über unser Planetensystem, über die physicalischen Grundgesetze, zu deren Erforschung die Vorfahren Jahrtausende gebraucht haben.

Wenn es Jemand unternehmen wollte, eine Beschreibung der Arbeit der Zeitgenossen über die ganze Erde zu verfassen, von den Hantierungen der Eskimos, Lappen und Hottentotten an bis zu den mit den complicirtesten Werkzeugmaschinen ausgerüsteten Fabriken, bis zu den Sternwarten mit ihren empfindlichen Meßinstrumenten, so würde er ein Bild zu Stande bringen, welches nicht sehr unähnlich wäre einer Geschichte der Arbeit von den ältesten Zeiten, in welche nur die vergleichende Sprachforschung und die Höhlenfunde gedrungen sind von weit hinter den Denkmälern Assyriens und die Hieroglyphen Aegyptens bis auf unsere Tage.

Die civilisirten Völker haben ihre Vorzüge besonders der größeren Solidarität der Gedankenthätigkeit zuzuschreiben, welche seit Erfindung der Buchdruckerkunst unendlich größere Mittheilungskraft erhalten hat. Und welcher Fortschritt noch von Guttenberg's erster Handpresse, welche nur einige hundert Bogen täglich förderte, zu dem neuen Riesenungethüm der Times, welches 40,000 in der Stunde liefert. Dieser größeren Solidarität ist es auch zuzuschreiben, daß die höchsten technischen Errungenschaften des menschlichen Geistes zuerst durch gesellschaftliche oder Staatsunternehmung ausgeführt zu werden pflegen, während die Privatarbeit der Einzelnen entweder zu ohnmächtig wäre, oder lange hinterdrein hinken würde. Während es z. B. ganze Generationen, ja Jahrhunderte dauert, bis oft Verbesserungen an den einfachsten Werkzeugen und Möbeln, die in dem einen Lande in Gebrauch sind, von dem anderen angenommen werden, sind die Eisenbahnen, die Telegraphen, die Dampfschiffe rasch nach ihrer Erfindung über die ganze Erde hin verbreitet, sind die Spectroskopen innerhalb weniger Monate auf den Haupt-Sternwarten eingeführt worden. Welch ein Fortschritt vom Spinnrad bis zur mechanischen Spinnerei! Und doch gibt es heute noch Volksstämme und Gegenden, wo noch nicht einmal die Kunkel vom Spinnrad verdrängt ist.

Doch werden auch die einfachsten Instrumente von den complicirtesten Werkzeugmaschinen im Kleinverkehr für alle Zeit nicht verdrängt werden; der Hammer wird neben dem tausendcentnerigen Dampfhammer Krupp's, die Nadel wird neben den Nähmaschinen fortbestehen und der Fischernachen neben dem Dampfboot.

Das goldene Zeitalter, von welchem die Dichter des Alterthums sangen, liegt nicht hinter, sondern vor uns. Wer an dem Fortschritt der Menschheit zweifeln will, der verfolge die Culturentwicklung der Werkzeuge: wie der Mensch durch die Zeitalter der steinernen, bronzenen Werkzeuge sich hindurchringen mußte, um zu der Eisenzeit zu gelangen, welche in unserer Epoche allmählich dem Stahl zu weichen scheint. Man darf sich diese Perioden nicht streng abgeschieden, sondern in einander greifend denken: es mögen, wie tägliche Vorgänge uns lehren, die Armen noch lange der Stein- und Knochenwerkzeuge sich bedient haben, als die Mittleren der bronzenen sich bedienten, während die Reichen bereits das Eisen benutzten. Wie lange die alten Werkzeuge gebraucht worden sein mochten, davon gibt uns die Thatsache Kunde, daß ein Schlittschuh aus Pferdeknochen in den Pfahlbauten des Mosssee's bei Bern gefunden wurde, welcher aus einer Zeit herrührt, die um mehrere Jahrtausende vor unsere Zeitrechnung verlegt werden muß, daß aber auch im 16. Jahrhundert nach Christi Geburt in London knöcherne Schlittschuhe gebraucht wurden.

Der Trieb nach Verbesserung der menschlichen Verhältnisse ist ein durch das Wachsen des geistigen Vermögens der Menschheit als Collectiv-Organismus berechtigter; wer aber den Muth sinken lassen will, weil ihm der Fortschritt zu langsam geht, der bedenke, daß seine Vorfahren vor 6000 oder 10,000 Jahren in dem Zustande der Wilden von Neuseeland sich befanden.

Lassen wir die verschiedenen Entwicklungsstufen der Völker an unserem geistigen Auge vorübergehen, so wie sie in den vergangenen Jahrtausenden auf einander folgten und wie sie gegenwärtig in den verschiedenen Welttheilen noch neben einander gleichzeitig bestehen, so finden wir den Menschen zuerst als Nomaden wandernd, auf weiten Landstrichen spärlich sein Leben durch Jagd, Fischfang und Viehzucht unter vielfachen Entbehrungen mühsam fristend, oft durch Hunger und Seuchen decimirt. Dann baut er als Ackerbauer feste Wohnstätten, er sammelt Vorräthe für den Winter und beginnt Mittel zurückzulegen, um endlich durch Handel und Gewerbe das Leben zu verfeinern und mit der Wissenschaft und Kunst den Zenith menschlicher Entwicklung zu erreichen.

Die ältesten Urkunden der Menschheit aus sogenannter vorhistorischer Zeit sind uns in Höhlen- und Pfahlbautenfunden, sowie in den Sprachdenkmälern erhalten worden.

Nach den ersteren ist der älteste Zeuge des menschlichen Daseins — das

Feuer. Der Gebrauch des Feuers und die Sprache sind die ursprünglichen äußeren Hauptmerkmale, welche den Menschen vom Thier scheiden.

Obgleich die Sprachdenkmäler den Ursprung des Menschengeschlechtes auf Hoch-Asien zurückführen, wo wahrscheinlich einst die erste Scheidung zwischen Ariern und Turaniern Statt fand, so sind die ältesten Spuren vom Dasein des Menschen doch in Europa, namentlich in Höhlen Frankreichs entdeckt worden: Spuren des Feuers, Fragmente menschlicher Skelette neben Waffen und Werkzeugen aus Stein, Knochen und Rennthierhorn unter Knochenresten wilder Thiere, welche jetzt ausgestorben oder aus Europa verschwunden sind, z. B. das Rhinoceros, das Flußpferd, das Krokodil, das Mammuth, der Riesenhirsch.

Die Alterthumskunde unterscheidet innerhalb des Zeitraumes der Steinwerkzeuge drei Perioden:

1) Die Mammuthperiode, wo der Mensch, aus Asien eingewandert, noch als fleischessender Nomade in Wäldern sich umhertreibt, im ungleichen Kampfe mit jenen Ungeheuern der Vorzeit, deren Kunde der Phantasie der Nachwelt in den Sagen von dem Kampfe mit Riesen und Drachen überliefert zu sein scheint; *)
2) die Rennthierperiode, in welcher das Klima Europa's erkaltete, die Schweiz, Scandinavien und England sich mit Eis bedeckten, und
3) die Periode der Einführung der Hausthiere, während welcher eine neue Race (Celten) aus Asien einwanderte und die Urbewohner mit dem Rennthier verdrängte und zum Theil vielleicht unterjochte.

In der letzten Periode wurden die früher nur einfach behauenen Steinwerkzeuge und Waffen geschliffen.

Solche Werkzeuge und Waffen sind besonders in den Pfahlbauten der Schweiz, welche der letzteren Periode angehören, sehr schön erhalten worden. Das am meisten vorkommende und auch wohl nothwendigste Werkzeug war das Beil. Dasselbe ist in der Regel aus einem harten Gestein von erratischem Geschiebe, Diorit, Serpentin, Quarzit. In einigen Pfahlbauten hat man auch

*) Dies ist keine aus der Luft gegriffene Vermuthung, wie aus folgender Mittheilung von Karl Vogt hervorgeht. Einer seiner Freunde hatte in einer katholischen Kirche Steiermarks ein Gemälde bewundert, welches einen gewaltigen Drachen darstellte, von dem der Schutzherr der Gemeinde in Urzeiten die Gegend befreit hatte. Die Knochen dieses Drachen wurden noch in einer benachbarten Höhle gezeigt. Vogt's Freund erkannte darin das Skelett eines ungeheuren Rhinoceros. In Nürnberg zeigte man Karl Vogt selbst zwei, sorgfältig in einer mit gothischer Inschrift versehenen Schachtel verwahrte Zähne eines Riesen. Es waren Rhinoceroszähne. Auch manche Reliquien sollen auf solche zoologische Reste vorhistorischer Zeit zurückführen. — Wahrscheinlich deutet die Sage vom Verkehr mit den Zwergen auf die kleinere Urbevölkerung, welche von Celten und Germanen verdrängt wurde.

Beile aus Nephrit, jenem lauchgrünen, an der Schneide fast durchsichtigen Steine gefunden, der nur in Hoch-Asien (und Neuseeland) vorkommt, frisch gebrochen leicht zu verarbeiten ist, mit der Zeit aber so hart wird, daß man z. B. mit den Beilen aus dem Moossee bei Bern Namen in Fensterscheiben schneiden kann. Im Orient wird dieser Stein zu Dolchgriffen, Agraffen u. s. w. verwendet. Diese Beile wurden in Hirschhorn und dieses wieder in einen hölzernen Stiel gefaßt; zuweilen, wo das Hirschhorn lang genug war, ohne einen solchen. Da der phönizische Handel in der Zeit jener Steinwerkzeuge noch nicht bestand, so konnten diese Nephritbeile nur durch Einwanderer, welche sie als Familienstück vererbten, nach Europa gekommen sein. Dieselben scheinen auch den Stücken aus europäischem Gestein zum Muster gedient zu haben; sie sind der erste greifbare Beweis, welcher die Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung bestätigt. Ein anderes Werkzeug war das Keilmesser oder der Meißel; das Messer, eine Lamelle, welche gleich den Pfeilspitzen aus Feuerstein geschlagen und oft mit dem Rücken in einem hölzernen Heft mit Pech befestigt wurde; die Säge, eine gezackte Lamelle aus Feuerstein, welche mit dem Rücken in ein langes Holz gesteckt und mit Pech vernietet wurde; der Pfriem; der Dolchpfriem; die Nestelnadel (oder Amulet-Trophäe). Diese drei letzteren Werkzeuge sind aus Knochensplittern gemacht. Die Waffen waren: Pfeile, Lanzen, Harpunen, deren Spitzen aus Feuerstein, und Keulen aus Holz und Hirschhorn, sowie die unter den Werkzeugen erwähnte Axt; denn diese diente nicht bloß zum Holzfällen und anderen häuslichen Zwecken, sondern auch als Waffe auf der Jagd. Einen Beweis dafür liefert das in den Pfahlbauten des Moossee's erst 1868 gefundene Schulterblatt eines riesigen Urochsen, welches von einer Steinaxt mit gewaltigem Hieb durchschlagen, wieder vernarbt war, aber die deutliche Spur hinterlassen hat. Der Urochse war offenbar auf der Jagd verwundet worden, aber entkommen und erst nach Heilung der Wunde auf irgend eine Art erlegt und im Pfahlbau verzehrt worden. Fernere Ausgrabungen haben erwiesen, daß man in den Pfahlbauten bereits den Getreidebau kannte, Brod buk, Töpfergeschirr verfertigte, Flachs baute und daraus Geflechte zu Kleidungsstücken (Schürzen?) herstellte. Die Werkzeuge und Waffen aus Feuerstein wurden mit einem Meißel aus Rennthier- oder Hirschhorn aus dem Stein abgestemmt, bis zuletzt nur noch ein nicht mehr theilbarer Kern übrig blieb.

Solcher Kerne und Stemm-Meißel hatte man in vielen Pfahlbauten gefunden, ohne zuerst ihre Bestimmung zu erkennen, bis man kürzlich bei den Eskimos und Indianerstämmen des nördlichsten America's die ganz gleichen Gegenstände traf und deren Verwendung kennen lernte.

Die Kunde aus den Bodenfunden wird bestätigt und ergänzt durch die vergleichende Sprachforschung. Die von Grund aus verschiedensten Sprachen

sind die turanischen und die arischen Ursprunges. Man hält es für wahrscheinlich, daß beide in den Anfängen der Menschheit sich aus einer Ursprache gespalten und nach verschiedenen Richtungen entwickelt haben.*) Man nimmt an, daß die Turanier vor unberechenbaren Zeiten als Nomaden die Ausläufe des asiatisch-europäischen Continents bevölkert hätten, denn als die Inder gegen Ende des 3. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung nach Hindostan herabstiegen, stießen sie auf eine Urbevölkerung, deren Nachkommen in den verachteten Volksstämmen noch heute vorhanden sind. Auch die Celten und Germanen scheinen eine Urbevölkerung angetroffen zu haben, wovon vielleicht die Basken und Lappen Ueberbleibsel sind, während andere unter den Eroberern verschwanden. Die Urbevölkerung waren also die Höhlenbewohner, während die Pfahlbauer nicht sowohl wegen der Nephritbeile, welche auch turanischen Ursprungs sein könnten, als wegen des Getreidebaues auch Ackerbauer**), also Arier und da die Germanen erst kurz vor unserer Zeitrechnung südwärts rückten, celtischen Ursprunges sein müssen.

Die Sprachzeugnisse nun haben bewiesen, daß die Arier, vor ihrer Trennung von den Hinduh, aber wegen der Abwesenheit des Metalles und der Gewebe***) in den ältesten Pfahlbauten nach ihrer Trennung von den Celten, also vor Ende des dritten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung schon die Kunst des Pflügens, des Straßen- und Schiffbaues, des Webens und Nähens und des Häuserbauens kannten. Sie hatten Kenntniß der Zahlen, wenigstens bis 100 (die Eskimos können heute noch bloß bis 10 zählen). Sie hatten ferner die wichtigsten Thiere, die Kuh, das Pferd, das Schaf, den Hund gezähmt; sie waren mit den nützlichsten Metallen bekannt und mit Eisenbeilen zu friedlichen und kriegerischen Zwecken bewaffnet. Sie erkannten die Bande des Blutes und der Ehe an; sie folgten ihren Führern und Fürsten, und der Unterschied zwischen Recht und Unrecht war durch Gesetze und Brauch festgestellt. Ihrem Geiste war die Idee eines obersten Wesens eingeprägt und sie riefen es mit verschiedenen Namen an.†)

Aus der um ein Jahrtausend späteren Zeit des assyrischen Reiches hat man auf den bereits nach Tausenden zählenden Thontafeln, welche man in den Ruinen Ninive's gefunden und nach unendlicher Mühe entziffert hat,

*) Man sehe die genealogischen Tafeln der arischen, semitischen und turanischen Sprachfamilie in Max Müller's Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache (Deutsch von Böttger) im Anhang zu Seite 396.

**) Arier heißt Ackerbauer; Turanier — schnellreitende Nomaden. A. a. O. 204.

***) Noch im Jahre 1868 wurde im Torf des Moossee's von Uhlmann ein Flachsgeflechte gefunden, welches wahrscheinlich als Schürze gedient hatte und wohl erhalten ist. Daraus ist ganz klar zu erkennen, daß die Bewohner die Kunst des Webens noch nicht gekannt haben.

†) Max Müller a. a. O. S. 202.

Abhandlungen entdeckt, die, wie Rawlinson berichtet, „fast jeden Gegenstand auf Erden erläutern: da findet man die Schreibkunst, Grammatiken und Wörterbücher, Zahlbezeichnung, Maß und Gewicht, Zeiteintheilung, Chronologie, Astronomie, Geographie, Geschichte, Mythologie, Geologie, Botanik u. s. w. In der That steht uns jetzt eine vollständige Encyklopädie assyrischer Wissenschaft zur Verfügung." Betrachtet man dazu die Ruinen jener prachtvollen Königspaläste, welche erst zu unserer Zeit ausgegraben wurden, so kann man entnehmen, daß jenes Volk, welches den babylonischen Thurm gebaut, — der eine Höhe von 600 Fuß erreicht haben soll, das höchste Bauwerk, das auf Erden noch bestanden, — auf einer wirthschaftlich schon hohen Stufe gestanden haben muß. Namentlich die Gewerbthätigkeit scheint bereits sehr groß gewesen zu sein, weil man Industrie-Producte babylonischen Ursprungs noch zahlreich in den Grabstätten Italiens fand.

Schon vor den Assyrern hatten die Aegypter im vierten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, aus Asien einwandernd, ein Reich im Nilland gegründet. Man nimmt an, daß sie Ureinwohner vorfanden, welche sie zum Theil verdrängten, zum Theil unterwarfen. Wahrscheinlich waren dies turanische Stämme, welche schon lange vor den Ariern die Ausläufe des asiatisch-europäischen Continents nomadenhaft besiedelt, von Africa aus nach West-Europa wandernd, dessen Urbevölkerung gebildet hatten, und die vielleicht in den Basken, Lappen und Eskimos noch ihre Spuren hinterlassen hat, nachdem sie von der aus Asien donauaufwärts gerückten arisch-celtischen Race verdrängt worden.

Bei den alten Aegyptern tritt uns zuerst ein wirthschaftliches System entgegen, denn die Theilung der Arbeit war bereits in der Form verschiedener Stände eingeführt, wenn auch die vielerwähnte Eintheilung in die vier Kasten der Priester, Soldaten, Gewerbtreibenden und Ackerbauer neuerdings nicht mehr als eine so starre Scheidung angesehen wird, daß der Uebergang von einer Kaste in die andere unmöglich gewesen wäre. Uebrigens ist es natürlich, daß in jener Zeit, wo Aenderungen und Fortschritte nur langsam vor sich gehen konnten, der Uebergang von einem Stande in den anderen auch schwerer sein mußte, als heute, wo die Abscheidung der Classen doch auch noch besteht. Die Priester waren nicht bloß die Pfleger der Religion, sondern auch die Träger der Wissenschaft, welche sich in Aegypten zuerst unter allen Völkern als solche bis zu einem gewissen Grade entwickelt zu haben scheint. Röth weist aus dem Zeugniß des Clemens Alexandrinus nach, daß die Aegypter eine Glaubenslehre in wissenschaftlicher Form hatten, und daß die ägyptische Priesterlehre den ganzen Kreis der damaligen Wissenschaften umfaßte, welche in heiligen Schriften, den s. g. 42 Büchern des Hermes niedergelegt waren. Sie enthielten: „Theologie, Jurisprudenz, Heilkunde, Natur-

wissenschaften, soweit sie damals ausgebildet waren, und Geometrie. Einen ungefähren Begriff von ihrer Natur können uns die noch erhaltenen Priesterschriften des verwandten, nahen hebräischen Volkes geben, das nach einem längeren Aufenthalt in Aegypten seine politische und priesterliche Bildung von den Aegyptern herübergenommen hatte. In beschränkterem Maßstab und in unvollkommenerer Ausbildung behandeln die mosaischen Bücher ebenfalls das gesammte Wissen der verschiedenen, jedoch nicht so streng gesonderten hebräischen Priesterclassen, umfassend durchaus dieselben Gegenstände: Theologie, das Tempel- und Opfer-Ritual, Jurisprudenz, Medicin und die Kalenderwissenschaft; die eigentlich strengeren Wissenschaften, die Geometrie und Naturkunde ausgeschlossen."

Die ägyptische Priesterkaste theilte sich wieder in sechs Unterabtheilungen, wovon jede eine besondere Aufgabe hatte und ein besonderes Fach vertrat.

„Es begreift sich von selbst", sagt Röth weiter, „daß jene 42 Bücher nur den Kern der Priester-Literatur bildeten und offenbar aus den ältesten und angesehensten Priesterschriften zusammengesetzt waren, und daß sich an diesen Kern die übrige priesterliche Literatur in Form von Commentaren, Erläuterungen, einzelnen Abhandlungen u. s. w. anschloß; denn die Alten geben die Zahl der priesterlichen, s. g. hermetischen Schriften als so groß an, daß man sieht, sie meinen damit den Umfang einer ganzen Literatur. Dieselbe Erscheinung, daß sich um einen Kern älterer heiliger Bücher eine ganze priesterliche oder gelehrte Literatur über alle Theile des von dem priesterlichen oder gelehrten Stande gepflegten Wissens ausbreitet, steht keineswegs vereinzelt bei den Aegyptern da, sondern findet sich bei den meisten älteren Nationen, von denen wir Kunde haben: bei den Juden, Baktrern, Indern. Die Aegypter besaßen nicht bloß jene niedere Schulbildung, welche im Lesen, Schreiben und Rechnen besteht, und welche Plato als ein Gemeingut des ägyptischen Volkes, sogar der unteren Classen angibt, sondern sie hatten auch in den größeren Städten, z. B. Heliopolis, Theben, förmliche Priester-Collegien, in welchen der gelehrte Unterricht ertheilt wurde, und Strabo redet als Augenzeuge von den zu diesem Zweck bestimmten Gebäuden in Heliopolis, obgleich sie zu seiner Zeit — er bereiste Aegypten um Christi Geburt — schon verödet und leer standen, ein sprechendes Zeichen des damals eingetretenen Verfalles der ägyptischen Bildung. So erwähnt Diodor einer Bibliothek bei dem Grabmale des Osymandias in Theben, und Champollion entdeckte noch unter den heutigen Ruinen dieser Stadt in einer Reihe von Gebäuden, welche von Rameses, dem Sesostris der Griechen, aus dem 16. Jahrhundert vor Christi Geburt herrühren, die Umfangsmauern eines Saales, der nach seinen hieroglyphischen Inschriften ein Büchersaal war."

In den Pyramiden sind uns Baudenkmale jener ältesten Culturperiode erhalten.

Griechische Schriftsteller behaupten, daß die Aegypter einen Widerwillen gegen den Handel und das Meer gehabt hätten; allein die neueren Forschungen unterstützen diese Ansicht nicht. Sie suchten sich nur gegen die seeräuberischen Griechen zu schützen. Sesostris ließ 1700 v. Chr. 400 Schiffe bauen, womit er den indischen Ocean befuhr. Aus Herodot erfahren wir, daß sie große Entdeckungs- und Handels-Fahrten auf dem Meere gemacht und sogar Africa zu einer Zeit umschifft haben, welche noch mit dem Schleier der Mythe umhüllt ist. Diese Angabe ist in Zweifel gezogen worden, allein ihre Wahrheit geht aus der Bemerkung hervor, daß jene Seefahrer im Süden endlich die Sonne nördlich, den Schatten südlich gesehen hätten. Da die Griechen noch nicht wußten, daß die Erde rund ist, so konnte Herodot diese Bemerkung nicht erfunden haben.

Schon zu Sesostris' Zeiten ging ein Canal aus dem östlichen Nil-Arme ins rothe Meer, dessen Spuren noch jetzt vorhanden sind. Aus Trümmern an seinem Rande läßt sich schließen, daß sein Ursprung bis 1300 vor unserer Zeitrechnung zurückreicht. Nach Herodot hatte Necho den Canal erbaut. Trotz dieses Canals wurde später eine Karawanen-Straße angelegt. Beim Baue des Necho-Canals verloren 100,000 Menschen das Leben.

Die ägyptische Cultur gerieth in Verfall, als man mit Gewalt und auf die Dauer die freie Entwicklung hemmte.

Die Phönicier hatten schon in grauer Zeit einen sehr entwickelten Handel. Gewerbe und Schiffbau müssen bei ihnen einen hohen Grad von Vollkommenheit gehabt haben, und sie scheinen überhaupt das wirthschaftlichste Volk des Alterthums gewesen zu sein. Ihre Blüthe überdauerte fast jene der Griechen; denn Tyrus fiel in seinem Glanzpunkte erst vor Alexander, als Athen bereits gesunken war. Sie dehnten ihren Handel bis über die Gränzen der damals bekannten Welt hin aus; holten den Bernstein von der Küste der Ostsee, wohin schon 500 v. Chr. der Landweg durch Rußland benutzt wurde, aus England Zinn und Felle, aus Spanien Silber, und brachten dafür Bronzegeräthe, die feinen Gewebe von Tyrus, die Weine von Cypern und Chios dahin. Auch Waffen und Rüstzeug scheinen zu ihren Handels-Artikeln gehört zu haben. Fast an allen Küsten des Mittelmeeres, selbst an der Westküste Africa's gründeten sie Colonieen, die sich 125 an der Zahl bis nach Sierra Leone erstreckten. Sie besaßen einen Hafen im rothen Meere und im persischen Meerbusen, von wo aus sie den Handel mit Indien durch die Araber vermittelten, welche Seide, Gewebe und indische Gewürze gegen das feine Rauchwerk Arabiens eintauschten, das bei dem indischen Gottesdienste stark verbraucht wurde.

Die Phönicier trieben aber nicht bloß eigentlichen Zwischenhandel, sie brachten auch die Industrie auf eine für ihre Zeit hohe Stufe der Vervollkommnung; denn die damaligen Fortschritte in der Färberei und Weberei,

im Bronzeguß und in der Töpferei, der Purpur und das Glas sind phönicischen Erfindern zu verdanken. Leider hat uns die Geschichte nur wenig von diesem betriebsamen Volke überliefert.

Von ihnen, wie von ihrer Colonie Karthago (Neustadt), welches jenen ewig denkwürdigen Weltkampf mit Rom bestand, hat Mommsen ein so klares Bild entworfen, daß wir nichts Besseres thun können, als auf diesen Meister zu verweisen.

Die Wirthschaft der Griechen beruhte auf der Sclaverei. Ihre Haupt-Production geschah durch den Ackerbau, die Bergwerke und den Handel. Wie im urzeitlichen Deutschland verstand man unter Volk nur die wenigen Freien, welche in ziemlichem Wohlstande leben konnten, weil die Sclaven für sie arbeiteten, weil der größte Theil der Bevölkerung nur mit dem Nothdürftigsten versehen war und dadurch das üppige Leben des bevorrechteten kleinen Theiles möglich machte. Ihr Handel blühte durch die vielen Colonieen, welche sie in Italien, Sicilien, Asien und am schwarzen Meere anlegten.

Böckh hat uns eine treffliche Schilderung des athenischen Haushaltes geliefert. Die Steuern waren verpachtet, die Zölle wurden von eigenen Einnehmern erhoben, das Staats-Bauwesen, der Straßen- und Schiffsbau hatte seine besondere Verwaltung, welche zum Hülfspersonal nur Sclaven nahm. Bei aller demokratischen Freiheit waren die Athener doch nicht frei von communistischen Bestrebungen, wie sie sich beim „θεωρικόν" (Schaugeld) zeigten, welches den politischen Müßiggängern, die einer Volksversammlung beiwohnten, einen Theil der Staatscasse zuwies und endlich in eine Armensteuer ausartete. So lange der Schatz durch den Tribut besiegter Länder und zinspflichtiger Bundesgenossen in Thracien, Karien, am Hellespont, auf den Inseln und durch die Bergwerke wieder gefüllt wurde, ging es, und es wurde das Schaugeld häufig als politisches Mittel angewandt, um das Volk für sich zu gewinnen. Als aber jene Hülfsquellen versiegten*), mußte es zu Unruhen und Excessen kommen. Um den Schatz wieder zu füllen, griff man daher zu allen möglichen Mitteln, confiscirte die Güter der Verbannten, führte für fast alle Vergehen Geldstrafen ein, und Viele ließen sich lieber plündern, um nur den Demos wieder zur Ruhe zu bringen. So wurde die Zügellosigkeit immer größer, die Macht des Staates schwächer, ein Bundesgenosse nach dem andern fiel, und als äußere Feinde anstürmten, konnte Athen nicht einmal mehr die Mittel zu seiner Vertheidigung aufbringen und ging unter.

*) Aristophanes gibt die Zahl der unterworfenen Städte auf 1000 an, und geißelt die Athener durch den Vorschlag, in jede 20 athenische Bürger zur Verköstigung zu legen.

Eine der wichtigsten wirthschaftlichen Aufgaben, welche sich der Staat schon im Alterthum gestellt hatte, war die Ansammlung eines Schatzes; denn dieser war der einzige Weg, um zu jener Zeit, wo es noch keinen Credit, keine Staatspapiere und kein Staatsschulden-System gab, die Mittel zu den damals weit häufigeren Kriegen aufzutreiben. Böckh nimmt an, daß vor Perikles ein Schatz von baarem Gelde in Athen nicht nachweisbar sei, und daß die Vertheilung der Bergwerksgelder bis auf Themistokles beweise, daß man an ein Aufsammeln eines solchen bis dahin nicht gedacht hatte. Seit der Uebertragung des zur Unterhaltung der Flotte gegen die Perser von den Hellenen angesammelten Schatzes von Delos nach Athen finden wir einen Staatsschatz, der durch weitere Ersparnisse unter Perikles auf beinahe 14 Millionen Thaler gebracht wurde. Die Staatseinkünfte Athens beliefen sich auf ungefähr 2 Millionen Thaler, welche bei der unbedeutenden Bevölkerung des Staates auf den großen Reichthum desselben einen Schluß ziehen lassen. In der Blüthezeit Athens waren die Jahres-Einkünfte noch weit bedeutender, wenn wir auch die Angaben verschiedener griechischer Schriftsteller, wonach die attischen Staatseinkünfte jährlich 8¼ Million Thaler betragen hätten, für eine Uebertreibung halten wollten. Noch beim Ausbruch des peloponnesischen Krieges nimmt Xenophon die Einkünfte auf 1,375,000 Thaler an. Die Quellen der Staatseinkünfte waren theils im In-, theils im Auslande. Zu diesen gehörte der Tribut der Verbündeten oder unterworfenen Völkerschaften, zu jenen gehörten erstens die Gefälle von Domainen, unter welchen die Bergwerke, namentlich die Silbergruben, eine große Rolle spielten; Zölle, Accise und einige Gewerbe- und Personensteuern auf Renten und von Sclaven; zweitens Strafgelder nebst Gerichtsgeldern und Einkünften von eingezogenen Gütern; drittens ordentliche Staatsabgaben. Bei den letzteren ist besonders hervorzuheben, daß bei den Alten das Princip festgehalten wurde, die Steuern mehr von dem Vermögen als von der Person zu nehmen, weil das Letztere ihrem empfindlichen Freiheitsgefühl wiederstrebte. Aber auch das Vermögen der Bürger wurde nur im Nothfalle besteuert; denn es läßt sich nicht einmal eine regelmäßige Grundsteuer nachweisen, und abgerechnet die heiligen und Staatsgüter gab es nur in der ältesten Geschichte Attika's eine Zinspflichtigkeit des Grundbesitzers, aber nicht an das gemeine Wesen, sondern an den Adel als Grund-Eigenthümer. Eben so wenig kannte man eine Häusersteuer.

Diese Eintheilung der Staatseinkünfte wird in der Einleitung zu dem Buche von der Staatswirthschaft, welches man, wahrscheinlich mit Unrecht, Aristoteles zuschreibt, bestätigt. Darin wird eine vierfache Oekonomie, die königliche, satrapische, politische und Privat-Oekonomie, unterschieden. Die erste wird die größte und einfachste, die dritte die mannigfachste und leichteste, die letzte die mannigfachste und kleinste genannt. Der königlichen Wirthschaft gibt der Verfasser vier Theile, das Münzwesen, die Ausfuhr, die Einfuhr

und den Aufwand; rücksichtlich der Münze müsse sie erwägen, was für Geld zu schlagen und wann es wohlfeiler und theurer zu machen sei; in Rücksicht der Ausfuhr und Einfuhr, was und wann von den Satrapen in Natur als Abgabe anzunehmen und umzusetzen vortheilhaft sei; in Rücksicht des Aufwandes, welcher Theil desselben abzuschaffen sei und wann, und ob der König mit Geld oder mit Naturalien bezahlen solle. Die satrapische Wirthschaft hat sechs Arten der Einkünfte: vom Laude, von den eigenthümlichen Erzeugnissen in dem Boden desselben, von den Emporien, den Gefällen, vom Vieh, von dem Uebrigen. Die erste und beste ist nämlich die Grundsteuer oder der Zehnte; die andere von Gold, Silber, Kupfer und dergleichen; die dritte bezieht sich auf die Hafenzölle und andere Emporialgefälle; die vierte begreift die Zölle auf dem Lande und die Marktgefälle; die fünfte die Abgaben vom Viehstand oder den Blutzehnten, worunter nicht etwa Weidegeld für das Recht, auf gemeinen Triften Vieh zu halten, sondern eine Vermögenssteuer vom Vieh selbst zu verstehen ist, wie Dionysius der Aeltere, Tyrann von Syrakus, diese mit fast unglaublicher Härte und Unverschämtheit erhob; unter der sechsten versteht der Verfasser Kopf- und Gewerbesteuer. Ueber die Volkswirthschaft, welche hier vorzüglich uns angeht, ist der Verfasser sehr kurz; für das beste Einkommen hält er hier den Ertrag von eigenthümlichen Landeserzeugnissen, also vorzüglich Bergwerken; sodann von den Emporien und dergleichen, endlich von den gewöhnlichen Dingen. Bei diesem vieldeutigen Ausdruck hat man theils an den Census, theils an die ordentlichen Liturgieen gedacht, oder durch Verbesserung nachhelfen wollen; offenbar aber ist darunter der gewöhnliche Verkehr im Lande verstanden, wovon indirecte Steuern erhoben werden. So abgerissen diese Bemerkungen sind, so erhellt doch im Allgemeinen, daß die Einkünfte von öffentlichen Gütern und die indirecten Steuern für die besten der politischen Staatswirthschaft der hellenischen Freistaaten gehalten wurden.

Wo die ordentlichen Staatskräfte nicht ausreichten, da wurde in der Regel zu einer Vermögenssteuer geschritten, von der kein Athenienser befreit war.

Gewerbe und Handel waren vollständig frei.

Der Handel der Griechen war sehr bedeutend, und schon im zehnten Jahrhundert vor Christi Geburt begannen dieselben im Activhandel mit den Phöniciern selbst zu wetteifern. Zu dieser Zeit scheint es nämlich gerade der ungeheure Reichthum, welchen die Phönicier durch ihre Silberbergwerke in Spanien auffammelten, gewesen zu sein, welcher einen großen Theil des phönicischen Activhandels den Hellenen in die Hände trieb. Die Phönicier trieben nämlich sowohl durch die bedeutende Vermehrung des Silbergeldes, als durch die nothwendig damit verknüpfte Uebertreibung der Handels-Speculation die Preise auf den kleinasiatischen und selbst auf den hellenischen

Märkten so in die Höhe, daß sie weder nach Norden im mittelländischen Meere handeln noch dort produciren, sondern nur nach dem Westen sich wenden konnten.

Fr. Mone stellt die Vermuthung auf, daß der trojanische Krieg mehr aus Handels-Eifersucht entstanden sei. Troja beherrschte nämlich die Handelsstraße von Ninive, und die Kreter und Karer bezogen die Waaren aus Mesopotamien über Syrien. Nach dem Jahre 1000 vor Christi Geburt haben die Karer auf Kreta den Phöniciern bereits den Leinwand- und Wollenhandel von Babylon nach Hellas entrissen. Lange Zeit handelten Hellenen und Phönicier neben und mit einander. Die Phönicier hatten Mangel an Getreide, Oel und Wein, daher sie ihren Bedarf durch Tausch und Kauf aus Aegypten und Judäa bezogen. Noch vortheilhafter war es ihnen indessen, diese Producte von den griechischen Colonieen oder von den Thraciern einzutauschen [die sonst gar keinen anderen Absatz gehabt hätten], indem sie dieselben mit den Producten ihrer eigenen Industrie, mit Tuch, Erzguß, Töpfereien, Glas, Schmucksachen, kunstreichen Kleidungen und werthvollen Rüstungen bezahlen konnten, so wie mit den Waaren, welche sie durch den Zwischenhandel bekamen, mit Weihrauch und Spezereien aus Asien, oder mit Leinwand aus Aegypten. Sogar der Menschenhaar-Handel existirte bereits; denn die Aegypter trugen schon damals falsche Haare und Perücken. „Die Phönicier", sagt Mone, „beuteten die Naturproducte von Hellas in jeder Hinsicht aus. Das Kupfer auf Euböa war ihnen für das Nagelwerk ihrer Fahrzeuge wichtig. Das Blei von der Insel Zea zur Spikerhaut ihrer Schiffe, das Holz vor allem zum Schiffsbau. Die Phönicier haben ihre Manufacturen immer in der Nähe der Naturproducte angelegt, um den Transport der Rohstoffe zu ersparen. So hatten sie den Schiffsbau an den Gestaden von Hellas, die Purpurbereitung eben dort, wo sie Purpurschnecken fischten, betrieben. Die Purpurfischerei der Phönicier war vorzüglich an der argivisch-lakonischen und böotisch-euböischen Küste. Die Griechen sind ihnen hierin getreu nachgefolgt und haben diese volkswirthschaftliche Maxime immer beibehalten, z. B. Cyrene lag am Ende der Karawanenstraße, auf welcher die Edelsteine aus Arabien, von Ceylon und Indien kamen. Cyrene hat daher die Steinschneiderei als Industrie betrieben. Eben so waren dort die Fabriken für wohlriechende Wasser, Oele und Salben, weil dort die dazu nöthigen Pflanzen wuchsen.

„Es bestand bei den Völkern um den griechischen Archipel ferner ein volkswirthschaftlicher Gegensatz, dessen Extreme die Phönicier und die noch ganz rohen Hellenen bilden. Nämlich die ersteren hielten Handwerk und Verdienst durch Industrie nicht für etwas Schimpfliches; die letzteren, wie auch die Karer und selbst noch die Römer und Deutschen, hatten die Vorstellung, die Industrie und das Gewerbe sei des freien Mannes unwürdig. Diese Vorstellung findet bei allen Völkern, wo die Arbeitskräfte (Sclaven, Leibeigene,

Juden) social von den Staatsbürgern geschieden sind, und wo die Staatenbildung von einer militärisch organisirten Eroberung ausgeht."

Auch über die beiden Factoren der Production, über die Arbeitskraft und das Capital der Hellenen, gibt Mone interessante Aufschlüsse. Zur Zeit der höchsten Blüthe des Hellenenthums, im fünften bis zum dritten Jahrhundert vor Christus, waren nur vier bis fünf Millionen Menschen vorhanden, welche Griechisch als ihre Muttersprache redeten, hellenischer Abstammung waren und als Staatsangehörige politische Rechte genossen. Ihnen zur Seite standen die Sclaven, meist anderen Nationalitäten angehörend, welche das Drei- bis Vierfache der eigentlichen Griechen betrugen. Da das heutige Griechenland mit den Inseln jetzt nur ungefähr eine Million Menschen zählt, die sich vorzugsweise von Ackerbau und Viehzucht erhalten, so müssen die Hellenen sich vorzugsweise vom Handel und von der Industrie ernährt und ungeheure Massen von Rohproducten und Brodstoffen aus den Colonial-Ländern eingeführt haben. Die Zahl der Sclaven bei sämmtlichen Griechen wird auf zwölf Millionen angeschlagen. Da nun die Sclaven den Hausthieren gleich gerechnet wurden, folglich Capital waren, der niedrigste Ankaufspreis eines Sclaven aber 171 Franken (nach damaligem Geldwerth, nach heutigem etwa das Zehnfache) betrug, so hatten die Hellenen an Sclaven allein ein Capital von über zweitausend Millionen Franken. Die Sclaven ersetzten nicht allein unsere heutigen Maschinen, sondern trieben auch vorzugsweise den Landbau und die Gewerbe, so daß sie die eigentlichen materiellen Producenten waren, während ihre Herren sich mehr mit dem Handel, mit der Entwicklung der geistigen Güter und mit dem Schutz des Landes beschäftigten.

Auch der Reichthum an Hausthieren war sehr bedeutend; doch sind genaue statistische Angaben darüber nicht vorhanden. Der Preis der Hausthiere hielt gleichen Stand mit dem der Lebensmittel, nur scheinen die Pferde etwas höher im Werthe gewesen zu sein. Was den Ackerbau betrifft, so bestand Anfangs Güterschluß, in der späteren Zeit aber war die Zerstücklung der Grundstücke allgemein, während in der letzten Periode der griechischen Geschichte die großen Latifundien erschienen. Der Preis der Grundstücke scheint auch damals schon ziemlich hoch gewesen zu sein; denn das Steuer-Capital des winzigen Attika betrug 378 vor Christus 8750 Talente, das ist etwa 31,500,000 Franken.

Es gab auch Hypotheken-Darlehen; die Stelle der Hypothekenbücher vertraten Denksteine an den Aeckern, worauf die auf den letzteren ruhenden Pfandschulden eingegraben waren.

Einen großen Theil ihres Einkommens scheinen die Hellenen aus Industrie- und Kunstproducten gezogen zu haben, und wenn von den ersteren auch nichts mehr existirt, so zeigen doch die Ueberbleibsel der letzteren in un-

seren Museen und Kunstanstalten, daß die ganze civilisirte antike Welt der Kunst der Hellenen tributpflichtig war. Eines nur scheint den Culturfortschritt viel öfter als bei uns gehemmt zu haben, wir meinen die Kriege, nicht allein, weil dieselben weit häufiger waren als heutzutage, sondern auch, weil sie weit theurer zu stehen kamen, da weder Staatscredit noch Staatsschulden-System existirte.

Ursprünglich waltete im Verkehr der Tauschhandel ob; schon um das Jahr 1000 war der Kauf vorwiegend. Gegen das Jahr 750 v. Chr. trat ein bedeutender wirthschaftlicher Fortschritt ein, indem durch die Herrschaft des arginischen Tyrannen Pheidon, welcher über den nördlichen Peloponnes, Aegina und Korinth gebot, Einheit in Maß, Gewicht und Münze eingeführt wurde. Dieses Münz- und Gewicht-System war von den Phöniciern aus Lydien übernommen worden, es war das babylonische.

„Seine Geltung", sagt Mone, „war für die damalige Handelswelt bedeutend in ganz Vorder-Asien, später im persischen Reiche, bei den Hellenen in Klein-Asien, im ganzen Peloponnes, in Korinth, Megara, Böotien, Thessalien, auf den Inseln Melos, Kreta, Rhodos. Es ward in der Folge verbreitet nach Byzanz, Sicilien, Taras, Rhegion, Thasos und Macedonien. Es war der schwere Münzfuß, der äginetische, weil dort Pheidon prägen ließ. Das äginetische Silbertalent beträgt nach jetzigem Werthe 2291⅔ Thlr. oder 4052 Fl. 55 Kr. Der Werth des Goldes zum Silber verhielt sich wie 10 : 1. Mit dem Zustandekommen des einheitlichen Maßes war nicht nur der Binnenhandel auf einer festen Basis möglich, sondern da das ganze System bei den asiatischen Völkern auch gangbar war, so beförderte es wesentlich den auswärtigen Verkehr und Activhandel der Griechen über ihren Binnenhandel hinaus. Die lydischen Kriege, die Unterwerfung unter die Sandoniden war ein volkswirthschaftlicher Fortschritt. Als ein Mittelglied des Uebergangs vom Binnenhandel zum Activhandel muß wieder die Colonisation betrachtet werden. Die Anlage von Pflanzstädten zwischen 750 und 580 war nicht nur der Erweiterung der Agricultur förderlich, sondern auch der Volkswirthschaft der einzelnen Staaten auf entfernte Gebiete. Alle Kunst- und Industrie-Producte der Metropolis kamen in die Tochterstadt und in den Handel."

Bereits in früher Zeit bestanden Geldwechsler, und die Stelle der Banken vertraten die Tempel; auch Anweisungen wurden schon gebraucht, wie aus folgender Stelle des Isokrates hervorgeht:

„Ich hatte Stratokles, als er eine Reise nach Pontus antrat, von wo ich eine ansehnliche Summe Geldes zu fordern hatte, ersucht, mir sein Geld zurück zu lassen und diesen Betrag bei meinem Vater in Pontus wieder einzufordern, da ich es von großer Wichtigkeit hielt, daß mein Geld nicht den Gefahren einer Seereise Preis gegeben werde, um so mehr, als die Lacedämo-

nier zu jener Zeit auf der See die Oberhand hatten..... Und als Stratokles mich darauf fragte, wer ihm das Geld wiedergeben würde, wenn mein Vater sich weigern sollte, zu thun, was ich ihm geschrieben, und er mich bei seiner Rückkehr nicht mehr fände, habe ich ihn zu Pasion geführt, der sich für Capital und Zinsen verbürgte."

Der Zinsfuß scheint ziemlich hoch gewesen zu sein, wie es bei der Geringfügigkeit der Capital-Ansammlung und der Unsicherheit der Rechtspflege natürlich war: zur Zeit des peloponnesischen Krieges auf 18 Procent, zur Zeit des Demosthenes auf 10, des Aristoteles auf 12 Procent. Auch kommen Fälle vor, wo bis zu 38 Procent gezahlt wurden.

Erwähnenswerth ist die Aehnlichkeit, welche in den Vorurtheilen der Völker verschiedener Zeitalter herrscht. So besitzen wir noch eine Rede des Lysias, in welcher gegen den „Kornwucher" gedonnert wird, wie unter den unwissenden Leuten der Gegenwart.

Die Verfassung der Spartaner, welche mehrere Jahrhunderte lang die Gütergemeinschaft aufrecht hielt und viele der neuerdings angestrebten idealen Staatseinrichtungen ausgeführt hatte, scheint unsern modernen Communisten ganz aus dem Gedächtnisse gekommen zu sein. Die Erziehung der Kinder durch den Staat, die gemeinsame Eß-Anstalt, die gemeinschaftliche Bebauung des Landes, das sind Dinge, welche in Sparta längst bestanden haben. Die Gesetze des Lykurg schrieben sogar die Anzahl und Beschaffenheit der Speisen vor und enthielten ein vollständiges wirthschaftliches System. Das Stadtgebiet war in 9000, das übrige Land in 30,005 Theile für eben so viele Familien gesondert und wurde durch die Heloten, einen besiegten Völkerstamm, bebaut, denn der Spartaner arbeitete nicht. Da so von Staatswegen für Jeden gesorgt war, Keiner also durch äußeren Drang geistig angeregt wurde, so blieben die Spartaner ganz zurück, und die Nachwelt hat uns nichts von ihnen aufbewahrt als das Andenken an ihre Rohheit. Die Peitsche war das Erziehungsmittel der Kinder; man lehrte sie stehlen und peitschte sie, wenn sie sich erwischen ließen. Die Erziehung der Mädchen war schamlos; sie mußten öffentlich, fast nackt, wie die Jünglinge, vor den Augen der Männer in Leibesübungen sich messen, auf der Rennbahn laufen, Wurfspieße werfen. Zur Ehe wurden sie nach Kräftigkeit ihres Körpers und dem Feuer ihres Temperamentes ausgesucht.

Die Bildungsfähigkeit eines Volkes kann man nach dem Grade von Achtung beurtheilen, in welcher die Frauen stehen. Kein Wunder also, daß bei jenem rohen Volke alles, was den Menschen veredelt, vernachlässigt war, daß Industrie, Handel, Kunst, Wissenschaft nicht bei ihnen existirten. „Wehe den Völkern," sagt A. Blanqui, „welche den Sclaven die Sorgfalt, ihre Bedürfnisse zu befriedigen, überlassen und in solche Hände die nationale Güter-Erzeugung legen! Diese Verirrung hat die Gesittung des Alterthums

zerstört." Die Spartaner mit ihrer Gütergemeinschaft hatten es aber zu gar keiner Gesittung gebracht. Die Bildung der Athener, wenn sie auch verfiel, hat uns mindestens Denkmale des Geistes und der Kunst aufbewahrt, an welchen wir uns noch heute erfreuen und die unvergänglich sind, so lange das Menschengeschlecht besteht.

Auch in Kreta hat ein social-communistisches System existirt. So viel uns davon bekannt ist, scheint es zwar weniger roh, als das der Spartaner, für die Bildung aber nicht förderlicher gewesen zu sein.

Die Grundlage der Volkswirthschaft der Römer war der Ackerbau; Handel und Gewerbe waren in Vergleich damit wenigstens in der ersten Zeit auf niedriger Stufe. Ueberhaupt war der Feldbau der Grundpfeiler aller italischen Staaten. Auch muß derselbe schon früh ausgebildet gewesen sein; denn der Uebergang von der Weide zur Ackerwirthschaft hat schon zur Zeit der Italiker in der Halbinsel Statt gefunden. „Der Ackerbau", sagt Mommsen, „bestand in Italien lange, bevor man das Eisenschmelzen lernte; denn der heilige Pflug, mit dem man die Furche zog, um darauf den Mauerring zu errichten, in welchem die Bauern Schutz finden sollten vor dem feindlichen Ueberfall, hatte eine kupferne Schaar." Die ganze Kriegs- und Eroberungs-Politik der Römer hing mit der Agrar-Verfassung zusammen. Die römische Bevölkerung wurde im Großen in zwei Hauptclassen getheilt, wovon die eine die „ansässige" war und die gemeine Steuerlast zu tragen hatte, während die andere großentheils die Mannschaft für den Krieg lieferte. Im Staate galt nur der ansässige Mann, der Krieg aber hatte den Zweck, den noch nicht ansässigen Leuten Grundeigenthum zu verschaffen. Den unterjochten Gemeinden wurde daher statt der Kriegs-Contribution die Abtretung eines Theiles, gewöhnlich eines Drittels, ihrer Feldmark auferlegt, wo dann regelmäßig römische Bauernhöfe entstanden. Dies ist das Geheimniß der Römerherrschaft, welches ihnen später die Germanen ablernten. Was das Schwert erobert hatte, das machte die Pflugschaar so fest wurzeln, daß es auch durch spätere Niederlagen nicht wieder entrissen wurde. Was dabei das Merkwürdigste war: dieser energisch colonisirenden Eroberungs-Politik zur Seite ging das strengste politische Centralisations-System. Die neuen Ansiedlungen wurden nicht selbstständige Gemeinden, was sie aus Clienten später zu Nebenbuhlern gemacht haben würde, sondern die römische Stadtgemeinde wuchs um so viel ansässige Bürger, als neue Landloose ertheilt worden waren.

Die Theilung des Grundeigenthums läßt sich in der frühesten Zeit nicht genau erkennen. Mommsen vermuthet, daß die gesammte Mark gemeinschaftlich bestellt wurde, und daß das Sondereigenthum nur in Sclaven und Vieh bestand. Schon bei der Einführung der Servianischen Verfassung findet man indessen die Aecker getheilt und nur die Weide, wie bei der Dreifelderwirthschaft in Deutschland, namentlich die Schafweide, im ungetheilten

Besitze der Gemeinde gelassen. Im Allgemeinen scheint während der besseren Zeit Roms der mittlere Grundbesitz die überwiegende Mehrheit gebildet zu haben. Die kleineren und mittleren Güter wurden in der Regel durch die Eigenthümer selbst bewirthschaftet und nur die großen Güter mittelst Verpachtung in kleinen Parzellen ausgenutzt gegen Abgabe eines Theiles der Früchte, der in späterer Zeit, wo die großen Latifundien überhand nahmen, nicht selten bis zu vier Fünfteln des gewonnenen Ertrages sich erhob. Der Ackerbau erreichte einen ziemlichen Grad von Vollendung; denn bei den Römern finden wir zuerst eine theoretische Behandlung desselben, und das Berieselungs- und Drainirungs-System war schon in hohem Grade entwickelt.

Da somit der Ackerbau, wie bereits erwähnt, die Grundlage der Politik und des ganzen Staatsgebäudes der Römer war, so lag es in der Natur der Dinge, daß Handel und Gewerbe im Vergleich vernachlässigt und von den höheren Classen der Gesellschaft sogar verachtet waren. Es war zwar eines der Geheimnisse der Weltherrschaft, daß die Römer überall, wo sie festen Fuß zu fassen suchten, zuerst mit dem Bau von Kunststraßen begannen, welche einen regelmäßigen Verkehr selbst der entferntesten Provinzen mit der Hauptstadt ermöglichen sollten; allein der Verkehr beschränkte sich doch mehr auf das Kriegsbedürfniß und den Umsatz der landwirthschaftlichen Producte als auf den Handel mit fremden Ländern. Schon in der frühesten Zeit bestanden neben den gewöhnlichen Wochenmärkten regelmäßige Messen, auf denen Korn und Wein Unter-Italiens mit dem Kupfer Etruriens vertauscht oder auch mit Sclaven bezahlt wurden. Dieser Verkehr fand Statt, bevor noch die Hellenen in Italien Boden gefaßt hatten. Auch scheinen schon damals die italischen Zahlenzeichen und das Duodecimal-System entstanden zu sein. Der Welthandel war, da die Bewohner Italiens doch gewisse Producte nicht entbehren konnten, daher sowohl in der vorrömischen als in der römischen Zeit den Phöniciern und Hellenen, so wie deren Colonieen auf der Nordküste Africa's und der Ostküste Italiens zugefallen. In den ältesten Grabstätten findet man Goldplatten mit eingestempelten geflügelten Löwen und ähnlichen Ornamenten babylonischer Fabrik, und es unterliegt im Ganzen keinem Zweifel, daß seit der ältesten Zeit Metallwaaren von Osten her eingeführt worden. Noch deutlicher zeigt sich die griechische Einfuhr und der griechische Einfluß in den Kunstwaaren aus Thon oder Metall. So wurden unter anderen Schmucksachen eingeführt: Glas- und Bernsteinperlen, Straußeneier mit gemalten oder eingeschnitzten Sphinxen und Greifen, Gefäße von bläulichem Schmelzglas oder graulichem Thon, nach Material und Styl, wie nach den eingedrückten Hieroglyphen zu schließen, ägyptischen Ursprungs, ferner Salben, wie die in den Grabkammern gefundenen Salbgefäße von orientalischem Alabaster — darunter mehrere als Isis geformte — zeigen; Purpur, Elfenbein und Weihrauch, Wein und Flachs. Für solche Artikel und

andere Luxuswaaren, welche das älteste Italien so gut wie das kaiserliche Rom aus dem Osten bezog, bevor es nach Mustern und mit Werkzeugen, die es von dort empfangen hatte, selbst zu fabriciren versuchte, wurden vorzugsweise Rohproducte: Getreide, Kupfer, Silber, Eisen, Bauholz, in Tausch geliefert, oder endlich auch Sclaven getauscht. Während die Phönicier und Hellenen vorzugsweise Activhandel trieben, führten die Bewohner Italiens durchaus Passivhandel. Ihre Münze bestand bekanntlich in der älteren Zeit nur aus Kupfer.

Was nun die Gewerbe betrifft, so waren dieselben, eben, weil der Hauptbedarf aus dem Osten bezogen wurde, äußerst unbedeutend. Es werden indessen acht Handwerkerzünfte aufgezählt, die seit den ältesten Zeiten bestanden haben: die der Flötenbläser, der Goldschmiede, der Kupferschmiede, der Zimmerleute, der Walker, der Färber, der Töpfer, der Schuster.

Die Bereitung des Brodes und der Kleidung war ausschließlich Arbeit der Frauen.

Jene Gewerbe nahmen politisch eine untergeordnete Stellung ein; denn sie waren vom Waffenrecht ausgeschlossen, mit Ausnahme der Zimmerleute, der Kupferschmiede, und gewisser Classen der Musicanten, welche als eigene militärisch-organisirte Abtheilungen dem Heer beigegeben wurden. Im Uebrigen war Handwerk und Fabrication bis in ihre feinsten Schattirungen den Sclaven zugewiesen. Der ältere Cato erzählt selbst in seinen Briefen, daß er Sclaven zu diesem Behuf züchtete und ausbilden ließ. Nicht bloß die Gewerbe wurden von ihnen ausgeübt, sondern jede Art von Industrie, selbst die schönen Künste und die Wissenschaft. Die Aerzte der Römer, die Erzieher ihrer Kinder, Künstler, ja Dichter und Philosophen waren Sclaven. Daß daher jede Arbeit, außer dem Ackerbau, in den Augen der Römer verachtet war, begreift sich leicht. Handel und Gewerbe wurden so geringschätzig, daß sogar Cicero in den Ruf ausbricht: „Die Werkstätte kann nichts Edles haben. . . . ." „Der Handel, wenn er klein, ist als schmutzig zu betrachten, wenn er aber groß und reich ist, wenn er Vieles überall herführt, so ist er nicht sehr zu tadeln. Kaufleute gewinnen übrigens nichts, wenn sie nicht etwas lügen."

Wo ein Philosoph und Staatsmann so spricht, da darf man sich nicht wundern, wenn die Gesetze der Nation selbst keine bessere Sprache führen. „Die Handelsvölker", heißt es in einem der den Handel ächtenden Edicte zur Zeit der ersten Kämpfe mit Karthago, „müssen für uns arbeiten; unser Gewerbe ist, sie zu besiegen und Lösegeld von ihnen zu empfangen. Setzen wir sonach eher den Krieg fort, der uns zu ihren Herren gemacht, als daß wir uns dem Handel ergeben, der sie zu unseren Sclaven gemacht hat." Solcher Politik blieben die Römer auch getreu, und ihr schmachvoller Untergang war nur die gerechte Strafe für die Thränen und den Schweiß, welchen sie den unterjochten Völkern abgepreßt hatten.

Welchen demoralisirenden Einfluß die oben erwähnte Thatsache ausüben mußte, daß die Lehrer der römischen Jugend vorzugsweise Sclaven waren, das beweist der Verlauf der späteren Geschichte.

Besonders lehrreich für die neuere Zeit, wo man von der Vermehrung der mit der Industrie beschäftigten Bevölkerung Verarmung und politische Gefahren befürchtete, ist die Thatsache, daß eben aus der einseitigen Beschäftigung der Römer mit dem Ackerbau größere Streitigkeiten, folgenschwerere Kämpfe und ernstere Gefahren für den Bestand des Staates selbst entstanden sind, als in irgend einem modernen Industriestaate. Wir brauchen bloß auf die Kämpfe der Plebejer und Patricier hinzuweisen. Da traten diese Fragen mehr als einmal gebieterisch vor die herrschende Volksclasse, und der römische Senat hat von dem Auszug der Plebejer bis zum Sclaven-Aufstand unter Spartacus mehr als Ein Compromiß durch Agrar-Gesetze und Vertheilung von Land, Gut und Geld zwischen Patriciern und Plebejern abgeschlossen.

Zur Zeit der höchsten Machtentwicklung der römischen Republik beruhte der Staatshaushalt wesentlich auf den Einkünften aus den unterjochten Provinzen. Grundsteuer war zwar neben den ordentlichen Domanial- und anderen Gefällen in der frühesten Zeit als außerordentliche Abgabe in der römischen Landschaft vorgekommen, sie wurde aber, wie Mommsen aufstellt, seit der Schlacht von Pydna nicht wieder erhoben, so daß die unbedingte Grundsteuer-Freiheit als ein verfassungsmäßiges Vorrecht des römischen Grundbesitzes in Italien betrachtet zu werden anfing. Eine neue Erbschaftssteuer ließ man bald wieder schwinden, und die römische Staatscasse zog aus Italien einschließlich des diesseitigen Galliens nichts als die Domanial-Gefälle, namentlich von den Goldgruben im Lande der Celten, so wie die Abgabe von den Freilassungen und den nicht zu eigenem Verbrauch des Einführers in das römische Stadtgebiet zur See eingehenden Waaren. Steuerfrei waren ferner die als völlig souverain anerkannten Clientelstaaten. Desto mehr wurden die unterworfenen Provinzen durch Steuern und Gebietsabtretungen bedrückt. Die ersteren bestanden vorzugsweise aus der **Grundsteuer** (Zehnten und Hutgeldern) und der **Kopfsteuer**, welche an Privat-Unternehmer verpachtet wurden. Die Grundsteuer betrug in Gallien allein zur Zeit des Regierungsantritts Julian's 100 Millionen Thaler jährlich und wurde später von demselben auf 28 Millionen ermäßigt. Die Kopfsteuer traf alle Nicht-Grundeigenthümer, und die Grundbesitzer auch für ihre Sclaven und Colonen. Die indirecten Abgaben bestanden vorzugsweise aus Zöllen, die in jener Zeit fast ausschließlich in den Seehäfen erhoben wurden und in der Regel weit niedriger waren, als in den modernen Culturstaaten; denn in Sicilien, welches seit der karthagischen Zeit einen geschlossenen Zollbezirk bildete, wurden nur 5 Procent vom Werth erhoben und an den Gränzen von Asien nur 2½ Procent. Auch die Zölle waren an Privat-Unternehmer verpachtet.

In den transalpinischen Ländern war zu Gunsten der großen italischen Grundbesitzer und Kaufleute der Wein- und Oelbau verboten. Diese Maßregel hatte aber keine wesentliche financielle Bedeutung.

Von der Kaiserzeit an suchte man den Staatshaushalt noch mehr systematisch zu regeln. Augustus veranstaltete die erste Volkszählung, um die Steuern danach zu bemessen; die Gesammtbevölkerung des Römerreiches betrug ca. 120 Millionen, wovon 20 Mill. Italer, bez. römische Bürger, 40 Mill. Provinziale und Freigelassene und 60 Mill. Sclaven. Eine Erbschaftssteuer wurde auf den zwanzigsten Theil der Erbschaft, eine Verbrauchssteuer für Lebensmittel auf 1 Procent festgesetzt, und die Zölle wurden nach dem Gesichtspuncte des freien Verkehrs geregelt.

Neben allen zweckmäßigen Staatseinrichtungen blieb ein Haupt-Krebsschaden immer die Sclaverei, welche die Würde des Volkslebens untergrub und den Staat selbst mit fortwährender Gefahr bedrohte.

Die Römer wollten lieber verzehren, als arbeiten; sie verschwendeten den Raub der Welt in äußerem Glanz, Gelagen und Schwelgereien. So lange sie noch etwas zu erobern hatten, erhielten die unaufhörlichen Kriege die Lebensgeister in Thätigkeit; als aber das Weltreich gegründet war, verfaulten sie wie ein stagnirendes Wasser. Die Industrie, die Arbeit war so verachtet, daß Augustus über den Senator Avienus die Todesstrafe aussprach, weil er eine Manufactur leitete; ja, man ging so weit, z. B. die Ladenmädchen den Freudenmädchen gleich zu stellen. Der Handel beschränkte sich mehr auf Ackerbau-Producte und hatte der Natur derselben gemäß keine große Ausdehnung. Es war daher kein Wunder, daß die Hungersnoth von Zeit zu Zeit die Bevölkerung der Hauptstadt decimirte und die Industrie, mit Ausnahme der Kunstgewerbe, so zurückblieb, daß Wolle fast der einzige Kleidungsstoff war. Die Wohlthat leinener Leibwäsche kannten die Römer noch nicht, daher die täglichen Bäder ein Bedürfniß waren. Jedoch nahm in der Kaiserzeit die von Sclaven betriebene Industrie großen Aufschwung. Namentlich hatte die Fabrication der Waffen und Schutzgeräthe großen Absatz in die Provinzen und Gränzländer.

Als man die Forderungen des unteren Volkes nach einem Antheil an dem Raube der ausgebeuteten Völker nicht mehr unterdrücken konnte, riß in Rom derselbe Mißbrauch ein, wie in Athen, und der Ruf: „Panem et Circenses!“ wurde zum Sprüchwort. Die Vertheilung von unentgeltlichem Brodkorn an die Plebejer in Rom wurde zum politischen Beschwichtigungsmittel. Zu Cäsar's Zeit war die Zahl der Almosenempfänger auf 320,000 angewachsen, wurde von ihm zwar auf 150,000 ermäßigt, wuchs aber später doch wieder. Am verderblichsten zeigte sich aber die Latifundienwirthschaft, — die Concentrirung des Grundeigenthums in wenigen Händen. Zuletzt gab es nur große Gutsbesitzer und besitzlose Sclaven und Colonen

welchen letzteren an der Sicherheit des Reiches nichts mehr lag. Die Schwelgerei und Sittenlosigkeit nahmen immer mehr zu, die Verbrechen häuften sich, die Bevölkerung nahm ab, bis man zuletzt in den Gränzprovinzen die germanischen Barbaren als wahre Wohlthäter ansah und deren Einbruch herbeiwünschte.*)

Um diese Zeit erschien auch das Christenthum.

Das Christenthum hatte neben seiner weltumstaltenden religiösen auch eine sociale Bedeutung, worauf nicht allein seine Lehren, sondern eine Menge seiner Einrichtungen hinweisen. Sein Hauptverdienst bestand aber darin, daß es die Sclaverei brach. Diese Thatsache allein stempelt es zur bedeutendsten Erscheinung der Weltgeschichte.

Die Alten betrachteten den Sclaven wie eine Sache, wie ein Thier, dem sie nicht einmal nach dem Tode die Gleichheit zugestanden, sondern im jenseitigen Leben einen besonderen Aufenthalt anwiesen. Indem nun das Christenthum die Menschen vor Gott gleich stellte, griff es die Sclaverei an der Wurzel an. Hinsichtlich der Sclaven waren die Germanen von den Römern nicht verschieden; auch sie behandelten dieselben wie Sachen und verschlossen ihnen den Zutritt zu Walhalla. Es wurde daher auch erst durch das Christenthum die Sclaverei bei ihnen gebrochen, so daß nur die Leibeigenschaft oder das noch mildere Colonat übrig blieb. Es gab zwar schon vor Tacitus Hörige (liti), welche an die Scholle gebunden waren, allein erst nach Einführung des Christenthums keine eigentlichen Sclaven (servi) mehr, die nicht an die Scholle gebunden, sondern gleich dem Vieh verkäuflich waren. In der in Fäulniß begriffenen römischen Welt mußte die neue Lehre einen tiefen, erschütternden Eindruck machen. Die Lehre von dem Gehorsam und der Unterordnung unter die Oberen gefiel den Hohen und der Grundsatz der Gleichheit den Unteren. Diese wurden gehoben, ohne daß die Großen erniedrigt wurden. So kam es, daß das Christenthum, trotz aller Verfolgungen, schnell Eingang fand und sich allgemein verbreitete. Wenige Jahre nach der Regierung Konstantin's ist die Freilassung von Sclaven schon auf die bloße Beurkundung eines Bischofes gestattet, die Gesetzgebung wird milder, und es zeigt sich deutlich der Einfluß der neuen Lehre.

Ein Umstand, welcher später in Mißbrauch ausgeartet ist, trug in der ersten Zeit außerordentlich zur socialen Verbesserung der unteren Classen bei — die Ohrenbeichte und der Einfluß des Priesters am Sterbebette. Massenhafte Freilassungen von Sclaven und große Schenkungen für Klöster und Stiftungen, welche beide ganz besonders die volkswirthschaftliche, oder wenn man lieber will, die sociale Seite des Christenthums charakterisiren,

*) S. meine Deutsche Geschichte B. I. S. 125.

wurden auf diesem Wege erlangt, und es entstand dadurch eine wesentliche Reform in der Volkswirthschaft.

Die Klöster waren es, welche der Zerstörungswuth der Geistlichkeit gegen die geistigen Denkmale des Alterthums Einhalt thaten; und wenn sie auch manchen Classiker zu Papier für Gebetbücher benutzten, so retteten sie doch die Ueberreste, pflanzten die Geschichtschreibung fort und vermittelten die Erziehung des Volkes durch Lehre und Beispiel, sowohl in religiöser und sittlicher als auch in technischer und industrieller Hinsicht. Die ersten Schulen in Deutschland gingen aus den Klöstern hervor. In den Klöstern konnten sich die Gewerbe weit besser entwickeln, da ihnen hier die Wissenschaft zu Hülfe kam. Wir wissen, daß Chemie, Physik und Technik dort gepflegt wurden und bald ihren Einfluß auf die Gewerbe äußerten. Aus ihnen ging die Arbeit frei hervor, um sich dann in den Städten unter dem Schutze der Association zur großen Industrie auszubilden. Die Klöster waren die Zufluchtsstätten der Armen und Unterdrückten, namentlich der entlaufenen Leibeigenen, gegen welche schon die ältesten Gesetze Maßregeln getroffen hatten. Sie haben seit anderthalb Jahrtausenden die Brüderlichkeit und Gütergemeinschaft praktisch ausgeübt, welche die Communisten unserer Zeit als etwas Nagelneues aufstellen wollten.

Die milden Stiftungen waren ein Institut, welches durch seine Humanität das rohe Mittelalter weit über das fein gebildete Alterthum stellt.

Durch die Kirchen-Versammlungen schuf das Christenthum ein mächtiges kosmopolitisches Mittel zur Sittigung der Völker; es bahnte dadurch den ersten Weg zur Solidarität der Nationen, vor welcher sich einst der Krieg in einen edlen Wetteifer der Arbeit verwandeln wird.

Wie schwer es hält, sich von Vorurtheilen loszumachen, beweist der Jahrhunderte lang verbreitete Irrthum über das Wesen des Zinses. Hier war es hauptsächlich die Geistlichkeit, welche das Zinsnehmen verdammte, obwohl sie sich selbst dessen Einflusse nicht entziehen konnte und durch Vermittlung der Juden die Sache doch beibehielt. Justinian setzte den Zinsfuß fest und bestimmte ihn für Personen hohen Ranges auf 4, für alle Anderen auf 6 und für Kaufleute ausnahmsweise auf 8 Procent; für Versicherung gegen Seegefahr waren sogar 12 Procent gestattet. Erst nach mehr als tausend Jahren war es der Wissenschaft vorbehalten, zu beweisen, daß sich der Zinsfuß und der Preis der Waaren allen Staats-Anordnungen entzieht. In den Capitularien Karl's des Großen findet man schon den Versuch eines höchsten Preises des Korns; aber alle diese strengen Maßregeln hatten natürlich keine andere Folge, als den Zins noch höher und das Getreide noch theurer zu machen, wie die Geschichte jener Zeiten deutlich nachweist. Uebrigens schuf Karl viel Gutes; er stellte Sicherheit im Lande her, befahl, die Arbeiter, die

Leibeigenen gut zu halten, begünstigte die Landwirthschaft, Handel und Gewerbe, legte Straßen und Canäle an, reorganisirte den nach Einsturz des Römerreiches verfallenen Postdienst und stärkte durch Errichtung von Schulen die Productionskraft der Bevölkerung.

Die **Germanen** waren auf den Schauplatz getreten als ein seinen Natur-Anlagen, seinen Sitten nach völlig neues Geschlecht, welches mit den Römern nichts gemein hatte, als den kriegerischen Geist. Sie unterschieden sich von diesen, als ein edleres Geschlecht, namentlich durch ihre Liebe der persönlichen Selbstständigkeit und ihre Achtung der Frauen. Bei diesen „Barbaren" nahm das Weib einen ganz anderen, würdigeren Standpunct ein, als bei den gebildeten Römern. Die Unverletzlichkeit der Person war so geheiligt, daß die Todesstrafe so gut wie nicht existirte. Alle Wunden, Beschädigungen, selbst der Tod wurden je nach dem Stande mit einer höheren oder niedrigeren Geldstrafe, dem Wehrgelde, gebüßt.

Was die Germanen vor Allem auszeichnete, war die tiefe Innerlichkeit des Gemüthes und ihre rastlose **Arbeitskraft**, die sich zuerst zwar nur in Thatendurst und Eroberungssucht äußerte, mit der Zeit aber doch in productiver Weise hervortreten und die Germanen zum eigentlichen Culturgeschlecht der Erde machen sollte.

Die Römer benutzten ihre Eroberungskriege vorzugsweise dazu, um ihren unbemittelten Bürgern Grundbesitz zu verschaffen, und vertheilten zu dem Ende einen großen Theil des eroberten Gebietes in Landloosen an ihre ärmeren Bürger.

Denselben Zug sehen wir beim ersten Auftreten der Germanen aus allen ihren öffentlichen Kundgebungen, aus allen ihren Thaten hervorgehen. Schon die Cimbern und Teutonen forderten „Land", als sie an der römischen Gränze erschienen; das Begehren aller später im Conflict mit den Römern auftretenden deutschen Völkerschaften und Heerzüge war „Land"; durch die ganze Völkerwanderung hindurch war die Forderung der „Barbaren" immer nur „Land" und „Land"! Mit der größten Entschiedenheit trat diese Forderung namentlich auf, nachdem die germanischen Völkerschaften, von den Römern in ihrem eigenen Gebiete angegriffen, näher mit denselben bekannt geworden waren, und bei der nachherigen Unterwerfung des Römerreiches durch die germanischen Völker wurde sie in den eroberten Ländern mit so eiserner Consequenz durchgeführt, daß der größere Theil der Güter des Adels dort jener Politik seinen Ursprung zu verdanken hat. Von Julius Cäsar und Augustus an war die Politik der Römer darauf gerichtet, die von den Germanen bewohnten Länder zu unterwerfen und zu colonisiren. Dieselben verfolgten mehrere Jahrhunderte lang diese Politik mit der äußersten Hartnäckigkeit. Sie drangen theils von der Nordsee her die ganze Länge des Rheines entlang, über die Alpen und vom adriatischen Meere her in die

damals von den Germanen bewohnten Länder ein und setzten sich da fest. Mit dem Bau von befestigten Lagern und Castellen beginnend, legten sie feste Kunststraßen an, um das neu eroberte Gebiet mit Rom in directe Verbindung zu setzen, und links und rechts ab von diesen Verkehrswegen gründeten sie ihre Niederlassungen und führten die italische Landwirthschaft in den germanischen Ländern ein. In dieser Weise war das linke und rechte Rheinufer, die Schweiz, ein großer Theil des südlichen Deutschlands und Oesterreichs römische Colonie, deren Spuren fast täglich noch der Pflug und die Schaufel zu Tage fördern, deren Reliquien auf unseren Museen zu sehen sind und deren Andenken heute noch in vielen unserer Städte verewigt ist; denn Trier, Köln, Mainz, Straßburg, Wiesbaden, Augsburg, Constanz, Salzburg und noch viele andere Städte sind von den Römern gegründet worden. Viele historische Quellen über diese große colonisirende Thätigkeit der Römer im heutigen Süddeutschland sind in dem Graus der Völkerwanderung zu Grunde gegangen; allein die wenigen Documente und Gegenstände römischen Ursprungs, welche wir der Thätigkeit unserer Alterthumsforscher verdanken, weisen deutlich darauf hin, daß der colonisirende Einfluß der Römer auf die germanischen Völker mehrere Jahrhunderte lang vor der Völkerwanderung ein viel bedeutenderer war, als man bis jetzt anzunehmen gewohnt ist, und daß wir daher diejenigen Einrichtungen bei den Ur-Germanen, welche einigen Anstrich von Cultur haben, auf römischen Ursprung zurückführen müssen. Wir glauben diesen Einfluß, der in späterer Zeit in der Gesetzgebung zur unbedingten Herrschaft gelangte, vorzugsweise bei den volkswirthschaftlichen Einrichtungen, vor allen Dingen bei denen, welche Gewerbe, Handel und Verkehr betreffen, suchen zu müssen.

Im Ackerbau hatten die alten Germanen die Dreifelderwirthschaft schon in der ältesten Zeit und die Kenntniß derselben also nicht von den Römern erlernt, sondern aus ihrer asiatischen Heimath nach der Ostsee, von woher sie zuerst in der Geschichte auftreten, mitgebracht. Denn Pytheas erzählt 310 vor Chr. G., daß er Dreschtennen an der Ostsee gefunden und Tacitus*) beschreibt den Ackerbau der alten Deutschen gerade so, wie er heute

---

*) S. Tac. Germ. 26. Die betreffende Stelle hat eine Art Berühmtheit erlangt, weil sie von Jedem anders ausgelegt wird. Keine der vielfachen Auslegungen hat auch nur unser philologisches Gewissen beruhigt. Erinnert man sich, daß in oben genannten Gebirgsgegenden die Dreifelderwirthschaft in der Art betrieben wird, daß in Dörfern, und nur von solchen kann Tacitus an dieser Stelle reden, die Flur für Winter- und Sommerfrucht, für Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, immer beisammen ist und von allen Bauern gleichzeitig bestellt und geärntet wird, so daß sie dem fremden Beschauer den Anblick eines einzigen, einem Einzigen gehörenden Feldes darbietet, so muß die nachfolgende Erklärung historisch und philologisch befriedigen. Die betreffende Stelle lautet: **Agri, pro numero cultorum, ab universis in vices occupantur, quos mox inter se, secundum dignationem, partiuntur. Facilitatem partiendi camporum spatia praestant. Arva per annos**

noch in unseren höheren Gebirgslagen, im Schwarzwald, in einigen Thalschaften der Schweiz, der rauhen Alp, des Odenwaldes, des Spessart, des Fichtelgebirges betrieben wird. Ackerbauer und Bewohner von Gebirgsgegenden sind es ja, die am zähesten an ihren alten Gewohnheiten festhalten.

Der Handel bestand, wie es im natürlichen Entwicklungsgange liegt, und wie es auch Tacitus bestätigt, im Tausch. Das Geld lernten die alten Deutschen erst von den Römern kennen; das Silber war mehr im Gebrauch als das Gold.

Die Vervollkommnung der Gewerbe kam aus Italien. Dies geht daraus hervor, daß die Germanen so großen Mangel an Eisen, diesem Lebensstoff der Gewerbe, litten, daß sie, nach dem Zeugniß des Tacitus, nur selten Schwerter besaßen, sondern sich meistens nur des Speers mit einer sehr schmalen und kurzen Eisenspitze bedienten. Daher scheint auch die in den ältesten Sagen vorkommende Sitte zu rühren, daß gute Schwerter mit einer Art von Cultus geschätzt wurden, und daß die Waffenschmiede, welche ursprünglich mit den Goldschmieden das erste freie Gewerbe bildeten, in der Urzeit im höchsten Ansehen standen. Die Waffenschmiede waren ohne Zweifel das erste und einzige Gewerbe, weil sie eben die am dringendst nothwendigen Werkzeuge, die Axt, das Schwert, zu deren Herstellung eine besondere Kunstfertigkeit nöthig ist, die sich Jemand bloß aneignet, wenn er sich ausschließlich mit einem Gegenstande beschäftigt, anzufertigen hatten. Alle anderen Gegenstände des täglichen Bedarfs wurden ursprünglich von den Familien selbst gemacht. Die Häuser, welche in der Urzeit wohl fast ohne Ausnahme aus Holz bestanden, wurden ohne Zweifel, gleichwie die Blockhäuser in den Urwäldern America's, von den Männern mit ihren Sclaven gezimmert; das Brod selbst gebacken, das Vieh selbst geschlachtet; die Kleidung sammt allen übrigen häuslichen Arbeiten, von den Frauen mit Hülfe der Mägde beschafft. In den ältesten Urkunden und Sagen spielt daher das Spinnen, Weben und Fertigen von Kleidungsstücken von Seiten der Frauen, inmitten ihrer Mägde, eine große Rolle. Der größte Theil derjenigen Producte, welche wir heutzutage von Gewerben und Fabriken beziehen, wurde, mit Ausnahme z. B. der Messer, die natürlich auch von den Waffenschmie-

---

mutant: et superest ager. Sie muß, wie folgt, übersetzt werden: „Die Aecker werden nach Zahl der Saatfluren, von Allen abwechselnd bestellt, und (bei der Aernte) nach der bestehenden Uebereinkunft unter ihnen abgetheilt. Die Abtheilung wird durch die Zwischenräume (Furchen, Gräben) der Aecker erleichtert. Das bestellte Land wird jährlich gewechselt; und Brachland bleibt übrig."

Die meisten haben bisher cultorum von cultor hergeleitet, während es offenbar vom plur. neutr. culta, welche Form sogar im alten Scheller steht, abzuleiten ist. Spatium wurde sogar von Waitz mit „großer Raum" übersetzt, während es „Zwischenraum" heißt.

den gefertigt wurden, im Hause selbst, und zwar vorzugsweise von den Frauen hervorgebracht. Und so tief wurzelte diese Sitte, daß uns heute noch, im Zeitalter der Spinnmaschine und Nähmaschine, Familien bekannt sind, wo der größere Theil der Kleidungsstücke aus eigenem Gespinnst und Gewebe im Hause gefertigt wird, wo Bänke, Tische, Schränke und ein großer Theil der Ackergeräthschaften von dem Familienvater gemacht werden; ja, des Verfassers eigene Mutter hat noch den Hausbedarf an Brod, Essig, Talglichtern und Seife selbst gefertigt, daneben Flachs, Baumwolle, Wolle gesponnen, und, wo es nur irgend anging, in das Tischler-, Drechsler-, Maurer-, Töpfer-, Anstreicher-, Schuhmacher-, Schneider-, Tapezierer- und noch viele andere Handwerke hinein gepfuscht.

Wo eine Nationalsitte mit solcher Zähigkeit zweitausend Jahre lang sich erhalten konnte, da war es natürlich, daß die Gewerke sich nicht von innen heraus entwickelten, sondern daß sie von einem cultivirten Volke vervollkommnet wurden.

Dies scheint zunächst im Wege des Krieges vor sich gegangen zu sein. Die eroberte Kriegsbeute machte natürlich lüstern nach all den schönen Dingen, welche die cultivirtere Nation, mit der man gekämpft hatte, besaß. Es wurden Kriegsgefangene gemacht und als Sclaven vertheilt, welche zufällig das eine oder das andere Gewerbe kannten. Kurz, die ersten Handwerker, außer den Waffenschmieden, erschienen in Gestalt von Sclaven. Wir finden in den alten Rechtsbüchern Schmiede, Zimmerleute, Schuster und andere als Sclaven aufgeführt (servus sutor, servus faber, servus carpentarius), wovon z. B. in dem Ausdruck „Brautknecht“ vielleicht noch eine Erinnerung übrig geblieben ist.

Wie schon oben erwähnt, entwickelten sich die ersten Keime des freien Gewerbes in den Klöstern. Die Klöster retteten nicht allein an Schätzen der Wissenschaft, was der Verwüstung des frommen Fanatismus entgangen war, sie legten nicht allein den ersten Grund zur Volkserziehung, indem in den alten Abteien die Ueberbleibsel der wissenschaftlichen Schätze des Alterthums verwahrt, die ersten Schulen errichtet wurden, sondern sie suchten auch den auf den Gütern der Freien nur roh betriebenen Gewerben einen höheren Grad der Ausbildung zu geben. Bis zum eilften Jahrhundert gingen daher fast alle Erfindungen und Verbesserungen in der Industrie von den Klöstern aus, die wissenschaftliche und künstlerische Technik wurde noch mehrere Jahrhunderte lang ausschließlich in den Klöstern gepflegt, wie denn auch die feinere Bierbrauerei mit dem Gebrauch des Hopfens, die Destillation von Mönchen erfunden worden sind, und überhaupt die ganze gewerbliche und sogar die künstlerische Thätigkeit in ihrer Geschmacksrichtung an ihrem religiösen Gepräge den Einfluß des Klosters verrathen.

Größere Bedeutung erhielten die Gewerbe indessen erst in den Städten.

Nächst den von den Römern gegründeten,*) in der Völkerwanderung zerstörten, später aber wieder aufgerichteten Städten war die Gründung neuer Städte namentlich auch durch das Christenthum angeregt worden. Die ersten Missionäre hatten auf Befehl des Papstes Gregor des Großen dafür Sorge getragen, daß sie zu Stätten der Gottesverehrung von Alters her geweihte Stellen aussuchten, wo heilige Eichen oder heidnische Altäre standen oder gestanden hatten, und an deren Besuch die umwohnende Bevölkerung von je her gewohnt war. So weist z. B. Landau mit ziemlicher Sicherheit nach, daß Fritzlar an der Stelle einer solchen heiligen Eiche erbaut worden sei. Da das Volk an den Besuch des Ortes einmal gewohnt war, so schickte es sich auch leichter in die neuen Religionsgebräuche, wenn an die Stelle des alten Heiligthums das christliche Gotteshaus gebaut wurde, welches an Sonn- und Feiertagen als Versammlungsort der umliegenden Bewohner diente. Wie überall, wo viele Menschen zusammenströmen, entstanden Bedürfnisse, und wo das Bedürfniß, ist auch leicht der Versuch zur Befriedigung desselben zur Hand. In der Nähe der Capellen wurden Buden errichtet, in denen Speisen und Getränke, oder Werkzeuge und Schmucksachen zum Verkauf ausgeboten wurden. Aus diesen Verkaufsgelegenheiten entstanden Jahrmärkte und Messen, aus den Capellen Kirchen, aus den Buden Häuser, aus den geweihten Stätten Städte. Schon vor Karl dem Großen bestanden daher Jahrmärkte, wie z. B. in Trier, Speyer, Mainz, Köln, Friedberg, Passau, Linz u. a. O. In Verbindung damit geschah zu Zeiten Karl's des Großen Einiges zur Unterstützung des Handels. Die Territorialherren legten Straßen an, bauten Brücken und suchten Schiffe und Handelszüge vor feindlichen Ueberfällen zu schützen und begannen, sich das Münzrecht anzumaßen. Für ihre Bemühungen ließen sie sich eine Abgabe bezahlen. So entstanden die Weg-, Brückengelder- und Flußzölle.

Diese Ausdehnung der Territorial-Herrlichkeit entsprang aus dem Lehenwesen, welches wesentlich aus wirthschaftlichen Ursachen hervorging. Die in der ältesten Zeit herrschende allgemeine Militärpflicht aller Freien, mit Selbstverpflegung, wurde mit der größeren Ausdehnung des Frankenreiches und dessen unaufhörlichen Feldzügen zu einer unerschwinglichen Last; die meisten Freien verschuldeten so, daß sie Hintersassen der großen Grundherren werden oder mit einem Grundstück von diesen sich beleihen lassen mußten. Der größte dieser Grundherren war die Kirche, welche zur Zeit des Aufkommens der Karolinger den dritten Theil des gesammten Grundbesitzes in ihrer Hand vereinigte. Die Kriegsgefahren zwangen Karl den Hammer und Pippin zur

*) Ptolemäus zählt freilich schon über siebenzig Städte in Norddeutschland auf. Dieselben werden mehr Flecken gewesen sein, wo die Umwohner zu Markt kamen, weil sie günstig lagen; woher der Name Marktflecken rührt.

Säcularisation des Kirchengutes; dieses wurde den Kriegern auf Lebenszeit verliehen, das Gut selbst zum Unterhalt und zu Gunsten der Geistlichkeit mit dem Zehnten und Neunten belegt. So entstand das Lehnsgebäude mit dem Könige als Ober-Lehensherrn der Vasallen (seniores) oder größeren Grundherren, diese als Lehensherren der kleinen Vasallen (homines) mit den Hintersassen und Hörigen.*) Der Adel war frei von Steuern, hatte aber dafür die ganze Militärlast zu tragen.

Größere Kraft gewannen die Städte unter Heinrich I., nicht sowohl dadurch, daß derselbe, namentlich in der norddeutschen Ebene, neue Burgen zum Schutze gegen die Ueberfälle der Ungarn errichtete und Städte mit Mauern umgab, als vielmehr dadurch, daß er den Städten gewisse Freiheiten und Vorrechte verlieh.

Eine der eigenthümlichsten, aus der Urzeit herüber geleiteten Einrichtungen des Mittelalters war die, daß die Quelle des Rechtes nur im Stande der ursprünglichen Freien, von denen nur die späteren Grundherren sich unabhängig erhalten hatten, sich befand und sich in dem Könige, als oberstem Organe derselben, ausspitzte. Freiheit und Recht existirten daher in ihrem allgemeinen Begriffe nur unter den Semper-Freien oder reichsunmittelbaren Territorialherren. Wer nicht zu dieser Classe gehörte, aber irgend ein Recht oder die Freiheit, etwas zu thun, erlangen wollte, der mußte es erst besonders erwerben, indem er sich von einem Territorialherren oder vom Kaiser einen Freibrief dafür ausstellen ließ. Natürlicher Weise wurde eine solche Gunst nur demjenigen bewilligt, von dem man irgend einen Vortheil erwarten konnte, und dieser bestand in der Regel in materieller Unterstützung, sei es durch Geld, sei es durch Waffen. Da nun eine Gemeinschaft Vieler solche Vortheile, solche Unterstützung in weit ausreichenderem Maße gewähren konnte, als ein Einzelner, so sehen wir solche Rechte und Freiheiten meist nur an Genossenschaften, Corporationen, an Gemeinden, an Klöster und Städte verleihen.

Mit solchen Immunitäten stattete nun Heinrich I. die Städte aus, welche deren Entwicklung wesentlich förderten. Die Bürger der neuen Städte erhielten das Waffenrecht; sie wurden der Jurisdiction der Territorialherren entzogen. Um zugleich die Grundlage zu ihrer materiellen Existenz zu legen, erließ der Kaiser die Verordnung, daß alle gesetzgebenden, berathenden und Volksversammlungen, so wie alle Festlichkeiten in den Städten abgehalten werden sollten. Bis dahin hatten die großen Territorialherren in ihrer oben bezeichneten Eigenschaft das Münzrecht als ihre ausschließliche Befugniß betrachtet.

*) Man sehe das Nähere in meiner deutschen Geschichte I. Bd. 1. Buch, S. 200 u. f., und Roth, Beneficialwesen.

Die karolingischen Könige wollten das Recht des Münzschlagens zwar zum Regal machen, allein es gelang ihnen nicht, und so gab es im Mittelalter fast eben so viele Münzstätten als große Grundherren. Da die Münzen zugleich nicht nach Einer Währung, sondern nach sehr verschiedenem Gehalt und Nominalwerth ausgeprägt wurden, so bestand namentlich vor der Einführung der kölnischen Mark eine solche Unzahl verschiedener Münzsysteme und Münzfuße, daß das Geld des einen Landes und der einen Stadt nicht in der anderen galt. Diese Münzverwirrung würde bei den Messen und Jahrmärkten in den Städten den Handel sehr erschwert haben, wenn die Kaufleute nicht auf ein besonderes Auskunftsmittel verfallen wären. Dieselben brachten nämlich ihr Umlaufs-Capital zum Theil in Silber- und Goldbarren auf den Markt, um es in die dort gültige Landesmünze ausprägen zu lassen. Da nun die großen Grundherren das Münzrecht bis dahin für ihr Privilegium gehalten hatten, so wären die neubegründeten unabhängigen Städte eines der Haupt-Verkehrsmittel beraubt gewesen, wenn ihnen nicht der Kaiser aus seiner Machtvollkommenheit zu den übrigen Freiheiten auch noch das Münzrecht ertheilt hätte. Von da an wurden die von den Territorialherren unabhängigen Städte mehr und mehr die Sammelpuncte des Handels und des Gewerbfleißes: sie wurden zu, nur dem Kaiser unterworfenen, sich selbst regierenden Reichsstädten, in denen ein neuer freier Stand der Nation aufblühte, welcher nach Verlauf von wenigen Jahrhunderten an Kenntnissen, Macht und Reichthum den Territorialherren fast ebenbürtig gegenüber stand, welcher namentlich in den Zeiten der Interregnen das Reich vor Anarchie und Zusammensturz bewahrte, die Raubburgen brach und überhaupt Gesetz und Ordnung zu handhaben bestrebt war.

Schon vor Beginn dieser wirthschaftlichen Bestrebungen wurden unsere Voreltern die Schöpfer einer neuen, segensreichen socialen Einrichtung, — der Genossenschaft. Unter den Karolingern bestanden bereits Vereine zur Versicherung gegen Feuer- und Wasserschaden, ja sogar gegen Diebstahl, so wie Kranken- und Sterbecassen. Es lag in der Natur der Dinge, daß die Grundherren die Vermehrung der Städte nur mit scheelen Blicken betrachteten, weil sie eine Beeinträchtigung ihrer Macht befürchten mußten. Als Einzelne konnten die neuen Bürger, zum größten Theile Hintersassen oder Hörigen entsprungen, schwerlich eine besondere Achtung ihrer Person oder ihres Eigenthums erwarten; sie konnten das nur, wenn sie durch Vereinigung der Einzelnen eine Corporation, eine Macht wurden. Das Bedürfniß des Aneinanderschließens wurde namentlich unter den Handwerkern ein hervorragend dringendes durch einen ganz besonderen Umstand. Grundherrliche Geschlechter waren wegen des bequemeren Lebens schon längst in die älteren Städte gezogen, hatten in den neuen Städten sogleich bei deren Gründung sich niedergelassen, um die militärische Leitung zu übernehmen,

und das Regiment in denselben zu erlangen und zu behaupten gewußt. Diesen herrschenden grundherrlichen Geschlechtern gegenüber, welche ihren Reichthum und ihre Macht aus ihren Gütern auf dem Lande zogen und in der Stadt gewissermaßen nur ihr Absteige-Quartier hatten, wären die Handwerker, und namentlich die von den Gütern der Grundherren eingewanderten leibeigenen Handwerker — eines Handwerks kundige Hörige wird auch König Heinrich I. wahrscheinlicher Weise zunächst in die Städte übergesiedelt haben —, völlig wehrlos gewesen, wenn sie nicht zusammen gehalten und durch die Genossenschaft Vieler eine Macht gebildet hätten, die im Stande war, dem bevorrechteten Adel Achtung einzuflößen. Dies war eine der Hauptursachen der Gründung der Innungen und Zünfte. Dazu kam aber noch eine vorzugsweise wirthschaftliche Ursache. Der Act des Freilassens allein wäre nämlich nicht genügend gewesen, die Leibeigenen in der Freiheit zu erhalten; denn längst waren Hörige in Masse ihren Herren entlaufen und in die Städte und Klöster geflüchtet, ohne daß sie sich auf die Dauer in der Selbstständigkeit hatten erhalten können, weil die gewerbliche Entwicklung noch nicht so weit gediehen war, um ihnen ihren Lebensunterhalt auf eigene Faust zu verschaffen. Aus diesem Grunde waren in jener ältesten Zeit nicht allein entlaufene Leibeigene, sondern auch Freigelassene häufig, nur um ihr Leben zu fristen, genöthigt gewesen, freiwillig in den Leibeigenschafts-Verband zurückzukehren. Als später Hörige in ungewöhnlich starker Anzahl auf eigene Füße zu stehen kamen, mußten sie um so mehr auf Mittel und Wege sinnen, ihren Unterhalt für die Zukunft zu sichern. Diese Mittel und Wege suchten und fanden sie in der Hebung ihrer Gewerbe, in der Verbesserung und Vermehrung der gewerblichen Production. Die Handwerker in den neu begründeten Städten konnten sich ihren Lebensunterhalt nur dadurch sichern, daß sie bessere, schönere, wohlfeilere Erzeugnisse hervorbrachten, als ihre Brüder auf dem Lande, welche zwar noch in der Leibeigenschaft waren, aber dafür auch ihren gesicherten Lebensunterhalt hatten; — sie konnten sich ihren Erwerb nur dadurch sichern, daß sie durch neue und geschmackvolle Waaren sich Kunden erwarben, welche sonst ihre Bedürfnisse durch eigene oder leibeigene Arbeit befriedigt hätten. Zu dem Ende mußten die Handwerker ihre Kenntnisse zu erweitern, ihre Geschicklichkeit zu vergrößern suchen. So entstand die Theilung der Arbeit in der Zunft, die Lehrzeit, der Wanderzwang und das Meisterstück. Der Wanderzwang, welcher in der Zeit der Eisenbahnen keinen Sinn mehr hat, war im Mittelalter, wo der Verkehr so außerordentlich schwer und langsam ging,*) von hoher Bedeutung.

*) Selbst unsere Zeitgenossen erinnern sich noch des schlechten Zustandes der Straßen in dem größeren Theile von Deutschland. Im ganzen Mittelalter, fast bis auf unsere Tage, waren die Straßen so schlecht, daß man sich außer der Fluß-Schifffahrt fast nur der Saum-

Ohne den Wanderzwang wären die Söhne der einst an die Scholle gebundenen, und darum von ihrer Heimat nur unendlich schwer zu lösenden Handwerker wohl schwerlich dazu gekommen, die Sitten und Lebensweise, die Trachten und Werkzeuge, die Erzeugnisse der Kunst und des Gewerbfleißes fremder Völker sich anzusehen und, mit diesen Kenntnissen bereichert, das Gewerbe in ihrer Heimat auf eine höhere Stufe bringen zu helfen.

Wie das Christenthum die Sclaverei in ihrer Wurzel brach, indem es die Gleichheit aller Menschen vor Gott lehrte, also war es die Entwicklung der Gewerbe in den Städten, welche das Werk der Reform fortsetzte, das zuletzt mit der völligen Befreiung der ganzen Bevölkerung endigte. Nur den Städten, die ihre Kraft aus den Zünften schöpften, und der von denselben ausgehenden geistigen Bewegung hat die ländliche Bevölkerung ihre Befreiung von der Leibeigenschaft, von der Gebundenheit an die Scholle, nur ihr hat sie die Freizügigkeit und alle bürgerlichen Rechte zu verdanken. Die Zünfte waren also durchgängig die Repräsentanten eines der tiefstgreifenden Fortschritte des Mittelalters. Wenn sie zuletzt in ihr Gegentheil ausgeartet sind, so kommt es daher, daß, gerade wie beim Adel, neuere Einrichtungen die Dienste, welche sie früher dem Bürgerthume geleistet, überflüssig gemacht hatten, daß die Zünfte aber trotzdem die Rechte behaupten wollten ohne die entsprechenden Pflichten, von deren Erfüllung sie eben die Zeit entbunden hat. Sie haben so das Schicksal aller Dinge dieser Welt getheilt, welche, wenn sie nicht im Geiste der Zeit reformirt werden, nach einer längeren Epoche stets in ihr Gegentheil ausarten.

Daneben trug auch bald ein Weltereigniß, welches an und für sich der Nationalität tiefe Wunden schlug, nicht wenig zur Entwicklung der Städte, dieser Schirmburgen der freien Arbeit, bei — die Kreuzzüge.

Diese Unternehmungen, welche den Thatendrang des rauflustigen Adels, der sich befehdete und Capital und Industrie dabei zerstörte, in eine andere Bahn lenkten, waren eine wahre Wohlthat für die bedrängten Städte. Um Geld zu erhalten, verkaufte und verpfändete die Ritterschaft zahlreiche Ländereien, wodurch ein Theil des Grundeigenthums frei wurde und die Städte an politischer Macht zunahmen. Auf der andern Seite erweiterten die Kreuzzüge die Handelswege, machten das Abendland mit den Künsten des Orients bekannt, und verschafften so der Industrie neue Nahrung. Die Schifffahrt

thiere zur Beförderung von Personen und Waaren, auf größere Entfernung hin, bediente; und wenn Verwunderung darüber ausgedrückt wird, wie denn die Scharen der Völkerwanderung mit ihren Wagenburgen ihre weiten und schnellen Züge hätten bewerkstelligen können, so müssen wir daran erinnern, daß in der Urzeit, wo der Ackerbau noch sehr unbedeutend war und der größere Theil des Landes aus Wald, Wiesen und Haideflächen bestand, die Beförderung der Wagen, gerade wie in den Prairieen America's, weit leichter vor sich ging, als auf den später angelegten, aber nicht chaussirten Straßen.

nahm zu, der Handel vergrößerte sich, und durch den wachsenden Reichthum der Bürger vermehrten sich die Einkünfte des Staates. Die Gemeinden sahen damals den ersten Schimmer von Unabhängigkeit, und von da an konnte der dritte Stand dem Adel gegenüber gestellt werden.

Neben der Entwicklung der Gewerbthätigkeit in den Reichsstädten ging der Aufschwung des Handels mit mächtigen Schritten einher. Derselbe beschränkte sich nicht bloß auf das Inland, sondern hatte bald die ganze damals bekannte Welt in seine Netze gezogen. Der Handel war fast ausschließliches Eigenthum der Reichsstädte, unter denen sich besonders Augsburg, Nürnberg, Straßburg, Köln und die Hansestädte auszeichneten. Augsburg und Nürnberg waren die deutschen Stapelplätze für die Waaren, welche über Venedig aus der Levante kamen, und in die älteste Zeit läßt sich ein Handelszug verfolgen, der von Hamburg über Nowgorod durch Rußland nach dem Orient ging. Die norddeutschen Städte hatten einen starken Absatz ihrer eigenen Industrie-Erzeugnisse, namentlich von Eisenwaaren, Tuch und Bier, nach Scandinavien und England. Das Bier vieler norddeutschen Städte hatte im Mittelalter fast größeren Ruf und stärkere Verbreitung, als heute das baierische.

Eine der glänzendsten Erscheinungen in der industriellen Entwicklung der Germanen ist die Hansa, ursprünglich ein Bund norddeutscher Seestädte gegen die Seeräuber (Seekönige, Wikinge) und gegen das Strandrecht, jenes die Menschheit brandmarkende Raubsystem. Nachdem das Meer von jenen Seerittern gesäubert war, welche ärger gehaus't hatten, als ihre Brüder auf dem Lande, nahm der Handel einen raschen Aufschwung, und die Hansa wuchs so mächtig empor, daß sie bald fast sämmtliche Städte der norddeutschen Ebene umfaßte, in Bergen und Archangel ihre Colonieen hatte und in Rußland, Scandinavien und England Privilegien vor den Eingeborenen besaß, von denen der Stahlhof in London noch Zeugniß ablegt; daß sämmtlicher Handel des Nordens in ihren Händen war, daß ihre Schiffe die Meere beherrschten und den nordischen Königen ihr Gesetz dictirten.

Ein sehr wichtiger, mit dem Handel eng zusammenhangender Industriezweig war der Schiffbau. Die Zahl der Handelsschiffe auf dem Meere war zwar noch weit von den heutigen Dimensionen entfernt, weil America*) und der Weg nach Indien ums Cap der guten Hoffnung noch nicht dem großen Verkehr eröffnet waren; allein da fast der ganze nordische Handel, der

*) Allerdings hatten die Normannen im neunten Jahrhundert van Island aus Calonieen in Grönland und Nordamerica angelegt; allein dieselben unterlagen aus Mangel an Unterstützung aus der Heimat — da die Ansiedler aus Norwegen sich geflüchtet hatten und der dortigen Regierung Anfangs feindlich waren —, nach fast 1½hundertjährigem Bestand, den feindlichen Ueberfällen der Eingeborenen (der Eskimos und Indianer).

Waarenverkehr mit den deutschen Ostsee-Ländern, mit Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark und England in den Händen der Hansa sich befand und diese einen lebhaften Tauschhandel mit Frankreich, Spanien, Italien, Sicilien, Griechenland und den Häfen der Levante unterhielt, deren Weine, Südfrüchte und Seidenstoffe sie gegen die Industrie-Erzeugnisse des Nordens, namentlich gegen deutsche Eisenwaaren, Leinen- und Tuchstoffe, austauschte, so hatte man doch schon eine große Anzahl von Seeschiffen nöthig, und die Rhederei stand in den deutschen Seehäfen in großer Blüthe. Im Verhältniß noch viel bedeutender war indessen der Schiffbau an den Flüssen. Bei dem äußerst kümmerlichen Zustande der Straßen des Reiches war der Wasserweg der einzige, auf dem Waaren von großem Umfange in weite Entfernungen geschafft werden konnten. Die Fluß-Schifffahrt war daher weit ausgedehnter, als heutzutage; sie hatte durchweg die Bedeutung, welche heute die Eisenbahnen besitzen. Darauf weist nicht bloß der Umstand hin, daß bei Weitem der größte Theil unserer Städte an Flüssen erbaut ist, sondern wesentlich auch die Thatsache, daß die meisten Ritter- und Raubburgen in unseren Flußthälern errichtet waren, deren Bergspitzen noch heute mit ihren Ruinen gekrönt sind. Jeder, noch so kleine Territorialherr, dessen Gebiet nur mit ein paar Fuß an den Fluß stieß und oft vielleicht nicht im Stande war, eine Familie zu ernähren, erhob unter dem Vorwande, den Handel zu schützen, von den Kaufleuten einen Zoll, oder brandschatzte sie auch wohl gar. Daß der Handel diese Hinderungen ertrug, beweist eben, wie lebenskräftig und wie sehr er an die Flüsse gebannt war. Unter solchen Umständen war daher der Schiffbau auf der Oder, Elbe, Weser, Donau, auf dem Rheine und seinen Nebenflüssen viel bedeutender als heutzutage, zumal er durch besseres und billigeres Holz wesentlich unterstützt wurde.

Sehr ansehnlich scheint auch schon der Fischfang in früher Zeit gewesen zu sein, welche Industrie besonders durch die strenger beobachteten Fasttage und Fastenzeiten begünstigt wurde. Einestheils waren die Flüsse und Bäche fischreicher als jetzt, anderentheils waren auch eine Menge von Fischteichen angelegt, welche zum größten Theile der neueren Cultur haben weichen müssen. Auch der Fang von Seefischen war nicht unerheblich; denn die Häringe werden schon im Anfange des Mittelalters erwähnt.

Von großer Bedeutung war schon in früher Zeit auch der Bergbau. Derselbe wurde zuerst von den Römern in Deutschland eingeführt, denn nach dem Zeugniß des Tacitus waren die Ur-Germanen sogar an dem nothwendigsten Metall, an Eisen, sehr arm. Man scheint nicht bloß nach Eisen, Silber, Gold, Kupfer, sondern auch nach Blei und Zink gegraben zu haben. Während der Völkerwanderung wurden die von den Römern erschlossenen Gruben verschüttet; allein schon im achten Jahrhundert trieben die Franken wieder eifrigen Bergbau auf Eisen und Gold, namentlich im Fichtelgebirge.

Nachdem im neunten Jahrhundert der Franke Gundekarl die Bleilager am Rammelsberg bei Goslar entdeckt hatte und eine große Anzahl fränkischer Bergleute zur Ausbeute dieser Mineralschätze herbeigezogen war, nahm der Bergbau im Harz höheren Aufschwung. Es wurden auch zahlreiche Silbergruben erschlossen, und es bildete sich eine ganze fränkische Colonie, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat und deren Bewohner sich heute noch an Gestalt und Sprache von den sie umwohnenden Niedersachsen unterscheiden. Heute noch entsendet die Knappenschaft im Harz bei gewissen feierlichen Gelegenheiten ihre Deputation, um ihr „Glück auf!" in altfränkischer Mundart darzubringen, und jeder Bergmann bei Goslar oder Clausthal weiß dem Touristen mit einer gewissen Selbstgefälligkeit zu erzählen, daß seine Vorfahren vor 900 Jahren aus Franken eingewandert seien. Sehr ansehnlich war der Bergbau schon auch im Riesengebirge und im Erzgebirge, wovon die Silbergruben zu Freiberg noch heute Zeugniß ablegen.

Der Buchhandel, dessen Mittelpunkt Anfangs in Rom war, griff im Mittelalter lange vor Erfindung des Buchdrucks auch in Deutschland Platz. Wegen der zahlreichen gelehrten Schulen und Bibliotheken am Oberrhein, zu Chur, St. Gallen, Constanz, Basel, Straßburg, Speier, Worms, Mainz u. s. w. war er dort früher und ansehnlicher als anderwärts. In Hagenau bestand ein Gewerbe zum Abschreiben der Handschriften, welches, so zu sagen, seine Verlags-Kataloge zum Behufe des Handels bekannt machte und durch reisende Händler die Bücher verkaufte. Basel hat die Grundlage seines Reichthums dem Buchhandel zu verdanken, indem es sogleich nach Erfindung der Buchdruckerei unzählige Ausgaben alter und neuer Manuscripte veranstaltete. Zu Ravensburg waren Pergamentmacher und die bedeutendsten Papiermühlen, welche ihre Waaren an Abschreiber und Kanzleien in den umliegenden Ländern verkauften.

Wie in Sitte und Recht überhaupt, so traten die Germanen auch neugestaltend in den Trachten auf. Schon Tacitus erzählt, daß die Kleidung der vornehmen Deutschen nicht in wallenden Gewändern nach Art der Römer und Orientalen bestanden hätte, sondern daß sie eng anliegende, die ganze Gestalt und die einzelnen Glieder hervorhebende Kleidungsstücke getragen hätten. Dieser Grundzug wurde zum Typus der Trachten des gesammten abendländischen, durch die Germanen regenerirten Europa's. Die römischen Gewänder verschwanden, und die Gewandung nahm allenthalben die Form an, wie sie für ein Kriegs- und Reitervolk sich ziemte: wie die Germanen England und Frankreich, Spanien und Italien ihre Gewohnheitsrechte und ihre politische Verfassung aufdrückten und die Schöpfer eines neuen Staatssystems wurden, also gaben sie auch in Sitte und Mode den Ton an. Der starke Genuß geistiger Getränke, die nächtlichen Gelage, die großen Gastmähler mit der Ver-

tilgung unermeßlicher Massen von Fleisch und Getränken, welche bei Kirchweihen, Kindtaufen, Hochzeiten, Turnieren, Reichstagen, großen Reichsfesten und sonstigen feierlichen Gelegenheiten abgehalten wurden, das Zutrinken, die Trinksprüche und alle jene Eigenthümlichkeiten, welche vom Mittelalter an bis auf den heutigen Tag das Volksleben durchziehen, sind germanischen Ursprungs. Von cultur-historischem Interesse ist die Haltung, welche die bevorrechteten Stände und die vorzugsweise aus ihnen zusammengesetzte Obrigkeit dem Luxus gegenüber eingenommen haben. Mit der Ausbildung des bürgerlichen Gewerbes in den Städten, mit der Erweiterung des Handels ging die Ansammlung des beweglichen Capitals Hand in Hand. Die Zahl der auch ohne freien Grundbesitz unabhängig lebenden Leute wuchs von Tag zu Tag, der Bürgerstand nahm an Kenntnissen, Reichthum, Macht, Einfluß täglich zu, und in demselben Maße, in welchem seine Mittel es gestatteten, suchte er es auch dem Adel im äußeren Auftreten gleich zu thun, wenn nicht gar ihn zu überbieten. Dieser Erscheinung begegnete nun von zwei Seiten Widerspruch, auf der einen Seite von den Bevorrechteten, welche vor den Eindringlingen für ihre eigene Stellung besorgt wurden, und auf der anderen Seite von mancher tüchtigen Obrigkeit, welche von dem Ueberhandnehmen des Luxus Gefahren für das Volksleben selbst befürchtete. Der Luxus war in der That bisweilen so zur Verschwendung ausgeartet, daß Bauern bei Hochzeiten die ganze Dorfschaft wochenlang tractirten, daß die Ochsen zu Dutzenden, Kälber und Schweine zu Hunderten, Hühner zu Tausenden geschlachtet, Wein und Bier fuderweise vergeudet wurde, — eine Sitte, die sich, wenn auch in geringerer Ausdehnung, auf manchen Bauernhöfen des Schwarzwaldes und Westfalens heute noch erhalten hat; — daß Bauern und Bürger bei solchen Gelegenheiten oft ihr halbes Vermögen draufgehen ließen; daß Weiber von Hörigen in Sammt und Seide prangten; daß Bürgersfrauen, in Gold und Edelsteinen, in Perlen und goldgestickten Gewändern strotzend, mit den Edelfrauen wetteiferten. Um diesem Treiben einen Zügel anzulegen, trat die Obrigkeit durch Verbote entgegen. In diesen polizeilichen Verboten, unter welchen die Kleiderordnungen eine große Rolle spielen, wurde jedem Stande eine bestimmte Gränze des Aufwandes vorgeschrieben, welche derselbe inne zu halten hatte. Die Verbote scheinen aber nicht sehr genau gehalten worden zu sein, weil sie sonst nicht so oft erneuert und eingeschärft worden wären.

Als eine Merkwürdigkeit führt Clement an, daß die Nordfriesinnen noch im 19. Jahrhundert so gekleidet seien, wie die Frauen der Cimbern nach Strabo. Ueberhaupt scheinen die meisten unserer Bauerntrachten aus den frühesten Zeiten des Mittelalters zu stammen, wie auch das kurz geschorene Haar der Bauern und das rasirte Kinn noch ein Ueberbleibsel der Hörigkeit zu sein; denn in der Urzeit war es den Leibeigenen verboten, langes Haar und Bart zu tragen.

Eine sehr eigenthümliche, mit der Landwirthschaft zusammenhangende Einrichtung war die Markgenossenschaft, welche ursprünglich über ganz Deutschland verbreitet war und durch verschiedene Entwicklungsstufen hindurch bis zur Auflösung des deutschen Reiches sich erhalten hat, jetzt aber nur noch in einzelnen Alpmarken der Schweiz sich vorfindet*). Die Markgenossenschaft reicht bis in die Urzeit zurück; sie hängt mit der ursprünglichen Besiedelung des Landes zusammen. Die Mark war ein aus mehreren Gemeinden bestehendes, in sich abgegränztes Gebiet, dessen grundbesitzende Bewohner gemeinsame Verwaltung und Jurisdiction hinsichtlich der Benutzung des ihnen gehörigen Landgebietes ausübten.

Die Größe der Mark war verschieden; sie schloß zuweilen bloß drei Dorfschaften in sich, zuweilen bis auf fünfzehn und zwanzig. Statt der Dorfschaften bildeten auch oft Höfe einen wesentlichen Bestandtheil der Mark, da in einzelnen Gegenden die Dorfverfassung, in anderen die Höfe vorherrschten, in anderen ein gemischtes Verhältniß obwaltete. Maurer nimmt an, daß die Markenverfassung älter als die politische sei, daß die Staatenbildung erst aus der Markenverfassung hervor gegangen sei, worauf beide neben einander fortbestanden. Ein Blick auf die Ansiedelungen Nord-America's gibt uns von diesem Entwicklungsgang der Cultur ein klares Bild. Auch dort geht die Bildung der Gemeinde und die Genossenschaft mehrerer Gemeinden der politischen Gestaltung in Territorien und Staaten voraus. Die Marken waren ursprünglich sehr groß, weil die besiedelnde Bevölkerung noch klein war. Hatte eine Genossenschaft von einer Landstrecke Besitz ergriffen, so wurde das zunächst den Wohnungen gelegene Land zur Urbarmachung vertheilt. Der übrige bei Weitem größere Theil des Bodens blieb in ungetheilter Gemeinschaft, bis die zunehmende Bevölkerung oder neue Einwanderungen zu neuen Ansiedelungen in den entfernteren Theilen der Mark nöthigten**).

Die Anlegung neuer Siedelungen in der Mark ging in der Regel vom Urdorfe aus, und auch bei neuen Einwanderungen hing die Ansiedelung von der Bewilligung des Urdorfes ab. Die Mark war ein Bild der Colonisation im Kleinen. Die neuen in der Mark angelegten Dörfer waren in dem Ver-

*) Eine Spur der Mark finden wir auch noch in der auf dem frankfurter Gebiet liegenden „hohen Mark", wo die vier Dorfschaften Bonames, Niederursel, Niedererlenbach und Dortelweil noch heute eine gemeinsame Waldmark besitzen. Diese vier Dorfschaften gehörten früher zu einer größeren aus mehr als zwanzig Dörfern des benachbarten nassauischen und hessischen Gebietes bestehenden Mark, die 1803 ihr letztes Märkergeding abgehalten hat. Der Umstand, daß Hessen-Homburg bei diesem Markgericht den Vorsitz führte, war die Veranlassung, daß es bei der nachherigen Theilung der gemeinsamen Mark unter die einzelnen Staaten ein Präcipuum an Waldungen erhielt.

**) Wir verweisen hinsichtlich dieses Gegenstandes auf die gründlichen Forschungen von Georg Ludwig von Maurer (Geschichte der Markenverfassung in Deutschland) und von Landau (Die Territorien).

hältniß der Colonieen zum Mutterlande Filial-Dörfer des Urdorfes. „Bei der Anlegung eines neuen Dorfes in der Mark", sagt Maurer, „pflegte diesem, wie dem Urdorfe, eine eigene Feldmark angewiesen, öfters auch zur Cultur ausgeschieden und unter die neuen Colonen vertheilt zu werden."

Bei jeder Gründung eines neuen Dorfes wurde demnach die gemeine Mark um die neu angelegte und ausgeschiedene Feldmark kleiner. Nur was unvertheilt und unausgeschieden übrig blieb, bildete die gemeine Mark. An der gemeinen Mark hatten jedoch nicht bloß die Bewohner des Urdorfes Antheil, sondern meistentheils auch die der Filial- und Colonial-Dörfer. Die Markgenossenschaft bestand alsdann aus mehreren Dorfschaften. Das Urdorf pflegte jedoch nach wie vor an der Spitze der gemeinen Mark, also auch der Markgenossenschaft, zu stehen und die gemeine Mark ihren alten Namen von dem Urdorfe zu behalten, so daß demnach zwei verschiedene Marken: die für das Urdorf ausgeschiedene Dorfmark und die alle Markdörfer umschließende gemeine Mark, denselben Namen geführt haben. War das einwandernde Ansiedlergeschlecht sehr zahlreich, und nahm es wohl gleich ein ganzes Thal, einen ganzen Gau in Besitz, so wurden auch mehrere solcher Urdörfer gegründet, welche gemeinschaftlich an der Spitze der gemeinen Mark standen und mit einander die Vorstandschaft oder die Obermärkerschaft, wie man sie in späteren Zeiten nannte, bildeten. Später unterschied man die gemeine Mark und die Mark schlechtweg, unter welcher letzteren man den im Sonderbesitz befindlichen Theil der Mark verstand. Den der gemeinen Mark angehörigen Wald nannte man die Holzmark, woher deren Vorstand der Holzgraf genannt wurde, welcher Titel sich in Hannover bis auf die neueste Zeit erhalten hat, in welcher Gegend überhaupt die Marken nächst der Schweiz sich am längsten behauptet haben; wie auch die in unseren Tagen noch bestehende Koppelweide ein Ueberbleibsel der Markgenossenschaft ist. Die Ausscheidung der kleineren Marken aus den ursprünglichen großen war verschieden; meistentheils wurde nur das Feld ausgeschieden und der Wald mit der Weide und dem Haideland in ungetheilter Gemeinschaft gelassen. Daher kommt es, daß die gemeinen Marken in späteren Zeiten nur noch aus Waldungen, Weiden und Haiden bestanden und sodann das Feld der Mark, eigentlich die getheilte Feldmark, der ungetheilten Waldmark entgegengesetzt und von derselben unterschieden zu werden pflegte. In manchen Marken wurden gar keine Sonderwaldungen geduldet, alle Waldungen mußten in Gemeinschaft bleiben; nur wurden zuweilen solche zur Sondernutzung der einzelnen Dorfschaften ausgeschieden, worauf dann freilich die Gemeinde-Mitglieder diese Waldungen ofters unter einander vertheilten. Wurde eine Mark allmälig mit sehr zahlreichen Colonie-Dörfern besiedelt, so kam es auch vor, daß die alte gemeine Mark in mehrere selbstständig von einander bestehende Marken getrennt wurde. In der Regel wurden die Colonial-Dörfer aber in die

Markgenossenschaft aufgenommen und erhielten dann gleiche Berechtigung mit den Urdörfern. Die Marken waren unabhängig von der politischen Verfassung und erhielten sich daher auch nach dem Untergange der Gau-Verfassung. Sie fielen öfters sogar in das Gebiet verschiedener Herrschaften, was eben beweist, daß sie einen bloß wirthschaftlichen und keinen politischen Charakter hatten. Die in den Marken angesessenen Colonen waren meistens Hintersassen, in den grundherrlichen Marken sammt und sonders, in den anderen zum großen Theil. In den gemischten Marken, wo Freie und Hörige neben einander ansässig waren, war der Antheil der freien Märker an der gemeinen ihr Eigen, während die hörigen Märker nur diejenigen Rechte an der gemeinen Mark hatten, welche sie an ihrem Hause und Hofe im Dorfe besaßen. Bei Verfügungen über die Substanz der Markberechtigung, oder über die Mark selbst, mußten daher die hörigen Märker ihre Grundherren beiziehen, während die freien Märker ein selbstständiges Verfügungsrecht hatten. Doch haben sich auch in den gemischten Marken, neben den Grundherren und ihren Hintersassen, noch viele Bauern frei von aller Grundherrschaft als freie Bauern erhalten. Die freien Bauern waren besonders in Niedersachsen vorherrschend. In Friesland findet man fast keine Spur der Leibeigenschaft. Auch haben in Norddeutschland Territorial-Herren*) später selbst zur Bildung eines freien Bauernstandes beigetragen, wie z. B. ein Markgraf von Meißen eine ganze Colonie von niederländischen Bauern kommen ließ, ihnen eine große Landstrecke als freies Eigenthum unter der Bedingung schenkte, daß sie solche urbar machten und durch ihre bessere Landwirthschaft dem übrigen Lande ein gutes Beispiel gäben. Da die Aufnahme in die Markgenossenschaft zu gleicher Zeit eine Aufnahme in die Gemeinschaft war, so war dieselbe, zumal sie mit Rechten und Nutznießungen verknüpft war, nicht leicht zu erlangen, sondern es war nach dem alten Volksrechte bei neuen Niederlassungen in der Mark eines Dorfes der einstimmige Beschluß aller Dorf-Markgenossen nothwendig, und es mußte dabei auch noch ein Einzugsgeld entrichtet werden.

Vollberechtigte der Mark waren nur die Grundbesitzer, die anderen, die Knechte, die nicht abgesonderten Kinder, die Tagelöhner und Handwerker nannte man ungeerbte, ungewehrte, einläufige Leute. Hinsichtlich der Handwerker ging man von der Ansicht aus, daß das Gewerbewesen im Interesse der Mark und der Markgenossen möglichst zu beschränken sei, was zu den Bann- und Zwangsrechten und anderen Beschränkungen geführt hat. Man duldete daher in jeder Mark nur die unentbehrlichsten Handwerker in möglichst geringer Anzahl.

*) Nur in Mecklenburg haben sie in viel späterer Zeit eine Ausnahme gemacht, die ein lächerlicher Anachronismus wäre, wenn sie nicht so viel Elend verschuldet hätte.

Die Rechte der Märker bestanden in einem gewissen Antheil an der Nutznießung der gemeinen Mark, also im Bezug einer gewissen Quantität Bau- und Brennholz, im Recht des Laub- und Streu-, des Eichelnsammelns und Buchedernschwingens, welches indessen im Interesse der Forst-Cultur öfters auch verboten wurde, im Mast- und Weiderecht, im Jagd- und Fischereirecht, welches freilich nur für die freien Grundbesitzer frei war, im Recht des Torfstechens, der Steinbrüche, Kies-, Lehmgruben u. s. w.

Das Streben, sich nach außen abzuschließen, welches auch noch in der neueren Zeit, nach allen Richtungen hin den Fortschritt hemmend, sich geltend machte, war schon der alten Genossenschaft besonders eigen. Dieses Abschließen lag eben in der Natur der Markgenossenschaft selbst, es war eine nothwendige Folge der unter den Markgenossen bestehenden Markgemeinschaft.

Wenn diese Einrichtung den Fortschritt auch sehr hemmte und dem ganzen Volks-Charakter, so weit es die Grundbesitzer angeht, gegen alle Neuerungen eine zähe Abneigung einflößte, so hatte sie doch auch ihre großen Vortheile, indem die Nationalität mehr in ihrer ursprünglichen Kraft erhalten und gegen Zersetzung von außen geschützt wurde. Der Markgenossenschaft haben wir also wohl einen Theil der zähen Ausdauer unseres Volkes zuzuschreiben, eine Eigenschaft, welche sich heute noch in denjenigen Landestheilen am meisten vorfindet, wo die Markgenossen der Mehrzahl nach freie Grundbesitzer waren. Es lag also im Geiste der Markgemeinschaft, daß es in fast allen Marken auf das strengste verboten war, Marknutzungen irgend einer Art ohne Erlaubniß der Genossen aus der Mark auszuführen oder außerhalb der Mark zu veräußern. So war der Verkauf und die Ausfuhr von Holz und Holzkohlen in der einen Mark, in der anderen der Verkauf von Bauholz verboten. Hier verbot man die Ausfuhr von Heu, Stroh und Mist, dort die von Fischen und Krebsen. Auch die in der Mark gezogenen Producte sollten, so viel als möglich, in der Mark selbst verarbeitet und verzehrt werden. Dies verlangte man namentlich von den Wagnern und Pflugmachern. In einer Gemeinde der Pfalz mußten die Wagner und Pflugmacher, wie Maurer erzählt, sogar schwören, daß sie das in der Mark gehauene Holz an Niemand außer der Mark verkaufen wollten. Anderswo wurde den Märkern geboten, ihr Oel nur auf einer in der Mark befindlichen Oelmühle schlagen zu lassen, und zwar unter der Bedingung, daß die Märker vor den Auswärtigen abgefertigt würden. Auch die aus Mark-Producten verfertigten Waaren sollten in vielen Marken gar nicht, oder doch erst dann ausgeführt werden, wenn sie zuvor in der Mark selbst gehörig feilgeboten worden waren; hier wurde den Seilern verboten, die vom Bast von Markbäumen gemachten Seile und Stränge, dort den Bäckern, die mit Markholz gebackenen Brode auswärts zu verkaufen. Dasselbe galt von Töpfen, die mit Markholz gebrannt, von Wagen, Pflügen, Schüsseln, die aus Markholz gemacht waren. Zuweilen war die Ausfuhr nur zu gewissen

Zeiten verboten, wie bei den Faßbindern in der dürkheimer Mark zur Zeit der Jahrmärkte; oder es sollte zuerst das Bedürfniß der Mark befriedigt werden, ehe die Ausfuhr erlaubt wurde, wie dies an manchen Orten bei Ziegelbrennereien der Fall war. In den meisten Markgenossenschaften war es auch verboten, Grundbesitz an Fremde zu verkaufen oder zu verpfänden.

Wenn wir somit auf der einen Seite sehen, daß alte Vorurtheile und verrottete Einrichtungen, deren Beseitigung und Verbesserung die wissenschaftliche Erkenntniß der Wirthschaftsgesetze in der neueren Zeit anstrebt, schon in den ältesten Zeiten ihre Wurzeln haben, — so läßt sich doch nicht läugnen, daß jene alten Einrichtungen auch ihre schöne Seite hatten, daß sie gewissermaßen eine sociale Nothwendigkeit waren. Die Markgenossenschaften hatten als oberstes Princip den Grundsatz der gegenseitigen Hülfe und Unterstützung hingestellt, sie mußten sich einander bei Streitigkeiten beitreten, nöthigenfalls sogar mit Waffengewalt helfen; bei Wald- und anderen Bränden wie bei sonstigen Nothfällen sich einander Hülfe leisten. Die Markgenossen waren daher auch den Markbeamten, den Holzgrafen, Markgrafen, und wie sie sonst hießen, zu Gehorsam verpflichtet, wobei die Markgenossenschaft durch ihre Schöffen auch eine besondere Gerichtsbarkeit bildete, deren nähere Beleuchtung an diesem Orte zu weit führen würde*).

Eines der lehrreichsten Capitel aus der Geschichte der Volkswirthschaft ist die Geschichte der Maße und der Preise**). Leider existirt bis jetzt noch keine vollständige Reduction der alten Preisangaben auf unser heutiges Geld, sonst würde ein sprechendes Bild der Zustände des Mittelalters sich aufrollen lassen. Was uns Mone und Cibrario von einzelnen Landestheilen und von einigen Jahrhunderten geliefert haben, ist schon lehrreich genug***).

Was das Gütermaß betrifft, so sagt Mone in Hinsicht auf die Gegend am Oberrhein, es habe ursprünglich große Landgüter und daher wenig Eigenthümer gegeben. Diese konnten nur ihre nächsten Güter selbst bewirthschaften, die entferntesten mußten sie in Pacht geben. Daraus folgte die Zerstücklung der Güter, weil die Pächter ärmer waren, als die Gutsherren, also keine so großen Complexe bebauen konnten, wie diese. Die Herrengüter behielten ihr

*) Die Markgenossenschaften haben in den meisten unserer Dorf- und Städtenamen noch ein lebendiges Andenken hinterlassen. Die Endungen „rothe", „rode", „reuth", so wie die Zusammensetzung vieler Namen mit „Wald", „Hain", „Holz", „Buch" weisen auf den Ursprung der Neusiedelung in der Mark hin.

**) Eingehende Quellenstudien hat Geh. Rath. Frhr. v. Dönniges darüber angestellt, deren Publication in einer „Geschichte der Volkswirthschaft im Mittelalter", an welcher derselbe seit Jahren arbeitet, wir mit Spannung entgegensehen.

***) Wir meinen dabei vorzugsweise die höchst werthvollen Forschungen F. J. Mone's in seiner Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, „Beiträge zur Geschichte der Volkswirthschaft aus Urkunden von Archiv-Director F. J. Mone", und „Della Economia politica del medio evo" von Luigi Cibrario, worin namentlich sehr schätzenswerthe Ermittlungen über Münzen und Geldwerth, Preise und Löhne des Mittelalters niedergelegt sind.

ganzes und volles Flächenmaß, die Pachtgüter aber waren Theilgüter, d. h. sie hatten nur einen Theil des ganzen Flächengehaltes. Herren- und Theilgüter blieben Complexe oder geschlossene Güter und standen zusammen in einem Gutsverbande, weil sie Familiengüter waren. Das Herrengut hatte also Theilgüter unter sich, mit bestimmten persönlichen und dringlichen Rechten und Pflichten, die nach Zeiten und Gegenden ihre Beschaffenheit und Benennung manchmal wechselten, aber stets im Verhältniß der Abhängigkeit blieben.

Die Theilgüter waren Theile des mansus oder der Hube, entweder nach der Zweitheilung Hälften und Viertel, oder nach der Dreitheilung Drittel und Sechstel, und hatten nach den Gegenden verschiedene Namen.

Unter Montagsgütern verstand man eben solche kleine Bauerngüter, die nicht weiter getheilt werden durften. Die Lehen oder eigentlichen Bauernlehen waren ihrer Größe nach dasselbe, was die Theilgüter des mansus und der Hube; da sie aber in Erbpacht gegeben wurden, so hat man sie nach diesem Rechtsverhältniß Lehen genannt.

Hier und da sorgten die Landesherren für die Ernährung des Volkes in den Zeiten der Theurung, welche wegen der schlechten Communicationsmittel viel drückender waren, als heutzutage, — so daß die Chroniken fast von jedem Jahrhundert ein paar Mal melden, ein großer Theil der Bevölkerung sei Hungers gestorben. Im Jahre 1317 suchte man in Baiern dadurch zu helfen, daß man den Verbrauch der Früchte zur Bierbrauerei in ausgedehntem Maße beschränkte. „Kaiser Ludwig der Baier", erzählt Mone, „schloß mit seinem Vetter Herzog Heinrich und anderen Fürsten und Herren des Landes und der angränzenden Länder eine Uebereinkunft, zufolge welcher die Bierbrauerei in ihren Gebieten ein ganzes Jahr lang untersagt wurde, nämlich vom 1. October 1317 bis dahin 1318. Dieses Verbot wurde auf weltliche wie auf geistliche Brauereien ausgedehnt. Daß man zu einem solchen, den Verkehr eines bedeutenden Industriezweiges störenden und in die Bedürfnisse des gesammten Publicums wie in die Lebens-Existenz vieler Familien tief einschneidenden Verbot schreiten konnte, beweis't, wie hoch die Noth gestiegen sein mußte."

Zuweilen stoßen wir auch auf die Feststellung eines Maximums, d. h. auf die polizeiliche Feststellung eines höchsten Getreidepreises, wobei die Verkäufer durch Staats-Zuschuß entschädigt wurden, wenn die Polizei-Taxe unter dem Ankaufspreise stand. Diese Maßregel kam schon bei den Römern und unter Karl dem Großen vor. Principiel ist eine solche Maßregel nicht zu billigen, weil sie den Muth der Selbsthülfe ertödtet und die Volkskraft schwächt, überhaupt die wirthschaftliche Thätigkeit lähmt, indem ein Jeder in der Noth, statt auf sich selbst, auf den Staat sich verläßt; wo aber der Hungertod seine Opfer fordert, da sind allerdings auch außerordentliche Maß-

regeln zur Abhülfe der Noth gerechtfertigt. Solche Maßregeln kamen im Mittelalter in dreierlei Gestalt vor. Die Vertheilung von Brodfrüchten wurde entweder als Vorschuß, oder als Geschenk, oder als eine Mischung von Beiden betrachtet. Im ersten Falle wurde der ganze Betrag, im dritten ein Theil desselben rückerstattet; im zweiten Falle trug der Staat oder die Gemeinde, welche die Früchte hergaben, den Verlust allein. Der Rückersatz konnte in Geld oder Frucht geschehen, wobei freilich die Gemeinde oder der Staat in der Regel die Zinsen und Verwaltungskosten und den Abgang auf dem Speicher verlor. Mone führt mehrere Beispiele aus dem 16. Jahrhundert an, wo Gemeinden zu solchen Zwecken Anlehen aufnahmen, welche in diesen Fällen vom Landesherrn genehmigt wurden. So nahm das Dorf Neckargerach gegen Verpfändung seiner gemeinen Mark 400 Fl. auf, welche in zwei Jahren zurückerstattet werden sollten. Nicht alle Gemeinden hatten indessen ein Markgebiet oder eine Almende zum Unterpfand zu bieten, und da die Noth bei solchen Gemeinden auf das Höchste stieg, so war zuletzt der Landesherr genöthigt, auf allgemeine Maßregeln Bedacht zu nehmen. Auf diese Art entstanden die Getreide-Magazine, welche man damals Vorraths- oder Rothspeicher nannte. Einen solchen errichtete der Pfalzgraf Johann Casimir als Vormund und Administrator der Pfalz. Die desfalls ergangene Verordnung vom August 1588 ist noch vollständig vorhanden, so daß wir daraus Kenntniß über die einzelne Einrichtung eines volkswirthschaftlichen Versuches erhalten, dessen Wiederholung in neuester Zeit angeregt worden ist. Zufolge dieser, von Mone mitgetheilten, Verordnung wurde zuerst ein Nothspeicher in Heidelberg errichtet und die Absicht ausgesprochen, daß man, wenn derselbe sich als zweckmäßig herausstellen sollte, noch fünf andere durch die geistlichen Gefäll-Verwaltungen zu Landau, Speyer, Worms, Oppenheim, auf pfälzischen Höfen oder Kellereien und durch die Rechenkammer zu Alzei errichten lassen wolle. Der heidelberger Nothspeicher wurde wie folgt fundirt: 1) Die geistliche Gefäll-Verwaltung gab dazu 1000 Malter Korn, 1000 Gulden aus dem Ueberstand der Stipendien und 1000 Fl. aus dem Grundstock-Vermögen; die fürstliche Rechenkammer 250 Malter Korn und 250 Gulden; das Geld sollte sämmtlich zum Ankauf von Früchten verwandt werden. 2) Der minderjährige Kurfürst Friedrich IV. gab 400 Gulden. 3) Wenn Stiftspersonen mit Leibrenten sterben, sollen die Leibrenten noch drei Jahre für den Nothspeicher fortbezahlt werden. 4) Wenn Adels- oder Bauernlehen der Pfalz offen werden oder heimfallen, so soll die erste halbjährige Nutzung zum Nothspeicher abgeliefert werden. Von Fürstenlehen sollen die Lehensnachfolger auf Ersuchen der Speicher-Inspectoren etwas abgeben. 5) Wird die Frucht wohlfeil, so sollen die fürstlichen Verwaltungen zu Heidelberg und Amberg dem Nothspeicher unverzinsliche Darlehen zum Ankauf der Früchte geben. 6) Wenn für mehr als einen Jahresbedarf Früchte aufgespeichert

sind, so sollen die Verwalter etwas von dem Ueberschuß verkaufen und das erlös'te Geld in wohlfeiler Zeit wieder zum Ankauf von Früchten verwenden. 7) Der Landesfürst und seine Nachfolger behalten sich vor, zu diesen Nothspeichern aus außerordentlichen Einkünften, Geldstrafen, Confiscationen etwas beizusteuern. 8) Es soll an alle Aemter der Befehl ergeben, anzuzeigen, ob noch andere Gefälle vorhanden seien, die ohne Nachtheil zu dem Nothspeicher verwandt werden können, und auch die Privat-Wohlthätigkeit dafür in Anspruch genommen werden. Der Kurfürst und seine Nachfolger hatten die Oberaufsicht über diese Anstalt übernommen, für welche zu Heidelberg ein Speichermeister mit einem Jahrgehalte angestellt wurde. Die Unterstützung durch die Nothspeicher wurde nach folgenden Grundsätzen geregelt: 1) Nur bei großer Theurung wurde Frucht daraus abgegeben, und zwar: a. an Gemeinden, die entweder keinen Fruchtbau hatten oder aus Armuth keinen Getreidevorrath anschaffen konnten; b. an Private, deren Grundbesitz, selbst bei sparsamer Haushaltung, für ihren Bedarf nicht zureichte. 2) Nicht den Einzelnen, sondern den Gemeinden wurden die Früchte verabfolgt, und zwar auf erhobenen Bericht ihrer Noth und Caution des Wiederersatzes. 3) Die Gemeinden vertheilten die Früchte an die einzelnen bedürftigen Haushaltungen, entweder nach der Anzahl der Hausgenossen oder nach der Länge der Zeit bis zur nächsten Aernte. 4) An jedem Orte wurde das Malter Frucht um einen ziemlich billigeren Preis taxirt, als der laufende Marktpreis war, und diese Taxe auf Martini (11. November) desselben Jahres bezahlt. 5) Es stand den Empfängern frei, den Wiederersatz in Geld oder Frucht zu leisten; dauerte aber die Theurung um Martini noch fort, so mußten sie einen Theil der Schuld in Frucht abtragen, um den Nothspeicher wieder zu versehen. 6) Die Frucht-Austheilung geschah nur mit Bewilligung der Inspectoren unter der Controle der Ober- und Unterbeamten, der Kirchendiener und Almosenpfleger jedes Ortes, und erstreckte sich auch auf die Hörigen und gemeinschaftlichen Unterthanen. Mone glaubt nicht, daß diese Einrichtung in den anderen Städten nachgeahmt worden sei.

Eine eigenthümliche Einrichtung des Mittelalters, die mit den Zünften und den städtischen Accisen zusammenhing, war auch die Fleisch-, Brod- und Biertaxe, welche sich in vielen Ländern noch bis heute erhalten hat.

Was den Arbeitslohn betrifft, so kommt, wie schon aus unserer früheren Darstellung hervorgeht, der Lohn der ländlichen Arbeiter in der früheren Zeit nur wenig in Betracht, da die Arbeiten vorzugsweise von Leibeigenen gemacht wurden. Die Stellung der Hörigen war folgende: Sie hatten entweder auf den Gütern ihrer Herren, welche diese im Selbstbau hatten, jede Woche ein paar Tage umsonst zu arbeiten, oder sie mußten einen Zins, meist in Naturalien, entrichten, welcher wohl nicht weniger als den dritten

Theil des Ertrages ausgemacht haben kann. Wurde die Verpflichtung des Besitzers einer hörigen Hube in Gestalt von Arbeit abgefordert, so mußte er in der Regel drei Tage in der Woche auf dem Herrengute arbeiten; Zins hatte er dann nicht zu zahlen.

Eine eigenthümliche Last der Leibeigenen oder Hörigen war die Abgabe des Todfalles. Sie wurde schlechtweg „Fall" genannt, wie auch der Tod des Hörigen selbst. Diese Abgabe war persönlich, wenn der letztere kein Lehngut hatte, sachlich, wenn derselbe ein solches besaß, welches aber dann von keinem Freien bewirthschaftet werden konnte. Die Abgabe des Todfalles war der rechtskräftige Beweis, daß der Verstorbene das Gut nicht als Eigenthum, sondern als belehnter Höriger bewirthschaftet hatte. Sie wurde von der Verlassenschaft entrichtet, schmälerte also nicht das Gut, sondern die Erben. „Bei begüterten Hörigen", sagt Mone, „bestand der „„Fall"" in Naturalien, die auf dem Gute genommen waren, bei güterlosen in Geld. Die Naturalien waren entweder ein besseres Stück Vieh oder ein Sonntagskleid; jenes wurde von der Verlassenschaft des verstorbenen Bauers, dieses von seiner Frau bezogen, und beim Mangel des Viehes nahm man auch Bett und Kleid vom Bauer. Die Abgabe hieß man demnach Hauptrecht, und das Stück Vieh Besthaupt, worunter aber gewöhnlich das zweitbeste verstanden wurde." Die Entrichtung des Besthauptes wurde später in Geld verwandelt oder auch ganz aufgehoben.

Betrachtet man die Hörigkeit des Mittelalters in Bezug auf die Volkswirthschaft, so war sie die Organisation der Armen oder Proletarier, basirt auf erblichen Grundbesitz. Diese Organisation konnte bestehen erstens für eine beschränkte Familienzahl der Hörigen auf geschlossenen Gütern, zweitens für eine größere Anzahl durch Vermehrung der Ackerfläche vermittels ungeschlossener Neubrüche. Sie mußte aufhören durch Zerschlagung der geschlossenen Güter, welche nothwendig die Verwandlung der Erb- in Zeitpacht zur Folge hatte. Dies geschah durch äußere und innere Ursachen. Mit Uebergehung jener ist bei diesen zu bemerken, daß durch die Vermehrung der besitzlosen Hörigen, die nur noch einen persönlichen oder Leibzins zahlen konnten, die geschlossene Organisation der Hörigen aufgelöst wurde, indem man den besitzlosen die Freizügigkeit in andere Gebiete gestatten mußte, damit sie ihren Lebensunterhalt oder eine Niederlassung fanden.

Erst vom 15. Jahrhundert an erscheinen genauere Angaben über den ländlichen Arbeitslohn oder den Liblohn, welche Bezeichnung schon auf die gesellschaftliche Stellung der Arbeiter, als aus den Liten oder Leibeigenen hervorgegangen, hinzeigt.

Aus dem Hörigkeits-Verhältnisse haben sich die Frohnden entwickelt. Dieselben unterscheiden sich darin von dem ersteren, daß die Bauern zwar gezwungen waren, auf einem Gute eine gewisse Zeit zu arbeiten, aber dafür

durch Verköstigung, durch Tagelohn in Geld, durch Beides zusammen oder durch Naturalien entschädigt wurden. Die Frohndarbeit kam dem Gutsherrn in der Regel theurer zu stehen, als die von Tagelöhnern. Der Vortheil bestand nur darin, daß er die Arbeiter sicher hatte. Die Frohnden wurden später auch auf Gemeinde- und Staatsarbeiten ausgedehnt, namentlich in Beziehung auf den Straßenbau und auf die Instandhaltung der Straßen bei starkem Schneefall, Felsenstürzen u. s. w. In einigen Gauen der Schweiz bestehen sie noch heute beim Bau der Gemeindewege. Von der obigen ursprünglichen Art der Frohnden fanden sich noch 1847 Spuren im Hannover'schen, wo sogar Bauernhöfe frohnberechtigt waren.

Die Classe der freien Dienstboten, des freien Gesindes, der freien Arbeiter — sämmtlich gleichbedeutende Bezeichnungen, mit dem Unterschiede, daß die erstere ursprünglich mehr für die im Felde, und die zweite mehr für die im Hause beschäftigten Arbeiter gebraucht wurde — ist wohl in der Art entstanden, daß Leibeigene entweder sich loskauften oder von ihren Herren aus freien Stücken freigelassen wurden, oder endlich davonliefen und bei einem anderen Herrn in Dienst traten. Da es in jener Zeit äußerst schwierig war, in den Gewerben oder in anderen freien Industriezweigen seinen Unterhalt sich zu verschaffen, und da nicht jeder, der direct aus dem beschränkten Lebenskreise der Leibeigenschaft kam, in den freien Berufsarten der Musicanten, Gaukler, Possenreißer und Marktschreier, welche bei den damaligen vielen Messen und Jahrmärkten, bei den Turnieren, Volks- und Ritterfesten außerordentlich zahlreich vertreten waren, sein Brod zu verdienen im Stande war, so wurden sie genöthigt, bei einem Kloster, bei einer Stadtgemeinde oder auch bei einem Gutsherrn wieder in Dienst zu treten.

Obenerwähnte Tendenz, durch polizeiliche Verordnungen in die wirthschaftliche Bewegung einzugreifen, welche zu vielfachen Verboten des Luxus, namentlich unter dem Bürger- und Bauernstande, Anlaß gab, machte sich auch in Hinsicht auf die Lohnverhältnisse geltend. In den meisten Reichsstädten wurden die Löhne, vorzugsweise die der Bauhandwerker, obrigkeitlich fixirt, — eine Einrichtung, die sich in manchen Städten bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Später begegnen wir bereits dem schaarenweisen Wandern von Arbeitern aus einer Gegend, wo Ueberfluß an Leuten war, in eine andere, wo die Löhne höher standen. Bei den Bauhandwerkern fand dieses Schaar-Wandern am ersten statt, wozu namentlich der Bau der christlichen Kirchen, der gothischen Münster, die Befestigung der Städte und Ritterburgen, zahlreiche Veranlassung gab. Mit der allmäligen Lockerung des Leibeigenschafts-Verbandes, in Folge welcher die Zahl der freien Arbeiter fortwährend in Zunahme begriffen war, dehnte sich dieses Schaar-Wandern auch auf die ländlichen Arbeiter aus, so daß schon 1608, wie Roscher erzählt, die

osnabrückischen Stände sich über das Hollandgehen als eine Vertheuerung des Gesindes bitter beklagten. Vorzugsweise waren es Gebirgsbewohner, welche in den fruchtreicheren Ebenen zur Zeit der Aernte ihre Arbeiten anboten. So zogen und ziehen noch heutigen Tages Schnitter aus dem Odenwalde und aus dem Fuldischen in die Rheinebene, Schaaren von Dienstboten aus dem Schwarzwalde in die Schweiz, von Tagelöhnern aus dem Westfälischen nach den Niederlanden, und Tausende von Arbeitern aus dem Lippe-Detmold'schen nach Holstein, Schleswig und Jütland, um nach vollbrachter Sommerarbeit die Winterquartiere wieder in der Heimat zu beziehen.

Was den landwirthschaftlichen Betrieb angeht, so war derselbe in zwei Theile: 1) den Selbstbau, 2) den Lehenbau gesondert, mit welchem das Pachtwesen gleichen Ursprung hat. Der erstere wurde für eigene Rechnung des Eigenthümers oder Besitzers geführt, und zwar entweder durch eigene Arbeit, mittels der Familienglieder, bei den Klöstern durch die Fratres oder Laienbrüder, oder durch fremde Arbeit, durch Dienstboten, Tagelöhner oder Fröhner. Durch die letzteren unterschied sich der Selbstbau gerade vom Lehenbau, weil Fröhner beim Lehenbau nur vorkamen, wenn Frohnden besonders dazu verliehen waren. Es ist dabei noch zu berücksichtigen, daß die urkundlichen Angaben nur größere Selbstbauer, Herren, Stifter und Klöster betreffen. Die Grundstücke lagen, wo nicht die Hofverfassung vorherrschend war, in der Gemarkung zerstreut, mochten sie zu einem Gutsverbande gehören oder nicht. Die Arrondirung derselben war wegen des Flurbaues und der Weide nicht vortheilhaft. Auch lagen im Süden die verschiedenen Güter einzelner Herrschaften, Stiftungen und Klöster im ganzen Reiche zerstreut, — eine Folge der kaiserlichen Oberherrlichkeit, unter welcher man Güter im ganzen Reiche erwerben konnte. Die Besitzungen alter Klöster, Stifter und Herren erstreckten sich daher oft über die Gränzen Deutschlands hinaus, so daß z. B. der Abt des Klosters Reichenau im Untersee bei Constanz sich rühmen konnte, auf dem Wege nach Rom nur unter eigenem Dache zu übernachten.

Ein so ausgedehnter Güterstand machte eine Gutsverwaltung nöthig, bei welcher 1) die Verwaltung, 2) die Aufsicht und 3) der Reinertrag in Betracht zu ziehen sind. Die Verwaltung betraf die Ausführung der Arbeit und die Sicherung des Ertrages. Zu der ersteren war ein Arbeits-Verwalter bestellt, der „Maier" hieß, zu der letzteren ein Beamter, der „Keller" genannt wurde. Die Benennung: Pfleger, Baumeister oder Schaffner, zeigt, wie Mone glaubt, gewöhnlich an, daß diese Beamten nur Verwalter, keine Pächter waren, sondern diese unter ihrer Aufsicht hatten.

Es gab hörige und adlige Maier. Der Maier hatte auch die Guts-Polizei zu handhaben. Der Keller, wenn dieses Amt nicht mit dem des Maiers verschmolzen war, hatte die Aernte zu besorgen und die Natural-

Zehnten einzuziehen. In einer schweizerischen Urkunde von 1263 wird der Keller auch als Pachter erwähnt und seine Pflichten folgender Maßen angegeben: 1) er soll den Zins zur bestimmten Zeit abliefern, 2) den gehörigen Viehstand halten, 3) die Gebäude und den Wald schonen, 4) das Eigenthum des Hofgutes wahren, besonders vor Gericht.

Die Aufsicht zum Schutze der Feldfrüchte wurde durch Diener besorgt, die wir im Allgemeinen „Schützen" heißen, welche, je nach der Größe des Gutes oder der Gemarkung, in besondere Classen eingetheilt waren und ihre besonderen Verrichtungen hatten. Alles, was außerhalb des Dorfzaunes (Zwing, Etter) lag, wurde durch Schützen beaufsichtigt. Wenn diese die ganze Gemarkung besorgten, wurden sie Bannwarte genannt; die Waldschützen hieß man Förster.

Was den Gutsertrag betrifft, so war derselbe nicht nur an und für sich im Mittelalter geringer, sondern auch der Reinertrag wurde durch die höheren Verwaltungskosten sehr geschmälert. Die Verwalter wurden bezahlt: 1) in fixen Summen, 2) in Gebühren vom Ertrage, die jeder Bauer des Gutsverbandes, nach Maßgabe seines Besitzes, in Frucht oder Geld zu leisten hatte, 3) in einem Pachtgut, aus dessen Ertrage sein Gehalt geschöpft wurde, oder 4) in einem Dienstlehen, für dessen Uebertragung er dem Gutsherrn eine gewisse Summe zahlen mußte.

Was den Brutto-Ertrag der Güter auf der Rheinebene betrifft, so stellt derselbe sich, nach einer von Mone sorgfältig angestellten Berechnung, in Mitte des 16. Jahrhunderts auf 6½ Malter Winterfrucht per Morgen heraus, während der heutige Ertrag zu beinahe 8 Malter angenommen wird. Da das frühere pfälzische Malter um ¼ kleiner war als das neue badische, so stellt sich der Unterschied noch etwas höher heraus. Auch im Würtembergischen kann man den Brutto-Ertrag eines Morgens um ⅕ höher annehmen als im 15. Jahrhundert.

Wo die Preise der Güter sehr niedrig standen, da ist auch ein geringerer Ertrag anzunehmen. So wurde ein Mansus bei Aschaffenburg für 9⅛ Pfund Heller im Jahre 1248 verkauft, und im Jahre 1293 zwanzig Morgen für 7 Pfund Heller. Jener Kaufpreis betrug 99 Fl. 7 Kr., dieser 60 Fl., also der Morgen 3 Fl. 18 Kr. und 3 Fl. Nun war zu Aschaffenburg der Zinsfuß im Jahre 1240 6⅔ Procent, also rentirte sich der Mansus mit 6 Fl. 40 Kr., und der Morgen mit 13⅕ Kr. Aus der Pfalz und Rheinhessen hat man Beweise, daß der Selbstbau der Herrengüter im 16. Jahrhundert nicht für vortheilhaft erkannt wurde, weil die Baukosten zu groß waren.

Der größere Theil des landwirthschaftlichen Betriebes war in früheren Zeiten Lehenbau, an dessen Stelle später das Pachtwesen trat, nachdem ein Theil der Lehengüter wieder freies Eigenthum der Bauern geworden war. Die Theilung der Herrengüter in Lehengüter war in Hinsicht auf die Größe

sehr verschieden, jenachdem man mehr oder weniger Lehenbauern hatte. Es gab Herrengüter, die nur 9, und solche, die über 40 Huben faßten, von welchen letzteren jede 30 bis 40 Morgen ausmachte. Was den Selbstbau kleinerer freier Güter im Mittelalter besonders erschwerte und eben die Lehengüter auch ökonomisch nothwendig machte, war der Umstand, daß freie Tagelöhner und Dienstboten nicht immer sicher zu haben waren.

Eine der interessantesten und lehrreichsten Seiten der Geschichte der Volkswirthschaft im Mittelalter ist die des Zinsfußes, weil sich daraus klar erkennen läßt, wie die wirthschaftlichen Gesetze sich jeder obrigkeitlichen Controle entziehen, und wie der Staat wohl mit den volkswirthschaftlichen Gesetzen, aber nicht trotz derselben regieren kann. Wie schon erwähnt, wurde auf Grund einer Stelle in der heiligen Schrift das Zinsnehmen von dargeliehenen Capitalien von Seiten der Kirche gänzlich verboten, indem Papst Leo I. das Zinsnehmen, welches die Concilien im 4. Jahrhundert nur für Geistliche verboten hatten, überhaupt sowohl für Geistliche als für Laien verdammte, indem vier Jahrhunderte später die Synode von Konstantinopel jeden Uebertreter dieses Verbotes mit dem Bann, und spätere Päpste das Zinsnehmen ausdrücklich mit Nichtigkeit und mit Strafen bedrohten. Die allgemeine weltliche Gesetzgebung scheint sich diesen Verboten angeschlossen zu haben; wenigstens erklärte die Reichs-Polizeiordnung vom Jahre 1530 das Zinsnehmen von Darlehen für verbotenen Wucher. Einzelne Reichsstädte thaten dasselbe; die Territorialherren aber — und hier zeigt sich bereits die Unwirksamkeit von Verordnungen, welche den wirthschaftlichen Gesetzen zuwiderlaufen — scheinen dieses Verbot bestätigt, oder außer Acht gelassen zu haben, jenachdem sie in der Lage waren, Gelddarlehen zu brauchen oder solche zurückzahlen zu müssen. Hatte ein solcher Dynast in Zeiten der Noth ein Darlehen erhalten, und der Termin der Rückzahlung war herangekommen, so war es äußerst bequem, den Gläubiger unter dem Vorwande des Verbotes zurückzuweisen. Nicht wenige Juden-Verfolgungen von Seiten der Territorialherren sind dieser trüben Quelle entsprungen. Da die Juden als Nichtchristen von den canonischen Verboten eigentlich nicht betroffen wurden, so gerieth das Geldgeschäft zu einem großen Theile in ihre Hand. Selbst die Geistlichkeit bediente sich ihrer nicht selten, um, da sie bei directen Darlehen keinen Zins nehmen durfte, ihre aufgesparten Capitalien gewinnbringend anzulegen. Die Juden bildeten gewissermaßen die Unterhändler zwischen Capitalisten und Darlehensuchenden, und da ihnen sowohl der Erwerb von Grund und Boden, wie das Betreiben eines Gewerbes untersagt war, und der Handel als einzige Nahrungsquelle ihnen übrig blieb, so war es natürlich, daß die meisten größeren Geldoperationen durch ihre Hände gingen. Sie wurden daher auch für die Erfinder des Wechsels angesehen, eine Ansicht, die übrigens durch neuere Forschungen, wie wir weiter unten sehen werden, widerlegt worden

ist.*) Da jenes Beispiel der Dynasten ohne Zweifel auch im Volke nachgeahmt wurde, da gewiß nicht wenige Schuldner, wenn sie zahlen sollten, hinter das Verbot sich zu stecken versuchten, nachdem sie es in der Noth ohne Bedenken umgangen hatten, so mußten die Gläubiger bei Zeiten darauf bedacht sein, die durch solche Unredlichkeit entstehenden Verluste auf andere Weise einzubringen. Capital und Zinsen der bösen Schuldner mußten ihnen die redlichen Schuldner in ihrem Zinssatz vergüten, und so kam es, daß die letzteren höhere Zinsen zu zahlen hatten, als der Zinssatz nach der wirthschaftlichen Lage der Dinge betrug. Kurz, es entstand der Wucher gerade durch jenes Verbot.

Galt dies für den Personal-Credit, so wurde für den Real-Credit ein weit wirksameres Mittel gefunden, um dem genannten Verbote zu entgehen. Es entstand der Rentenkauf. An die Stelle des offenen Darlehens-Vertrages traten zweierlei Operationen. Der Darlehensuchende übergab entweder dem Gläubiger ein Grundstück, unter der Bedingung, daß er bis zu einer gewissen Frist unter Rückerstattung einer Summe, welche Capital und Zinsen gleich kam, zurücknehmen könne,**) oder der Schuldner legte eine Rente zu Gunsten des Gläubigers und seiner Rechtsnachfolger auf ein Grundstück, indem er sich und alle späteren Besitzer verpflichtete, diese Rente als eine auf Grund und Boden haftende Last für alle Zukunft zu bezahlen. Dies waren die Erbrenten oder Gülten, denen gegenüber die Zinsen Jahresrenten hießen. In größerem Maßstabe scheinen dieselben während der Kreuzzüge aufgekommen zu sein, wo die Ritter zur Bestreitung der ungeheuren Kriegskosten enorme Summen aufnehmen mußten und daher den größern Theil ihrer Güter verkauften oder verpfändeten.

Es lag in der Natur der Dinge, daß der Zinssatz für jenen unsicheren Personal-Credit und für diesen den Gläubiger durchaus sicherstellenden Real-Credit ein ganz verschiedener war. So glaubte Kaiser Heinrich VII. im Jahre 1310 den Bürgern von Nürnberg noch eine Gunst zu erweisen, als er den Juden gebot, für Personalschulden nur 43⅓ Procent zu nehmen, während ihnen gestattet war, von Auswärtigen 65 Procent zu erheben. Selbst Fürsten scheinen bei Personal-Anlehen genöthigt gewesen zu sein, ziemlich hohen Zins zu zahlen. So zahlte, nach Cibrario, der Graf von Savoyen bei einer Gelegenheit 10 Procent, bei einer anderen der Fürst von Accaja 20 Procent jährlich. Dagegen stand der Zinsfuß von Darlehen gegen Unterpfand verhältnißmäßig ziemlich niedrig; niedriger in Ober-Italien und

*) In einer gründlichen Abhandlung „Ueber Ursprung und Entwicklung des Wechsels und des Wechselrechtes" von Karl Arenz, Director der Handels-Lehranstalt zu Prag. (Einladungsschrift zur Prüfung in der öffentlichen Handels-Lehranstalt zu Leipzig. 1855.)

**) Auf diese Art wurde die Mark Brandenburg von dem Burggrafen von Nürnberg erworben.

Deutschland, als in Frankreich, England, Spanien und den anderen Ländern, weil Ober-Italien und Deutschland im Mittelalter die capitalreichsten Länder Europa's waren. Der Zinsfuß bei Grundrenten war in Deutschland im Durchschnitt ungefähr 7 Procent, was im Vergleich zur Gegenwart ein durchaus naturgemäßes Verhältniß ist. Je nach Umständen ging er bis auf 4 Procent herab oder stieg bis auf 10 Procent hinauf. Die Ursachen solcher Schwankungen haben wir einestheils zu suchen in politischen und Verkehrs-Verhältnissen, — Krieg machte natürlich den Zinsfuß steigen, wenn die Kriegspflichtigen zu ihrer Ausstattung Darlehen aufnehmen mußten, wenn durch die Verwüstung von Saaten und die Zerstörung von Dörfern die Ansammlung des Capitals gehemmt wurde; er mußte sinken, wenn bei längerem Frieden die Production sich hob und reiche Aernten Speicher und Keller füllten; er mußte steigen, wenn dem Handel plötzlich neue Wege sich öffneten, wenn Erfindungen und Verbesserungen in den Gewerben die Unternehmungslust vermehrten; er mußte sinken, wenn neue Zollschranken und Verordnungen von Territorialherren dem Handel engere Schranken zogen —, anderentheils in Verhältnissen, die im jetzigen Geldverkehr nicht mehr vorkommen. Es gab nämlich, wie schon oben bemerkt, zwei Classen von Zinsen, die Mone folgender Maßen eintheilt: 1) nach der Zeit: a. aufkündbare, b. lebenslängliche oder Leibrenten, c. erbliche; 2) nach dem Stande: a. Bauerngülten, b. Herrengülten. Auf die kündbaren und Bauerngülten wirkte der Wechsel des Zinsfußes ein, indem sie bald unter, bald über dem Durchschnittssatz von 5 Procent standen. Die Erbzinsen standen sehr oft unter 5 Procent, die Leibrenten und ein Theil der Herrengülten aber auf 10 Procent. Die Ablösung einer 5procentigen Rente geschah mit dem zwanzigfachen, die einer 10procentigen mit dem zehnfachen Betrage.

Aus dem Schwanken des Zinsfußes, welcher z. B. in Frankfurt zwischen 1346 und 1348 von 5 auf 9 und 10 Procent stieg, sollte man schließen, daß bereits zu jener Zeit Geld- oder Handelskrisen Statt gehabt hätten; allein es liegen über diese wirthschaftlichen acuten Krankheiten aus früherer Zeit keine Angaben in den Quellen vor; und außer einer kurzen Andeutung über eine Geldklemme, welche im 14. Jahrhundert in Basel Statt gehabt hat, sprechen die Quellen zum ersten Male von einer wirklichen Geld- und Handelskrisis in Lübeck, wo eine solche zu Anfang des 17. Jahrhunderts mit allen ihren Symptomen ausbrach.*)

Was den Staatshaushalt betrifft, so ist derselbe im Mittelalter in drei selbstständige Theile zu trennen: in die Wirthschaft der Territorialherren, in die der freien Städte und in die von Kaiser und Reich. Die Kosten des

*) Siehe meine Geschichte der Handelskrisen, S. 122—124.

Staatshaushaltes wurden daher auch auf verschiedene Weise bestritten, so daß von einem rationellen Steuersystem keine Rede sein konnte.

Das Recht der Territorialherren am Grund und Boden bildete die erste Grundlage der Besteuerung; an den Grund und Boden knüpften sich die ersten Steuern.

In der Urzeit, wo die Nation auf der einen Seite aus einer Anzahl einander an Vermögen ziemlich gleich gegenüber stehender freier Grundbesitzer, auf der anderen Seite aus Hörigen und Sclaven bestand, gab es gar keine directen Steuern. Die geringen Staatsbedürfnisse wurden aus den gerichtlichen Geldbußen bestritten; die einzige Last, welche die freien Grundbesitzer zu tragen hatten, war die Kriegspflicht, die ihnen freilich die Nothwendigkeit auferlegte, sich und reisige Mannschaft zu bewaffnen und zu beköstigen. Hinsichtlich der Semperfreien oder reichsunmittelbaren Grundherren hat sich diese Einrichtung das ganze Mittelalter hindurch erhalten, und erst, als mit der Erfindung des Schießpulvers die Kriegstaktik eine vollständige Umwandlung erfuhr, als die Lanzknechte aufkamen und geworbene Soldheere an die Stelle der früheren Lehensheere traten, da hörte die Verpflichtung der Ritterschaft, eine gewisse Anzahl von Leuten und Pferden auf eigene Kosten ins Feld zu stellen, auf. Dagegen wußte dieselbe die Steuerfreiheit in einzelnen deutschen Ländern bis auf die neueste Zeit zu erhalten, obgleich diese, wie schon oben bemerkt, nach Aufhebung der Kriegspflicht eine schreiende Ungerechtigkeit gegen die übrigen steuerzahlenden Classen war.

Das Verhältniß der Grundherren und der Hörigen war ursprünglich ein privatrechtliches, der Erbzins ist daher nicht als Steuer zu betrachten, wenn sich auch in manchen Gegenden später die Grundsteuer daraus entwickelt haben mag. Eigentliche Steuern in unserem Sinne entstanden erst mit der Vergrößerung der Territorien, der Ausbildung des Reiches und der Landeshoheit. Im Frankenreiche blieb nach der Eroberung dagegen die von den Römern eingeführte Grund- und Kopfsteuer bestehen. Für seinen Antheil erhielt der König Jahresgeschenke, welche aus der Urzeit herdatirten. In Deutschland, wo der Kaiser nicht in seiner Eigenschaft als Territorialherr, sondern als oberster Beamter des Reiches regierte, hatte jedes Stück Land, mit Ausnahme von ein paar kleinen, dem Kaiser zugetheilten Reichsvogteien (wozu z. B. das heutige Voigtland gehörte), sein besonderes politisches Oberhaupt, sei es der Magistrat einer freien Reichsstadt, sei es ein Territorialherr. Das Heer bestand aus den Contingenten oder Geleiten der Städte und der Territorialherren, das heißt der Herzoge, Grafen, Bischöfe und reichsunmittelbaren Ritter. Der Kaiser hatte weder für die Kirche noch für den Unterricht, noch für den Straßenbau, kurz, für keine der vielfachen Angelegenheiten zu sorgen, welche heutzutage das Verzeichniß eines Budgets ausfüllen. Er hatte nur für die Repräsentation und den Schutz

des Reiches gegen Außen, und für die Handhabung des Landfriedens und des Rechtes im Innern Sorge zu tragen. Dazu bedurfte es keines Beamtenheeres und keines Budgets. Die geringen Ausgaben, welche er zu bestreiten hatte, wurden vorzugsweise aus folgenden Quellen gezogen*): 1) aus den Einkünften gewisser Ländereien und Gebäude, sogenannter Reichsgüter, welche durch das Zurückfallen von Reichslehen, die nicht wieder besetzt wurden, durch Eroberung, Confiscation, in Folge von Reichsachts-Erklärungen, durch Schenkung, Kauf oder auf andere Weise unmittelbar das Eigenthum von Kaiser und Reich geworden waren; 2) aus den Einkünften der reichsunmittelbaren Länder, welche durch kaiserliche Vögte verwaltet wurden. Diese Einkünfte waren natürlich dieselben, wie die der einzelnen Territorialherren, nämlich Einkünfte a. aus den Domainen; b. aus Bergwerken, auf welche die Grundherren stets ihr besonderes Augenmerk gerichtet hatten, und die sie meist in eigenen Betrieb nahmen, wo Letzteres aber nicht der Fall war, den Eigenthümern den zehnten oder zwanzigsten Theil des Ertrages absorderten (Bergzehnten, Bergzwanzigsten); c. aus Zöllen, Eingangs-, Durchgangs-, Wasserzöllen, Weg-, Brücken-, Krahnengeldern; d. Hoheitsrechten, z. B. das Münzrecht; e. Gefällen, z. B. Geldstrafen, Dispensationen und Taxen bei Ertheilung von Aemtern u. s. w.; 3) aus den Einkünften derjenigen Lehens-Provinzen, welche aus irgend einer Ursache zeitweise erledigt, oder vom Reich sequestrirt waren; 4) aus den Geldbußen, welche der Kaiser, als Richter, auferlegte; 5) aus Gefällen, d. h. aus Geldern, welche der Kaiser durch einzelne Acte bezog, die er als oberste Rechtsquelle ausgeübt hatte; dahin gehörten die oft sehr bedeutenden Capitalien, welche er von Reichsstädten für die Ertheilung irgend eines Rechtes, z. B. des Markt- oder Münzrechtes, erhielt, so wie die Gebühren, welche aus der später sehr mißbrauchten Ertheilung von Reichstiteln und Adelsbriefen flossen; 6) die Kopfsteuer, welche die Juden bezahlen mußten dafür, daß der König ihnen seinen Schutz angedeihen ließ.

Die öffentlichen Einkünfte der **Territorialherren** bestanden, wie so eben kurz angedeutet: 1) Aus dem Ertrag der Domainen a. der Waldungen, b. der Bergwerke, c. der öffentlichen Gebäude, d. verpachteter oder selbst bewirthschafteter Höfe, e. verpachteter oder selbst bewirthschafteter Salinen und Hüttenwerke; 2) aus den Erträgnissen des Meeres, der Gewässer, der Weiden und Forste. Dazu zählen wir u. A. die Erträgnisse der Jagd und des Fischfanges, das Strandrecht, von dem z. B. im Jahre 1232 der König Erich von Dänemark die Bürger der Hansestadt Soest befreite; 3) aus dem Erb-

*) Die großen politischen Nachtheile näher darzulegen, welche diese financielle Schwäche des Kaisers, wo derselbe nicht durch eigenen Territorialbesitz den Mangel ausgleichen konnte, mit sich führte, ist hier nicht der Ort.

zins der Lehengüter; 4) aus Zöllen; 5) aus Abgaben der Geldwechsler und Lombarden; 6) aus gewissen Durchgangs-Abgaben, welche ohne Rücksicht des Werthes oder des Gewichtes der Waare von jedem Wagen, jedem Ballen, Faß u. s. w. per Stück erhoben wurden; 7) aus der Taxe für das sichere Geleit, welches den Handelsleuten gegeben wurde; 8) aus einer Gewerbesteuer; diese wurde verschieden erhoben. In Vevey z. B. mußte jeder Schuhmacher, der eine Boutique mit einer Thür oder einem Fenster hatte, für ein Jahr und einen Tag dem Grafen von Savoyen sechs Denare bezahlen; in Neapel war eine Abgabe auf dem Färben und Decatiren des Tuches; im Susathale waren diejenigen einer Abgabe unterworfen, welche von dem Holz aus den Wäldern des Grafen Holzschüsseln machten; 9) aus einem Antheil an gefundenen Schätzen und anderen gefundenen Sachen; von solchen gefundenen Sachen gehörten in der Normandie nicht bloß Münzen und Metalle dem Fiscus, sondern sogar landwirthschaftliche Instrumente, Hausgeräthe und Thiere; 10) aus dem Bergzehnten, der allerdings nur dem Namen nach ein solcher war, indem er nicht überall den zehnten, sondern oft nur den zwanzigsten und vierzigsten Theil des Ertrages ausmachte; 11) aus dem Münzrecht; 12) aus der Accise von Verträgen; 13) aus der Abgabe von Erbschaften; 14) aus Gerichtssporteln und Geldbußen; 15) aus Confiscationen; 16) aus Stempeltaxen, d. h. wenn zur Beglaubigung eines Documentes ein obrigkeitliches Siegel nothwendig war; 17) aus den Einkünften der Hinterlassenschaft ohne Erben Verstorbener und Fremder; in manchen Ländern war es gebräuchlich, daß, wenn ein Fremder starb, ein Jahr und einen Tag auf den Erben gewartet wurde, worauf die Erbschaft dem Landesherrn anheimfiel; 18) aus dem Patronat über die Kirchen und Klöster; 19) aus freiwilligen Geschenken der Landstände. Directe Steuern gab es ursprünglich nicht; denn die Bewohner eines Territoriums waren entweder frei oder hörig. Im letzteren Falle standen sie in einem privatrechtlichen Verhältnisse zu ihrem Grundherrn; sie arbeiteten für ihn oder zahlten ihm Erbzins, welcher letztere eben deßhalb nicht zu den Steuern gerechnet werden kann. In dem ersteren Falle waren sie überhaupt steuerfrei. Wenn nun Verhältnisse eintraten, in Folge deren die regelmäßigen Einkünfte für die Bestreitung der öffentlichen Ausgaben nicht ausreichten, so mußte der Landesherr an die Vertreter der freien Bewohner seines Territoriums, an die freien Bauern, Pächter, Lehensmannen, Gewerbetreibenden und die zu ihrem Gebiete gehörenden Städte, d. h. an die Landstände sich wenden, mit der Bitte, ihm zur Bestreitung der außerordentlichen Ausgaben ein Geschenk zu machen. Dieses Geschenk nun wurde seinem Ursprunge zufolge Bitte, „Bede", genannt. Aus diesen Beden sind die directen Steuern entsprungen. Ursprünglich mögen die Beden nach freiwilliger Uebereinkunft umgeschlagen worden sein. Im weiteren Verlauf scheinen sie

aber an den Besitz geheftet worden und die Grundsteuer wieder entstanden zu sein. Nach dem Untergange der römischen Steuerverfassung in Südeuropa finden sich die ersten Spuren eines Katasters in England im 11. Jahrhundert, wo zur Zeit der Eroberung durch die Normannen 60,000 Loose vom Grundeigenthum unter die Sieger vertheilt und darüber ein allgemeines Register unter dem Namen Doomsday book (Gerichts-Tagebuch) angefertigt wurde. Im folgenden Jahrhundert wurde eine Art von Kataster in Italien wieder eingeführt. Im 13. Jahrhundert scheint die Grundsteuer in Deutschland aufgekommen zu sein. In der aus dem 15. Jahrhundert stammenden Stadtordnung von Heidelberg wurde dieses durch den Pfalzgrafen von der bis dahin ihm auferlegten directen Steuer befreit.

Was die öffentlichen Einkünfte der Städte betrifft, so stehen sich die Reichsstädte und die landesherrlichen Städte in so fern einander gleich, als die letzteren fast vollständige Selbstverwaltung genossen und für ihren Haushalt selbstständig zu sorgen hatten. Mit Ausnahme des Münzrechtes, welches im Mittelalter eine größere Einkunftsquelle war, als heutzutage, und welches den freien Städten als eine landesherrliche Befugniß vom Kaiser ertheilt war, sind die Quellen der Einkünfte der landesherrlichen und der Reichsstädte so ziemlich dieselben. Sie bestanden: 1) aus Domainen, a. Waldungen, b. selbstbewirthschafteten oder verpachteten Gütern, c. aus dem Erbzins von hörigen Lebensgütern, d. aus Gebäuden; 2) aus indirecten Abgaben, a. aus Waarenzöllen; bei den Reichsstädten, die ihr eigenes Zollgebiet hatten, war darin die Abgabe von allen zollpflichtigen Waaren inbegriffen; bei den landesherrlichen Städten, welche kein selbstständiges Zollgebiet hatten, sondern Theile eines größeren Zollgebietes waren, hatten die Städte nur das Recht, gewisse Gattungen von Waaren an ihren Thoren mit einem Zolle zu belegen, z. B. Ziegelsteine, Kalk, fremdes Vieh (Ochsen, Kühe, Schweine, Schafe), Schmalz, Butter, Talg, Hanf, Wolle, Salz, Speck, geräuchertes Fleisch, Eisen (siehe heidelberger Stadtordnung von 1465), b. Mehlaccise, c. Fleischaccise, d. Weinaccise, e. Abgabe vom Weinschank, f. die Accise für Verleihung der Berechtigung zum Geldwechslergeschäft, g. Gefälle aus Spiegel- oder Stempelgebühren, aus Bannmühlen oder Bannbrauereien, h. Brücken- und Weg-, Wag-, Meß-, Marktgelder u. s. w.; 3) directe Steuern, a. Grundsteuer, b. Gewerbesteuer. Nach der schon erwähnten heidelberger Stadtordnung wurden die Bürger von den directen Steuern befreit, während die Auswärtigen und Hintersassen Grundsteuer zahlen mußten. Im Uebrigen war deren Freizügigkeit und freier Handel gewahrt.

In der Regel behielten die Landesherren bei Ertheilung von Städteordnungen und besonderen Freiheiten sich das Recht vor, außerordentliche Kriegssteuern zu erheben.

Eine Hauptstütze in den Zeiten der Noth waren für die Kaiser die

Reichsstädte, indem dieselben ihnen nicht allein Geschenke an Geld und Geldeswerth gaben, allerlei Berechtigungen mittels größerer oder kleinerer Capitalbeträge von ihnen erkauften, sondern auch dieselben mit ihrem Gefolge meist unentgeltlich beherbergten und verköstigten.

Ein besonders wichtiger Zweig der Volkswirthschaft im Mittelalter war die Armenpflege. Als ein Ausfluß des Christenthums, gab sie Veranlassung zu einer ganz neuen Einrichtung, dem Stiftungswesen. Die Stiftungen des Mittelalters vertraten die Stelle der Privat-Wohlthätigkeit, so wie die der Gemeinde- und Staats-Unterstützung; ihre Einkünfte reichten fast überall aus, um die Armen- und Krankenpflege vollkommen sicher zu stellen. Wo sie nicht ausreichten, mußte die Kirche helfen, deren Güter zu einem Viertel für die Armen bestimmt waren, da ja die meisten Schenkungen auch im Hinblick auf die Armen geschahen. Nie und nirgends wurden für die Armenpflege Steuerbeträge der Gemeindemitglieder erhoben, und nur in ganz außerordentlichen Fällen, wie z. B. bei großer Theuerung und Hungersnoth, geschahen Maßregeln von Seiten der Gemeinde und des Staates. Erst im Verlaufe der Reformation begann das Stiftungswesen erschüttert und durchlöchert zu werden, und trat stellenweise und allmälig die politische Armenpflege an Stelle der privaten. Der Leichtigkeit, Wohlfeilheit und Sicherheit der Verwaltung wegen wurden die Armenstiftungen an ewige Corporationen oder Gesellschaften angeschlossen, also an Kirchen und Gemeinden. Die kleineren Stiftungs-Capitalien wurden in der Regel der Kirche, die ohnedies ihre Stiftungs-Verwaltung hatte, zur Administration überwiesen, während die größeren, wie Spitäler, meist von den Gemeinden verwaltet wurden. Da auch die Spitäler mit unter der Aufsicht der Geistlichkeit standen, indem dieselbe überall seelsorgend und tröstend der Kranken sich annahm, so erhielt die ganze Armenpflege im Mittelalter einen kirchlichen Charakter. Nach den Ermittlungen Mone's wurden im Mittelalter unter den „Armen" zwei Classen von Menschen verstanden. Die sogenannten „armen Leute" waren hörige Bauern und Bewohner der kleinen Landstädte, und die „armen Dürftigen" die Bettler, um diese von jenen zu unterscheiden. Nur auf die letzteren, d. h. die an den Thüren und auf den Straßen Bettelnden, erstreckte sich die Armenpflege. Diese Bettler wurden wieder in „ansäßige" oder „Ortsarme", und „wandernde Arme" oder „Pilger" getheilt. Aus der ersten Classe der armen Leute gingen die „armen Schüler" hervor, die ebenfalls wieder in „ständige" und „wandernde" eingetheilt wurden. Die ersteren besuchten die Kirchenschule, waren zum Chorgesange verpflichtet und erhielten dafür Brod oder auch die ganze Kost; die letzteren oder die „fahrenden Schüler" gingen ab und zu und erhielten nur vorübergehende Unterstützung. Aus den armen Schülern wurde die niedrige Geistlichkeit nachgezogen, die, wie Mone sich ausdrückt, von der Pfründe des Altars lebte, dem sie diente,

und die auch häufig ihre Ersparnisse wieder zu Stiftungen für andere Arme verwandte. Die Pflege der armen Schüler war Kirchensache. Die Natural-Verpflegung war Regel, die Geld-Unterstützung Ausnahme, und man hatte dabei den Gesichtspunct im Auge, daß dem Armen dadurch weniger Gelegenheit geboten war, das Almosen zu vertrinken oder auf andere Weise zu vergeuden. Es war ferner Grundsatz, die Armenspenden öffentlich zu vertheilen. Da alle Stände, vom Fürsten bis zum Hörigen herab, Armen-Stiftungen machten, so war es eine wichtige Frage, die Verwendung derselben zu sichern. Dies geschah dadurch, daß die verschiedenen geistlichen Würdenträger und die Ober-Aufseher der Stiftungen sich gegenseitig controlirten, daß eine Berufung an die höheren Würdenträger, bis zum Bischofe, auf Vollzug der Stiftung erlaubt und angeordnet war, und daß bisweilen im Falle des Nichtvollzuges eine Strafe festgesetzt war, welche darin bestand, daß die Armen eine bestimmte Zeit, bis auf ein Jahr, in den Genuß derjenigen geistlichen Stiftungen traten, welche sich eine Unterlassung zu Schulden kommen ließen. Durch den Untergang der meisten Stiftungen, in Folge der religiösen und politischen Umwälzungen, ist die Armenpflege in neuerer Zeit weit schwieriger geworden.

Auch das Schulwesen des Mittelalters hatte eine christliche Grundlage, schon deßhalb, weil die Geistlichkeit, Bischöfe wie Klöster, in der frühesten Zeit die ersten Schulen gründete, weil sie überhaupt auf den Unterricht des Volkes bedacht sein mußte, wenn die Lehren des Christenthums tiefer Wurzel schlagen sollten. Dadurch erhielt die Schulbildung im Mittelalter eine ganz eigenthümliche Richtung, welche zum Theil noch bis auf den heutigen Tag nachwirkt. Es wurde daher einestheils die Kenntniß der alten classischen Literatur nicht allein vernachlässigt, sondern eben nur so weit betrieben, als sie ein Mittel sein konnte, das Heidenthum zu bekämpfen und das Christenthum zu stärken; anderentheils wurde auch die vaterländische Geschichte nur so weit berücksichtigt, als sie mit der Kirche in Zusammenhang stand. Die Hauptrolle im Unterricht spielte die Geschichte; allein vorzugsweise nur die biblische Geschichte. So kam es, daß das Volk außerordentlich genau mit der Geschichte der Juden bekannt wurde, von den Thaten seiner eigenen Vorfahren aber nur äußerst wenig erfuhr und — da auch die profane Geschichtschreibung ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit war, die Klöster wiederum vorzugsweise allein für die Vervielfältigung der Bücher sorgten und gewissermaßen die einzigen Buchhandlungen waren, diese aber weit mehr mit Vervielfältigung religiöser Bücher sich beschäftigten — auch aus Büchern über die vaterländische Geschichte nur wenig lernen konnte. Wir geben gerne zu, daß diese christliche Richtung des Unterrichtes in der ersten Zeit sehr ersprießlich war, um die rohen heidnischen Sitten zu mildern; allein im Verlauf der Zeit konnte sie doch

nicht verfehlen, nachtheilige Wirkung auf die Entwicklung des Nationalgeistes zu äußern*).

Die Verhältnisse, wie wir sie in Hinsicht auf Deutschland dargestellt haben, bestanden mit geringeren oder größeren Abweichungen in allen christlich-germanischen Staaten Europa's. Doch müssen wir erwähnen, daß schon damals in Italien und Deutschland mehr das Princip der Selbstverwaltung und Decentralisation, in Frankreich das der Centralisation zur Geltung gelangte. Schon Philipp der Schöne versuchte den Preis des Getreides in Frankreich gewaltsam zu fixiren und die Ausfuhr edler Metalle zu verbieten.

Was im Norden die Hansa, das waren im Süden die *italienischen* und vorzugsweise die *lombardischen Freistädte*, unter denen Genua, Mailand, Florenz und besonders Venedig sich auszeichneten. Den Grund zu ihrer Größe legten ganz besonders die Kreuzzüge. Der Umstand, daß die Heere der Kreuzfahrer auf den Schiffen der lombardischen Städte nach Palästina befördert wurden, und der durch jene große Begebenheit hervorgerufene Verkehr des abendländischen Europa mit dem mohamedanischen und griechisch-christlichen Morgenlande gab der Schifffahrt von Venedig, Genua und Pisa einen ganz außerordentlichen Impuls. Die Araber, welche bis dahin das Mittelmeer beherrscht hatten, wurden verdrängt, um jenen Städten Platz zu machen, deren Flagge hierauf vier Jahrhunderte lang im mittelländischen und im schwarzen Meere dominirte. Während die abendländischen Ritter ihr Geld und ihr Blut im Kampfe gegen die Ungläubigen vergeudeten, gewannen die Venetianer die nördlichen Küsten des adriatischen, die Küsten des ägäischen Meeres, des Hellespont und des schwarzen Meeres, die meisten griechischen Inseln, mehrere Besitzungen an den italienischen Küsten, und waren zu Ende des 14. Jahrhunderts im Besitze von 3000 Kauffahrteischiffen, die Kriegsflotte ungerechnet, während ihre Stadt nur 200,000 Bewohner zählte. Gleichzeitig herrschte Genua über Corsica, die größere Hälfte der Insel Sardinien, über Syracus in Sicilien und andere Städte. Seit Mitte des 13. Jahrhunderts wetteiferte es in Konstantinopel und am schwarzen Meere mit Venedig und wußte den größeren Theil des Handels des ost-römischen Reiches und der Sarazenen in seine Hände zu

*) Dem Umstande, daß dies in Frankreich, England und Nordamerica in neuerer Zeit weniger der Fall ist, daß die Jugend dieser drei Länder von vornherein mehr mit der vaterländischen Geschichte bekannt gemacht wird, schreiben wir zum Theil das lebendigere Nationalgefühl ihrer Bevölkerung zu, während die bis in unsere Zeit fühlbare Schwäche des Nationalgefühls bei den Deutschen gewiß zum größeren Theile der Unkenntniß der deutschen Geschichte zuzuschreiben ist, — eine Ansicht, die schon durch die Thatsache bestätigt wird, daß durch die größere Pflege der vaterländischen Geschichte seit einer Generation der Nationalsinn in überraschendem Maße erweckt und gestärkt worden ist.

bekommen. Auch Pisa wetteiferte eine Zeit lang mit den beiden genannten Städten, und seine Bevölkerung stieg auf 200,000 Köpfe.

Industrie und Handel beruhten bei diesen Städten nicht minder auf dem Princip der Freiheit, als bei denen im Norden, und setzten sie daher auch in den Stand, so große Schätze zu sammeln, daß Venedig später allein mit seiner Flotte das Mittelmeer beherrschte, den Türken den Frieden dictirte und Heere ausrüstete, welche selbst dem Kaiser siegreich widerstanden. Venedig war der Hauptstapelplatz, durch welchen der ganze levantinische Handel nach dem nördlichen Europa ging. Sein Handel wurde einestheils genährt durch die Gewürze und Seidenstoffe des Orients, so wie durch die Producte eines überaus industriereichen Hinterlandes, die einen großen Activhandel möglich machten. So war Mailand durch seine Panzer weltberühmt; so besaß Florenz allein 200 Wollfabriken, welche jährlich 80,000 Stück Tuch lieferten und mehr als 30,000 Arbeiter beschäftigten. Dabei blühten Wissenschaft und Kunst, von dem materiellen Reichthum genährt, in antiker Glorie wieder auf, die Rechtspflege war gut, die Abgaben gering; denn das Jahres-Budget von Florenz z. B. betrug kaum 200,000 Thaler. Das erste bankähnliche Institut kam in Venedig vor; doch davon weiter unten.

Den italienischen Städten haben wir die Wiedergeburt der classischen Studien zu verdanken, aus denen jenes hohe geistige Leben in den Städten Ober-Italiens entsprang, das heute noch die Phantasie unserer Dichter beflügelt, — eine Epoche, wo die Gelehrten-Schulen von Bologna und Padua von der wissensdurstigen Jugend des ganzen Abendlandes besucht, wo Bibliotheken und Kunstschätze gesammelt wurden; — kurz, die Epoche der Dante und Ariosto, der Petrarca und Boccaccio, der Raphael und Michel Angelo, der Correggio, Titian und Leonardo da Vinci.

Durch die Entdeckung von America und die Auffindung des Seeweges nach Indien erhielten die italienischen Freistaaten eine starke Concurrenz an den Portugiesen, Spaniern, Holländern und Engländern. In der Fülle des Reichthums und des Genusses entnervt, hatten sie nicht mehr die Kraft, den Wettkampf zu bestehen, und die Leitung des Welthandels ging allmälig in die Hand der Völker der Westküsten Europa's über. Es kam die Zeit des Colonial-Systems.

Während der Welthandel eine andere Richtung und größere Dimensionen nahm und auf diese Weise die wirthschaftliche Grundlage der Blüthe der italienischen Städte untergrub, wurde auch deren politische Grundlage durch Kaiser Karl V. zerstört. Selten ist ein Staatsmann mehr überschätzt worden, als dieser zwar ehrgeizige und schlaue, aber aller Cultur-Interessen bare Monarch. Daß er die politische Unabhängigkeit der blühenden italienischen Städte untergrub, wollen wir ihm nicht zur Last rechnen; denn Venedig hatte sich durch seine eigenen Ausschweifungen selbst untergraben; allein daß er

viel dazu beitrug, deren gesunde Volkswirthschaft zu unterdrücken, das kann ihm nicht verziehen werden.

Wegen der Beschränktheit seiner wirthschaftlichen Begriffe wurden alle verkehrten ökonomischen Anschauungen jener Zeit zum Maßstab der Handelspolitik erhoben und zu einem System vereinigt, unter dessen Trugschlüssen wir bis vor Kurzem noch litten. Man glaubte damals durch Vermehrung des Geldes auch den Reichthum zu vermehren, weil man keinen Begriff davon hatte, daß die Masse der Umlaufsartikel im Verhältniß zur Production und Consumtion, zu den Geschäftsumsätzen stehen müsse. Karl V. fing an, schlechtes Geld zu prägen und durch Beschränkungen und Verbote die Handelsfreiheit zu unterdrücken. Der Entwicklung eines erleuchteten Bürgerthums abhold, war er sowohl der Feind der Freiheit der Gütererzeugung, wie der Freiheit des Glaubens. Da sich von seiner Regierung an das sogenannte Mercantil-System ausbildete, welches so viel Unheil angerichtet hat, so erörtern wir dessen Anschauungsweise an dieser Stelle.

Das Mercantil-System, dem Wortlaute nach Handels-System, dem Inhalte nach aber besser Sperr-System genannt, verdankt seinen Ursprung der Vorstellung, daß das Vermögen eigentlich in Geld, in Gold oder Silber bestehe. Die nach dem Augenschein urtheilende Menge sah, daß für Geld zu jeder Zeit Alles zu haben war, daß es nur unmerklichen Preisschwankungen und zugleich dem Verderben weniger ausgesetzt ist, als jede andere Waare. So nistete sich denn die Meinung ein, daß alle übrigen Güter nur Genüsse seien, welche man sich vermittels des Geldes verschaffe. Alle Maßregeln der Staats-Oekonomie wurden also dahin gerichtet, das Geld zu vermehren, ohne Rücksicht darauf, ob dadurch die Production selbst erschwert oder erleichtert wurde; und so fest können falsche Vorstellungen sich einwurzeln, daß bis auf die neuere Zeit die große Masse von solchen Irrthümern sich nicht emancipirt hatte.

Nach der Entdeckung America's, erzählt Adam Smith, war lange Zeit das Erste, wonach die Spanier fragten, wenn sie an eine unbekannte Küste kamen, ob Gold oder Silber in der Gegend zu finden wäre. Je nach den Nachrichten, die sie hierüber einzogen, bestimmten sie, ob es der Mühe lohne, sich daselbst niederzulassen, oder ob das Land der Eroberung werth wäre. Plano Carpino, ein Mönch, den der König von Spanien zu einem der Söhne des bekannten Dschingiskan geschickt hatte, sagt, die Tataren hätten ihn oft gefragt, ob in dem Königreiche Frankreich eine große Menge von Schafen und Ochsen sei. Ihre Frage hatte dieselbe Absicht, wie die der Spanier; sie wollten wissen, ob das Land reich genug wäre, um der Eroberung werth zu sein. Unter den Tataren ist, wie unter den meisten übrigen Hirtenvölkern, die gewöhnlich mit dem Gebrauche des Geldes nicht bekannt, sind, Vieh das Werkzeug zum Handel und der Maßstab des Werthes. Nach

ihrer Ansicht bestand daher der Reichthum in Vieh, wie er nach der Ansicht der Spanier in Gold und Silber bestand. Vielleicht kam von beiden Ansichten die tatarische der Wahrheit am nächsten.

In der Meinung, daß das Vermögen nur in Geld bestehe, verlangten die Mercantilisten Maßregeln von Seiten des Staates, welche den Vorrath an Geld im Inlande vermehrten. Da die Masse des Geldes im Allgemeinen sich nur langsam vermehrt, so konnte durch Anhäufung des Geldes in einem Lande dieses nur um so viel reicher werden, als ein anderes daran ärmer ward. Das Bestreben der Anhänger des Sperr-Systems ging also dahin, zu bewirken, daß die Ausfuhr an Waaren aus einem Lande die Einfuhr von Waaren in dasselbe übersteige, damit die Differenz in baarem Gelde remittirt werde. Um den Belauf dieses baaren Geldes war, nach der Meinung der Mercantilisten, das mehr Waaren exportirende Land reicher und das mehr importirende ärmer geworden. Jene Differenz zwischen der Ausfuhr und Einfuhr wurde die Handels-Bilanz genannt. Letztere war einem Lande günstig, wenn es mehr exportirte und die Differenz an Geld herausbezahlt bekam. Um nun eine solche, nach der Meinung der Mercantilisten günstige Handels-Bilanz herzustellen, wurde darauf hingewirkt, daß von Staats wegen die Ausfuhr erleichtert und die Einfuhr erschwert wurde. Die Staats-Regierungen gingen nur zu leicht auf diesen Irrthum ein und bewahrten ihn so hartnäckig, daß Oesterreich und Frankreich erst jetzt in neuester Zeit mit diesem Systeme brachen. Daher wurde die Einfuhr von Waaren durch hohe Zölle und Verbote verhindert, die Ausfuhr durch Prämien begünstigt, die Exportation von Gold oder Silber dagegen verboten oder erschwert. Bis auf den heutigen Tag wird es unter der Masse des Volkes noch als ein Unglück beklagt, wenn das Geld aus dem Lande geht. Nun ist aber das Geld wie das Wasser: es sucht sich stets an einem Orte, wo es sich aufgestaut hat, dahin zu verlaufen, wo es in geringerer Menge vorhanden ist. So wie bei jeder anderen Waare muß der Preis des Goldes und Silbers sinken, wenn es an einem Orte zu stark sich anhäuft; dessen Preis muß steigen da, wo zu viel exportirt wurde. Sobald nun in dem einen Lande der Preis des Goldes und Silbers steigt und in dem anderen sinkt, werden die Eigenthümer jener edlen Metalle in dem letzteren Lande es nach dem ersteren schicken, um es besser zu verwerthen, vorausgesetzt, daß die Preiserhöhung die Fracht übersteigt. In ein solches Land, wo durch den Ueberfluß an edlem Metall dessen Preis gesunken ist, werden sofort auch Waaren strömen, um das Metall zu kaufen, weil es billiger ist, als in dem anderen Lande, woher dann die Waaren kommen, und so wird die Handels-Bilanz wieder ausgeglichen, welche überhaupt im Allgemeinen sich stets ausgleichen muß. Die Geldhändler sorgen außerdem schon dafür, daß das Niveau des Geldes in allen dem Verkehr eröffneten Ländern ein fast gleichmäßiges ist.

„Ein Land," sagt Adam Smith, „das keine eigenen Bergwerke hat, muß ohne Zweifel sein Gold und Silber aus fremden Ländern beziehen, gerade wie ein Land, das keine eigenen Weinberge hat, seine Weine anderswo nehmen muß. Es scheint jedoch nicht nöthig zu sein, daß der Staat seine Aufmerksamkeit mehr auf den einen als auf den anderen Gegenstand verwende. Ein Land, das Mittel hat, Wein zu kaufen, wird immer so viel Wein bekommen, als es braucht; und ein Land, das Mittel hat, Gold und Silber zu kaufen, wird niemals um diese Metalle in Verlegenheit sein. Sie sind gleich allen anderen Waaren für einen gewissen Preis zu kaufen, und wie sie der Preis aller anderen Waaren sind, so sind diese wieder der Preis jener Metalle. Wir können mit vollkommener Sicherheit darauf rechnen, daß die Freiheit des Handels uns ohne alle Fürsorge der Regierung stets mit so viel Wein versorgen wird, als wir brauchen, und mit eben so großer Sicherheit können wir darauf rechnen, daß sie uns stets mit allem Golde und Silber versorgen werde, das wir zu kaufen und entweder zur Circulation unserer Waare oder zu anderen Zwecken anzuwenden im Stande sind.

„Die Quantität jeder Waare, welche der menschliche Fleiß kaufen oder produciren kann, richtet sich in jedem Lande nach der wirksamen Nachfrage (eines Bettlers Nachfrage ist nicht wirksam), d. h. nach der Nachfrage derjenigen, welche die Arbeit und den Gewinn vollständig zu zahlen bereit sind, die bezahlt werden müssen, wenn die Sachen hergestellt und zu Markt gebracht werden sollen. Keine Waare aber richtet sich leichter oder genauer nach dieser wirksamen Nachfrage, als Gold und Silber, weil keine so leicht als diese Metalle, wegen ihres geringen Volumens und großen Werthes, von einem Orte nach dem anderen — von Orten, wo sie wohlfeil sind, nach anderen, wo sie theuer sind, von Orten, wo sie über die wirksame Nachfrage hinausgehen, nach anderen, wo sie hinter derselben zurückbleiben — gebracht werden kann.

„Einem Mangel an Gold und Silber würde auch weit leichter abgeholfen werden, als irgend einem anderen; denn ein Paketboot kann ohne Mühe für fünf Millionen Guineen Gold einladen; um aber für eben so viel Getreide zu transportiren, müßte man 1000 Schiffe zu je 1000 Tonnen haben. Es waren daher alle grausamen Gesetze Spaniens und Portugals nicht im Stande, die ganze von America importirte Masse von Gold und Silber im Lande zu erhalten. Die fortwährende Einfuhr aus Peru und Brasilien überstieg die Nachfrage, der Preis sank, und die anderen Länder kauften oder schmuggelten einen großen Theil der edlen Metalle gegen ihre Waaren aus Spanien weg. Eine Regierung braucht sich also nicht darum zu kümmern, daß edle Metalle in ihrem Lande seien. Der Handel sorgt schon dafür; ja, selbst dann, wenn sie die Ausfuhr oder Einfuhr zu hindern strebte, würde sie nicht im Stande sein, es in großem Maßstab durchzusetzen.

Jene Metalle brachen, als die Spartaner die Mittel hatten, sie zu kaufen, durch alle Dämme der Lykurgischen Gesetzgebung durch. Alle harten Zoll-Gesetze vermögen nicht, die Einfuhr des holländischen, schwedischen und ostindischen Thee's in England zu verhindern, weil er billiger ist, als derjenige der britischen Compagnie. Und doch ist der Thee an Volumen hundert Mal größer, als Silber, und fünfzehnhundert Mal größer, als Gold.

„Dieser leichte Transport der edlen Metalle ist zum Theil die Ursache, daß ihr Preis nicht so schwankt, wie derjenige von anderen Waaren. Seit der Entdeckung America's ist er stets im Sinken begriffen, allein immer nur stufenweise und allmälig. Um eine solche Veränderung hervorzubringen, daß der Geldpreis dadurch plötzlich auffallend gesteigert würde, dazu würde eine ähnliche Umwälzung im Handel nothwendig sein, wie die, welche durch die Entdeckung America's verursacht wurde. Wenn es trotzdem in einem Lande, welches die Mittel hat, Gold und Silber zu kaufen, an diesen Metallen fehlen sollte, so hat man andere Mittel, dieselben zu ersetzen. Wenn das Material zur Fabrication fehlt, so stocken die Gewerbe; wenn es an Lebensmitteln fehlt, müssen die Leute darben; wenn es aber an Geld fehlt, so ersetzt der Tauschhandel seine Stelle, obwohl mit einiger Unbequemlichkeit. Die Wechsel, die Creditbriefe, die Zahlungs-Anweisungen, das Commissions-Geschäft helfen diesem Mangel ab, und ein gut eingerichtetes Papiergeld würde oft sogar mit Vortheil die Stelle des Metallgeldes vertreten. Es war daher die Fürsorge der Regierung nie unnöthiger, als wenn sie darüber wachte, die Menge des Goldes in einem Lande zu vermehren.

„Inzwischen ist keine Klage so allgemein, als die über Geldmangel; allein es fehlt immer nur denen, welche nicht die Mittel haben, es zu kaufen. Uebrigens hört man diese Klage aber oft in ganzen Handelskreisen, und dann rührt sie gewöhnlich (ungewöhnliche Ursachen sind Krieg, bürgerliche Unruhen, Mißärnten) von Geschäfts-Uebertreibung her. Ungewöhnlich hohe Handels-Gewinnste reizen die Kaufleute zu Unternehmungen, welche ihre Mittel übersteigen, und wenn sie bis zur Zahlungsfrist nicht hinreichend Waaren verkauft haben, so müssen sie Geld borgen. Die Schwierigkeit aber, welche sie dann haben, Geld zu erhalten, ruft die Klage über Geldmangel hervor; es rührt diese dann aber nicht von dem Mangel an Gold und Silber her; letztere können noch immer in derselben Menge vorhanden sein; allein der Andere hat keinen Credit oder kein anderes Aequivalent, womit er sie kaufen könnte."

Die Klage über Geldmangel ist daher nur eine Klage über den Mangel an Capital. Die Besorgniß für die Sicherheit des Capitals veranlaßt die Eigenthümer, dasselbe zurückzuhalten und lieber eine Zeit lang unbeschäftigt zu lassen, und daher entsteht der Mangel. Man kann also auch nicht anders abhelfen, als durch Beseitigung der Gefahr, Beendigung einer Krisis und

Wiederherstellung des Vertrauens. Im Verkehr zwischen Völkern, wie Individuen, werden Werthe gegen Werthe vertauscht und diese Werthe nach dem Dienste gemessen, der durch sie geleistet wird, nach der Arbeit, die dem Dienst-Empfänger erspart wird, und nach der Mühe, welche der Dienstleister selbst ufwenden mußte. Nun kann Jeder nur dann am meisten Dienste leisten, d. h. Werthe erzeugen, wenn er sich nur mit einer einzigen oder mit wenigen Arbeiten beschäftigt. Wie die Einzelnen, so haben auch die Völker verschiedene Fähigkeiten und Anlagen, und produciren dann am meisten, wenn sie sich nur mit wenigen, ihren Talenten und Verhältnissen entsprechenden Gegenständen beschäftigen. Da sie aber dann von diesen Gegenständen mehr erzeugen, als sie brauchen, so werden sie den Ueberschuß gegen andere austauschen, deren sie bedürfen. Sie werden also gegenseitig reicher.

Nehmen wir den Fall an: Ein schlesischer Kaufmann schickt eine Partie Leinwand im Werthe von 20,000 Thalern nach Pesth, so werden an der Gränze 20,000 Thaler als Export notirt. Gewinnt Jener nun 4000 Thaler bei dem Geschäfte, so erhält er für seine Leinwand 24,000 Thaler, welche er sich baar zuschicken lassen kann. In diesem Falle enthalten die Ausfuhrlisten 20,000 Thaler und die Einfuhrlisten nichts. Nun gilt aber das Geld in Schlesien nicht mehr als in Ungarn, dagegen ist der Wein dort theurer als hier. Der Kaufmann berechnet nun vielleicht, daß nach Abzug aller Kosten seine 24,000 Thaler in Gestalt von Wein in Schlesien mehr werth sind. Er kauft daher Ungar-Wein und führt denselben in Schlesien ein. Die Import-Listen weisen nun die Summe von 24,000 Thalern auf, und die Handels-Bilanz berechnet einen reinen Verlust von 4000 Thalern. Der Kaufmann verkauft aber seinen Wein um 30,000 Thaler und hat also am ganzen Geschäfte 10,000 Thaler gewonnen. Wenn nun alle Individuen in Schlesien ähnliche Geschäfte machen, so werden sie natürlich auch alle Gewinn haben. Es ist unmöglich einzusehen, warum das Volk dann ärmer wird. Was für Schlesien gilt, kann eben so auch auf Ungarn angewandt werden; denn dieses hätte die Leinwand nicht so billig und gut selbst herstellen können, wie Schlesien, und hat sich dafür nicht einmal etwas entzogen, sondern nur seinen Ueberfluß an Wein hergeben, der ihm außerdem noch theurer bezahlt worden ist, als wenn es ihn im eigenen Lande hätte verwerthen müssen. Es haben also beide Länder gewonnen, wie es naturgemäß sein muß, sonst würde der Handel aufhören. Ganz anders urtheilen aber die Vertheidiger der Handels-Bilanz. — Mit Recht fand sich einer unserer ökonomischen Denker (Prince Smith) zu der spöttischen Frage veranlaßt, ob der Werth eines Schiffes, das mit seinen Waaren strandet, von dem also nur Export, keine Einfuhr notirt wird, auch zu dem National-Gewinne zu rechnen sei!

„Das ist", ruft **Blanqui** aus, „das System, welches unzählige Kriege

veranlaßt hat, deren Schauplatz Europa seit der Thronbesteigung Karl's V. gewesen ist, und welches noch gegen ihr Wissen die Handels-Politik fast sämmtlicher Regierungen der Neuzeit beherrscht. Alle haben sich seither bemüht, das Geld zurückzubehalten und ausländische Waaren zu verbieten; alle haben geglaubt, in der Einfuhr eine Ursache des Ruins zu sehen, ohne zu gewahren, daß die Einfuhren um so nöthiger wurden, als die inländische Erzeugung bei jedem Volke genau in dem Verhältnisse zu den Beschränkungen abnahm, die ersonnen wurden, um ihren Aufschwung zu fördern. Es hieß überdies einem Luftgebilde nachjagen, wenn man verkaufen wollte, ohne zu kaufen, und nach dem Monopol der Manufacturen rang, indem man für den Ertrag der Bergwerke die großen Arbeiten der Industrie aufgab. Spanien hat diesen verhängnißvollen Irrthum Karl's V. später schwer gebüßt; es hat seine Fabriken verloren, weil es eine zu große Wichtigkeit dem Golde seiner Colonieen beigelegt hatte, und später sind ihm seine Colonieen entgangen, weil es zu sehr seine Fabriken vernachlässigt hatte. Allein dieses schlechte System ist nicht der einzige Irrthum, den Karl V. in Europa in Aufnahme gebracht hat. Die Menschheit hat seinem Andenken noch schwerere Vorwürfe zu machen, weil er in einem ungeheuren Maßstabe die Sclaverei, welche (in der alten Welt) gerade zu Grabe gegangen war, und die Ausbeutung des Menschen, die zu ihrem Ende neigte, (in der neuen Welt) wieder eingeführt hat. Der Negerhandel wurde unter dieser Regierung wie eine rechtmäßige Einrichtung organisirt, und man rief aus den Zeiten der Griechen und Römer die verderbliche Lehre wieder auf, vermöge deren die Gewinnste der socialen Arbeit von Rechts wegen einigen Privilegirten gehörten. Millionen Menschen gingen in America als Opfer dieses verabscheuungswürdigen Vorurtheils unter, und Africa hat nach drei Jahrhunderten noch nicht aufgehört, seinen Tribut an Blut und Thränen dem System abzutragen, welches die Frucht dieses Vorurtheils gewesen ist. Man kann sich keinen Begriff von den sämmtlichen Widersinnigkeiten machen, welche in diesem Zeitraum ersonnen wurden, um den Bewohnern des Mutterlandes die Gewinnste und Einkünfte der neuen Colonie zu sichern; noch nie war die Frechheit des Privilegiums auf eine so tyrannische Weise hervorgetreten. Das Mutterland drängte alle seine Erzeugnisse der Colonie auf und verbot ihr sogar, sich dieselben auf ihrem eigenen Boden zu verschaffen. Es ward den Americanern verboten, Lein, Hanf und Reben zu pflanzen, Manufacturen zu errichten, Schiffe zu erbauen, ihre Kinder anderswo als in Spanien erziehen zu lassen. Zu gleicher Zeit schrieb man ihnen gewisse unnütze Verzehrungen vor, und sie wurden Plackereien unterworfen, deren Geschichte gegenwärtig als fabelhaft erscheinen würde. Die Peitsche des Aufsehers der Pflanzung stellte damals die ganze spanische Gesittung dar. Während die Maximen der Regierung Karl's V. in America die Einführung der Sclaverei und der ge-

häßigsten Monopole begünstigten, ermunterten sie in Europa den Despotismus und die Faulheit durch Mittel jeder Art. Die Klöster vermehrten sich und wurden auf Kosten des Landbaues und der Arbeit dotirt. Die Inquisition zündete ihre tausend Scheiterhaufen gegen die bürgerliche und religiöse Freiheit an; prunkvolle und nutzlose Denkmale folgten auf jene zahlreichen Bauten des öffentlichen Nutzens, welche auf eine so glänzende Weise die Verwaltung der italienischen Freistaaten ausgezeichnet hatten. Man hätte glauben sollen, daß in Europa nur fünf oder sechs Halbgötter in Tempeln zu beherbergen wären: das Menschengeschlecht mußte sich glücklich schätzen, unter das Stroh zu kriechen. Das war die Zeit aller schlechten Ansichten, aller schlechten Systeme in der Industrie, in der Politik, in der Religion. Wir begehen gegenwärtig nicht Einen Fehler, wir gehorchen nicht einem einzigen gewerblichen Vorurtheil, welche uns nicht durch diese unheilbringende Gewalt vermacht worden wären, die stark genug war, um ihre unseligsten Verirrungen in Gesetze zu verwandeln. Nein, nie wird die Wissenschaft hinlänglich starke Ausdrücke, nie die Menschheit Thränen genug finden, um die fluchwürdigen Thaten einer solchen Regierung zu brandmarken und zu beklagen! Philipp II., unseligen Andenkens, hat daraus nur die Folgerungen gezogen; Karl V. hat den Grund dazu gelegt. Allein die Frevel des Sohnes haben mit seinem Leben aufgehört, und die Lehren des Vaters hemmen noch nach drei Jahrhunderten den Gang der Gesittung. Unter welchem Gesichtspunkte man immer auch die Geschichte Karl's V. betrachte, man kann nicht anders als anerkennen, daß dieser Alleinherrscher die herrliche Entwicklung des Reichthums und des Wohlstandes, die durch die Arbeit der entfesselten Bürgerschaften des Mittelalters geschaffen worden waren, gehemmt hat. Durch den Versuch, die Weltherrschaft Karl's des Großen wieder aufzubauen und den verschiedenen europäischen Staaten ihre Physiognomie mit ihrer Unabhängigkeit zu nehmen, hat er sie zur Pest der stehenden Heere und der voraus erhobenen Auflagen verurtheilt u. s. w."

Den schwersten Fluch hat Deutschland auf Karl V. zu werfen. Bis zu seiner Regierung war die deutsche Nation die mächtigste, reichste, gebildetste der Erde. Ihm stand es frei, die Einheit unseres Landes zu sichern; durch seine unselige Verblendung ist das religiöse Schisma entstanden, der dreißigjährige Krieg, welcher den Wohlstand verschlang, den eine fünfhundertjährige Arbeit angehäuft hatte. Wenn auch die deutsche Reichseinheit der Kurzsichtigkeit Karl's V. zum Opfer fiel, so konnte er doch die religiöse Umwälzung nicht aufhalten. Durch die Einführung des Schießpulvers und der Buchdruckerpresse wurde die Leibeigenschaft vollends gebrochen, die Wissenschaft zum Gemeingute Aller gemacht und jene Zeit angebahnt, wo Maschinen die gröberen Arbeiten dem Menschen abnehmen, welcher sich selbst die Naturkräfte unterthänig gemacht. Es war natürlich, daß nach diesem materiellen

Umschwunge, zu welchem die Entdeckung von America noch Vieles beitrug, auch eine geistige Revolution Statt fand. Der Protestantismus hat auf die ökonomische Bewegung einen außerordentlichen Einfluß geübt. Durch die Säcularisation von Tausenden von Kirchengütern und Klöstern ist eine ungeheure Summe von Grundeigenthum der freien Bewirthschaftung übergeben worden. Die Arbeit machte einen neuen Schritt der Freiheit entgegen; die proclamirte Freiheit der Forschung lenkte den Geist auf das Studium der Natur, und die Wissenschaft sollte bald deren Gesetze und Kräfte der freien Arbeit dienstbar machen. Die Aufhebung vieler überflüssiger Feiertage allein mußte zur Hebung der Production viel beitragen.

Obgleich Luther den religiösen Charakter der Reformation streng festzuhalten sich bemühte, so hatte dieselbe doch eine so tiefgreifende Wirkung, daß neben ihr eine social-politische Revolution entstand, daß gerade die unteren Stände mit Ideen auftraten, welche überraschen mußten. Die Führer des Bauern-Aufstandes in Franken und Schwaben (1525) hatten einen Verfassungs-Entwurf für das deutsche Reich ausgearbeitet, in welchem wir nicht wenige der Gedanken der Neuzeit wiederfinden. In einem Manifeste, das unter dem Titel: „Die zwölf Artikel", unter dem Landvolke in Schwaben verbreitet wurde, verlangten die aufständischen Bauern für die Gemeinden das Recht, ihre Pfarrer selbst zu wählen, wie es erst heute in America und in einzelnen Cantonen der Schweiz vorhanden ist. Sie forderten Beschränkung des Zehnten, die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Beschränkung der Jagd-Vorrechte u. s. w. Indem sie freies Holz verlangten, geriethen sie schon auf den Abweg des Communismus.

Wenn diese Mißstände in einem späteren Jahrhundert abgestellt worden sind, so hatten jene Bauern doch auch Reformen angeregt, die uns heute noch beschäftigen und beschäftigt haben, wobei freilich Klarheit und communistischer Irrthum durch einander liefen.

In dem Verfassungs-Entwurfe für das deutsche Reich, welchen Wendel Hipler und Genossen in Heilbronn ausgearbeitet haben, wird im Art. III. verlangt: „Alle Bodenzinse sollen mit dem zwanzigfachen Betrage, also 1 Pfennig mit 20, abgelöst werden. — Den Kaufleuten soll die Straße gesichert und eine neue Ordnung gemacht werden, wie sie jede Waare geben sollen, damit man sich im Kaufe danach richten könne und der gemeine Nutzen gefördert und gemehrt werde." Im Art. VII. heißt es: „Es wäre gut, wenn alle Zölle, Geleit, Umgeld, Aufschläge, Steuern und Beschwerden, die bisher allenthalben im Gebrauche waren, abgeschafft würden, ausgenommen, was als nothwendig erkannt würde, damit der Eigennutz den gemeinen Nutzen nicht beschwere. — Es sind so viele Zölle bei geistlichen und weltlichen Fürsten, Grafen, Herren, Rittern, Edlen, Prälaten, Mönchen und Städten aufgekommen, daß dadurch alle Kaufmanns-Händel beschwert

werden und der gemeine Mann alle Waaren desto theurer kaufen muß. — Die zur Beförderung des allgemeinen Nutzens, zur Erhaltung der Brücken, Wege und Stege nothwendigen Zölle sollen gegeben werden, und was übrig bleibt, zum gemeinen Nutzen hinterlegt werden." Im Art. VIII. heißt es: „Alle Straßen im deutschen Reiche sollen frei und ohne Zwang gehalten werden; Niemand soll gezwungen sein, Geleit zu bezahlen: denn die Fürsten und Herren tragen es dergestalt von dem römischen Reiche zu Lehen. In welches Fürsten oder Herrn Gebiet Jemand beschädigt oder ihm das Seinige genommen wird, das soll derselbe Fürst oder Herr gänzlich bezahlen. — Alles Umgeld von Wein, Bier und Meth soll abgeschafft werden, es würde denn aus wichtigen Ursachen etwas Weniges bewilligt." Im Art. IX. werden alle Steuern auf Grund und Boden aufgehoben, ausgenommen dem römischen Kaiser soll seine Steuer, die in zehn Jahren ein Mal kommt, vorbehalten sein. Art. X. bestimmt die Münzen. Sie sollen alle in Ein Korn und Gewicht gebracht werden, doch der Freiheiten und Rechte eines Jeden unbeschadet. Alle Bergwerke ohne Ausnahme sollen frei sein. Keiner soll eine Münze verschlechtern, bei Strafe des Verbrennens, damit der gemeine Mann in der Münze unbetrogen bleibe. Im Art. XI. heißt es: „Der große Nachtheil der Armen im Kaufen und Verkaufen soll bedacht und im Reiche Ein Maß und Gewicht, Eine Elle, Ein Fuder, Eine Länge der Tücher und Barchente und aller anderen Waaren aufgerichtet werden." Nach Art. XII. sollen die großen Handels-Gesellschaften aufgehoben werden; denn Arme und Reiche werden dadurch, daß jene alle Waaren nach ihrem Gefallen taxiren, übervortheilt.

Während diese Bestimmung verständiger Weise das Monopol angreift, folgen darauf in bunter Reihe weise und thörichte Vorschläge, von welchen einer den anderen aufhebt. Während sie auf der einen Seite den Handel beschränken und den Credit schwächen, suchen sie ihn durch andere Bestimmungen wieder zu heben: Wer Geld vorräthig oder erspart hat, soll es beim Magistrate gegen 4 Procent Zinsen hinterlegen können, und der Magistrat soll dieses Geld wieder an geschickte arme Männer gegen 5 Procent ausleihen. Schließlich sollten alle Bündnisse der Fürsten, Ritter u. s. w. aufgehoben werden und nur der kaiserliche Schirm und Friede gelten, damit Leib und Gut gesichert sei, die Straßen und der Handel frei wären und der gemeine Nutzen seinen Fortgang habe.

Es herrscht heute noch ein großer Streit darüber, wem das Mißlingen des Bauernkrieges zuzuschreiben sei, und man hat häufig Luther deßhalb angeklagt; allein das Unternehmen konnte schon aus volkswirthschaftlichen Gründen nicht gelingen. Jede Revolution ist social, in so fern sie stets Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse bezweckt. Wenn aber Unklarheit über den Zweck selbst herrscht und Mittel dazu angewandt werden, welche den

Naturgesetzen und der Volkswirthschaft geradezu ins Angesicht schlagen, so kann das Unternehmen nicht gelingen. Die Städte, welche klarere wirthschaftliche Ansichten hatten, schlossen sich daher dem Unternehmen nicht an. Da außerdem die einzelnen communistischen Bestrebungen Besorgnisse erregten und überhaupt keine Bewegung ohne den Mittelstand durchgeführt werden kann, so mußte der Bauernkrieg mißlingen. Man sieht auch hier wieder, wie wenig die Geschichte ohne die National-Oekonomie zu begreifen und zu erklären ist.

Es ist auffallend, daß die Communisten der Neuzeit unseres Wissens der Schwärmer des Reformations-Zeitalters nicht gedacht haben. Der Communismus ist nichts Neues. Thomas Münzer führte 1525 in Mühlhausen in Thüringen die Gütergemeinschaft ein und erließ den Befehl an die Reichen, ihr Vermögen mit den Armen zu theilen. Wer nicht gutwillig hergeben wollte, dem wurde mit Gewalt genommen. Die Folge war natürlich, daß das niedere Volk die Arbeit einstellte und selbst die Landleute in die Stadt strömten, um an der allgemeinen Glückseligkeit Theil zu nehmen, die freilich nicht lange dauerte. Es trat bald Mangel ein, dem man durch Raubzüge in die Umgegend abzuhelfen suchte, und der Unfug wurde so groß, daß man ihm mit Gewalt ein Ende machen mußte. Noch ärgerer Scandal wurde in Münster in Westfalen 1534 verübt. Der Bäcker Johann Matthias von Haarlem und der Schneider Johann Bockhold von Leyden brachten dort durch Predigten einen solchen Anhang an sich, daß sie sich der Regierung der Stadt bemächtigten und sofort alles Gold und Silber in Beschlag nahmen. Sie führten nun die Gütergemeinschaft und sogar die Vielweiberei ein. Den gemeinen Ausschweifungen und Grausamkeiten, welche verübt wurden, mußte endlich auch hier mit Gewalt ein Ende gemacht werden; es ist nur zu bedauern, daß solche Excesse das andere Extrem zur Herrschaft brachten.

Der Geist, welcher das Mercantil-System schuf, war auch der Urheber der Colonial-Politik, und wie die Meinung, daß das Geld ausschließlich der Reichthum sei, die Jahrtausende beherrschte, so ist seit drei Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag die Meinung gäng und gebe, daß die Länder nur durch Colonieen reich würden. Fragt man: wodurch ist England zu solcher Blüthe gelangt? — so ist allzeit die Antwort schlagfertig: durch seine Colonieen; ohne daran zu denken, daß Spanien fast so viel Colonieen hatte, als Großbritannien, und dabei in gänzlichen Verfall gerieth. Die Mutterstaaten glaubten, von einem solchen Gedankengang ausgehend, die Colonieen nur als milchende Kühe, als Ausbeutungs-Anstalten betrachten zu dürfen, und daraus entstand ein System von Beschränkungen der Colonieen, welches deren Entwicklung eine geraume Zeit hemmte, die der spanischen sogar untergrub. Erst seitdem die americanischen, vor allen die nord-

americanischen Colonieen frei sind, haben sie jenen Aufschwung genommen, der die Welt in Erstaunen setzt. Seitdem hat man begriffen, daß das Mutterland nicht bloß durch die monopolisirte Ausbeutung des Tochterstaates sich bereichert, sondern daß der freie Austausch den beiderseitigen Vortheil steigert, indem die Colonieen einen viel größeren Aufschwung nehmen, das Mutterland enorme Kosten spart und die Summe der eigenen Arbeits-Producte vermehrt, mit denen die Producte der Colonie gekauft werden können.

Obgleich die Hansa Colonieen hatte, z. B. Bergen in Norwegen, Archangel in Rußland, so waren diese doch mehr Factoreien, und das eigentliche Colonialwesen begann erst nach der Entdeckung von America (1492). Die erste Triebfeder, welche jene kühnen Abenteurer bewog, über den unermeßlichen Ocean zu steuern, den noch kein menschliches Auge gesehen, war der Durst nach Gold. Wir wollen daher dem Golde eine gewisse civilisatorische Bedeutung nicht abstreiten, denn es lockt die Menschen mit magischer Gewalt nach den entferntsten neuen Ländern, es erschließt dadurch der Menschheit neue, unermeßliche Reiche, die rasch aufblühen, wie wir ein merkwürdiges Beispiel an Californien und Australien in unseren Tagen erlebt haben. Allein der Reichthum, das Gedeihen der Colonieen lag nicht im Golde. Erst dann nahmen (ebenso wie heute Californien und Australien) die nordamericanischen Siedelungen ihren denkwürdigen Aufschwung, als sie gesehen hatten, daß der jungfräuliche Boden noch ganz andere Schätze hervorbringe wie Gold — als sie das Zuckerrohr, die Baumwolle, den Tabak, die Cochenille gewannen, als sie Urwälder lichteten und Prairieen in Kornfelder verwandelten.

Allmälig schienen die Staaten zu begreifen, daß das Gold mit zunehmender Fülle an Werth entsprechend abnehme. Sie suchten daher die Quellen, wo sie die edlen Metalle schöpften, zu verheimlichen oder abzusperren, um sie für sich allein auszubeuten, und als die Goldproduction unergiebiger wurde, als man sich überzeugt hatte, daß noch größere Schätze aus den Producten gewonnen werden könnten, da übertrug man dieselbe monopolistische Prohibitiv-Politik auf die Producte des Bodens. Die Pflanzer der Colonieen wurden gezwungen, den sämmtlichen Ueberschuß ihrer Erzeugnisse nur an das Mutterland zu verkaufen und ihrerseits ihre Bedürfnisse nur vom Mutterlande zu beziehen. Der Preis trug dabei natürlich den Stempel des Monopols; denn dieses bestimmte die Preise nach dem höchsten Stande, wenn es verkaufte, und nach den niedrigsten, wenn es einkaufte.

Während die privilegirten Handels-Gesellschaften oft den Preis der Colonial-Producte willkürlich herabsetzten, suchten sie denselben in Europa auf einer künstlichen Höhe zu erhalten, und dieses sowohl für die Entwicklung der Colonieen wie des Mutterlandes beklagenswerthe System verstieg sich zuweilen zu solchem Wahne, daß die Eifersucht der Mutterstaaten verheerende

Kriege entflammte, daß die Holländer z. B. Pflanzungen von Gewürzbäumen auf den Molukken anzündeten, damit ihre Nebenbuhler keinen Vortheil daraus schöpfen könnten, daß sie in Amsterdam ganze Schiffsladungen von Muscatnüssen vernichteten, um den Preis in der Höhe zu erhalten.

„Der große Irrthum Europa's", sagt Blanqui, „ist, seine Gewinnste mehr in dem hohen Preise gesucht zu haben, welcher aus der Seltenheit oder dem Monopol der Colonial-Erzeugnisse hervorging, als in ihrer Fülle. Am Anfang bemühten sich die zuerst Gekommenen, ihre Nebenbuhler zu hindern, auch dorthin zu kommen: sie versuchten sogar, die Straße nach Indien zu verstecken, wie Geizige ihren Schatz verstecken; nachdem aber einmal die Straße bekannt war, da untersagten sie den Fremden das Landen in ihren Besitzungen, und als man trotz der Gewalt und Drohung sich doch darein ergeben mußte, Mitwerber zu dulden, da schufen die Kriege der Tarife Unterschiede nach den Ursprüngen unter den Erzeugnissen des nämlichen Bodens. Der Zucker und der Kaffee kosteten mehr, jenachdem sie durch ausländische oder heimische Schiffe eingeführt wurden. Manche americanische, dem festen Lande nahe gelegene Colonie wurde genöthigt, ihr Getreide aus Europa kommen zu lassen, auf die Gefahr hin, im Falle des Verspätens der Ankunft des Getreides vor Hunger zu sterben.

Nichts zeigt klarer, daß das Colonial-Sperrsystem den Aufschwung des Mutter- wie des Tochterlandes hemmte, als das Beispiel Nordamerica's. Zwei Jahrhunderte vergingen, bis die von Holland und dann von England abhängige Colonie zu 3 Millionen Einwohner es gebracht hatte, und in 160 Jahren sind diese 3 Millionen zu 34 angewachsen, nachdem die Colonie ein selbstständiger Staat geworden war, der seine Producte frei austauschte. Gerade so alt ist die industrielle Blüthe Alt-Englands. Wenn dieses auch seinen unermeßlichen Aufschwung anderen Ursachen, der Spinn- und Dampfmaschine, den Eisenbahnen, der Kohle, dem Eisen u. s. w., zu verdanken hat, so beweist derselbe doch wenigstens, daß die Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten dem Mutterlande nicht geschadet hat, trotz der entgegengesetzten Wahrsagungen*). Sie hat aber im Gegentheile genützt; denn die

*) Bristol, sagt de Levis, war der Haupt-Stapelplatz des Handels mit Nordamerica. Seine Kaufleute und vornehmsten Einwohner traten zusammen und erklärten dem Parlamente auf die nachdrücklichste Weise, wie ihre Stadt auf ewig ruinirt wäre, wenn die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannt würde, mit dem Zusatze: daß in ihren Hafen nicht einmal mehr so viele Schiffe einlaufen würden, daß seine Erhaltung der Mühe verlohnte. Trotz dieser Gegenvorstellungen zwang die Noth zum Abschlusse des Friedens und zur Einwilligung in diese so gefürchtete Lostrennung. Noch waren nicht zehn Jahre abgelaufen, so wandten dieselben Kaufleute von Bristol sich ans Parlament mit dem Erlaubnißgesuche, ihren Hafen zu erweitern und zu vertiefen, der, weit entfernt, ihrer Besorgniß zufolge verlassen zu stehen, sich nicht mehr groß genug fand, um alle Fahrzeuge zu fassen, welche die Ausdehnung des Handels mit dem unabhängigen America hereinführte.

Ausfuhr englischer Waaren nach der Union hat sich verzehnfacht, im Vergleich zu der Zeit, wo diese noch englische Colonie war, und zugleich liefert dieselbe seitdem in mehr als hundertfacher Quantität jenen Rohstoff, durch welchen die englische Industrie vorzugsweise dominirt — die Baumwolle. Der Austausch der gegenseitigen Producte, der Handel, geht seitdem viel ungestörter, sicherer und gewinnreicher vor sich, als vorher.

Wie sehr aber auch der Aufschwung der Colonieen durch die Monopol-Politik gehemmt wurde, für England und Holland lag gleichwohl ein Vortheil darin, daß sie in neue Handelsbahnen geworfen wurden. Während Deutschland in einem dreißigjährigen Kriege, im Kampfe für die Religionsfreiheit, für die Errungenschaften der Reformation als der Martyrer der übrigen Nationen verblutete, während sein in einem halben Jahrtausend aufgesammelter Reichthum durch fremde Kriegsknechte aufgezehrt, zerstört wurde, die Hälfte seiner Bevölkerung durch Schwert, Hunger und Seuchen verdarb, so daß von Tausenden von Dörfern heute keine Spur mehr vorhanden ist, daß weite Haiden jetzt da sich erstrecken, wo vor 200 Jahren üppige Fluren sich ausbreiteten, — während derselben Zeit gründeten die Spanier, Portugiesen und Engländer mächtige Staaten in der neuen Welt, schufen Handelsstraßen und vermittelten so neue Absatzwege für die einheimische Industrie, die bald die Rolle übernehmen sollte, welche die deutsche bis dahin gespielt hatte.

In diesem Contraste der gegenseitigen Beschäftigung beider Völker, welche wir eben verglichen haben, liegt der eigentliche Grund des Aufblühens von England, nicht in der Colonial-Politik. Es mag sein, daß Colonieen im Anfang ihres Entstehens den Schutz des Mutterlandes nöthig haben, allein dann kostet die Unterhaltung der Flotten und Heere dem letzteren weit mehr, als es aus der Colonie ziehen kann. Wenn eine solche aber genügend erstarkt ist, um selbstständig existiren zu können, so gewinnt das Mutterland mehr bei freiem internationalem Verkehr mit dem Tochterstaate, wie das Beispiel Nordamerica's deutlich bewiesen hat. Deßhalb wird Canada, Australien und in ferner Zeit auch Ostindien seinem Beispiele nachfolgen.

Fassen wir Alles in ein Bild zusammen, so bietet sich uns kein passenderer Vergleich dar, als die Erziehung der Kinder. Diese kosten, bis sie erwachsen sind und etwas gelernt haben, viel Mühe und Geld. Wenn sie mündig geworden sind, trennen sie sich von den Eltern, um eine selbstständige Existenz zu gründen, und fangen an zu verdienen. Dann sind sie die beste Stütze der Eltern. — So geht es mit der Gründung von Colonieen, so weit es den Staat als moralische Person betrifft. — Aber auch für die auswandernden Individuen wird die Ansiedlung erst dann vortheilhaft, wenn die Colonie einen ansehnlichen Grad von Cultur gewonnen hat. Letzteres ist mit Nordamerica gewiß der Fall, und trotzdem berechnet man, daß das Capital und die Arbeitskraft der Auswandernden zusammen genommen im

Mutterlande mehr Gewinn erzielen, mehr produciren würden, weil die Verluste bei der Uebersiedlung größer sind, als die späteren Vortheile. Es drängt sich dem gebildeten Theile des Volkes durch die Erfahrung immer mehr die Ueberzeugung auf, daß Auswanderer nur für die Zukunft ihrer Kinder sorgen, selbst aber die Früchte der Uebersiedlung nicht mehr genießen.

Wenn irgend etwas die Vorurtheile der Menschen in Betreff des Geldes erschüttern mußte, so war es die durch die Ausbeute in America bewirkte Vermehrung der edlen Metalle. Durch Ausbeutung der americanischen Bergwerke wurde der Vorrath an edlen Metallen ungefähr um das Sechsfache vermehrt. Da aber einem vorhandenen Bedürfniß abzuhelfen war, da der Verbrauch an Münze und kostbaren Geräthschaften stieg, so sank der Preis nicht entsprechend, sondern nur etwa um das Dreifache, oder, was dasselbe ist, der Preis aller anderen Waaren stieg um eben so viel. Dieses Steigen verursachte natürlich denen, welche feste Löhne oder Zinsen bezogen, großen Schaden, weil sie der Bewegung der Waarenpreise nicht so schnell folgen konnten. Da man nun immer noch bloß das Geld für den Reichthum hielt, so zerbrachen sich Staatsmänner und Geschäftsleute den Kopf darüber, woher dieses Steigen komme. Man suchte nun künstlich zu helfen, und der Durst nach Gold rief die sonderbarsten Maßregeln hervor. Nachdem aus den Laboratorien der Alchymisten zwar eine nützliche Anregung zum Studium der Chemie, aber kein Gold hervorgegangen, begannen die Regierungen, die Münzen zu verschlechtern, um mehr Geld im Lande zu haben; man erließ Geld-Ausfuhr-Verbote, untersagte den Gebrauch von Gold und Silber zu Geräthschaften. Allein alle diese Verordnungen machten das Uebel natürlich nur noch ärger. Erst als die Münz-Revolution vollendet war, fingen die höher stehenden Geister an, einzusehen, daß die einzige Entdeckung der Kartoffel mehr eingetragen hat, als alle Bergwerke America's. Welcher außerordentlichen Consumtion übrigens auch die edlen Metalle fähig sind, zeigt die Gold-Ausbeute von Californien und Australien, die sammt der großen Menge von Papiergeld doch den Goldpreis in Europa noch kaum merklich herabdrücken konnte.

Die Finanznoth, hervorgebracht durch die stehenden Heere und die unaufhörlichen Kriege, zwang die Regierungen, die Erhebung der Steuern, von welchen in Frankreich etwa vier Fünftel an den Fingern der Steuerpächter hangen blieben, strengen Regeln zu unterwerfen. Das Parlament in England und Sully in Frankreich führten zuerst diese Reformen ein. Sully hat dadurch seinem Lande große Dienste geleistet; allein von den wirthschaftlichen Vorurtheilen jener Zeit konnte er sich doch nicht losmachen, daher seine Maßregeln eine merkwürdige Mischung von Irrthum und Wahrheit bilden. Von dem Grundsatze ausgehend, daß man zuerst das Volk bereichern müsse, um den Fürsten zu bereichern, richtete er sein Hauptaugenmerk auf den Ackerbau,

als das erste Gewerbe, schaffte er viele auf dem Boden ruhende Lasten ab und entfernte die den Güterumlauf hemmenden Fesseln. „Die Ursachen des Untergangs oder der Schwächung der Monarchieen", sagte er in einer Denkschrift an Heinrich IV., „sind: übertriebene Abgaben; Monopole, hauptsächlich für Getreide, die Vernachlässigung des Verkehrs, des Handels, des Landbaues, der Künste und Handwerke; die große Zahl der Staatsstellen; die Kosten dieser Aemter; die übermäßige Amtsgewalt jener, welche sie bekleiden; die Kosten, Verzögerungen und Unbilden der Rechtspflege; der Müßiggang, der Prunk und alles, was darauf Bezug hat, die Schwelgerei und Verderbniß der Sitten; die Schwankungen in der Münze; die ungerechten und unklugen Kriege; der Despotismus der Staatsherrscher; ihre blinde Anhänglichkeit an gewisse Personen; ihr Vorurtheil zu Gunsten gewisser Stände; die Begehrlichkeit der Minister und Günstlinge; die Erniedrigung der Leute von Stand; die Mißachtung und Vernachlässigung der Gelehrten; die Duldsamkeit für schlimme Gewohnheiten und die Uebertretung der guten Gesetze; die Menge verwirrender Edicte und nutzloser Anordnungen." Sully erklärte sich mit Recht gegen zu großen Luxus, weil die Anbahnung mittlerer Zustände das Ziel aller socialen Entwicklung ist, indem er sogar gegen manche Industriezweige eiferte, z. B. die Seidenweberei, welche Heinrich IV. begünstigt hatte und die doch eine Quelle des Wohlstandes für Frankreich geworden ist. Uebertriebener Luxus ist allerdings tadelnswerth; allein was dem einen Stande oder einer Generation Luxus, ist für eine andere Bedürfniß. Solche Maßregeln wirken daher nur hemmend auf Handel und Gewerbe ein. Jeder Verbrauch fremder Erzeugnisse schien Sully ein an Frankreich begangener Diebstahl, jede Ausfuhr von Metallgeld ein Unglück, dem man durch die kräftigsten Mittel vorbeugen müsse. So wurde Sully bald der eifrigste Vertreter des Mercantil-Systems und zerstörte durch übermäßige Zollschranken zum Theil das Gute wieder, das er durch Begünstigung des Ackerbaues und Ordnung des Staatshaushaltes geschaffen hatte. Da indessen damals der Landbau noch über neun Zehntel der Arbeit absorbirte, so konnte seine Verblendung nicht so viel schaden, wie ähnliche Maßregeln in neuerer Zeit.

Richelieu und Mazarin, die Nachfolger Sully's, vernichteten durch ihre maßlosen Verschwendungen bald die Wohlthaten, welche dieser gestiftet hatte, so daß Colbert*) wieder damit beginnen mußte, die zerrütteten Finanzen zu ordnen, indem er die Steuern auf eine gleichmäßige Grundlage zurückführte. Er stärkte die Steuerkraft des Landes durch Erleichterung der Güter-Erzeugung, da er erkannte, daß es das sicherste Mittel ist, das Volksvermögen zu

*) Colbert's staatswirthschaftliche Wirksamkeit ist neuerdings in einer Monographie von Director Karl Arenz im Jahresberichte der Handels-Lehranstalt zu Prag von 1860 eingehend beleuchtet worden.

heben, wenn man die Ansammlung des Privatvermögens begünstigt. Er hob daher eine Menge innerer Zölle und Abgaben, z. B. den Zoll von Valenciennes, welcher den Handel mit Italien fast unmöglich gemacht hatte, auf, setzte die Aus- und Eingangszölle auf mäßige Verhältnisse herab und schaffte die lästigsten ganz ab. In einer Denkschrift an den König stellte er zuerst die Grundsätze des heutigen Schutzzoll-Systems auf: Herabsetzung der Ausgangszölle, Verminderung der Eingangszölle für alle Producte, welche den Fabriken dienen, Erhöhung derselben für alle fremden Fabricate. Und doch war dies schon ein Fortschritt gegen das Mercantil-System, denn es war doch wenigstens in Einer Beziehung etwas für die Erleichterung des Verkehrs geschehen. Unglücklicher Weise übertrieb Colbert in einem späteren Tarif von 1667 die Maßregeln gegen die ausländischen Fabriken. Das Ausland ergriff Repressalien, Holland z. B. verbot die Einfuhr von Wein, Branntwein und anderen französischen Waaren, und es entstand so eine künstliche Industrie in Frankreich, während der Ackerbau, aus welchem es wegen der Vortrefflichkeit seines Klima's und Bodens den größten Reichthum zu schöpfen hat, abnahm. Die Fabricanten gewöhnten sich daran, den Schutz, der ihnen nur vorübergehend als eine Begünstigung gewährt worden war, als ein Recht zu betrachten, und heute noch leidet Frankreich unter diesem Systeme. Die Redensarten: „Man darf dem Auslande nicht tributpflichtig werden; unser Markt darf nicht mit ausländischen Waaren überschwemmt werden, damit wir nicht ausgesogen werden und das Geld aus dem Lande geht," — wurden Stichwörter, deren man sich heute noch bedient, um das Monopol zu vertheidigen. Auf der anderen Seite eröffnete Colbert doch dem Verkehr und der Arbeit im Innern so viele neue Bahnen, daß die französische Industrie bald europäische Berühmtheit erlangte. Er ließ Straßen bauen, Canäle graben, Sümpfe entwässern, Baumschulen anlegen, ordnete das Wechsel- und Handelsrecht, das Postwesen, das Forstwesen (sein Edict ist die Grundlage des jetzigen Code forestier), er verbesserte die Viehzucht und schuf aus Dünkirchen einen Freihafen. Nur seinem schöpferischen Geiste war es möglich, die Mittel zu den Verschwendungen Ludwig's XIV. zu liefern.

Als Colbert starb, hatte der sogenannte „große" König das Land bald an den Rand des Abgrundes gebracht, in welchem sein Enkel untergehen sollte. Die Steuer-Erpressungen überstiegen allmälig alles Maß, und dennoch flossen von 150 Millionen nur 30 in den Staatsschatz, weil die Steuern durch Pächter erhoben wurden, welche dem Könige oft aus einer augenblicklichen Verlegenheit helfen mußten. Dieser Mißstand brachte den Marschall Vauban, welcher sich um die Festungs-Technik so verdient gemacht hat, auf den Gedanken, die Steuer-Erhebung zu vereinfachen und sie durch eine einzige Abgabe, den Königs-Zehnten (dîme royale), zu ersetzen. Der Vorschlag fand aber wenig Anklang und setzte den vermeintlichen Verfasser der Schrift

darüber vielen Verfolgungen aus. Wir werden an anderer Stelle die Gründe entwickeln, warum die einfache Einkommensteuer die billigste und zweckmäßigste ist. Vauban war der Wahrheit sehr nahe gekommen; und wie schön drückt er seine Verwerfung der Salzsteuer mit den Worten aus: „Das Salz ist ein Manna, womit Gott das Menschengeschlecht beschenkt hat, auf welches man daher keine Steuer hätte legen sollen!"

Was ein Volk mit der Freiheit des Handels zu leisten vermag, das haben die Holländer durch ihre glorreiche Entwicklung seit dem Unabhängigkeitskampfe bewiesen. Auf ein kleines Land beschränkt, dessen Boden sie mit großer Anstrengung dem Wasser der Flüsse und des Meeres abringen mußten, wurden sie gleichwohl die Herren der Meere, gründeten sie Colonieen, Königreichen an Umfang gleich. „Mag anderswo auch die Hungersnoth herrschen," sagt der Verfasser des Buches „Ueber den Reichthum Hollands", „zu Amsterdam werdet ihr Weizen, Roggen und andere Getreidearten finden; dort fehlen sie nie." Durch ihre Schifffahrt waren die Holländer die unentbehrlichen Vermittler des Welthandels geworden. Sir William Petty schätzte im Jahre 1690 die Tonnenzahl ihrer Schiffe auf ungefähr die Hälfte der ganzen Tonnenzahl Europa's, und gleichwohl hatten sie gar kein Erzeugniß auszuführen, das ihrem Lande entsprungen wäre. Ihr Land war das allgemeine Magazin aller Industrieen, und ihre Schiffe waren, nach dem Ausdruck des Sir William Temple, die Fuhre des Oceans. Die Theilung der Arbeit ward bei ihnen mit einer bewunderungswürdigen Einsicht geübt; nicht nur Handelsleute, sondern auch ganze Städte beschäftigten sich ausschließlich mit einem einzigen Zweige des Handels. Middelburg z. B. trieb den Weinhandel, Vlissingen den mit Westindien; Saardam war mit Schiffsbaumeistern bevölkert, Sluy mit Häringsfischern. In jedem dieser Zweige bestand eine thätige Mitwerbung, und alle wurden mit einer Geschicklichkeit und einer Sparsamkeit betrieben, welche würdig sind, als Muster zu dienen. Die erfahrensten Kaufleute Hollands setzten den Grund von dessen Blüthe in die vollkommene Toleranz, in die Freiheit in Religion, Politik und Handel.

Diese außerordentliche Blüthe eines so kleinen Landes konnte nicht verfehlen, die Eifersucht und den Wetteifer der benachbarten Nationen zu erwecken. England namentlich, durch das Genie Cromwell's zu neuer Thatkraft erwacht, betrachtete den Reichthum und die Macht seines Nachbars mit scheelen Blicken, und bald sehen wir, wie beide Staaten, der eine unter dem Banner der Handelsfreiheit, der andere unter dem des Mercantil-Systems, zum Kampf in die Schranken treten. Holland wurde im Laufe der Zeit zwar zurückgedrängt, aber nicht vernichtet; denn es besitzt noch heute, nach zwei Jahrhunderten, eine Macht und einen Reichthum, welchem kein Land von gleicher Größe gleich kommt, und noch lange nach Cromwell's Tode konnte

es eine holländische Kriegsflotte wagen, bis vor London zu erscheinen. Wir deuten dies an, weil der Sieg, den England errang, und der Aufschwung den es später nahm, dem Sperrsystem zugeschrieben worden ist, weil heute noch die Anhänger des Schutzzoll-Systems die Blüthe der englischen Industrie und Schiffahrt solchen Prohibitiv-Maßregeln, wie der Navigations-Acte, zuschreiben. Wer die Dinge aber nicht bloß von der Oberfläche oder mit vorgefaßter Meinung betrachtet, muß einsehen, daß Cromwell mit anderen Maßregeln als mit der Navigations-Acte die Industrie Englands gehoben hat. Vermittels der Navigations-Acte wurde der englischen Schifffahrt das Monopol des Seetransportes vor fremden Schiffen ertheilt, durch unbedingte Verbote sowohl, als durch starke Auflagen. Allen Schiffen, deren Eigenthümer, Capitän und drei Viertheile der Mannschaft nicht englische Unterthanen sein würden, sollte es verboten sein, in den Colonieen (Niederlassungen, Ansiedlungen) Großbritanniens oder an dessen Küsten Handel zu treiben, bei Strafe der Confiscation des Schiffes und der Ladung. Da nun die anderen Staaten, welche ihre Schiffe von England und seinen Ansiedlungen ausgeschlossen sahen, Repressalien gebrauchten, so kam es, daß die Schiffe immer den Rückweg leer machen mußten, also die Hälfte der Fracht verloren. Die Spanier ließen die Engländer in ihren Häfen nicht laden, nachdem diese es ihren Schiffen verboten hatten; daher kamen auch die englischen Schiffe befrachtet an und gingen leer zurück. Woher nun der Nutzen der Navigations-Acte für den Handel entspringen sollte, wenn die halbe Fracht stets verloren ging, das vermögen wir nicht einzusehen. Es ist vielmehr ein grober Irrthum, wenn man glaubt, daß England der Navigations-Acte seinen gewerblichen Aufschwung zu verdanken habe. Sie war nur als politische Maßregel zu rechtfertigen; sie war ein Opfer, daß dem Handel zu Gunsten der Politik auferlegt wurde. Auch nur in dieser Hinsicht hat Adam Smith die Navigations-Acte gebilligt. Cromwell mußte zur Behauptung der Reformen der englischen Revolution eine Kriegsflotte schaffen oder vielmehr die vorhandene in großartigem Maßstabe vermehren. Er sah ganz richtig ein, daß eine solche nur aus einer tüchtigen Handels-Marine hervorgehen könne, in welcher vorher die nöthige Mannschaft herangebildet war. Da aber bis dahin die Holländer die Rhederei zum größten Theil in Händen gehabt hatten, so mußten erst Haudelsschiffe geschaffen werden, und weil durch die Navigations-Acte zum Transport der Waaren die doppelte Anzahl von Schiffen, als gewöhnlich, nöthig war, so erreichte Cromwell seinen Zweck, die Vermehrung der Flotte, vollkommen, aber nur um den Preis eines fortwährenden Opfers, welches bis zu unserer Zeit dauerte, wo die Navigations-Acte endlich aufgehoben wurde, — welche Aufhebung zwar bewirkte, daß die ausländischen Handels-Marinen, namentlich die americanische und deutsche, seitdem bedeutende Geschäfte in England machen, und deßhalb

vielleicht den weiteren Aufschwung der englischen Rhederei verhindern, aber dem englischen Handel einen ungeheuren Impuls gegeben haben, wenn wir die kolossale Vermehrung desselben auch nicht dieser Ursache allein zuschreiben wollen.

Wir langen jetzt bei einer volkswirthschaftlichen Erscheinung an, welche, so weit die Quellen reichen, im Anfang des 17. Jahrhunderts zum ersten Male auftritt, — nämlich der Handelskrisis, der eine so große Rolle in der neueren Volkswirthschaft vorbehalten ist. Zum richtigen Verständniß dieses Phänomens ist es nothwendig, daß wir zweier Einrichtungen gedenken, welche in der Blüthezeit der italienischen Städte ins Leben getreten, mit der neueren Volkswirthschaft unzertrennlich verknüpft sind. Wir meinen den Wechsel und die Banken. Die Banken gingen aus dem Wechslergeschäft hervor, und vom Wechslergeschäft zum Wechselgeschäft ist nur ein Schritt. Mit den letzteren Worten läßt sich, unseres Bedünkens, der Ursprung des Wechsels am leichtesten erklären.

Director Karl Arenz hat sich in der bereits oben erwähnten Abhandlung die Mühe genommen, die verschiedenen Ansichten der Gelehrten über die Entstehung des Wechsels zusammenzustellen und dieselben auf ihren wahren Werth zurückzuführen. Die einen nennen die Chinesen und Indier die Erfinder des Wechsels; allein es ist nachgewiesen, daß dieselben zwar schon in früher Zeit das Papiergeld kannten, vom Wechsel aber keine Ahnung hatten; die Anderen haben, aus dem bereits oben erwähnten, von Isokrates mitgetheilten Factum, die Urheberschaft des Wechsels den Griechen vindiciren wollen; allein dieselben scheinen wohl die Anweisung, den eigentlichen Wechsel aber nicht gekannt zu haben. Dritte haben die Erfindung des Wechsels den Römern und noch Andere den Juden zuschreiben wollen; allein es scheint keinem Zweifel mehr zu unterliegen, daß der Wechsel, in seiner heutigen Gestalt, erst Mitte des 12. Jahrhunderts in den Verkehr eingeführt worden ist, und daß derselbe nicht die Erfindung oder Schöpfung eines einzigen Volkes gewesen, sondern durch den Handelsstand, der alle Völker vereinigt, geschaffen worden ist. Da gerade zu jener Zeit der Handel der italienischen Freistädte, des Hansebundes und der süddeutschen Städtebünde im höchsten Flor war, so ist die Entstehung des Wechsels also recht eigentlich den Freistädten des Mittelalters, zunächst freilich den italienischen, zu verdanken. Die Hauptveranlassung zur Erfindung des Wechsels gab wahrscheinlich die Schwierigkeit des Geldtransportes. Einestheils wurde in manchen Ländern zuweilen die Geldausfuhr ganz verboten, anderntheils war man wegen der Unsicherheit der Straßen, in Folge des wüsten Treibens der Raubritter, bei Geldsendungen stets in Gefahr, sein Eigenthum zu verlieren. Auch abgesehen davon, wurde bei dem damaligen Aufschwunge des Handels, der immer größere Massen von Waaren in Umlauf setzte, der Transport

großer Metallsummen, in Folge der schlechten Straßen, immer schwieriger. Bis dahin waren die Waaren stets gegen baares Geld verkauft oder nach Geld abgeschätzt und gegen andere Waaren direct vertauscht worden. Dieser Tausch ging bei gewerblichen Erzeugnissen in der Regel auf den Märkten und Messen vor sich, welche die Kaufleute regelmäßig mit ihren Waaren bezogen, und wohin sie, wegen der großen Verschiedenheit der Münzsorten, Gold- und Silberbarren mitbrachten und, wie schon oben erwähnt, an der Münzstätte des Marktes in die landesübliche Münze umprägen ließen, oder auch die mitgebrachten Münzen bei dem Geldwechsler in die Landeswährung umtauschten. Geldwechsler gab es nämlich sowohl schon im Alterthum, wie in der frühesten Zeit des Mittelalters. Nach dem Tisch oder der Bank, auf welchem sie ihr Geld ordneten und zählten, wurden sie sowohl in Griechenland und Rom, wie im Mittelalter Tischwechsler, Banker, Banquiers genannt. Sie waren die nothwendigen Begleiter des Handels, und aus ihrem Geschäfte gingen die späteren Banken hervor. Nun mag es wohl vorgekommen sein, daß einem Handelsmanne auf einer Messe eine Reihe ungewöhnlich vortheilhafter Geschäfte sich dargeboten hatte, zu deren Abschließung seine Baarmittel nicht ausreichten, oder daß er auf dem Wege zum Markte von einem Raubritter ausgeplündert worden war, oder daß einer der am Marktorte befindlichen Geldwechsler mit einem seiner Schuldner in Geschäftsverbindung stand, so daß er durch denselben ein Guthaben leichter einziehen konnte, — kurz, mag die Veranlassung gewesen sein, welche sie wolle, — ein Handelsmann gab einem Geldwechsler, dem seine Redlichkeit bekannt war, eine Anweisung auf einen in einer anderen Stadt befindlichen Schuldner. Nun befand sich gerade ein Kaufmann aus der letzteren Stadt am Marktorte, der eine ansehnliche Summe Geldes erlöst hatte. Da es sowohl mühsam als gefährlich war, eine bedeutende Summe auf dem Heimwege mit sich zu führen, da er von dem Geschäfte des Geldwechslers Kunde erhielt und in die Solidität desselben volles Vertrauen setzte, so ließ er die Anweisung auf sich überschreiben und zahlte den Betrag sofort baar aus, um die Mühe und Gefahr des Transportes seines eigenen Geldes zu ersparen und in der sicheren Erwartung, daß der Geschäftsfreund in seiner Heimatstadt die übernommene Anweisung pünctlich einlösen werde. Hier haben wir also die Personen, welche zur Ausstellung eines Wechsels gehören. Wir haben einen Aussteller (Trassant), einen Bezogenen (Trassat), eine Person, an welche oder an deren Ordre gezahlt werden soll (Remittent), wir haben einen Indossatar (Giratar), an welchen die Anweisung durch Ueberschreibung (Indossament) vom Remittenten als Indossant (Girant) übertragen worden ist. Es fehlt nun bloß noch, daß auf der Anweisung bestimmt wird, zu welcher Zeit bezahlt werden soll, und wir haben den heutigen Wechsel. Mit dem Aufschwunge des Handels entwickelte sich allmälig ein von den Märkten und

Messen unabhängiges Waarengeschäft. Inhaber großer Handlungen, welche vielleicht ein Dutzend Schiffe auf dem Meere hatten, bezogen im Laufe der Zeit die Märkte und Messen nicht mehr selbst. Nach und nach hatte sich ein gewisser ständiger Waarenbedarf und Waarenzug zwischen mehreren Ländern herausentwickelt. Kaufleute entfernter Gegenden standen mit einander in Verbindung und schickten sich die Erzeugnisse ihrer Heimat, ohne sie persönlich am Marktorte mit einander umzutauschen. In diesem Verhältnisse die Waaren stets mit Geld zu bezahlen, zu einer Zeit, wo eine regelmäßige Postverbindung nicht bestand, wo die Versendung von Waaren und Geld durch Privat-Gelegenheit vor sich gehen mußte, die Boten und Handelszüge aber auf jeder Meile Gefahr liefen, geplündert zu werden, war äußerst mißlich und gefährlich. Die Kaufleute kamen daher auf den Gedanken, Forderungen und Schulden, die sie und ihre Geschäftsfreunde in entfernten Ländern durch Bezug von Waaren contrahirten, gegenseitig zu compensiren. Mailand lieferte seine Rüstungen, Venedig orientalische Gewürze und Seidenstoffe, die seine Schiffe im Orient holten, Florenz Tuche und feinere gewerbliche Erzeugnisse, Sicilien, Cypern, Spanien exportirten Weine, Niedersachsen Biere und Leinwand, Flandern Tuche, England Korn, Vieh und Zinn. Für die mailänder Rüstungen oder die spanischen Weine, welche Deutschland bezog, konnte man von da Leinwand und Bier nach Flandern schicken; wenn nun Flandern Tuch nach Spanien und Mailand exportirte, so konnte es, statt sich das baare Geld von dort remittiren zu lassen, seine Forderung gegen das Guthaben, welches die mailänder und spanischen Kaufleute in Deutschland hatten, compensiren; es konnte die aus Deutschland bezogenen Waaren dafür anrechnen. Der schriftliche Schein, durch welchen nun dieser Austausch von Werthen, die Compensation, vor sich ging, war der Wechsel.

Als der Verkehr immer mehr stieg und die großen Handels- und Seestädte ihre Factoreien an allen bedeutenden Märkten der damaligen civilisirten Welt errichteten, als durch die immer tiefer gehende Theilung der Arbeit der Ueberschuß über die zur Erhaltung der Bevölkerung nothwendigen Producte jährlich größer wurde, das Capital somit wuchs und der Arbeit die Mittel zu noch höherer Production lieferte, — als aber gleichzeitig der Mißstand sich herausstellte, daß zwar große Massen von Capital in Gestalt von Waaren oder Geld vorräthig, aber nicht immer am rechten Orte und in den rechten Händen seien, um die Arbeit zu befruchten, — da wurde der Wechsel das Hauptmittel, um das Capital gerade in die Hände zu bringen, die es productiv beschäftigen können; es entstand der organisirte persönliche Credit, dem die neue Zeit einen großen Theil ihres Wohlstandes verdankt. Capital und Credit wurden eine Macht im Staate, das bewegliche Eigenthum stellte sich stolz neben das Grund-Eigenthum,

der Wechsel erhielt immer höhere Bedeutung, er wurde das Geld der Handelswelt.

Die immer steigende Bedeutung des Geld- und Wechselgeschäftes in Folge des außerordentlichen Zusammenflusses von Waaren, welche bei wachsendem Verkehr aus den Hinterlanden und den überseeischen Ansiedlungen in den Seehäfen zusammenströmten, machte das Bedürfniß geltend, einestheils einen sicheren Aufbewahrungsort für große Summen zu gewinnen, anderentheils auch die Kosten und die Mühe des fortwährenden Hin- und Her-Transportirens aus einer Hand in die andere in einer und derselben Stadt zu ersparen. Man gerieth daher auf den Gedanken, das Geld gemünzt oder in Barren an einem sicheren Orte zu hinterlegen und die Kaufsumme stets vom Käufer auf den Verkäufer übertragen zu lassen. Da nun die Geldwechsler oder Banquiers als einzelne Personen, die speculiren und durch Speculationen Gefahren ausgesetzt sind, nicht genügende Sicherheit bieten können, um die Capitalien des Handelsstandes einer ganzen Stadt aufzubewahren, so gründete man zu diesem Zwecke besondere Institute — die Banken. Wir haben gesehen, daß schon im alten Griechenland die Tempel zu Delphi und Delos zu ähnlichem Zwecke benutzt wurden, auch wissen wir, daß Christus die Geldmäkler aus dem Tempel zu Jerusalem jagte. Schon zu Rom gab es außer den Geldwechslern Banken in dem genannten Sinne. Im Mittelalter kamen die ersten Institute dieser Art in Venedig, Florenz und Genua vor. Namentlich die Florentiner scheinen zu Anfang des 14. Jahrhunderts sehr ausgedehnte Geschäfte mit ihrer Bank gemacht zu haben. Die erste Bank wurde im Jahre 1157 zu Venedig gegründet, im Jahre 1349 eine zu Barcelona errichtet, 1407 eine zu Genua, 1609 die amsterdamer, 1619 die hamburger Bank, fast gleichzeitig eine zu Nürnberg, 1635 die Bank von Rotterdam (die beiden letzteren gingen später wieder zu Grunde), 1657 die Bank von Schweden, 1694 die Bank von England, 1695 die erste Bank von Schottland, 1716 die französische Bank von Law, 1736 die Bank von Kopenhagen, 1765 die preußische Bank, 1808 die Bank von Frankreich in ihrer heutigen Gestalt, 1816 die jetzige österreichische Nationalbank.

Die ersten Banken, welche in Folge des oben genannten Bedürfnisses gegründet wurden, waren Giro-Banken (von girum, der Kreis, da sie auf einen bestimmten Kreis von Geschäftsleuten sich beschränkten) oder Umschreibe-Banken, in welchen die Kaufleute ihr Geld deponirten und auf einander umschreiben ließen. Da das Schätzen der Münzen wegen deren häufigen Gehaltswechsels sehr schwierig war, und die Münzverschlechterung von den Regierungen selbst betrieben, ja, sogar als ein beliebtes Finanzmittel in Geldnöthen betrachtet wurde, so fing man an, mit einem bestimmten Gelde von festgesetztem Feingehalte zu rechnen, welches oft gar nicht existirte, bei dem aber die Kunden der Bank eben deßhalb gegen Verlust

geschützt waren, so daß sie bei jeder Zahlung überzeugt sein konnten, genau deren Werth zu erhalten. So entstand das Bankgeld und die Bankwährung, welche meistens höher stand als Courant, und, da sie in Wirklichkeit nicht vorkommt, auch nicht gefälscht werden kann. Jedes Bankmitglied erhielt ein Folio in den Büchern der Giro-Bank, worauf sein Guthaben notirt und ihm zu- und abgeschrieben wurde. Die Einlagen bestanden in der Regel in Silberbarren oder in Münzen, welche nach einem bestimmten Feingehalte oder nach ihrem Metallwerthe angenommen wurden. Die Geschäfte wurden mit den Anweisungen auf die Bank gerade wie mit baarem Gelde abgeschlossen; die Kaufleute mußten sich aber kennen oder so viel Vertrauen zu einander haben, daß sie der Bezahlung bei der Bank versichert waren. Als die Theilnehmer zahlreicher wurden, mußten Leute, welche man nicht kannte, eine Bescheinigung der Bank mitbringen, daß sie Geld bei ihr deponirt hatten. Bei manchen solcher Banken theilte man später, zur Erleichterung des Geschäftes, den ganzen hinterlegten Betrag in kleinere Summen, über deren jede ein Schein von der Bank ausgestellt wurde, und um deren Betrag das Deposit sich bei jeder Zahlung verringerte. Der auf der Note angegebene Betrag wurde von der Bank, bei Vorzeigung des Scheines, ausbezahlt und dem Deponenten abgeschrieben. Anfangs waren diese Noten auf den Namen des Einlegers ausgestellt und mußten von jedem, der sie weiter gab, unterschrieben werden, wie dies bei der amsterdamer Bank noch lange Zeit der Fall war. Diese Noten konnten indessen auch nur beschränkte Anwendung finden, da man den Einleger und die Giranten, oder wenigstens Einen davon kennen mußte. Da die Unterschriften nicht immer bekannt und die Bankbeamten nicht immer in der Lage waren, dieselben genau zu prüfen, so war die Bank der Gefahr der Fälschung von Unterschriften sehr ausgesetzt. Um alles dieses zu vermeiden, stellte man die Scheine auf den Inhaber aus. Es entstand die Banknote. Damit nahm auch das Depofit eine andere Gestalt an, es wurde der Bank zur freien Verfügung übergeben. Die Bank wurde Schuldner des Einlegers und zahlte dem Einleger Zinsen, welcher die Anstalt natürlich wegen der größeren Sicherheit gegen Feuersgefahr, Krieg, Raub und Speculation einem Privatbanker vorzog.

Um Zinsen zahlen zu können, mußten die Banken aber ihrerseits Geschäfte machen und das ihnen anvertraute Capital gewinnbringend anlegen. Sie liehen daher gegen Verpfändung von Werthgegenständen (zuerst meist Gold- und Silbergeräthe, Geschmeide und Juwelen) Capitalien an Dritte zu einem gewissen Zinsfuß aus, sie kauften gegen einen Zinsabzug, d. h. discontirten Wechsel. Weil die lombardischen Kaufleute zuerst das Geschäft betrieben hatten, gegen Depot oder Hinterlegung von Kleinodien verzinsliche Darlehen zu machen, so nannte man dieses Leihgeschäft das Lombard-Geschäft.

Mit Ausnahme der hamburger Bank, welche lediglich Giro- oder Umschreibe-Bank geblieben ist, haben fast alle großen Banken die eben bezeichneten vier Arten von Geschäften sich angeeignet, als Giro-, Leih-, Wechsel- und Zettelgeschäft. Da es indessen noch andere Credit-Institute gibt, welche die Ausgabe von Banknoten von ihrem Geschäfte ausgeschlossen haben, so werden jene vorzugsweise Noten- oder Zettelbanken genannt.

Eine bemerkenswerthe Erscheinung ist es, daß die Gründung der meisten der größeren Banken eigentlich durch den Staat veranlaßt wurde, um sich durch dieses Hülfsmittel von drückenden Schulden oder anderen Verlegenheiten zu befreien. Gewöhnlich traten die Staatsgläubiger zu einer Gesellschaft zusammen, deren Capital die Schuld der Regierung bildete und die mit ausgedehnten Privilegien ausgestattet wurde. Häufig nahm diese Gesellschaft noch ein Betriebs-Capital dazu auf, welches vom Ertrag des Geschäftes verzinst und mit dem ursprünglichen Schuld-Capital gleichgestellt wurde. Zur gleichmäßigeren Berechnung der Zinsen wurde das gesammte Capital in gleiche Antheile getheilt und die Schuld-Urkunde darüber ausgestellt; es entstand die Actie.

Schon die im Jahre 1156 in Venedig gegründete Bank hatte den Zweck, dem Staate aus Geldverlegenheiten zu helfen. Sämmtliche Staatsgläubiger wurden zu einer Corporation vereinigt und ihnen erlaubt, ihre Forderung an den Staat von einem auf den anderen zu übertragen. Der Bank-Fonds bestand aus der Schuld der Regierung. Sie war also ursprünglich eine Giro-Bank. Sie nahm indessen auch Depositen an, und ein Gesetz bestimmte, daß alle bedeutenderen Zahlungen in Bankgeld geschehen sollten. Mit dem Staate stand die Bank fortwährend im Verkehr, bewilligte ihm Anlehen, und im Jahre 1587 nahm ersterer sogar zu einem Zwangsanlehen seine Zuflucht, d. h. er nahm der Bank und den Privatleuten, welche ihr Vermögen darin niedergelegt hatten, ihr Geld ab und übergab ihnen dafür Schuldverschreibungen. Mit diesem fingirten Fonds machte die Bank lange Zeit Geschäfte, und wenn sie sich mit der Regierung nicht so weit eingelassen hätte, so wäre sie vielleicht von längerer Dauer gewesen. Die Einlagen bestanden aus Ducaten und Zechinen, und es war 1750 die Bank-Valuta 54 Procent besser als die laufende. 1797 ging die Bank mit der Vernichtung der Republik zu Grunde.

Die zweite Bank war die von Barcelona, 1349 von den dortigen Tuchmachern, welche bedeutende Geschäfte trieben, gegründet. Nähere Angaben über dieselbe fehlen. 1401 errichtete der Magistrat selbst eine Bank, und die Stadt verbürgte sich für die Capitalien, welche in derselben niedergelegt wurden. Sie beschäftigte sich mit dem Geldwechsel, nahm Depositen an und discontirte Wechsel.

Die Bank von Genua wurde 1407 gegründet und ganz nach dem

Muster der venetianischen eingerichtet. Ihre Entstehung verdankt sie ebenfalls Staats-Anlehen, welche den Bank-Fonds bildeten und auf die Domainen, die Insel Corsica u. A. versichert waren. Sie soll zuerst Banknoten, und zwar im Betrage der Regierungsschuld, ausgegeben haben. Ihr Hauptgeschäft war das Giro, außerdem übernahm sie Depositen und diente den Kaufleuten als Casse. Die Bank-Valuta war um 27 Procent besser als Courant. Die häufigen Anleihen des Staates untergruben zuletzt ihren Credit, und als 1740 die Oesterreicher die Bank plünderten, hörte sie auf. Daß Letzteres nur die Veranlassung und nicht der erste Grund ihres Unterganges war, beweisen andere Banken, wie die hamburger, die ebenfalls geplündert wurden und doch fortbestanden.

Im Jahre 1609 entstand die Bank von Amsterdam. Sie hatte den Zweck, den damals so häufigen Münzfälschungen der Regierungen und der Abnutzung des Metalls vorzubeugen. Die Bank nahm alle Münzen nach deren innerem Werthe an und eröffnete dafür ein Conto in ihren Büchern. Da das Bankgeld genau dem gesetzlichen Münzfuß entsprach, so stand es immer höher als das umlaufende. Später nahm sie auch Gold und Silber als Deposit an und gab dafür Scheine aus, welche wie Banknoten coursirten, von Jedem unterschrieben wurden und die erste Anregung zu den Zettelbanken gegeben haben sollen. Vom Staate wurde die Bank durch mancherlei Gesetze und Privilegien unterstützt. Es mußte jeder Wechsel über 600 Gulden in Bankgeld bezahlt werden, und die Kaufleute wurden dadurch gezwungen, sich einen Bank-Fonds zu verschaffen. Die amsterdamer Bank wurde nur für Privatzwecke gegründet und stand mit dem Staate in keiner Beziehung. Sie war daher lange Zeit berühmt wegen des außerordentlichen Credits, den sie besaß. Als sie sich aber verleiten ließ, dem Staate Anleihen zu gewähren, und es 1794 bekannt wurde, daß sie diesem und der ostindischen Compagnie von den ihr anvertrauten Depositen Capitalien geliehen, da verlor sie alles Vertrauen und ging bald darauf zu Grunde. An ihre Stelle trat 1814 die Niederländische Bank.

Die Bank von Hamburg wurde 1619 aus demselben Grunde, wie die amsterdamer, und nach deren Muster eingerichtet; die Verwirrung im Münzwesen, die Verschiedenartigkeit und der wechselnde Gehalt der Münzen war so groß, daß der Werth einer Geldzahlung etwas sehr Unbestimmtes war. Außerdem trugen die damals ziemlich allgemein angewandten Münzfälschungen der Regierungen nicht wenig zu dieser Unsicherheit des Eigenthums und des Handels bei. Die Bank nahm nur Species-Thaler von bestimmter Feinheit oder Silberbarren von gleichem Gehalt als Einlage an und eröffnete dem Inhaber dafür ein Conto. Leider ging sie von diesem Grundsatze ab und nahm auch geringhaltigere Münzen an, in Folge dessen das Bankgeld herabgesetzt werden mußte und einen schwankenden Cours

erhielt. Die Bank gab auch Vorschüsse gegen Pfänder, welche gegen das Ende des 17. Jahrhunderts so bedeutend waren, daß sie einige Zeit geschlossen werden mußte. In Folge des siebenjährigen Krieges und der großartigen Münzverschlechterung in jener Zeit schwankte das Bankgeld immer stärker, so daß die Bank in große Verlegenheit und der hamburger Handel in die ärgste Verwirrung gerieth. Als sie aber zu dem alten Verfahren zurückkehrte und die übergroße Anzahl von Pfändern sich vom Halse schaffte, da hob sich das Bankgeld ebenfalls, und das Vertrauen ward bald wieder hergestellt. Bankthaler existiren jetzt keine mehr; dieselben betrugen nur $^{24}/_{221}$ einer Mark Silber von $15^{2}/_{3}$ Loth Feingehalt. Außer jener vorübergehenden Krisis war das Vertrauen in die hamburger Bank immer sehr fest gewesen, weil sie nur für Privatzwecke gegründet war und sich nie mit dem Staate in Geschäfte eingelassen hat. Sie ist daher auch die einzige der alten Banken, welche sich bis jetzt erhalten. Gegenwärtig ist sie ausschließlich Giro-Bank und ihre Einlagen bestehen in Silberbarren.

Fast gleichzeitig mit der hamburger, wurde die nürnberger Bank gegründet, welche außerordentliche Privilegien vom Staate erhielt. Es mußten nämlich, wie in Amsterdam, jeder Wechsel über 50 Fl. in Bankgeld bezahlt und selbst bei Waarenkäufen größere Summen mit demselben berichtigt werden. Sie war hauptsächlich Giro- und Depositen-Bank.

Im Jahre 1635 entstand die Bank von Rotterdam. Diese so wie die in Nürnberg gingen später wieder zu Grunde. In letzterer Stadt wurde erst 1780 wieder eine Bank errichtet.

Die Bank von Schweden, 1657, war die erste, welche Banknoten ausgab, die der Staat, der die Veranlassung dazu gegeben hatte, gegen Metall einzulösen versprach. Dies war auch der erste Mißbrauch, der mit Noten getrieben wurde, da dieselben keinerlei Deckung hatten und nicht, wie bei der Bank von Amsterdam, auf natürliche Weise aus dem Depositum entstanden.

Die Bank von England wurde 1694 errichtet, hauptsächlich um dem Staate Geld zu verschaffen und bei seinen Anleihen behülflich zu sein. Bankgeschäfte wurden in England schon im 12. Jahrhundert von den Juden, und namentlich den Goldschmieden, betrieben, denen wegen ihres Geschäftes der Gold- und Silberhandel so wie der Geldwechsel am nächsten lag. Damit verbanden sie allmälig das Leihgeschäft, d. h. sie genossen so viel Vertrauen, daß man ihnen die Depositen zur eigenen Verwendung überließ. Wegen der Gefahr und des üblen Rufes, die damit verbunden waren, stiegen die Zinsen oft auf 20 bis 30 Procent. Als Bank benutzten sie die Münzstätte, fanden aber mit der Zeit, daß ihr Geld dort vor der Regierung nicht ganz sicher war. Nach der Vertreibung der Juden, 1290, siedelten sich viele Italiener, namentlich Lombarden, in England an, von welchen, wie schon erwähnt, das Ausleihen von Geld gegen Unterpfand den Namen

Lombard-Geschäft erhielt. Die Zinsen waren damals immer noch sehr beträchtlich. 1546 wurden sie auf 10 Procent, 1624 auf 8 Procent, 1651 auf 6 Procent, und 1714 auf 5 Procent gesetzlich festgestellt. Außer diesen gesetzlichen Zinsen wurde immer noch eine nach den Umständen kleinere oder größere Prämie bezahlt. Die Regierung benutzte gleich die bedeutenden Geschäfte, welche die Lombarden machten, um verschiedene Anleihen bei denselben zu erheben; namentlich richtete sie aber ihr Augenmerk auf die Goldschmiede, bei welchen sie häufig Geld borgte, theils gewaltsam, theils indem sie ihnen manche Einkünfte des Landes überwies. Durch die Kriege mit Frankreich und Holland wurde der Credit des Staates sehr erschöpft, und die Goldschmiede geriethen in Gefahr, ihr Geld zu verlieren. Karl II. erklärte sogar einmal, daß er weder Capital noch Zinsen zahlen werde. Auch früher schon war die Zinszahlung öfter eingestellt worden, so daß die Goldschmiede endlich mißtrauisch wurden und sich auf kein Anlehen mehr einlassen wollten. Dies veranlaßte die Regierung, dem Plane zur Gründung einer Bank ihre Genehmigung zu ertheilen, weil sie mit deren Hülfe leichter Geld zu erhalten hoffte.

Es erhoben sich damals schon viele Stimmen gegen die Errichtung einer solchen privilegirten Bank. Man hielt ihr entgegen, daß sie den Geldmarkt zu einem Monopol machen und eine Stütze der Willkür der Regierung bilden werde. Die Goldschmiede dagegen und der Magistrat von London sahen es gern, weil sie dadurch den Anleihen der Regierung zu entgehen hofften. Das Bank-Capital bestand aus 1,200,000 Pfund Sterling, welche der Staat sogleich in Empfang nahm und der Bank dafür verschiedene Tonnengelder und Getränkesteuern überwies. Diese Bank discontirte Wechsel, beschäftigte sich mit Geldwechsel, nahm Depositen an und durfte bis zum Betrage ihres Capitals Noten ausgeben. Das Privilegium der Bank wurde zu verschiedenen Zeiten verlängert, wofür sie dem Staate jedesmal beträchtliche Summen leihen mußte; 1708 wurde durch ein Gesetz die Gründung der Banken, deren Mitglieder die Zahl von sechs Personen übersteigt, im Umfange des Königreichs England verboten. Die Anlehen für den Staat wurden fortgesetzt, bis sie 1818 die Summe von vierzehn Millionen Pfund erreichten. 1797 stellte die Bank in Folge von durch den Krieg entstandenen Handelskrisen ihre Baarzahlungen ein, und das Parlament sanctionirte diese Maßregel durch ein Gesetz, welches zu verschiedenen Malen erneuert wurde, bis die Bank endlich 1817 ihre Zahlungen wieder aufnahm. 1826 wurde ihr Privilegium dahin abgeändert, daß außerhalb eines Umkreises von 65 englischen Meilen von London die Zahl der Bank-Theilnehmer unbeschränkt sei, und 1833 legte man bei Erneuerung des Freibriefes nach dem Wortlaute desselben das Monopol der Bank so aus, daß nur für die Banken, welche Noten ausgeben wollten, die Zahl der Mitglieder auf sechs beschränkt,

andere Bankgeschäfte aber nicht darunter begriffen seien. Obgleich diese Auslegung auf die Beschwerde der Bank durch eine Clausel bedeutend eingeengt wurde, so hatte sie doch die Gründung einer Menge von Banken zur Folge. 1834 betrug die Zahl der Privatbanken, Zweig- und Landbanken in England und Wales 638, und der Joint-Stockbanken mit ihren Zweigen 106. Die Bank von England hat ebenfalls an vielen Orten Zweigbanken errichtet. Die Banken und Banker in London haben wieder unter sich eine Giro-Bank, das Clearing-Haus, gegründet, worin sie ihre Forderungen täglich unter sich ausgleichen. Die Geschäfte sind so bedeutend, daß im Jahre 1869 3600 Millionen Pfund Sterling verrechnet wurden, wovon nur 2 Procent baar ausbezahlt worden. Der Vortheil der Banker ist daraus leicht zu ersehen.

Eine wohlthätige Entwicklung nahmen die Banken Schottlands. Die erste Bank von Schottland wurde 1695 errichtet und hatte ein ausschließliches Privilegium bis zum Jahre 1705, wo dasselbe zu Ende ging und das Bankwesen durch kein Gesetz mehr beschränkt wurde. Die schottischen Banken zeichnen sich daher durch diese Freiheit, sowie durch die große Anzahl ihrer Filialen (circa 600) und durch ihre Solidität vor allen anderen aus. Da sich der Staat in ihren Geschäftsgang nicht einmischte, so hatten sie bald solches Zutrauen bei dem Volke gewonnen, daß sich Jedermann ihrer bediente und sie sich in allen Theilen des Landes verbreiteten. Die Zahl der Depositen ist daher nirgends so groß als in Schottland, und hat bewirkt, daß sich die Banken mit einem geringeren Gewinne begnügen als die Bank von England. Daß für die Depositen Zinsen bezahlt werden, trägt viel zu deren Vermehrung bei. Eine Folge davon ist ferner, daß man die Banknoten zum Umlaufe theilweise entbehren kann, weßwegen die Zahl derselben in Schottland am geringsten ist. Trotz der Stürme, welche die Banken von 1750—1760 wegen der großen Noten-Emission auszuhalten gehabt, während welcher die Bank von Schottland einmal ihre Zahlungen einstellte, ist das ganze Bankwesen doch so solid, daß im Jahre 1826 nachgewiesen werden konnte, daß seit dem Bestehen von Banken das Publicum nicht mehr als 36,000 Pfund verloren habe, wie große Verluste die Banken selbst in Folge jenes panischen Schreckens im vorigen Jahrhundert auch erlitten haben.

Im Jahr 1716 wurde die französische Bank von Law gegründet, über deren Thätigkeit wir weiter unten sprechen werden.

In Oesterreich kam man, wie in anderen Ländern, in Folge der Finanznoth des Staates auch auf den Gedanken, eine Bank zu gründen. Man sah den Reichthum und Aufschwung der großen Handelsstädte, wo Banken schon lange bestanden, und erwartete daher von letzteren alle möglichen Wunderthaten für den Handel und die Gewerbe. 1703 wurde der Plan zu einer Bank entworfen und dieselbe mit verschiedenen Staatsgefällen dotirt.

Privatleute sollten auch Theil nehmen, allein im Hintergrunde lag doch immer der Zweck, dem Staate behülflich zu sein. Das Unternehmen fand daher sehr wenig Credit bei dem Publicum, weil Niemand so viel Vertrauen zu der Regierung hatte, daß sie im Nothfalle das der Bank anvertraute Privateigenthum nicht doch angreifen werde. Bei der Cameral-Verwaltung fand es aus anderen Gründen ebenfalls Widerspruch, so daß die Regierung das Privilegium der Stadt **Wien** überließ, die Bank aber mit verschiedenen Staats-Einkünften im Betrage von 340,000 Gulden dotirte. Später faßte die Regierung den Plan, sämmtliche Steuercassen zu einer Bank zu vereinigen; allein das Unternehmen schlug fehl. Bei der Bank von Wien erhob der Staat mehrere Anlehen, wofür ihr immer wieder neue Gefälle verschrieben wurden, so daß sie sich endlich von den übrigen Cameral-Verwaltungen nicht mehr unterschied und daher 1783 mit der Finanz-Verwaltung vereinigt wurde. Die jetzige österreichische National-Bank wurde 1816 errichtet, um das Papiergeld einzulösen und wieder Ordnung in die Geldverhältnisse zu bringen. Sie löste 53 Millionen Gulden Papier ein, wurde aber später vom Staate so sehr in Anspruch genommen, daß sie 1848 ihre Zahlungen einstellen mußte, was der Staat sanctionirte und zugleich den Banknoten Zwangs-Cours verlieh. Die Bank benutzte die Zeit ihrer Insolvenz so gut, daß sie während derselben 20—30 pCt. Dividende austheilte. Die durch den österreichisch-deutschen Münzvertrag stipulirte Wiederaufnahme der Baarzahlungen wurde durch den Ausbruch des italienischen Krieges (1859) verhindert.

Die Bank von **Kopenhagen**, 1736, war ursprünglich ein Privat-Institut und genoß eines sehr guten Credits. Sie entging aber auch dem Schicksale der Staats-Anlehen nicht und verlor daher das allgemeine Vertrauen. Ihren Noten wurde Zwangs-Cours verliehen und die Anzahl derselben immer von Neuem vermehrt. Zum Bedarfe des Staates wurde eben so das Actien-Capital vergrößert, und endlich übernahm der Staat die Bank selbst. Um der Unordnung im Geldwesen zu steuern, wurden nach einander zwei Banken gegründet, ohne aber ihren Zweck zu erreichen.

Ein Institut entgegengesetzter Art war die **preußische Bank**, welche von der Regierung dotirt und verwaltet wurde, aber nur für Privatzwecke bestimmt war. Ursprünglich sollte sie durch Actien gebildet werden; da aber das Publicum der damaligen militärischen Regierung wenig Talent in der Handhabung von Bankgeschäften zutraute, so mochte sich Niemand betheiligen, und Friedrich II. gab aus dem Staatsschatze acht Millionen Thaler zur Gründung derselben her. Die Bank sollte lediglich dem Handel dienen und mit dem Staate in keinen Verkehr treten. Während der Kriege mit Napoleon wurde diese Bestimmung aber dennoch übertreten und insgeheim die Bank zu mehreren Anlehen veranlaßt, wodurch sie in ähnliche Verlegenheit gerieth

wie alle Banken, welche mit dem Staate Geschäfte machten. Die Bank ist privilegirt und darf Noten ausgeben. Auf der anderen Seite ist sie aber wieder durch manche Verordnungen eben so beschränkt worden; die Pupillen-Gelder z. B., welche in der Absicht, der Bank zu nützen, ihr überwiesen wurden, sind geradezu eine Last für sie geworden. Die Seehandlung, 1772 von Friedrich II. errichtet, ist reine Staats-Handelsgesellschaft; sie contrahirt die Staats-Anlehen und influirt auf den Handel mit Staatspapieren.

Unter demselben Könige wurden in Preußen die landwirthschaftlichen Credit-Institute in Schlesien, Kurmark, Posen, Pommern, Ost- und Westpreußen gegründet, die seitdem auch in anderen Ländern mit Erfolg nachgeahmt worden sind und sich als äußerst nützlich bewährt haben.

Nach dem Untergange der Law'schen Bank bildete sich 1776 eine Discontocasse in Paris, welche auch mit dem Staate Geschäfte machte und in Folge dessen bereits 1783 ihre Noten nicht mehr einlösen konnte, so daß denselben Zwangs-Cours ertheilt werden mußte und die Bank endlich zu Grunde ging. Während der Revolution entstanden unter der Bankfreiheit, obwohl unter ungünstigen Zeitumständen, mehrere Banken, deren glückliche Erfolge die Regierung veranlaßten, eine Staatsbank zu errichten.

Um Concurrenz zu vermeiden, vereinigte sie sich mit einer der ersten jener Banken, der „Caisse des comptes courants“, und im Jahre 1803, wo sie den Namen „Banque de France“ annahm, wurde ihr durch ein Gesetz das ausschließliche Privilegium zur Notenausgabe verliehen. Die bestehenden Provincial-Banken, deren Thätigkeit durch Regierungs-Decrete sehr eingeengt worden war, gingen an die Bank von Frankreich über, welche jetzt in allen größeren Städten Zweigbanken besitzt. In Folge ihrer Geschäfte mit der Regierung mußte die Bank mehrmals, zuletzt 1848, ihre Zahlungen einstellen und ihren Noten Zwangs-Cours geben lassen; sie benahm sich jedoch ziemlich mäßig, und schon 1850 wurde diese Maßregel wieder aufgehoben.

Die schweizer Banken sind alle neueren Ursprunges und besitzen einen sehr ausgedehnten Credit in Gestalt von Depositen und Anleihen. Ihr Notenumlauf ist mäßig und gesichert, ihr Umsatz ziemlich bedeutend.

Am größten ist die Zahl der Banken in Nordamerica, wo es nur noch Privatbanken gibt. Die ersten Banken waren Staatsbanken und zu Staatszwecken bestimmt. Dieser Umstand war dem Gedeihen der Banken nicht sehr günstig und hatte nachtheilige Folgen für den ganzen Handel. Schon vor dem Befreiungskriege existirte eine Menge Papier, das während desselben noch beträchtlich vermehrt wurde, allmälig im Werthe sank und später um wenige Procent eingelöst wurde. Der Gewinn, welchen die privilegirten Banken machen, verbreitete ganz falsche Ansichten über den Werth

dieser Credit-Institute; man warf sich mit einer wahren Wuth in Speculationen, und die Verbindung, in der die meisten mit dem Staate standen, dessen Credit also in der Regel als Hauptgarantie betrachtet wurde, vermehrte noch das Uebel. Eine Unzahl von Banken wurde errichtet und die Masse der Noten ins Ungeheure vermehrt. Ihre Entwerthung war die natürliche Folge, baares Geld ging immer mehr außer Landes und die Preise der Waaren stiegen. Um dieser Noth abzuhelfen, wurde die Bank der Vereinigten Staaten gegründet, welche mit ungeheuren Kosten Metall aus Europa kommen ließ. Die Baarzahlungen wurden scheinbar wieder aufgenommen, allein gleich darauf wurde das Maß der Papierausgabe wieder überschritten und die Noten sanken noch unter ihren früheren Werth. Zu spät sah die Bank ihr Unrecht ein und fing an, ihre Noten zurückzuziehen, welchem Beispiele die übrigen Banken folgten. Durch den plötzlichen Mangel an Umlaufsmitteln trat nun eine große Stockung im Verkehre ein, und da zugleich der Credit eingeschränkt war, so ging eine Menge von Handelshäusern zu Grunde. Durch diese Vorfälle wurde man doch etwas bedenklich, und als der Freibrief der Bank der Vereinigten Staaten erlosch, wurde er nicht wieder erneuert. Seit 1863 sind an die Stelle der früheren Staatenbanken sogenannte Nationalbanken getreten; dieselben sind aber doch unabhängige Banken; nur erhalten sie gegen Depot von Bonds (Obligationen) der Vereinigten Staaten uniforme Banknoten, welche durch diesen gleichen Stempel die Facultät haben, in der ganzen Union zu circuliren. (S. Näheres über die gegenwärtige Einrichtung im 3. Band.)

Mit den Banken nahm, wie wir gesehen haben, also auch das System der Staatsschulden seinen Anfang. Die Erfahrung, daß die Banken durch die Heranziehung vieler Beträge mittelst der Actie ganz enorme Capitalien aufbringen konnten, bestimmte die Regierungen, ein Gleiches bei Contrahirung ihrer Schulden und Ausgabe ihrer Schuldbriefe zu thun, und es entstand — die Obligation.

Als der Verkehr bereits größere Dimensionen angenommen hatte, brachte er das Bedürfniß eines rascheren Austausches von Angebot und Nachfrage mit sich, als es an den gewöhnlichen Markt- und Meßgelegenheiten der Fall war; an den großen Handelsplätzen namentlich trat das Bedürfniß an den Tag, Angebot und Nachfrage, sei es in Waaren, sei es in Capital (Wechsel, Actien, Obligationen), täglich zu reguliren, täglich zu kaufen und zu verkaufen, — es entstand die Börse; Waaren-Börse heißt sie, soweit sie sich mit dem Kauf und Verkauf von Waaren, Effecten-Börse, soweit sie sich mit dem Kauf und Verkauf von Werthpapieren, von Wechseln, Actien und Obligationen, befaßt. Die erste Börse ist in den Niederlanden im 17. Jahrhundert entstanden. Weil es wegen der Vielseitigkeit der Geschäfte und wegen der Masse der Waaren und Effecten nicht möglich ist, die Waare bei dem Kaufe

einzusehen und das Geschäft eigentlich so zu sagen ein ideelles ist, so müssen sich die Käufer auf die Angaben der Verkäufer verlassen. Da aber bei einem solchem Verhältniß Geschäfte auf die Dauer nicht möglich wären ohne die größte Reellität, so finden wir gerade im Großhandel größere Redlichkeit als im kleinen Verkehr.

Erst nachdem der persönliche und der Staats-Credit sich seine Werkzeuge geschaffen und zu einem förmlichen Organismus sich herausentwickelt hatte, erschien jene acute Krankheit, welche den Verkehr der modernen Handels- und Industrie-Völker in manchen Epochen heimzusuchen pflegt, und die wir unter dem Namen Handelskrisis kennen. Es mag gewisse Stockungen im Geld- und Waarenverkehr so wie in der Vertheilung der Arbeit zu allen Zeiten in Folge von Krieg, bürgerlichen Unruhen, von Veränderung in den Handelszügen oder von großen Entdeckungen gegeben haben, allein der Ausnahmezustand, welchen wir unter der Bezeichnung „Handelskrisis" verstehen, war ohne die oben erwähnten Einrichtungen des persönlichen und des Staats-Credits unmöglich. Es sind zwar von Manchen auch jene Erscheinungen mit dem Namen Geld-, Finanz- oder Productionskrisis bezeichnet worden, allein diese Bezeichnung ist weder treffend noch erschöpfend; denn das innerste Wesen jener historischen Begebenheit ist mit dem Credit und seinen Institutionen unzertrennlich verknüpft, ohne den Wechsel oder ohne die Börseneffecten und den Börsenverkehr ist dieselbe nicht denkbar. Wir sollten die genannte Erscheinung eigentlich Creditkrisis nennen; da aber der Credit mit dem Handel vollkommen zusammenfällt, da bei Krisen, welche nur Geld- oder Finanzkrisen zu sein scheinen, doch auch der Handel oder vielmehr die Uebertreibung des Handels — denn es ist Handel, ob man mit Waaren oder mit Wechseln und anderen Werthpapieren verkehrt — das wesentliche Moment oder die wesentliche Ursache der Krisis ist, so ist es zweckmäßiger, den einmal gäng und gäben Ausdruck „Handelskrisis" beizubehalten. Es liegt, wie wir so eben angedeutet haben und wie wir gleich näher nachweisen werden, im Wesen der Handelskrisis, daß sie nur da auftritt, wo der persönliche und der Staats-Credit in seiner vollen Entwicklung begriffen ist. Es war daher vor der allgemeinen Einführung des Wechsels, des Staatsschuldensystems und der Industrie- und Handelsgesellschaft eben so wenig etwas davon zu fürchten, als heutzutage Länder, die in der industriellen und Handels-Entwicklung zurückgeblieben sind, etwas davon zu fürchten haben. Nur die Handels- und Industrie-Staaten oder ihre Factoreien und Geschäftsfreunde an den See- und Handelsplätzen entfernterer, weniger fortgeschrittener Länder werden von Handelskrisen heimgesucht; Viehzucht oder Ackerbau treibende Staaten bleiben davon fast unberührt, und selbst Industrie-Länder, in welchen der Verkehr mehr durch Baarzahlung als durch Credit vermittelt wird, werden davon wenig oder gar nicht betroffen.

Was nun die Entstehung der Handelskrisis betrifft, so fällt dieselbe fast

ohne Ausnahme in Zeiten, wo irgend eine außerordentliche Begebenheit oder Erscheinung den ordnungsmäßigen, gewöhnlichen Gang der Dinge unterbricht, sei dies Krieg, Bürgerzwist, Mißärnte, neue Entdeckungen und Erfindungen oder Einrichtungen, welche eine Umwälzung im Handel oder in der Production hervorbringen. In solchen Zeiten tritt auf der einen Seite ein Mißverhältniß zwischen einzelnen Zweigen der Production und der Consumtion ein; einzelne Handels- und Industriezweige werden vernachlässigt, andere kommen ganz ungewöhnlich in Gunst; in den begünstigten Erwerbszweigen werden eine Zeit lang außerordentliche Gewinnste gemacht; der schnell erworbene Reichthum lockt um so mehr Andere herbei, an diesen hohen Gewinnsten Theil zu nehmen, als eben die Ungunst der Verhältnisse, welche andere Erwerbszweige betroffen hat, Capital und Arbeitskraft aus diesen verwendbar macht. Der Anblick über Nacht reich gewordener Leute reizt die allgemeine Habsucht. Der Unternehmungsgeist wird zum Speculationsfieber. Die Gier nach raschem Gewinn macht die Menge leichtgläubig. Die Unternehmungen schwellen zu einer Lawine an, die jeden Maßstab des Bedarfs überschreitet; wo das Capital nicht mehr ausreicht, wird zum Credit gegriffen; wo der Credit endlich erschöpft ist, wird der Scheincredit, die Wechselreiterei, zu Hülfe genommen und so ein schwindelndes Kartenhaus papiernen Reichthums in die Luft gebaut, welches, so wie eine Karte wankt, in sein Nichts zusammenfällt, Schuldige und Unschuldige in seinen Ruinen begräbt, den Verkehr und Erwerb für einige Zeit lähmt, der Speculation aber für längere Zeit eine heilsame Lehre gibt. Solche Handelskrisen treffen sowohl specielle Geschäftszweige als die Geschäftswelt im Allgemeinen. Sie kommen z. B. vor beim Getreidehandel, wenn in Folge großer Theurung die Speculanten Vorräthe aus anderen Ländern kommen lassen, wenn sie, den Bedarf überschätzend, Capital und Credit erschöpfen, wenn beim Eintreffen der Kornsendungen bereits eine reiche Aernte vor der Thür ist und die in die Höhe geschraubten Preise plötzlich außerordentlich sinken; — sie kommen vor beim Colonialwaarenhandel, beim Handel mit Börseneffecten wie bei industriellen Speculationen. Sogar die Narrheit hat ihren Theil daran, wie wir sogleich sehen werden.

Die erste Handelskrisis, deren die Quellen gedenken, kam in Lübeck zwischen den Jahren 1608 und 1620 vor. Die specielle Veranlassung dazu wird nicht erwähnt, und wir können sie nur aus der allgemeinen Lage des Handels vermuthen. Der lübeckische Handel hatte im 14. und 15. Jahrhundert eine goldene Zeit gehabt, Lübeck hatte namentlich mit der Ostsee sehr bedeutenden Zwischenhandel betrieben; nach der Entdeckung von America, wo der Haupthandelszug eine andere Richtung nahm, wo die Niederländer und Engländer sich emporrafften, zog sich der Verkehr mehr nach dem günstiger an der See gelegenen Hamburg, und die Lübecker ließen sich aus einem Vorrechte nach dem anderen verdrängen, so daß Anfangs des 17. Jahrhunderts der

Handel dieser Hansestadt so gesunken war, daß er die Concurrenz Hamburgs kaum mehr ertrug. Um diese Zeit scheint Lübeck einen gewaltsamen Anlauf zur Wiedereroberung seiner alten Stellung gemacht zu haben, auf welchen eine Art von Schwindelperiode folgte, die mit der Krisis endigte. Die Handelsspeculationen nach allen nordischen Plätzen hatten solche Ausdehnung gewonnen, daß das vorhandene Capital nicht mehr ausreichte, daß schon damals der Credit in Anspruch genommen wurde und das erste Beispiel der Wechselreiterei vorkam, deren die Quellen gedenken. Die außerordentliche Nachfrage nach Capital hatte den Zinsfuß auf eine selbst für die damalige Zeit so enorme Höhe getrieben, daß der Gewinn in den wirklichen Handelsgeschäften völlig davon verschlungen wurde, daß endlich eine gänzliche Stockung und sofort ein panischer Schrecken ausbrach, wodurch Viele Hab und Gut einbüßten *).

Die curioseste Handelskrisis, welche jemals vorkam, ereignete sich etwa 20 Jahre später in den Niederlanden, wir meinen die sogenannte **Tulpenmanie**, welche in den Jahren 1634—1638 vorfiel. Um diese Zeit nämlich bemächtigte sich der ernsthaften Holländer eine merkwürdige Liebhaberei für Hyacinthen und Tulpen, welche nicht lange vorher in dem abendländischen Europa eingeführt worden waren. Diese Liebhaberei stieg zu einer wahren Wuth, welche sofort von den Speculanten ausgebeutet wurde. Der Handel wurde nach dem Gewichte der Tulpenzwiebeln (nach Assen) ganz geschäfts- und börsenmäßig betrieben. Schon damals wurden die ersten Promessen- und Differenz-Geschäfte abgeschlossen. Es wurden Uebereinkünfte auf die Lieferung gewisser Tulpenzwiebeln getroffen, und wenn, wie ein Fall vorkam, nur zwei Stück auf dem Markt waren, so wurde Geld und Gut dahin gegeben, Haus und Hof, Vieh, Geräthschaften und Kleider verkauft, um die Differenz zu zahlen. Contracte wurden abgeschlossen und Tausende von Gulden für Tulpen bezahlt, welche weder die Mäkler, noch Käufer oder Verkäufer gesehen hatten. Edelleute, Kaufleute, Handwerker, Schiffer, Bauern, Torfträger, Schornsteinfeger, Knechte, Mägde, Trödelweiber u. s. w., Alles war von gleicher Sucht befallen. Für einige Zeit gewannen, wie gewöhnlich in solchen Perioden, Alle, und Keiner verlor. Arme Personen wurden reich, und Viele kamen nach gemachtem Handel, wie die Holländer mit einer im Bauernkrieg auch in Deutschland sehr beliebten Bezeichnung sich ausdrückten, als die „großen Hansen" daher. In allen Städten waren Wirthshäuser gewählt, welche statt der Börse dienten, wo Vornehme und Geringe um Blumen handelten und die Contracte mit großen Tractamenten bestätigten. Sie hatten unter sich Gesetze, Notare, Schreiber. „Die Notare", sagt **John Francis**, „bereicherten sich,

*) Ein Bürgermeister von Lübeck hat diese Zeit des Schreckens in sehr charakteristischen Worten geschildert, die man in meiner „Geschichte der Handelskrisen" S. 123 u. 124 vorfindet.

und selbst der nüchterne Holländer träumte, ein dauerhaftes Glück vor sich zu sehen. Leute der verschiedensten Professionen versilberten ihr Eigenthum. Häuser und Geräthschaften wurden zu Schleuderpreisen ausgeboten. Das Land gab sich der trügerischen Hoffnung hin, daß die Leidenschaft für Tulpen immer andauern würde, und als man erfuhr, daß selbst das Ausland von dem Fieber ergriffen wurde, so glaubte man, daß der Reichthum der Welt sich an den Ufern des Zuyderſee's concentriren und daß die Armuth hinfüro zur Sage in Holland werden würde. Daß man ernsthaft bei diesem Glauben war, bewiesen die Preise, die gezahlt wurden, und die Manie muß in der That tief gewurzelt haben, wenn einzelne Exemplare von Tulpenzwiebeln für 2000—3000 Gulden verkauft wurden. Während ein paar Jahren wurden in einer einzigen Stadt von Holland mehr als 10 Millionen für Tulpen umgesetzt. Ein Mann gewann in einigen Wochen 60,000 Gulden; viele reiche Häuser wurden auch zu Grunde gerichtet." Der Schwindel hatte aber ein trauriges Ende. Im Jahre 1637 trat plötzlich der Wendepunkt ein. Contracte wurden gebrochen, das Vertrauen verschwand, die Panique kam. Die Gerichte wurden in Anspruch genommen, weigerten sich aber, von Spielgeschäften Notiz zu nehmen. Die Tulpenhändler beriefen öffentliche Versammlungen und hielten prächtige Reden, in welchen sie bewiesen, daß ihre Waare so viel werth sei, als jemals, und daß der panische Schrecken unsinnig und ungerecht sei. Die Reden ernteten großen Applaus, aber die Knolle blieb werthlos. Sogar die Hülfe des Staates wurde in Anspruch genommen, aber dieser konnte und wollte mit Recht nicht helfen. Jahre vergingen, bis das Land von den Wunden wieder genas, welche die Tulpenmanie ihm geschlagen hatte, eine Manie, die sich nicht bloß auf Holland beschränkte, sondern bis nach London und Paris sich erstreckt und in den zwei größten Hauptstädten Europa's der Tulpe einen erdichteten Werth beigelegt hatte, den sie in Wirklichkeit oft nicht zum tausendsten Theil erreichte. Wie gewöhnlich kam die Einsicht über die Thorheit der „Blumisten" — so nannte man damals die Tulpenspeculanten — zu spät. Als der Schwindel schon seinen Culminationspunkt erreicht hatte, regnete es Spottgedichte, die uns in einer später herausgegebenen Sammlung noch aufbewahrt sind. Wir fanden darin einen recht hübschen Kupferstich, die „Narrenkappe Flora's" betitelt, auf welchem eine riesige Narrenkappe ein Zelt darstellt, in dem eine Gesellschaft von Speculanten Tulpenzwiebeln abwiegt und Differenzverträge schließt. Rechts kommt im Hintergrund die Flora im Triumphzug auf einem Esel geritten, während im Vordergrund einige Bauern Mund und Augen vor Staunen aufreißen über den Reichthum, der ihnen aus einem Korb voll so eben geärnteter Tulpenzwiebeln erwächst. Links im Hintergrund hält eine phantastische Teufelsgestalt das Stundenglas in der Kralle, während andere Gestalten im Vordergrund Körbe und Schiebkarren voll Tulpenzwiebeln mit erbärmlichen Gesichtern auf

den Mist werfen. Die Holländer scheinen durch die ihnen gegebene Lehre doch für lange Zeit vorsichtig geworden zu sein; denn wir finden in den Quellen dieses Jahrhunderts keine Andeutung von einer weiteren Handelskrisis, und erst 90 Jahre später war der Vorfall so weit vergessen, daß sich Einzelne in die Law'sche Schwindel-Katastrophe mit hineinreißen ließen, von der wir jetzt sprechen werden.

Als ein eigentliches Product der Colonialpolitik ist die privilegirte Handelsgesellschaft zu betrachten. Die Politik der Regierungen aller der Völker, welche nach der Entdeckung von Amerika Colonieen gründeten und eroberten, der Spanier, Portugiesen, Franzosen, Engländer und Holländer, hatten vonvornherein keinen anderen Zweck, als sich und ihre Freunde so schnell als möglich zu bereichern. Da es sich als unmöglich herausstellte, durch directe Ausbeutung diesen Zweck zu erreichen, so versuchten sie es, indem sie große Handelsgesellschaften mit dem alleinigen Vorrecht ausstatteten, den Handel mit den Colonieen zu betreiben, industrielle Anstalten in denselben zu errichten oder gar neue Siedelungen erst anzulegen. Nicht bloß die Kaufleute anderer Länder, sondern sogar die des eigenen wurden in diesem Falle von dem Verkehr mit der Colonie ausgeschlossen. Die privilegirte Handelsgesellschaft hatte der Regierung natürlich für diese Begünstigung offene oder geheime Entschädigung zu leisten, welche in der Uebernahme von Staatsschulden oder in der Auszahlung von Capitalien bestand, zu deren Aufbringung die Handelsgesellschaften häufig zu einer ungemessenen Ausgabe von Actien ermächtigt wurden. Wie es gewöhnlich bei neuen Dingen geht, machte man sich von dem Erfolg dieser Unternehmungen übertriebene Hoffnungen; da nun einestheils diese sich nicht in dem Maße, wie man erwartet, verwirklichten und da anderentheils auch die erfrischende Kraft der Concurrenz fehlte, so machten diese großen Handelsgesellschaften fast alle schlechte Geschäfte und gingen meist zu Grunde, wie z. B. in den Niederlanden vier oder fünf privilegirte Handelsgesellschaften nach einander in Concurs gerathen sind.

Der Schotte Law hatte in seinem Vaterlande die wohlthätigen Wirkungen des Bankwesens kennen gelernt, ohne durch die Krisis, welche in Folge übertriebener Ausgabe von Papiergeld eintrat, vorsichtig gemacht zu sein. In Frankreich, wo durch die maßlose Verschwendung Ludwig's XIV. und des Regenten die Finanzen in eine äußerst trostlose Lage gebracht worden waren, wurde Law wie ein Erlöser begrüßt, der durch ein Wunder der Noth abhelfen sollte. Law ist vielfach verkannt und für einen bloßen Schwindler gehalten worden; allein man hat ihm Unrecht gethan: seine Entwürfe waren richtig berechnet; aber gedrängt durch die Regierung und selbst noch befangen in dem unglückseligen Wahne, daß bloß Geld Reichthum sei, ließ er sich zu Uebertreibungen verleiten, welche den financiellen Ruin Frankreichs zur Folge hatten. Da er ganz richtig den Reichthum in einem Ueberflusse an Capital sah, irr-

thümlich aber das Geld als den fast ausschließlichen Bestandtheil desselben betrachtete, so strebte er dahin, das Geld zu vermehren, und weil er in Schottland gesehen hatte, daß Papiergeld das Metall sehr vortheilhaft vertrat, so glaubte er durch Vermehrung des ersteren seinen Zweck erreichen zu können Er wußte nicht, daß Geld, wie jede Waare, nach der Consumtion sich richtet und, sobald es den Bedarf an Circulationsmitteln überschreitet, im Preise sinkt, oder, was dasselbe ist, daß andere Waaren bei vermehrtem Angebot des Geldes im Preise steigen. Das erste Unternehmen, zu welchem Law die Genehmigung des Regenten 1716 erhielt, war der heutigen Bank von Frankreich ganz ähnlich. Es wurde mit einem Capitale von sechs Millionen in 12,000 Actien begonnen und sollte zum Discontiren von Wechseln, Abrechnen mit Kaufleuten dienen, wobei man Noten ausgeben wollte, deren Nominal-Betrag in Metallmünze an den Inhaber gezahlt werden sollte*). Kaum war die Bank gegründet; so kehrte der Credit wieder, und das Institut gewann so sehr das allgemeine Vertrauen, daß es mit einem Grund-Capital von sechs Millionen bis zu fünfzig Millionen ausgeben konnte. Die Einlagen von Gold und Silber wuchsen täglich mit der Nachfrage nach Noten, und Law war so in weniger als zwei Jahren an das Ziel gelangt, welches jetzt noch erst einige wenige Handelsstädte erreicht haben: er hatte mit Einem Male das System des Vertrauens (Credit) durch Errichtung von Zettelbanken organisirt. Bis hieher war Alles in Ordnung; Law ging aber weiter und wollte Monopole, Handels-Privilegien für die Bank, welche nothwendig die größten Gefahren herbeiführen mußten. Alle Steuern sollten durch die Bank erhoben, und diese überhaupt der Centralpunkt werden, wo alle materiellen Interessen ausgeglichen werden sollten. Berauscht von dem glücklichen Erfolge des ersten Unternehmens, schien ihm nichts unmöglich, und er faßte den Gedanken, sämmtliche Capitalisten zu einer Gesellschaft zu vereinigen, und um die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, schob er ein Project vor, welches zu den Vorurtheilen jener Zeit vollkommen paßte: die Gründung einer Handels-Gesellschaft zur Colonisation und Ausbeutung der Mississippi-Länder. Es entstand die westindische Compagnie mit einem Capital von hundert Millionen, bestehend aus 200,000 Actien zu 500 Francs, in der Form von auf den Inhaber lautenden Noten, die durch Indossirung übertragbar waren. Um die Actien-Zeichnung zu erleichtern, durfte man die Beträge zu drei Vierteln in Staats-Rentenscheinen bezahlen. Das Unternehmen ging rasch voran; das Publicum war eher zu leichtgläubig, denn es schien gar nicht daran zu denken, daß die Rentabilität der Actien lediglich von dem Erfolge der Colonie abhange. Die

*) Genaueres findet sich in meiner „Geschichte der Handelskrisen", so wie in den ausführlichen Abhandlungen von Horn und Heymann.

Compagnie hätte eben so gut auf ein Bergwerk im Monde oder ein Unternehmen, Sonnenstrahlen aus Gurken zu ziehen, gegründet werden können; dieselbe wäre nicht weniger sicher und die Leichtgläubigkeit des Publicums nicht staunenswerther gewesen. Die Dividenden bestanden auch stets nur aus den Zinsen der Staatsscheine, welche von der Regierung an die Actionäre bezahlt wurden. 1718 wurde Law's Bank zu einer königlichen erklärt und das Capital den Actionären baar heimbezahlt. Die neue Bank erhielt zu dem Privilegium der westindischen Compagnie noch den Alleinhandel nach Ostindien, mit der Ermächtigung, eine neue Anzahl von Actien darauf auszugeben. Um deren Ausgabe zu erleichtern und die Actien der westindischen Compagnie, welche gefallen waren, wieder zu heben, erfand Law den Mißbrauch der Agiotage; er verpflichtete sich, in einem gegebenen Zeitpunkte über Pari einzukaufen, indem er sich erbot, den Unterschied zwischen dem Börsenpreise und Pari zu bezahlen; sodann aber ließ er mittels seiner zahlreichen Agenten die Papiere überall anpreisen und den Cours durch alle möglichen Mittel treiben. Alles, was Law begann, glückte, und die Actien stiegen bald in geometrischer Progression. Der National-Charakter der Franzosen begünstigte nämlich nicht wenig diese schwindelhaften Unternehmungen. Rerum novarum cupidissimi, wie schon Cäsar sie nennt, haben die Franzosen auch eine abenteuerliche Leidenschaft, schnell reich zu werden. Ihre ganze Industrie trägt den Stempel dieser Leidenschaft. Dazu sehr leichtgläubig, sind sie für die sinnlosesten Speculationen zugänglich. Wir haben in den letzten Jahren einen Anlauf en miniature an der pariser Börse gesehen. Man kaufte Actien, ohne danach zu fragen, welche Begründung sie hätten. Eben so ging es damals mit der Colonisation der Mississippi-Länder, und die Gesammtsumme der Actien wuchs zu einem Fictiv-Capital an, welches die Begriffe der Menschen verwirrte. Statt nun die Speculationswuth des Publicums zu mäßigen, ging Law immer weiter und faßte den kolossalen Gedanken, die Staatsschuld mit den neuen Werthpapieren zu bezahlen. Ausgehend von dem Grundsatze, daß durch Vermehrung des Geldes der Reichthum absolut vermehrt werde, daß das Papier sehr gut die Stelle des Metallgeldes vertrete, und verzinsliche Werthpapiere noch besser das Papiergeld, glaubte man, diesen Zweck durch die willkürliche Vermehrung solcher Schuldbriefe erreichen zu können. Die Actien der indischen Compagnie sollten an die Stelle der bisherigen Staatsgläubiger treten, und diese, wie man bald darauf sagte, ihre Rentenscheine gegen die „Nebelscheine" des Mississippi eintauschen. Das Ausschreiben der Subscription genügte, um die Leidenschaft des Publicums aufs höchste zu entflammen. Dasselbe drängte sich vor den Thüren des Bureau's der indischen Compagnie die ganze Nacht hindurch, daß mehrere Personen in Gefahr geriethen, erdrückt zu werden. Kaum waren die Actien ausgegeben, so stiegen sie aufs Dreifache, Fünffache und selbst Zehnfache ihres Nennwerthes. Die Rue Quincampoix, wo der Actienhandel sich concentrirte, wurde der Sam-

melplatz des speculirenden Europa's, und da unter dieser bunten Menge unausbleiblich eine Masse Leute sich befinden mußte, welche von dem Wesen des Handels nicht das Mindeste verstand, so hatten die Agioteure leichtes Spiel. Es entstand ein Hazardspiel, welches bis dahin und bis heute seines Gleichen nicht gehabt hat. „Die Wechsel des Vermögens", sagt Thiers, „waren so rasch, daß die Jobber Zeit hatten, ungeheure Gewinnste zu machen, wenn sie Actien nur Einen Tag behielten. Man nennt Einen, der, beauftragt, Actien zu verkaufen, zwei Tage ausblieb. Man glaubte die Actien gestohlen; durchaus nicht; er erstattete ehrlich den Betrag derselben, hatte sich aber Zeit genommen, eine Million für sich zu gewinnen. Man lieh die Fonds auf die Stunde aus und nahm einen Zins, der beispiellos war; allein die Jobber konnten diesen bezahlen und doch noch einen Gewinn für sich machen. Es ist sonach nicht erstaunlich, daß die Bedienten plötzlich so reich wie Herren wurden; man erzählt von Einem, welcher bei schlechtem Wetter seinem Herrn begegnete und seine Kutsche anhalten ließ, um ihn einzuladen, einzusteigen." Der Schwindel war so weit getrieben, daß die Actien auf das Dreißigfache stiegen und das ursprüngliche Grund-Capital von 1500 Millionen zu einer Fictiv-Summe von 45 Milliarden anwuchs. Der Rückschlag auf diese Ueber-Speculation konnte daher nicht ausbleiben. Schon die Dienstfertigkeit, womit die Bank der Verschwendung des Regenten zu Hülfe kam, hatte das Mißtrauen der Parlamente erregt, welche jener bald das Recht streitig machten, die Steuern einzuziehen und die öffentlichen Zahlungen zu leisten. Einsichtsvolle Geschäftsleute geriethen in Besorgniß, und vier Brüder Paris gründeten mit 100 Millionen einen Verein gegen die Law'sche Bank, welchen sie „Anti-System" hießen. Da ihr Capital sicherer fundirt war, so machten sie bald die Actien der Bank sinken, und als Law dieselbe durch Edicte zu halten suchte, trat die Krisis um so rascher ein, und die Papiere sanken reißend. Es zeigte sich schon damals, daß Zwangsmaßregeln dem Verschwinden der Metallmünze nie vorbeugen, wohl aber das Uebel vermehren. Es wurde verboten, Münze zwischen den Städten, wo Bureaux der Bank waren, zu transportiren, Noten gegen Metall auszutauschen, Diamanten und Edelsteine zu tragen, und alle alten Geldsorten wurden confiscirt. Solche Maßregeln verwandelten bald das Mißtrauen in Schrecken, und Alles eilte, sein Papier gegen solidere Gegenstände umzutauschen. Hätte Law sich bei Zeiten zu mäßigen gewußt, so hätte er zwar große Verluste von Privaten nicht verhüten können, der Bestand der Bank wäre aber gesichert gewesen. Allein gedrängt durch den Hof zu jenen unsinnigen Uebertreibungen, bewog er die Regierung zur Erlassung von Zwangsmaßregeln, welche nur dazu dienten, den Untergang zu beschleunigen, der auch bald mit der Schnelligkeit einer Lawine hereinbrach. Komischer Weise half die Regierung selbst dazu, indem sie ihre eigenen Noten herabsetzte. So kamen Tausende an den Bettelstab durch Uebertreibung einer Institution, welche bei

beobachtetem Maße nur segensreich wirken kann. Die Gefahren und die Segnungen des Credits wurden durch Law in einem lehrreichen Beispiele so dramatisch dargestellt, daß wir uns leicht vor ähnlichem Schaden bewahren können, ohne uns die Vortheile des Credits zu verschließen. Es scheinen die Franzosen in allen Dingen berufen, den übrigen Völkern die Experimente vorzumachen, auf daß diese ihnen praktische Folge geben. Jene kurzen zwei Jahre bieten daher eine Fülle von Lehren für viele Jahrhunderte. Sie gaben wenigstens eine Ahnung jener Culturbewegung, zu welcher die freie Arbeit und der Credit die Menschen allmälig emporschwingen können.

In England trat eine ganz ähnliche schwindelhafte Speculationsperiode so gleichzeitig mit den Experimenten Law's ein, daß fast die gleichen Erscheinungen in England den Ereignissen in Paris auf dem Fuße folgten und daß man nicht begreifen kann, wie das Publicum in Großbritannien durch die Vorgänge in Frankreich sich nicht warnen ließ. Um das Jahr 1711, wo die englische Regierung durch den Krieg mit Spanien und Frankreich bedeutende Kriegsschulden contrahirt hatte, die Bank von England stark bezogen und der Wechsel-Disconto ansehnlich gestiegen war, suchte der damalige neue Premierminister, Graf Oxford, die Gemüther der Capitalisten durch eine neue Finanzoperation zu beruhigen, indem ein Fonds zur ordentlichen Bezahlung der Zinsen der rückständigen Schulden ausgesetzt und, um einen Vorwand zur Erhebung neuer Capitalien zu haben, eine Handelsgesellschaft gebildet wurde, zu welcher die Theilhaber durch Lockungen großen Gewinnes gereizt werden sollten. Da das Publicum damals noch immer goldene Berge in Amerika sich versprach, namentlich in solchen Theilen, die bis dahin noch wenig explorirt waren, so wurde der Plan von der Handelswelt gut aufgenommen und eine Handelsgesellschaft begründet, welche das Privilegium des Alleinhandels nach und von allen Ländern, Küsten und Plätzen in Amerika, die auf dessen östlicher Seite liegen von dem Flusse Orinoco bis zum südlichsten Theil des Feuerlandes und auf dessen westlicher Seite vom Cap Horn durch die Südmeere bis zum nördlichsten Theil von Amerika, erhielt. Ausgenommen blieb Brasilien, welches im Besitz von Portugal war. — Die Gesellschaft übernahm die Abzahlung der Staatsschuld von 9,471,000 Pfund Sterling, wofür sie 6 Procent Zinsen mit 568,000 Pfund vergütete, zu deren Bezahlung als Fonds der Zoll auf Wein, Tabak, ostindische Waaren, Seide u. s. w. bestimmt wurde. Diese Zinsen bildeten den Betriebsfonds der Gesellschaft, während das für die Staatsschuld gezahlte Capital durch die Actionäre der Gesellschaft aufgebracht war. Einige Jahre hindurch versuchte es die Gesellschaft ernstlich mit dem Handel nach der Südsee, allein derselbe wollte weder damals noch später recht gedeihen, und als die Gesellschaft gar auf den Wallfischfang sich warf, gingen die Fonds, welche sie aus der großen Schwindelperiode, von der wir sogleich sprechen werden, gerettet hatte, vollends gar verloren und die Gesellschaft ging, nach-

dem sie noch eine Generation lang ein kümmerliches Dasein gefristet, um die Mitte des 18. Jahrhunderts zu Grunde. Als deren Directoren im Jahre 1719 sahen, daß mit dem überseeischen Handel nicht viel zu gewinnen war, versuchten sie, in Finanzoperationen zu speculiren. Sie boten der Regierung an, die unter der Regierung Wilhelm's und Anna's contrahirten uneinlöslichen Annuitäten, welche jährlich ungefähr 800,000 Pfund Sterling betrugen, für 3,500,000 Pfund Sterling einzulösen. Dieser Antrag erweckte die Eifersucht der Bank von England, welche sofort 2 Millionen mehr als die Südseegesellschaft offerirte, von dieser aber sofort wieder um 2 Millionen überboten wurde. Nachdem dieses Gebot der Südseegesellschaft vom Parlament angenommen und die letztere ermächtigt war, ihr Capital entsprechend zu vermehren, fingen die Agiotage und der Schwindel an gleich einer verheerenden Seuche in das Publicum zu dringen. Die Südseeactien stiegen bald von 77 auf 126 und, nachdem die Bill im Unterhause angenommen war, über 300. Die Directoren der Südseegesellschaft kündigten die Absicht an, das Stamm-Capital Behufs der Rückzahlung aller öffentlichen Schulden, die 31 Millionen überstiegen, auf 43½ Million Pfund Sterling zu vermehren. Sie eröffnete die erste Subscription auf 100,000 Actien zum Cours von 300. Obgleich man schon im Jahre 1720 war und das abschreckende Beispiel der Mississippi-Gesellschaft in Frankreich vor Augen hatte, stiegen die Actien am nächsten Tage schon auf 325, und der Zudrang selbst von Standespersonen zu dieser Unterzeichnung war so groß, daß sie sofort um 2¼ Million vermehrt wurde und die neuen Actien schon auf 34 Procent Agio standen, während die alten zum Cours von 60 waren verkauft worden. Bereits schien dieser ungerechtfertigt hohe Coursstand der Habsucht der agiotirenden Verwaltungsräthe nicht zu genügen. Man fing an, die Actien durch weitere künstliche Mittel zu treiben und setzte in der nächsten General-Versammlung die halbjährige Dividende auf 10 Procent sowohl für die neuen wie für die alten Actien fest. In derselben General-Versammlung wurde, um den Börsenhandel zu erleichtern, beschlossen, die Actien der Gesellschaft bis auf 500,000 Pfund zu 5 Procent auf vier Monate zu beleihen, welche Summe bis auf 900,000 Pfund ausgedehnt wurde. Zugleich wurde auch an der londoner Börse das Prämien-Geschäft*) eingeführt und, um die Actien noch mehr zu heben, wurden die Agenten mit bedeutenden Mitteln ausgerüstet. Durch solche und ähnliche Maßregeln war das Publicum bald genügend bearbeitet, so daß es eifrig nach weiteren Actien-Emissionen verlangte. Jetzt beschloß der Verwaltungsrath, die übrig gebliebenen Annuitäten**) dem Capital der Gesellschaft einzuverleiben, und dieser bloße Beschluß bewog viele Eigenthümer

*) **) S. II. Bd. 3. Aufl. 496 und 497 und III. Bd. S. 76—79.

von solchen, dieselben sofort in dem Hause der Südseegesellschaft zu deponiren und blindlings auf die neue Emission zu unterzeichnen, ehe sie wußten, welche Bedingungen sie dafür haben sollten. Am 30. April wurde eine neue Geldunterzeichnung für eine Million Actien zum Cours von 400 Procent aufgelegt. Auch diese Subscription ward bis auf eine Million 509,000 Pfund vermehrt. Am 19. Mai wurden die Bedingungen für die Rückzahlung der uneinlösbaren langen und kurzen Annuitäten verkündigt. Diese Bedingungen waren im Verhältniß zum Schwindel jener Zeit noch ziemlich erträglich, wenn den Unterzeichnern ein unmittelbarer Einfluß bei der Verwaltung des ihnen rückerstatteten Fonds wäre gestattet worden. Allein dies war nicht die Absicht der „Cabale", wie man jene Finanz-Conspiration von Ministern und Geldleuten zur Ausbeutung des Privat-Publicums nannte. Den Unterzeichnern wurde sechs Tage Frist gewährt, um die Genehmigung oder Verwerfung der Bedingungen zu erklären.

Da aber bereits am 25. Mai die Actien über 500 Procent gestiegen waren, so ließen sich sämmtliche Annuitäten-Inhaber zur Genehmigung verleiten. Bereits fing die Raserei an, alle Stände anzustecken; die Menschen wurden von einer unmäßigen Gewinnsucht ergriffen und stürzten, gerade wie in Frankreich, mit allem Eifer in ihr eigenes Verderben. Auch an der londoner Börse steigerte sich der Handel in Südsee-Actien zum Spiel, und da Jeder in der Hoffnung des Gewinnes zu kaufen suchte, so trieben sie die Course bald auf eine fabelhafte Höhe. Wie in Frankreich Law die einflußreichste und angesehenste Person nach dem Staats-Oberhaupte geworden war, so wurden die Directoren und Verwalter der Südseegesellschaft von oben und unten mit Auszeichnungen überhäuft, und einige der ersteren sogar zur Barons-Würde erhoben.

In Change Alley, dem londoner Börsenplatze, sah es bald aus wie in der Rue Quincampoix in Paris: das Gedränge von Leuten aus allen Ständen, von Jungen und Alten, Vornehmen und Geringen beiderlei Geschlechts war fast widerlich. Die Aufregung, welche sich des Publicums bemächtigt hatte, war so groß, daß die Course der Südsee-Actien enorme Schwankungen erfuhren. Am 2. Juni 1720 bis auf 890 gestiegen, fielen sie, da dieser hohe Preis am folgenden Tage viele Verkäufer nach der Börsengasse brachte, noch vor Abend auf 640, um zum 6. wieder auf 820 sich zu heben.

Zwar suchte Archebald Hutcheson durch gründliche Berechnungen den Leuten die Augen zu öffnen, auch fielen die Actien in Folge davon, daß Viele genöthigt waren, von ihren Papieren zu verkaufen, um die zweite Einzahlung leisten zu können, wieder auf 710 herab; allein die Verwaltung machte große Gegenanstrengungen, indem sie Südsee-Actien bis zum Cours von 400 mit starken Summen belieh.

Da durch dieses in neuerer Zeit auch in Deutschland vielfach nachgeahmte

Manöver nicht allein die Zahl der Stücke vermindert, sondern auch die Borger mit Mitteln versehen wurden, noch mehr zu kaufen, so stieg der Cours wieder fast auf 800, und die Cabale wagte es, mit einer dritten Actien-Emission von 4,000,000 Pfund zum Cours von 1000 in zehn Zahlungs-Raten von 100 Pfund für jede hervorzutreten. Von den 5,000,000 Pfund Sterling, welche für die erste Emission abgetragen waren, lieh die Gesellschaft an einem Tage 3 Millionen aus, um den Actienhandel mit baarem Gelde zu versehen. In Folge dieses Börsenspiels stiegen die Actien der Südseegesellschaft auf 1050. „Kaum war in Alt-England mehr ein Hirn," sagte ein alter Finanzmann, „das noch die Chancen berechnete." Der Südsee-Actienschwindel zog auch die beiden anderen Hauptgesellschaften nach sich, so daß die Papiere der ostindischen Gesellschaft auf 445 und die Bankactien auf 260 stiegen. Man berechnete, daß durch diese erhöhten Preise der Gesammtwerth dieser Papiere und der Effecten einer Menge größerer und kleinerer Unternehmungen, welche dieser Schwindelperiode ihr Dasein verdanken und von denen wir eine Anzahl weiter unten namentlich aufführen werden, um Johanni 1710 auf etwa 500 Millionen Sterling sich belief, oder fünf Mal mehr als alles damals in Europa coursirende baare Geld.

Während gleichzeitig die Gewerbe verlassen oder vernachlässigt wurden und Alles dem Papierhandel zuströmte, schritt die Südseegesellschaft zur weiteren Convertirung der uneinlösbaren Annuitäten so wie der einlösbaren Schulden, die im Ganzen über 15 Millionen Pfund Sterling betrugen und für welche Südsee-Actien im Course von 800 emittirt wurden.

Während die Direction der Südseegesellschaft übermäßiges Beleihen von ihren eigenen Actien und andere Mittel anwandte, um die Stockjobberei zu unterstützen und den Cours der ersteren auf seiner künstlichen Höhe zu erhalten, tauchte eine Unzahl anderer Schwindelprojecte — bubbles (Blasen) — auf, welche das Publicum in fortwährender Aufregung erhielten. Gleich der Rue Quincampoix zu Paris war auch Change Alley so wie die benachbarten Kaffeehäuser von Morgens bis Abends voll von Leuten, die sich mit solchen „Seifenblasen" abgaben. Viele von diesen hatten alte verfallene Freibriefe (Concessionen), worauf sie große Subscriptionen annahmen, auf die Ausführung von Unternehmungen, wozu sie kein Recht hatten. Andere schoben ihren alten, zu ganz anderem Zweck ertheilten Concessionen neue Projecte unter, noch Andere gaben sich gar nicht die Mühe, auf Concessionen Anspruch zu machen, sondern beschwindelten das Publicum auf eigene Faust. Das Schlimmste dabei war, daß solche Industrieritter vorzugsweise auf das zahlreiche, weniger bemittelte Publicum speculirten, welchem die Actienbeträge der Südgesellschaft zu hoch waren, das aber doch an dem verwegenen Glücksspiel Theil nehmen wollte. Da war ein Project zur Versicherung von Schiffen und Waaren, auf das eine Million Pfund unterzeichnet wurde, ein anderes zur Einrichtung einer

Groß-Fischerei-Gesellschaft, das von sieben Peers des Reiches und vielen Kaufleuten protegirt wurde; ein drittes zur Ausbeutung von Erzgruben, bei welchen sämmtlich die nämlichen Personen als Gründer figurirten und auf die 500,000 bis über eine Million Pfund Sterling gezeichnet wurden. Zu gleicher Zeit wurde das Parlament um die Ertheilung von Concessionen bestürmt. Am 8. Jannar 1720 z. B. suchten neun englische Peers, ein irländischer Peer, zwei Bischöfe, nebst vielen vornehmen Herren und Kaufleuten um die Concession nach, Landgüter in Großbritannien anzukaufen und zu verbessern, Leibesrenten zu ertheilen und das Leben zu versichern. Es waren bald 1,200,000 Pfund gezeichnet. Da das Unternehmen auf zu heftigen Widerstand stieß, so kauften die Gründer für 7000 Pfund einen alten, unter Karl II. ausgestellten Freibrief „der Gesellschaft zur Erhöhung des Themsewassers in den York-Gebäuden", unter welcher Firma sie ihr Project durchzuführen suchten. Zwei Assecuranz-Gesellschaften mit je 1½ Million Pfd. St. wurden gegen das Versprechen concessionirt, je 300,000 Pfund zur Tilgung der Schuld der königlichen Civilliste zu zahlen.

Als die Gefahr dieser Flut von Schwindelprojecten endlich die Aufmerksamkeit und Besorgniß einflußreicher Patrioten erweckte, wurde eine Parlamentsacte — die sogenannte Bubblesacte — durchgesetzt, welche dem Schwindel Einhalt thun sollte und alle Unternehmungen, welche nach Johanni 1718 unter falschen Vorwänden und auf verfallene Concessionen gegründet worden waren, für nichtig erklärte. Allein auch dieses Verbot, wiewohl man es wiederholt einschärfte, genügte Anfangs nicht, um dem wahnsinnigen Treiben Einhalt zu thun. Trotz aller Verbote wucherte die Agiotage wieder mehr als jemals. Trotzdem, daß der Mississippi-Schwindel in Paris so eben zusammenbrach, zog man aus diesem verhängnißvollen Beispiele keine Lehre. Wie in der Rue Quincampoix wurden die Course täglich höher getrieben, und da hiedurch eine Zeit lang jeder gewann, so wuchs der Zudrang täglich mehr, täglich nahmen Ueppigkeit und Verschwendung mehr überhand. Von Morgens bis Abends war Change Alley vollgepfropft von Leuten, welche in beständigem Gedränge und Gewoge sich den Weg versperrten und in beständigem Geschrei und Gezänke Südsee-Actien und Seifenblasen-Antheile verschacherten. Kein Tag in der Woche verging, ohne daß in allen Zeitungen neue Projecte durch prächtige Anzeigen empfohlen, erstaunlich herausgestrichen und zu Unterzeichnungen angelockt wurde. Auf die einen waren 6 Pence, auf die anderen 1 Shilling pr. Cent, auf andere nur 1 Shilling pr. Mille einzuzahlen. Einige von den unbekannten Buchhaltern bei diesen Unterzeichnungen waren, wie Anderson erzählt, nachdem sie die erste Einzahlung bei der Subscription eingenommen hatten, verschwunden und die Unterzeichnungsbücher mit ihnen, denn sie hatten den Platz nur für einen Tag gemiethet. Projecte, auf die 10 Shilling pr. Cent bezahlt wurden, waren schon

von angeseheneren Personen befördert. Standespersonen beiderlei Geschlechts waren tief in viele dieser „Seifenblasen“ verwickelt, denn die Habsucht, die Gier nach Gewinn hatte alle Classen der Bevölkerung ohne Maß ergriffen. „Die Herren“, erzählt ein Zeitgenosse, „kamen nach den Wein- und Kaffeehäusern, um ihre Makler aufzusuchen, und die Damen fanden sich in den Läden der Putzmacherinnen und Galanteriehändler zu demselben Zwecke ein. Als die Verblendung bis aufs höchste gestiegen war, durfte ein unverschämter Betrüger nur auf einige Stunden ein Zimmer in irgend einem Kaffeehause oder in einem anderen Hause in der Nähe von Change Alley miethen und Subscriptionen auf irgend etwas, das Handel, Industrie oder irgend eine angebliche Erfindung betraf, die derselbe entweder im eigenen Gehirn frisch ausgebrütet oder von einem anderen Projectenmacher gestohlen hatte, eröffnen, und wenn er die Sache Tags zuvor genügend in den Zeitungen angekündigt hatte, so konnte er in wenigen Stunden Unterzeichner zu einer oder mehreren Millionen des erdichteten Fonds finden. Unter diesen „Bubbles“ waren manche so handgreiflich falsch, daß sie nicht den geringsten Schein der Möglichkeit für sich hatten.

Die Verblendung war so stark, daß man es wagte, ein Project in den Zeitungen mit den Worten anzukündigen: „Zur Unterzeichnung von 2 Millionen zu einem gewissen vielversprechenden Unternehmen, dessen Zweck man später bekannt machen wird.“ Ein Zeitgenosse erinnert sich noch eines dieser sogenannten — „Erdkugelscheine“ der in Change Alley für 60 Guineen und darüber verkauft wurde, und der doch nur aus einem viereckigen Stück einer Spielkarte bestand, auf welchem der Abdruck eines Siegels in Wachs war, das Zeichen des Wirthshauses zur „Erdkugel“ in der Nachbarschaft darstellend, ohne Namens-Unterschrift und nur mit dem Motto oder der Inschrift des „Segeltuch-Scheins“ versehen; denn es sollte den Besitzern desselben künftig erlaubt sein, sich zu einer neuen Segeltuch-Fabrik zu unterzeichnen, die von einem Mann entworfen war, von dem man damals wußte, daß er großes Glück gemacht habe, obgleich er nachher in Noth und Schande gerieth. Eine „Bergwerks-Gesellschaft“, erzählt J. Francis, zeichnete sich durch die Erhabenheit ihrer Gesinnungen aus. Ihre Statuten bestimmten, daß keiner der Directoren mehr als 200 Actien besitzen dürfe, daß alle anderen Actien dem Publicum zur Verfügung gestellt würden und daß in allen Beziehungen die größte Ehrlichkeit walten müsse. Allein mit guten Vorsätzen ist der Weg zur Hölle gepflastert. Tausende von Actien wurden unter den Verwaltungsräthen getheilt. Die Directoren und Agenten der Compagnie dispensirten sich von den Einzahlungen. Sie beauftragten Makler, tausend Actien zu kaufen, welche mit dem Gelde der Gesellschaft bezahlt wurden. Die Course stiegen. Die Actien wurden mit Agio wieder verkauft. Eine Untersuchung über den Werth der Gruben, die um 11,000 Pfd. Sterl.

erworben waren, ergab, daß sie kaum 400 Pfd. werth waren." Aehnliche Vorgänge gab es in Menge: Eine Gesellschaft forderte zur Theilnahme an einem Unternehmen von großem Vortheile auf, aber Niemand durfte wissen, was es war. Jeder Subscribent, der 2 Pfd. Sterling pr. Actie deponirte, solle zu 100 Pfd. jährlich berechtigt sein. In fünf Stunden waren 2000 Pfd. Sterling in den Händen der Unternehmer deponirt. Eine andere Gesellschaft forderte auf zur Subscription für eine neue Ausführung des perpetuum mobile. Auch die Spaßvögel machten sich über die Thorheit des Publicums lustig. Ein angebliches Bureau wurde auf dem Börsenplatze eröffnet, um Unterzeichnungen auf eine Million entgegen zu nehmen. Der Zweck war nicht angegeben. Dennoch stürmten die Leute herbei um 5 Shilling auf jedes Tausend, daß sie unterzeichneten, zu zahlen, in der vollen Meinung, daß sie ihr Glück machen würden. Nachdem eine bedeutende Summe gezeichnet war, wurde eine Ankündigung veröffentlicht, in welcher die Leute aufgefordert wurden, ihr Geld ohne Abzug wieder zu holen, da man bloß habe sehen wollen, wie viele Narren an einem Tage gefangen werden könnten. Ein anderer Witzbold machte sich mit folgendem Inserate in einer Zeitung lustig: An einem gewissen (erdichteten) Orte wird am nächsten Dinstag die Subscription von 2 Millionen eröffnet auf eine Erfindung, um Sägespäne zu schmelzen und daraus gute Bretter ohne Ritzen und Spalten zu gießen. Diese Scherze waren für die Thorheit des Publicums in der That recht bezeichnend, indessen waren doch manche von den Unterzeichnern selbst weit davon entfernt, die Projecte für ausführbar zu halten; ihnen kam es nur darauf an, die Interimsscheine bald auf Agio zu treiben und sie dann wieder an Leichtgläubige zu verkaufen.

Gleichzeitig stieg der Preis aller Waaren ins Ungeheure. Endlich hatte aber auch die Stunde des Südseeschwindels geschlagen. Interessant ist es dabei, daß die Direction der Südseegesellschaft selbst den ersten Anstoß zum Zusammensturz des Kartenhauses gab. Da sie nämlich befürchtete, die Concurrenz der Seifenblasen-Gesellschaften möchte ihre Capitalien wegschnappen, die sie gern in ihren eigenen Beutel gelockt hätte, so setzte sie es durch, daß die obengenannte Bubbles-Acte, durch eine weitere Verordnung — „scire facias" genannt — neuerdings nachdrücklich eingeschärft wurde. Die Projectenmacher geriethen in Schrecken und suchten zu realisiren. Das Publicum, dadurch mißtrauisch gemacht, ahmte dieses Beispiel nach, und bald bot Alles eben so um die Wette aus, wie man um die Wette gekauft hatte. Die Course fielen schneller noch, als sie gestiegen waren, und nach wenigen Tagen waren für die Papiere alle jener Schwindel-Unternehmungen keine Käufer mehr zu finden. Die unverschämteren „Seifenblasen" stürzten in ihr ursprüngliches Nichts zurück. Ihre Erfinder verschwanden, und der Börsenplatz war bald wieder eben so leer, als er kurz vorher gefüllt gewesen war. Die Einen waren

zu Grunde gerichtet, die Anderen schämten sich, ihren Gewinnst einzugestehen, und versteckten sich. Dies war nur das Vorspiel. Jetzt kam die Reihe an die Südsee-Actien. Gleichzeitig mit der Veröffentlichung des „scire facias“, hatte die General-Versammlung der Gesellschaft Statt gefunden. Obgleich die Direction, welche merkte, daß der Culminationspunct erreicht war, und die Course künstlich zu halten suchte, 30 Procent Dividende für das nächste halbe Jahr festsetzte und für die nächsten zwölf Jahre nicht weniger als 50 Procent versprach, welche freilich bei dem ungeheuren Cours kaum 7 Procent gleich kamen, so war das doch Vertrauen des Publikums so erschüttert, daß sich der pänische Schrecken auch den Besitzern der Südsee-Actien mittheilte. Anfangs Juni 1720 hatten diese den Cours von 1100 erreicht, um Johanni waren sie schon auf 850 gefallen, und obgleich die Direction, welche das „scire facias“ jetzt bereute, alle möglichen Mittel aufbot, um das Fallen der Course aufzuhalten, so waren sie am 8. September doch schon auf 680, am 20. auf 410 gesunken. Jetzt ahmte die General-Versammlung den Mißgriff Law's nach, indem sie selbst den Preis der letzten Emissionen von 1000 auf 400 herabsetzte, und am 29. September war der Cours schon auf 174 gefallen. Mit diesem erschreckenden Sturz Hand in Hand ging der massenhafte Bankerott der Geschäftswelt und des Privat-Publicums. Die Verluste waren ungeheuer, die Noth gränzenlos, und Jahre vergingen, bis man sich von dem Schlage wieder erholte. Auch viele Ausländer, die ihr Geld in englischen Fonds angelegt hatten, erlitten durch den Südseeschwindel bedeutenden Verlust. Nur der Canton Bern soll durch denselben ansehnlich gewonnen haben.

Ein geheimes Comite wurde vom Parlament ernannt, um die Angelegenheiten der Südsee-Compagnie zu untersuchen, und es wurden überraschende Entdeckungen gemacht. Falsche und erdichtete Einnahmen waren in die Bücher eingetragen. Radirungen und Aenderungen waren in Menge darin. Blätter waren aus einigen Hauptbüchern gerissen, Documente unterschlagen. 12 Millionen baares Geld waren auf die Sicherheit von 3 Millionen Actien ausgeliehen. Die Parlaments-Mitglieder waren selbst zum größten Theil mit in die Speculation verwickelt, dennoch verdammten sie als Körperschaft, was sie als Individuen gethan hatten. Die Vorgänge in beiden Häusern waren stürmisch. Einige Mitglieder wurden ausgestoßen, Andere liefen davon. Die Bank von England wurde angerufen, dem Staat aus der Verlegenheit zu helfen. Das merkwürdige Drama war vorüber. Es kam ein Vergleich zu Stande, der die Existenz der Südseegesellschaft rettete; aber der bei Weitem größte Theil des Capitals der Actionäre war verschwendet, unterschlagen und verloren........

Während England noch an den Verheerungen des Südseeschwindels litt und Frankreich an den Folgen des größten Staats-Bankbruches, an den Steuer-

Erpressungen eines verschwenderischen Hofes, an den Bedrückungen durch bevorrechtete Stände dahinsiechte, bestieg ein Genie den Thron des preußischen Staates. Nie hat ein größerer Feldherr, nie ein gerechterer und weiserer König, nie ein klügerer Staatsmann die Krone getragen. Unter seiner Leitung wurde die jüngste, kleinste, ärmste Monarchie Europa's eine weltgebietende Macht. Er war es, und niemals ein Anderer, der dem gesammten Europa zu gleicher Zeit siegreich die Spitze bot. Groß im Unglück, mäßig im Glück, verabscheute der Feldherr ohne Gleichen den Krieg und zog es vor, als er siegreich die Bedingungen dictiren konnte, mit mäßigen Ansprüchen seinem Lande den Frieden zu sichern. Alle Elemente des Mittelalters waren in Fäulniß gerathen; es galt, eine neue Staats-Organisation zu schaffen. Die Völker, durch Religions- und Dynasten-Kriege, durch schlechten Staatshaushalt erschöpft, bedurften der Ruhe, einer sparsamen Finanz-Verwaltung, um sich wieder zu erholen. Das Recht war seit dem Verfall des Kaiserthums und der Vehme, seit dem religiösen Schisma verloren gegangen. Friedrich II. stärkte wieder das Rechtsbewußtsein, indem er sich wie der niedrigste seiner Unterthanen den Gesetzen unterwarf. Diese Selbstüberwindung stellt ihn am höchsten. Er gab dem „Rechtsstaate", der dem germanischen Stamme, unter welcher äußeren Gestalt es sei, ureigenen Staatsform, wenn man es so nennen darf, erst die formelle Begründung. Friedrich sicherte die Rechtspflege, stellte das Gesetz über das Staatsoberhaupt, verbesserte das Erziehungswesen des Volkes, gewährte die Freiheit der Gewissen, der Rede und der Schrift, sorgte für Ordnung im Staatshaushalt, für gerechte Vertheilung der Staatslasten; er vermehrte die Verkehrsmittel des Landes, begünstigte den Ackerbau, unterstützte die Industrie. Sein Heerwesen wurde das Modell der europäischen Armeen, der Staat Friedrich's des Großen der Musterstaat für die Monarchen Europa's. Joseph II., Katharina II., Ludwig XVI. waren des großen Königs Schüler.

Friedrich hatte kein bestimmtes System der politischen Oekonomie — die Zeit der Systeme war noch nicht gekommen —, aber er war praktischer Volkswirth, und unter seiner Leitung, unter dem Rechtsschutze, welchen in seinen Staaten die Bürger genossen, entwickelten sich bald wieder Ackerbau, Industrie und Handel zu einer Blüthe, wie sie seit dem Verfall der Hansa in Deutschland nicht gesehen worden war. Den Landbau erleichterte Friedrich durch Verbesserung der Communicationsmittel, die Industrie unterstützte er durch Staats-Vorschüsse. Bei der hohen Ueberlegenheit des großen Königs über seine Zeitgenossen war es nicht zu verwundern, daß unter seiner Leitung der Staat etwas mehr Fürsorge übernahm, als ihm eigentlich zukommt, wenn er nicht Mißgriffe machen will. Indem Friedrich die vaterländische Industrie unterstützte, war er von demselben Vorurtheile befangen, dem die heutigen Schutzzöllner noch huldigen: daß man wo möglich alles, was man braucht,

im Inlande anfertigen müsse, — ein System, welches so sehr dem Gesetze der Arbeitstheilung widerspricht, noch zu unserer Zeit den Consumenten, zu Gunsten weniger Producenten, so große Opfer auferlegt. Friedrich hatte große Liebhaberei für den Wein- und Tabakbau, die Seidenzucht und andere Productionsarten, welche wegen der Rauhheit des Klima's in Norddeutschland theurer oder schlechter beschafft werden, als in anderen Ländern. Viele Weinberge wurden unter seiner Regierung angelegt, wo man klüger gethan hätte, Gerste oder Lein zu bauen und diese gegen die Weine Ungarns oder Frankreichs auszutauschen. Es fehlte nur noch, daß er Treibhäuser errichten ließ, um darin Kaffee zu ziehen. Ein anderes Experiment Friedrich's, über welches wir nicht mit einem Scherz hinüberkommen, waren seine Getreide-Magazine. Er errichtete solche in allen Theilen des Landes und stellte den Grundsatz auf: Getreide zu kaufen, wann es unter ein gewisses Minimum sank, und zu verkaufen, wann es über ein gewisses Maximum stieg. Indem er den Leuten sagte: Wer zu einem bestimmten Minimum sein Getreide nicht mehr verkaufen kann, der komme zu mir; wer es um ein bestimmtes Maximum nicht mehr kaufen kann, komme wieder zu mir, hatte er eine Art von Nivellateur geschaffen, welcher für die damalige Zeit — wir können es nicht läugnen — nützlich gewesen sein mag; nur gehörte eine so gefüllte Casse wie die Friedrich's dazu. Damals, wo die Wege noch so schlecht waren und die reine Unmöglichkeit vorlag, das Getreide im Innern des Landes weit zu transportiren, wo also der Handel nicht die Rolle, welche Manche heute noch vom Staate verlangen, übernommen hatte, konnte es allerdings nützlich sein, wenn der Staat bei übergroßer Wohlfeilheit aufspeicherte, bei großer Theurung verkaufte. Heute sind die Eisenbahnen die Regulatoren des Getreidepreises, und die kostspielige Einmischung des Staates ist überflüssig geworden; der Handel sorgt für Alles.

Einen großen Mißgriff beging er, als er, in der Absicht, die Steuer-Erträgnisse zu erhöhen, auf den Rath seiner französischen Freunde die indirecten Consum-Steuern auf geistige Getränke einführte, wobei die sich bildende Opposition wegen der lästigen Controle seinen Steuer-Beamten den Namen „Kellerratten" gab.

Im Jahre 1763 endigte der siebenjährige Krieg. Während derselbe dem größeren Theile von Deutschland, namentlich dem nördlichen und östlichen, tiefe Wunden schlug, war er für die Handelsstädte an der Nordsee, insbesondere für Hamburg, eher eine Quelle des Verdienstes; denn der auswärtige und der Seehandel blieben nicht allein ungestört, sondern auch der Binnenhandel ins Innere von Deutschland war mehr als in früheren Kriegen geschont; Lebensmittel und Waaren, die zur Kriegführung nicht gehörten, gelangten ungehindert an den Ort ihrer Bestimmung. Die leipziger Messen fielen während dieser Zeit fast alle sehr gut aus. Unter solchen Umständen

dehnte sich der Handel Hamburgs nach drei Richtungen hin aus. Durch gute Aernten, welche glücklicher Weise während derselben Zeit Statt fanden, auf der einen Seite, so wie durch das Bedürfniß des Krieges auf der anderen Seite, entwickelte sich zuerst ein großer Kornhandel. Ferner dehnte sich der Holzhandel in Folge des Umstandes ungewöhnlich aus, daß Friedrich II. eine bedeutende Menge Holz in Sachsen fällen und als gute Beute die Elbe hinab verführen ließ. Hatten diese besonderen Verhältnisse den ohnehin schon bedeutenden Waarenhandel Hamburgs vermehrt, so wurde die Speculation und das Verkehrsgewühl noch erhöht, durch eine große Masse von Geld- und Wechselgeschäften, welche durch die nachfolgenden Ursachen noch bedeutend vervielfacht wurden. England unterstützte nämlich den Preußen-König nicht bloß mit seinen Truppen von Hannover aus, sondern auch durch Subsidien, welche sehr beträchtlich gewesen sein müssen, wenn wir bedenken, daß die englische Regierung in den acht Jahren von 1756 bis 1763 acht Anleihen zu 3½ bis 4½ pCt. im Gesammtbetrage von 360 Millionen Thaler abgeschlossen hatte. Diese Kriegsbeiträge kamen nicht alle in baarem Gelde nach Deutschland, sondern wurden auch vielfach in Wechseln übermittelt, die in Holland und Hamburg zahlbar waren und in Folge der Geldgeschäfte, welche sie nach sich zogen, sicheren Gewinn brachten. Wechselgeschäfte bringen es an und für sich mit sich, daß diejenigen, welche sich damit befassen, sie aber mit eigenem Capital nicht betreiben können, gar leicht verleitet werden, ihren Credit zu mißbrauchen. Während des Krieges waren die Lieferanten, wenn sie Contracte über große Lieferungen abgeschlossen hatten, häufig genöthigt, sich der Banquiers zur Anschaffung bedeutenderer Summen zu bedienen, welche diesen nach geschehener Lieferung zurückerstattet wurden. Im Vertrauen auf solche Geschäftsverbindungen ging Mancher große Lieferungscontracte ein, der weder eigenes Capital, noch für sich allein hinlänglichen Credit hatte. Dafür mußte der Wechselcredit aushelfen, und endlich riß eine Wechselreiterei ein, welche sich weit über das Gebiet und über den Zeitabschnitt erstreckte, für welche sie begonnen wurde. Auf diese Weise entstand im Jahre 1763 in Hamburg eine Handelskrisis, in welcher über hundert große Häuser zur Insolvenzerklärung gezwungen wurden *). Zur Verwirrung der Lage hatte auch noch der Umstand beigetragen, daß die großen Contributionen, welche Friedrich II. dem damaligen Kurfürstenthum Sachsen auferlegte, nicht in baarem Gelde aufgetrieben werden konnten, daß leipziger Banquiers zu Hülfe gezogen wurden, die zu dem Ende namentlich ihren Wechselcredit in Hamburg, als dem größten Wechselplatz des Nordens, in Anspruch nahmen, und wodurch die

*) James William Gilbart leitet in seiner History and Principles of Banking das Wort Bankrott (Bankrupt) davon her, daß das Volk in der Lombardei, wenn ein Geldwechsler seine Zahlungen einstellte, die Bank, auf der er sein Geld auszahlte, zerbrach.

Wechselreiterei nur noch vermehrt wurde. Zur Verwicklung der Verhältnisse trug auch noch bei die Münzverschlechterung, zu welcher Friedrich II. als einem Auskunftsmittel in der Noth gegriffen hatte, und welche gar schnell von den benachbarten Territorialherren und auch von Schweden nachgeahmt wurde. Schweden ging noch weiter und schritt zu einer wiederholten und übermäßigen Ausgabe von Papiergeld, welches bald auf ein Drittheil des Nominalwerthes sank. Diese Verhältnisse brachten es mit sich, daß die Agioteure die Girobank in Hamburg auszubeuten versuchten, so daß diese zu Restrictivmaßregeln gezwungen wurde. Das Zusammenwirken aller dieser außerordentlichen Verhältnisse: der vermehrte Waarenverkehr, die große Ausdehnung der Kriegslieferungs-Speculationen, der Edelmetall-Handel, der enorme Geldumsatz, und die durch die Münzverschlechterung hervorgebrachten Coursdifferenzen, hatten allmälig den Wechsel-Umlauf zu einer verwegenen Wechselreiterei gesteigert, welche ganz Norddeutschland und Skandinavien umfaßte. In Folge dessen war der Disconto im Jahre 1762 bis auf 12 pCt. gestiegen. Hätten nun den Wechseln nur solide Geschäfte zu Grunde gelegen, wie einige Jahre vorher, so würden diese 12 pCt. auf der einen Seite wieder gewonnen und das Opfer ausgeglichen worden sein. Allein das war nicht der Fall. Viele machten gewagte Speculationen zu Beträgen, welche ihr reelles Capital um das Zehn- und Zwanzigfache überstiegen, Manche vertieften sich in die gefährlichsten Unternehmungen ohne Capital überhaupt, mit bloßem Credit. Während die Einen in den glänzendsten Hoffnungen kommender Gewinnste sich wiegten, hielten sich Andere — zumal, wie Büsch behauptet, bei Vielen auch die Bücher sehr im Rückstand waren — bereits im Besitz unermeßlicher Reichthümer und überließen sich einem so ausschweifenden Wohlleben, daß sie den Neid und den Nacheifer der übrigen Bevölkerung nach sich zogen und daß die Preise aller Lebensbedürfnisse bedeutend stiegen. Die durch den ausgedehnten Wechselverkehr gezogene Kette war endlich in Folge der übertriebenen Wechselreiterei so straff gespannt worden, daß nur ein Glied zu weichen brauchte, um Alles aus den Fugen gehen und das Luftgebäude in das Nichts stürzen zu machen. Im August 1763 fallirte das große Handelshaus Gebrüder De Neuf-Ville in Amsterdam mit einer ungeheuren Passiv-Masse, und jetzt war das Kartenhaus nicht mehr zu halten. Es fiel zusammen und 95 große hamburger Häuser mit ihm. Um dem weiteren Umsichgreifen des Uebels zu begegnen, schoß die Admiralität eine Million auf Waaren vor. Diese Maßregel machte einen günstigen Eindruck, und die Liquidation verlief besser, als man geglaubt hatte.

Die französische Revolution machte durch die Vernichtung des Feudalismus und der Adelsherrschaft den dritten Stand zum vorherrschenden, nachdem dieser längst die Bildung und den Reichthum, d. h. das geistige und materielle Capital der Nation an sich gerissen hatte. Sind einst diese Güter

Eigenthum des vierten Standes, dann könnte von einer Herrschaft desselben die Rede sein, wenn dieser nicht eben dadurch längst in den dritten übergegangen wäre. Die französische National-Versammlung hat in einer denkwürdigen Nacht die Arbeit von den Fesseln eines Jahrtausends befreit, und durch das Niederreißen aller Schranken, welche das freie, industrielle Leben hemmten, in kürzester Zeit mehr gethan, als je eine Macht vor ihr. Im Organisiren war sie indeß weniger glücklich; sie führte die ausschließliche Grundsteuer Turgot's ein, beraubte dadurch den Staat eines Einkommens von 150 Millionen, bedrückte den Ackerbau und war endlich gezwungen, den Ausfall durch andere Mittel zu decken: es erschienen die Assignaten. Die Cyniker der Empirik, welche über Theorie und Princip spötteln, können sich an den furchtbaren Wirkungen dieser Maßregel, die Folge einer falschen Erklärung des Werthes, eine Lehre nehmen. Die Beschlagnahme der Güter der Emigranten hatte unermeßliche Capitalien zur Verfügung der Regierung gestellt, allein sie flüssig zu machen, brauchte man Zeit. Der Convent griff daher zu dem Auskunftsmittel, Anweisungen (Assignaten) auf jene Güter auszustellen, welche durch den späteren Baar-Erlös aus den verkauften Gütern wieder eingelöst werden sollten. Das Mittel war zu bequem, um nicht übertrieben zu werden. Die Lehren Smith's, daß ein Land nur eine gewisse Anzahl Geld brauchen könne, wie eine bestimmte Anzahl von irgend einer Waare, die Folgen der schottischen Bankspeculationen und die Ursachen des Law'schen Bankbruches waren schon zu sehr vergessen, um die französischen Staatsmänner vor übertriebener Ausgabe von Papiergeld zu warnen. So wuchs denn die Summe der Assignaten bis zu zwanzig Milliarden. Keine Maßregel der Schreckensregierung war von da an im Stande, deren Entwerthung aufzuhalten. Wenn es auch wahr wäre, daß Pitt dreißig Millionen falscher Assignaten hätte einschmuggeln lassen, so käme diese Summe gegen die zwanzig Milliarden doch nicht in Betracht. Unter den Experimenten der Bergpartei war eines der absurdesten die Einführung eines höchsten Preises der Lebensmittel, welcher nicht überstiegen werden dürfe. Als in Folge einer Mißärnte und der übermäßigen Ausgabe von Papiergeld die Preise der Lebensmittel ungewöhnlich stiegen, als das zügellose pariser Volk darob in offene Empörung ausbrach, da sprach der Präsident des National-Convents (Marat): „Es handelt sich von der dürftigen Classe, für welche der Gesetzgeber nichts gethan hat, wenn er nicht Alles gethan hat. Man wende hier nicht das Recht des Eigenthums ein; das Recht des Eigenthums kann nicht das Recht sein, seine Mitbürger auszuhungern. Die Früchte der Erde gehören, wie die Luft, allen Menschen!" Daß mit solchen Grundsätzen alle Production aufhören mußte, bedachten die tollen Menschen nicht. Die Folgen des Maximums waren klar. Die Zufuhren an Lebensmitteln blieben aus und die Preise stiegen noch mehr.

Das 18. Jahrhundert war reich an erschütternden Credit- und Handels-

krisen. Wir haben außer den drei bereits geschilderten noch zwei zu erwähnen, und zwar die eine 1792—93 in England und die andere 1799 wieder in Hamburg. Im Jahre 1784 wurde der Krieg Englands mit seinen nordamerikanischen Colonieen durch die Anerkennung der Unabhängigkeit der letzteren beendigt. England hatte während der neunjährigen Dauer desselben wieder für 500 Millionen Thaler Anlehen erhoben. Dieser Friedensschluß scheint die Handelsspeculation namentlich nach Nordamerika außerordentlich belebt zu haben, so daß der Verkehr dorthin weit größere Dimensionen annahm, als er je vorher gehabt hatte. Diese erhöhte Handelsthätigkeit nahm eine größere Summe von Capital in Anspruch, das Geldgeschäft erlangte höhere Bedeutung und es vermehrten sich namentlich die englischen Provincialbanken nicht allein sehr bedeutend, sondern es dehnten dieselben auch ihre Geschäfte über alles Maß aus. Von 279 dieser Landbanken emittirten 204 sogenannte Optional-Noten, d. h. Zettel, welche die Bank sich vorbehielt, entweder in London oder in der Provinz einzulösen, und von diesen 204 Banken stellten im Jahre 1793 71 ihre Zahlungen ein. 22 Bankerott-Commissionen wurden gegen diese Landbanken errichtet, und der panische Schrecken, welcher in Folge der Zahlungseinstellung der Banken der Handelswelt sich bemächtigte, war so groß, daß im Laufe dieses Jahres 1304 Bankerotte, d. h. zwei Mal so viel als in einem gewöhnlichen Jahre, ausbrachen. Die Banken und die Handelsleute hatten nämlich ihren Credit weit über das Maß ihres wirklichen Capitals hinaus angespannt, und der zu straff gespannte Bogen war zerbrochen. Zugleich verminderte sich der Baarvorrath der Bank von England außerordentlich. Wie gewöhnlich wurde in dieser Bedrängniß die Regierung von Seiten der Kaufleute um Maßregeln zur Unterstützung des Handels und des Credits angegangen; denn wenn auch in den Zeiten der hochgehenden Flut der Speculation der Handelsstand alle Warnungen, als von unpraktischen Theoretikern oder nicht geschäftskundigen Staatsmännern ausgehend, zu mißachten pflegt, so streckt er doch in der Regel, sobald der Verkehr aus dem Geleise ist, die Hand nach Hülfe aus. Pitt gab jenen Vorstellungen Gehör und setzte im Parlament eine Bill durch, die den Schatzkanzler ermächtigte, die Summe von 5 Millionen Pfund Sterling in Schatzkammerscheinen gegen geeignete Sicherheit zu Vorschüssen an Kaufleute zu verwenden, wovon indessen nur gegen 4 Millionen Pfd. von 332 Gesuchstellenden verlangt und nur 2,200,000 Pfd. an 238 Kaufleute bewilligt wurden. In den Parlaments-Verhandlungen wurde festgestellt, daß die Hauptursache der Krisis in der Uebertreibung der Handelsspeculation und in der Ueberspannung des Credits gelegen hatte. Als das Capital für die Unternehmungen des Handelsstandes nicht mehr ausreichte, wurde der Credit bei den Provincial-Zettelbanken in übertriebenem Maße in Anspruch genommen; die Zettelbanken, um den erhöhten Anforderungen zu entsprechen und den Klagen über „Geldmangel“

abzuhelfen — eine Klage, welche fast lediglich Mangel an Capital bei der sich überstürzenden Handelswelt bedeutet —, gaben weit mehr Zettel aus, als sie durch ihre Baarvorräthe entsprechend decken konnten; der Disconto und der Preis der Waaren stieg; während die Kaufleute immer schwerer und theurer Credit erhielten, begann in Folge der hohen Preise der Absatz zu stocken; unermeßliche Waarenhaufen waren nicht mehr in geeigneter Zeit zu verwerthen, — und als einmal das erste Haus sich außer Stande sah, seine Verbindlichkeit zu erfüllen, da brach auch sofort der panische Schrecken herein, und aller Verkehr wurde für einige Monate unterbrochen. In Schottland waren die üblen Wirkungen der Krisis geringer gewesen, weil dort seit 1765 neben dem Verbot des kleineren Papiergeldes von 5 und 10 Shilling auch die sogenannten promissorischen Noten untersagt worden waren, die nach Belieben der Bank zahlbar waren, entweder bei Vorzeigung oder gegen Vergütung der gesetzlichen Zinsen 6 Monate nach Sicht, — ein Credit-Papier, welches später in Nordamerika (1836—39) unter dem Namen „Postnoten" wieder auftauchte. Auch in England war der Verkehr bald wieder in sein richtiges Geleise gebracht, sei es in Folge jener Unterstützung der Regierung, sei es, weil die Krisis überhaupt bereits ihren Culminationspunct erreicht hatte und mittels der Liquidation ihrer Heilung entgegen ging.

Sehr bald darauf wurde indessen durch die Regierung selbst wieder eine Krisis herbeigeführt. Die französischen Revolutionskriege waren ausgebrochen, und die englische Regierung brauchte für die Zwecke ihrer auswärtigen Politik viel Geld. Sie verlangte Vorschüsse von der Bank, und obgleich die Bank-Directoren nur nach vielem Widerstreben dazu bewogen wurden und selbst dann noch die Forderungen der Regierung nur zum Theil bewilligten, so schwanden die Baarvorräthe der Bank doch dergestalt, daß sie 1795 zu einer Einschränkung ihres Wechsel-Disconto's genöthigt wurde. Von 1794 an war die Bank ermächtigt worden, 5-Pfund-Noten auszugeben. Während auf der einen Seite ihre Zettel-Emission sich vermehrte, war ihr Baarvorrath im Februar 1797 bis auf 1¼ Million Pfund Sterling zusammengeschmolzen. Außerordentliche Maßregeln wurden für nöthig gehalten, und die Bank wurde von der Regierung ermächtigt, ihre Baarzahlungen einzustellen, — eine Ermächtigung, welche nachträglich durch die sogenannte Bank-Restrictions-Acte vom Parlament bestätigt wurde. In dem Regierungsbefehl vom 24. Februar 1797 heißt es: „Auf die Vorstellung des Schatzkanzlers, zufolge welcher nach eingezogener genauer Erkundigung eine ungewöhnliche Nachfrage nach baarem Gelde in der Hauptstadt in Folge von unbegründeten oder übertriebenen Gerüchten in verschiedenen Theilen des Landes Platz gegriffen hat, scheint Grund vorhanden zu sein, einen Mangel an ausreichendem Baarvorrathe zu befürchten, um den Staatsbedarf zu befriedigen, wenn nicht unmittelbare Maßregeln dagegen ergriffen werden. Nach der einstimmigen Meinung des Ministeriums

ist es daher für den öffentlichen Dienst unerläßlich, daß die Directoren der Bank von England ihre Baarzahlungen einstellen, bis die Ansicht des Parlaments über diese Frage eingeholt und die geeigneten Maßregeln ergriffen werden können, um die Circulationsmittel im Stande zu halten und den Staats- und Handelscredit des Königreiches bei dieser bedenklichen Lage aufrecht zu erhalten." Unter dem Hausen, welcher sich an der Bank mit dem Verlangen nach Geld versammelte, wurden Circulare vertheilt, worin der Handelsstand mit der Versicherung beruhigt wurde, daß die Lage der Bank im Allgemeinen sehr günstig sei und kein Zweifel an der Sicherheit ihrer Noten aufkommen könne. Die Directoren würden in ihren gewöhnlichen Discontirungen fortfahren, aber ihre Zahlungen in Banknoten bewerkstelligen. An demselben Tage wurde unter dem Vorsitze des Lord-Mayors eine Versammlung von Kaufleuten, Banquiers und Anderen abgehalten, in welcher einstimmig folgender Beschluß gefaßt wurde: „Die Unterzeichneten, überzeugt von der Nothwendigkeit, den Staatscredit zu dieser Zeit aufrecht zu erhalten, erklären bereitwillig, daß sie Banknoten statt baaren Geldes in Zahlung bis zu jeder beliebigen Summe annehmen und nach Kräften dahin wirken wollen, alle ihre Zahlungen in derselben Art zu machen." Dieser Beschluß wurde in mehreren der angesehensten Gasthäuser zur Unterzeichnung aufgelegt und nachher von anderen öffentlichen Versammlungen adoptirt. Unmittelbar darauf ernannte das Unterhaus ein Comite, um die Lage der Bank zu untersuchen, und der erstattete Bericht ergab, daß die Bank 13,770,390 Pfd. Sterling Passiva und 17,597,280 Pfd. Sterling Activa hatte, so daß hier noch ein Ueberschuß von 3,526,890 Pfd. Sterling verblieb. Unter den Activen zählte freilich die Regierungsschuld mit 11,684,800 Pfd. Sterling. Der Baarbestand der Bank war auf 1,086,170 Pfd. Sterling reducirt. Am 3. März 1797 wurde die Bank ermächtigt, Noten unter 5 Pfund auszugeben, und bereits am 10. März emittirte dieselbe 1- und 2-Pfund-Noten. Gleichzeitig wurde die Summe der kleinen Silbermünzen vermehrt. Am 3. Mai ging die Bank-Restrictions-Acte durch, kraft welcher die Bank-Directoren gegen jede Klage geschützt wurden, der sie durch die Befolgung des Regierungsbefehls hatten ausgesetzt sein können. Es wurde ihnen durch diese Acte verboten, Summen über 20 Shilling in baarem Gelde auszuzahlen. Nur wenn Jemand baares Geld bei der Bank deponirt hatte, sollte er bis zu drei Vierteln der hinterlegten Summe in klingender Münze ausbezahlt werden; aber jene dürften nicht weniger als 500 Pfund betragen. Die Bank sollte nicht gezwungen sein, ihre Note in klingender Münze einzulösen. Diese Acte, welche zuerst nur 52 Tage in Kraft bleiben sollte, wurde zu verschiedenen Malen erneuert und blieb bis zum Jahre 1819 in Wirksamkeit. Noch im November 1797 wurde das Gesetz vom Jahre 1777, welches den Privatbanken verbot, Noten unter 5 Pfund auszugeben, suspendirt, und die Landbanken fingen an, 1-Pfund-Noten zu emittiren. Am 3. Januar 1799

kündigte die Bank an, daß sie Zahlungen unter 5 Pfund in klingender Münze mache und die bis zum 1. Juli 1798 emittirten 1- und 2-Pfund-Noten nach Verlangen gegen Baar einlösen wolle. In demselben Jahre vertheilte die Bank 10 Procent Dividende. Im Jahre 1810 wurde das Bullion-Comite (Baargeld-Ausschuß) vom Unterhause ernannt, um die Ursachen des damaligen hohen Preises des Goldes und dessen Einfluß auf das Umlaufs-Medium zu ermitteln. Das Comite erstattete einen langen Bericht, in welchem es empfahl, daß die Bank nach Verlauf von zwei Jahren ihre Baarzahlungen wieder aufnehmen solle. Dieser Bericht wurde erst im Jahre 1811 vom Parlamente in Erwägung gezogen, wo wieder große Noth unter dem Handelsstande ausgebrochen war.

Zuvor haben wir noch zu erwähnen, daß 1799 in Hamburg wieder eine verheerende Handelskrisis ausgebrochen war. Die Ursache derselben war wieder die Uebertreibung der Handels-Speculation, also keineswegs der Krieg an sich selbst. Durch den Krieg der Franzosen mit den Niederlanden und die Freigebung der Kaperei hatte sich fast der ganze Handel Hollands nach Hamburg geflüchtet und der Seehandel war vorzugsweise den Engländern zugefallen. Im Hafen von Hamburg waren die ankommenden Schiffe kaum mehr unterzubringen. Die Geschäfte nahmen bald wieder eine ungeheure Ausdehnung an, so daß die Preise der am meisten begehrten Waaren und der Disconto auf eine unerhörte Höhe stiegen. Verwegene Unternehmungen wurden nach überseeischen Ländern, insbesondere nach Westindien, begonnen, ohne daß immer das genügende Material oder die günstige Gelegenheit dazu vorhanden war, und wo das eigene Capital nicht ausreichte, da mußte wieder die Wechselreiterei und der Kellerwechsel aushelfen. Viele der nach Westindien bestimmten Schiffe konnten nur halbe Ladung finden, und während durch die Menge der Unternehmungen der Markt in Westindien mit europäischen Waaren überführt und die Preise der letzteren gedrückt wurden, überfluteten die rückkehrenden Schiffe mit vollen Ladungen westindischer Erzeugnisse den hamburger Markt. Zu dieser bedeutenden Vermehrung der Vorräthe in Hamburg kam noch die lang erwartete Ankunft einer zahlreichen Flotte aus Brasilien in Portugal. Von Hamburg aus hatte man schon zum voraus auf diese Expedition speculirt und bedeutende Commissionen auf Zucker und Kaffee dahin aufgegeben. Diese Waaren kamen im Frühjahre 1799 in Hamburg an und vermehrten natürlich den schon vorhandenen Vorrath. Die Speculation war an sich ganz berechtigt, denn die Waaren kamen auf diesem Wege 13 Procent billiger zu stehen, als wenn sie aus England bezogen wären. Die Preise waren in Hamburg zwar übertrieben hoch und konnten bei der Anhäufung der Vorräthe nur durch das künstliche Zurückhalten der letzteren auf dieser Höhe behauptet werden; allein wenn der seit 1792 und 1795 veränderte Handelszug seine Richtung behielt und die Waaren Hamburgs nach wie vor in

das südöstliche und nordöstliche Europa ihren Abzug fanden, so hätten diese bedeutenden Speculationen vielleicht doch mit Vortheil abgewickelt werden können. Unglücklicher Weise hatten sich die eben genannten Verhältnisse aber inzwischen wesentlich geändert. Im weiteren Verlaufe des Krieges war auch die Schweiz besetzt worden und der Abzug der Waaren von Hamburg aus rheinaufwärts bereits gestört. Die gleiche Störung erfolgte durch das Einrücken der Franzosen in Italien. Während also auf der einen Seite der Absatz der Waaren durch äußere Hindernisse beeinträchtigt wurde, ward derselbe auch noch durch eine aus den hohen Preisen nothwendig erfolgende Verminderung des Consums geschmälert. Was namentlich den Verbrauch von Zucker und Kaffee betraf, so enthielt man sich des Genusses dieser Artikel leicht, indem man dieselben theils durch Cichorien und Honig, theils durch andere Artikel zu ersetzen, theils in dem Runkelrüben-Zucker ein brauchbares und billiges Surrogat in Aussicht zu stellen suchte. Diese mißlichen Umstände änderten die Lage der Dinge sehr zum Nachtheil und stimmten die Aussichten der Speculanten bedeutend herab. Gleichwohl suchten dieselben die Waarenpreise noch fortwährend auf ihrer Höhe zu halten. Da sämmtliches Umlaufs-Capital in den Waaren festgerannt war, so blieb nichts Anderes übrig, als der Credit oder, richtiger gesagt, die Anschaffung fictiver Mittel durch die Wechselreiterei. Die letztere hob zwischen Hamburg und den skandinavischen Reichen einerseits und England andererseits in einer Ausdehnung an, von der man bis dahin, und selbst in der schlimmsten Zeit der Krisis des Jahres 1763, keine Ahnung hatte. Der lange Winter vermehrte diese Spannung noch ungemein, und während die Magazin-Gebühren eine unerträgliche Höhe erreicht hatten, stieg der Disconto bis auf 12 und in einzelnen Fällen sogar bis auf 14 Procent. Ein unzertrennlicher Begleiter der überwuchernden Speculation war auch in diesem Zeitabschnitt wieder: verschwenderisches Wohlleben, übertriebener Luxus. Die älteren Leute, welche die Krisis von 1763 beobachtet, hätten an diesem Anzeichen das Herannahen einer Krisis bemerken müssen. Denn die Höhe der Lagergebühren der Waaren und des Disconto deuteten genugsam an, daß die Kette des Credits zum Zerspringen angespannt, daß die Seifenblase am Zerplatzen war; allein auch damals sah und hörte man nicht, oder wollte man vielleicht nicht sehen und hören, denn ein Jeder hoffte, noch vor dem Zusammensturz des Kartenhauses sein Schäfchen ins Trockene zu bringen. Man ritt Wechsel auf ganz verwegene Art, die geschicktesten Speculanten hielten auf den Haupt-Wechselplätzen sogenannte „Pferde", d. h. Strohmänner ohne alles Vermögen, welche gegen eine geringe Gebühr in die Hunderttausende auf sich ziehen ließen und vor der Verfallzeit durch ein anderes Papier wieder gedeckt wurden. In England selbst war man so weit gegangen, daß man 1797 einst eigentliche Kellerwechsel, als von Hamburg gezogen, bis auf 1¼ Million Pfund Sterling in London ausgab, — eine

Thatsache, die Pitt im Parlament eingestehen mußte. Und so war denn der Ausbruch der Krisis nicht mehr aufzuhalten. Als das Krachen anfing und ein Haus nach dem anderen zusammenbrach, da sah man, daß das Uebel größer war, als im Jahre 1763, daß es den Handel in seinen tiefsten Grundlagen erschüttert und ihm Wunden beigebracht hatte, von denen er sich erst nach Jahren wieder erholen konnte. Der hohe Belauf der Fallitsummen bewies wenigstens, daß man mit der Wechsel-Circulation weit größeren Mißbrauch getrieben hatte, als 1763. Der Schrecken war so groß und der Stillstand der Geschäfte durch das Aufhören jeden Vertrauens so erschreckend, daß man von der im Jahre 1763 befolgten Politik, die Krisis ihrem eigenen Verlauf zu überlassen, abzugehen und zu außerordentlichen Hülfsmitteln und Nothmaßregeln schreiten zu müssen glaubte. Die specielle Aufzählung dieser Nothmaßregeln hat um deßwillen ein specielles Interesse, weil bei der Krisis des Jahres 1857 ganz dieselben Hülfsmittel zur Steuerung der Noth angewandt worden sind, und als man sich eben in Deutschland während der Krisen erfinderischer an Hülfsmitteln gezeigt hat, als in anderen Ländern. Dieselben bestanden: 1) In der auch 1763 angewandten Maßregel des Vorschusses einer Million auf Waaren von Seiten der Admiralität, welcher bis auf 3 Millionen erhöht wurde. 2) Errichtung einer Disconto-Casse. Diese wurde durch doppelte Subscription gedeckt; 1½ Million Mark-Banco diente zum Discontiren selbst, 800,000 Mark-Banco wurden gezeichnet, um die aus dem Discontiren möglicher Weise entstehenden Verluste zu decken. 3) Errichtung einer Darlehens-Gesellschaft mit 6 Millionen, welche Vorschüsse auf Waaren mittels ihrer auf sich selbst ausgestellten Solawechsel leistete. 4) Annahme von Silberbarren bei der Giro-Bank, wobei dieselbe unter hinlänglicher Bescheinigung des Schrotes und Kornes des zu deponirenden Silbers nur einige Barren wardiren ließ und solches Silber sodann vorläufig zu 25 Mark-Banco pr. Mark statt zu 27 Mark 10 Schilling Banco, dem feststehenden Preise des Banksilbers, annahm. 5) Die Bank machte sich anheischig, Gold in Stangen bis zum Werthe einer Million zu einem festgesetzten Preise anzunehmen. 6) Die Verkündigung eines viermonatlichen Moratoriums. 7) Ernennung einer Administrations-Commission, welche den Vermögensstand eines Schuldners zu untersuchen hatte, nachdem dieser vor dem achten Respecttage des frühesten von ihm zahlbaren Wechsels diesen Wunsch dem Senat angezeigt in der Meinung, allen seinen Verpflichtungen nachkommen zu können. Die Commission hatte vor Ende der vierten Woche in der Versammlung der Gläubiger den Zustand der Masse vorzulegen, von welchen alsdann entschieden ward, ob der Schuldner zum ordentlichen Concurs gebracht und ihm Curatoren gesetzt werden mußten, oder ob und wie lange jene ihre Administration noch fortsetzen konnte. Bis dahin, so wie nach erklärter Insolvenz, sollten alle Arreste, Befehle und Executionen wegfallen. Durch alle diese Maßregeln, vor allen Dingen aber durch

den natürlichen Verlauf und die Abwicklung der Liquidation wurden die üblen Folgen der Krisis nach und nach überwunden, der Verkehr in sein regelmäßiges Geleise gebracht, zugleich aber für lange Zeit hinaus ein warnendes Beispiel vor der Ueberspeculation aufgestellt, die erst in einer späteren Generation in erhöhtem Maßstabe wieder auftreten sollte, wo die Fehler und das Unglück der Vorfahren der Vergessenheit anheim gefallen waren. Innerhalb sechs Wochen waren 136 Bankerotte mit einer Totalsumme von 96,900,000 Mark-Banco in Hamburg ausgebrochen, und die Wirkung der Krisis war nicht bloß auf Hamburg und Bremen, welches letztere sich durch eine Waarenvorschuß-Bank zu helfen suchte, beschränkt geblieben, sondern hatte sich auf alle Handels- und Wechselplätze Deutschlands bis nach Dänemark, Schweden, Holland und England erstreckt.

Trotz der ungeheuren Opfer, die sich Großbritannien durch den Krieg gegen Napoleon auferlegt hatte, trotz der Continentalsperre*) und des Ausschlusses Englands von den europäischen Märkten, trotz der Verlegenheit, in welche die englische Bank durch die Zumuthungen der Regierung gerieth, — trotz aller dieser Mißstände war gerade diese Zeit eine Epoche großartigen Umschwunges für die englische Industrie, eine Periode, in welcher der Grundstein zur jetzigen Handelsgröße Großbritanniens gelegt wurde. Trotzdem daß dieses Land während der 22 Jahre, in welchen es für die Befreiung Europa's von der französischen Herrschaft kämpfte, ungefähr 50 Milliarden Franken an Steuern und Anleihen aufgewandt, war sein Reichthum gleichwohl während derselben Zeit anhaltend gestiegen. Der Mehrbetrag wurde aufgebracht durch eine entsprechende Vermehrung der Production und Erweiterung des Absatzmarktes, und selbst die Maßregeln der Feinde trugen dazu bei, den Impuls zu erhöhen, welchen die englische Industrie und der britische Handel durch die Einführung der Wollen- und Baumwol-

---

*) Es ist das Schicksal principwidriger Maßregeln, die als zeitweiliges Auskunftsmittel gebraucht werden, später für andere Zwecke und von anderen Leuten ausgebeutet zu werden, als für die sie bestimmt oder von denen sie ausgegangen waren. Noch heute spukt die Idee der Continentalsperre, von einem Titanenhirn erdacht, in den Köpfen von Pygmäen. Als Napoleon diese Maßregel verhängte, war er weit entfernt, die Gründe für dieselbe vorzubringen, mit welchen die heutigen Monopolisten solche Maßregeln zu vertheidigen pflegen. „Es hat uns viele Ueberwindung gekostet," sagte er, „nach so vielen Jahren von Gesittung zu den Grundsätzen zurückzukehren, welche die Barbarei der ersten Zeitalter der Völker charakterisiren; allein wir wurden genöthigt, dem gemeinsamen Feinde dieselben Waffen entgegenzusetzen, deren er sich gegen uns bediente." Die Continentalsperre war eine politische Waffe, die Napoleon gebrauchte, um den Einfluß Englands auf dem Continente zu brechen; sie war ein Opfer, welches die Volkswirthschaft der Politik brachte. Wenn sie auch dem Handel die Meere versperrte, so gab sie doch dem Güterumlauf das ganze europäische Festland frei. Auf diesem wenigstens herrschte die Handelsfreiheit, welche durch die Concurrenz der verschiedenen Länder der Industrie einen Sporn gab. Dieses Beispiel aber in einzelnen Staaten principiell nachahmen zu wollen, wie es in Oesterreich, Frankreich und Rußland später geschehen ist, das gränzt an ökonomische Unzurechnungsfähigkeit.

len-Spinnmaschine und durch die ausgedehnte Anwendung der Dampfmaschine erhalten hatte. In dem Augenblicke, wo die Baumwollen-Industrie durch die Einführung der Spinnmaschine ungeheuren Umfang zu erlangen, wo die Kohlen- und Eisenstein-Bergwerke durch die Bewältigung der Gewässer mittels der Dampfmaschine riesenhafte Ausbeute zu geben begannen und wahre Goldgruben für das von der Natur ohnehin begünstigte England wurden: in demselben Augenblicke also, wo großartige Vermehrung der Production eine entsprechende Erweiterung der Absatzmärkte nöthig machte, — dictirte Napoleon die Continentalsperre und ließ die englischen Colonial-Waaren und Industrie-Producte auf den europäischen Märkten verbrennen. Diese Gewaltthat, welche England von dem europäischen Continent ausschloß, verschaffte ihm die Herrschaft der Meere. Alle feindlichen Schiffe von dem Ocean fegend, suchte es Ersatz für den europäischen Markt an den Küsten Kleinasiens und Africa's, an den Gestaden Nordamerica's, Brasiliens und Mexico's, in den spanischen Republiken Südamerica's, auf den üppigen Inseln Westindiens, in Australien, am Cap, in Arabien, Persien, Indien, China, im indischen Archipel und auf den Inseln der Südsee, — es suchte und fand Ersatz für den verlorenen Markt, wo irgend das Weltmeer einen Hafen bespülte, der Erzeugnissen menschlichen Fleißes zum Sammelplatz dient. Während der englische Handel auf diese Weise neue Absatzwege suchte, gelang es der britischen Industrie, durch den mit Hülfe der neuen Maschinen ermöglichten Großbetrieb und durch die kraft des großen Capitals eingerichtete Massenproduction, die Märkte zu erobern — mittels der Billigkeit des Preises. Und nicht bloß auf dem Weltmeere bestand die englische Industrie nach und nach jede Concurrenz, sondern vermittels desselben unüberwindlichen Zaubermittels — des billigen Preises — wußte sie sogar hier und da Bresche zu schießen in die chinesische Mauer der Continentalsperre. Unter solchen Umständen gewann der Handel Großbritanniens nicht allein für die bisherige Jahresproduction der Industrie den verlorenen Markt, sondern noch überdies ein so ungeheures Absatzgebiet für seine Manusactur-Erzeugnisse, daß die Production derselben verdoppelt, vervierfacht, ja, in manchen Fällen sogar verzehnfacht werden konnte und daß die englische Regierung in dem ins Ungeheure gesteigerten Jahres-Einkommen der Nation die Mittel zu jenen beispiellosen Kriegs-Ausgaben*) zu finden vermochte.

---

*) Während Frankreich die alte Zeit begrub, die letzten Reste der unfreien Arbeit, die Leibeigenschaft, den Zehnten u. s. w. aufhob, dann aber in Experimenten sich erschöpfte, schuf England — den Sclaven der Zukunft, die Dampfmaschine. Diese, von Watt erfunden, Arkwright's Spinnmaschine und Cartwright's mechanischer Webstuhl, brachten eine Revolution in die Welt, wie ihrer Zeit die Erfindung des Schießpulvers und die Buchdruckerkunst. Während der Continent sich in Kriegen erschöpfte, begann in England eine so ungeheure Production, daß es die Kosten dieser Kriege bestreiten konnte. Welches andere

Der Wechsel der Dinge, welchen diese industrielle Umwälzung mit sich brachte, war so groß, daß er natürlich auch Uebelstände in seinem Gefolge hatte, daß einmal diese, einmal jene Arbeiterclasse durch Veränderung in der Productions-Methode, im Geschmack und in der Richtung des Handels in

---

Land wäre im Stande gewesen, ja, welches Land in der Welt ist je im Stande gewesen, in einem Zeitraume von zweiundzwanzig Jahren eine Summe aufzunehmen, welche folgenden Anleihen Englands gleich kommt, die während der Kriege mit Frankreich theils zu eigenen Kriegsrüstungen, theils zu Subsidien an die Bundesgenossen gezahlt wurden? Die englische Regierung machte von 1793 bis 1815 folgende Anleihen:

	Pfd. Sterl.		Pf. St.	Sh.	Pence.	
1793 . . .	4,500,000	zu	4	8	7	pSt.
1794 . . .	11,000,000	"	4	10	7	"
1795 . . .	18,000,000	"	4	15	8	"
1796 . . .	18,000,000	"	4	14	9	"
1796 . . .	7,500,000	"	4	12	2	"
1797 . . .	18,000,000	"	5	14	1	"
1797 . . .	14,500,000	"	6	6	10	"
1798 . . .	17,000,000	"	6	4	9	"
1799 . . .	3,000,000	"	5	12	5	"
1799 . . .	15,500,000	"	5	5	—	"
1800 . . .	20,500,000	"	4	14	2	"
1801 . . .	28,000,000	"	5	5	—	"
1803 . . .	12,000,000	"	5	2	—	"
1804 . . .	14,000,000	"	5	9	2	"
1805 . . .	22,500,000	"	5	3	2	"
1806 . . .	20,000,000	"	4	19	7	"
1807 . . .	14,600,000	"	4	14	7	"
1808 . . .	10,500,000	"	4	14	6	"
1809 . . .	14,600,000	"	4	12	10	"
1810 . . .	12,000,000	"	4	4	2	"
1811 . . .	12,000,000	"	4	13	6	"
1812 . . .	32,500,000	"	5	5	7	"
1813 . . .	27,000,000	"	5	8	6	"
1814 . . .	24,000,000	"	4	12	1	"
1815 . . .	36,000,000	"	5	12	4	"
Summa . . .	427,200,000					

Beinahe 3000 Millionen Thaler hat England also in dem kurzen Zeitraume von zweiundzwanzig Jahren zur Befreiung Europa's aufgebracht. Pebrer schätzt auf ungefähr fünfzig Milliarden Francs die Summe der von der englischen Regierung vom Beginn der französischen Revolution bis zum Frieden von 1815 bezogenen Einkünfte und verbrauchten Anleihen. Eine solche Summe existirt gar nicht in der Welt in Metallmünze, und sie ist fünf Mal größer als die ganze Masse des Metallgeldes, welches in Europa in jenem Zeitraume vorhanden war.

Solche Einkünfte waren nur möglich durch außerordentliche Hülfsquellen, und diese eröffneten die Maschinen. Erst als die Dampfmaschine in Thätigkeit war, konnte man in England die Kohlen- und Eisen-Bergwerke so ausbeuten, daß sie ergiebiger wurden, als alle Bergwerke der Welt. Im Jahre 1785 wurde die erste Dampfmaschine für eine Baumwollspinnerei aufgestellt, 1801 der erste mechanische Webstuhl; 1801 wurden 54,203,433 Pfund Baumwolle versponnen und für 7 Millionen Pfund Sterling exportirt, 1849 775,469,008 Pfund und für 112,416,294 Pfund Sterling ausgeführt. Mit Handarbeit

ihrem Erwerb bedroht und beeinträchtigt wurde, daß Stockungen im Geld- und Waarenverkehr sich einstellten, daß Handelskrisen ausbrachen. Dies geschah besonders im Jahre 1811, wo die Noth des englischen Handelsstandes eine solche Höhe erreichte, daß das Parlament die Regierung ermächtigte, 6 Mill. Pfund Sterling den Kaufleuten gegen genügende Sicherheit vorzuschießen; und so groß war das Fallen der Preise der Kaufmannsgüter, daß Manche die gewünschte Sicherheit gar nicht bieten konnten, und daß zahlreiche Bankerotte ausbrachen. Die Zeitgenossen waren über die speciellen Ursachen dieser Krisis nicht einig. Manche schrieben sie der Einschränkung des Discontirens von Seiten der Bank zu, allein wir glauben, daß dies eher eine Folge der Krisis war, welche ebenfalls wieder durch Uebertreibung und gleich darauf folgende Stockung des Handels hervorgebracht wurde. Eine noch bedeutendere Krisis brach im Jahre 1815 kurz nach Abschluß des zweiten pariser Friedens aus. Sobald die Continentalsperre aufgehoben und die europäischen Häfen den Schiffen wieder eröffnet waren, begannen die britischen Industriellen und Kaufleute die continentalen Märkte mit einer solchen Masse von Producten zu überführen, daß der Absatz selbst dann problematisch, wenn die Mittel des Continents auch nicht durch einen zwanzigjährigen Krieg ganz erschöpft gewesen wären. Binnen Kurzem hatte daher die ausschweifendste Speculation den Markt überführt und die Preise so gedrückt, daß enorme Verluste entstanden und mitten in den ersten Segnungen des Friedens eine Lage herbeigeführt wurde, welche Brougham 1816 mit folgenden kurzen, aber schlagenden Worten bezeichnete: „Die Blase platzte bald, wie ihre Vorgänger von der Südsee und dem Mississippi. Englische Waaren wurden in Holland und dem Norden von Europa viel billiger gekauft, als in London und Manchester: in den meisten Plätzen lagen sie als todte Masse

---

könnte die ganze Bevölkerung von Frankreich, Preußen und Oesterreich die Baumwollenfabricate kaum herstellen, welche in England 800.000 Arbeiter mit Hülfe der Maschinen verarbeiten.

Allmälig haben sich die Meere mit Dampfschiffen bedeckt und die Länder mit Eisenbahnen überzogen. Reiche sah man während eines Menschenalters aus dem Nichts entstehen. America ist mit Hülfe dieser neuen Riesenkräfte in diesem Jahrhundert von 3 Millionen zu einer Nation von 30 Millionen herangewachsen. Keine Revolution, nicht Christenthum, nicht Völkerwanderung haben binnen so kurzer Zeit das Aussehen der Welt so verwandelt.

Solche Wunder machen es denn erklärlich, daß in England vermittels dieser neuen ökonomischen Bewegung alle bisherigen Begriffe umgewälzt wurden und Adam Smith endlich zur Geltung kam. Während in Frankreich die auf Nationalgüter fundirten Assignaten bis auf die letzte Stufe der Entwerthung fielen, erhielten die nicht fundirten Noten der Bank von England, trotz Zwangscourses (1797), d. h. Bankbruches, sich fast auf ihrem Nennwerthe. In England überschritt aber die große Masse des Papiergeldes (freilich lange nicht die Summe der Assignaten) das Bedürfniß nicht, weil durch die vermehrte Gütererzeugung, die in Frankreich durch die inneren Unruhen und äußeren Kriege stockte, eine größere Masse von Umlaufsmitteln nothwendig wurde und die Nation im Innern des Landes mit Papier austauschte, während das Metall ins Ausland ging.

ohne allen Verkauf; und entweder erhielt man gar keine Retouren, oder Pfunde kamen zurück für Tausende, die fortgegangen waren."

Einen merkwürdigen Contrast mit dem Aufschwunge der Industrie und des Handels bildete die Landwirthschaft. Statt sich das Beispiel der technischen Vervollkommnung der Manufacturen zu Nutze zu ziehen, statt eine rationellere Wirthschafts-Methode einzuführen, verharrten die Landwirthe bei ihrem alten Schlendrian. Sie benutzten den Ertrag der hohen Preise des Jahres 1812 nicht zur Verbesserung ihrer Wirthschaft, und als einige fruchtbare Jahre darauf folgten und 1815 eine Zeit des Ueberflusses eingetreten war, da murrten sie über die niedrigen Getreidepreise, verkündeten, daß ihnen allgemeiner Bankerott bevorstehe, und wußten es durch ihr Geschrei durchzusetzen, daß ein Gesetz vom Parlamente angenommen wurde, wonach die Einfuhr von Weizen in England verboten ward so lange, bis derselbe den Preis von 80 Shilling per Quarter erreicht haben würde. Trotz dieser Maßregel blieben die Preise niedrig, und viele Provincialbanken geriethen in Folge dessen in Concurs. Vom Jahre 1813 bis 1816 stellten nämlich 240 Banken ihre Zahlungen ein und wurde über ein Zehntel derselben der Concurs verhängt. Da gleichzeitig auch die soliden Banken aus Vorsicht ihre Notenausgabe beschränkten, so kam eine große Summe von Papiergeld aus dem Umlauf. Durch diesen Umstand wurden die Noten der Bank von England, welche 25 pCt. unter ihrem Nominalwerth gefallen waren, wieder um 8 pCt. gehoben und die Bank selbst in den Stand gesetzt, im Jahre 1819 ihre Baarzahlungen wieder aufzunehmen. Die Krisis von 1815 zog eine Stockung in den Fabriken und viele Arbeiter-Entlassungen nach sich. Zum Unglück kam auch noch die vollständige Mißärnte des Jahres 1816, und in ihrer Noth glaubten die Arbeiter die Ursache der Geschäftsstockung in den Maschinen zu finden, welchen England gerade sein Uebergewicht in der Industrie zu verdanken hatte. Es entstanden allenthalben Aufstände zur Zerstörung der Maschinen, wobei Brandstiftung und Raub mit unterliefen. Es wurden Dampfmaschinen, Spinnmaschinen und Webestühle zerstört und verbrannt; es wurden Kaufläden erbrochen und Keller geleert; es wurde nach einem Brod- und Fleischmaximum gerufen, Häuser erstürmt und Werkstätten erschlossen, bis das Militär einschritt und der Unordnung mit Gewalt ein Ende machte. In diesen Jahren nahm die Baumwollen-Einfuhr aus Nordamerica fortwährend an Umfang zu, was zum Theil der im Jahre 1814 erfolgten Aufhebung der Schifffahrtsacte zwischen beiden Ländern zuzuschreiben ist.

Die Reihe fruchtbarer Jahre, welche auf das Jahr 1818 folgte, bewirkte, daß England sich von dieser Noth sehr bald wieder erholte. Im Jahre 1824 war das Capital wieder so billig geworden, daß das Publicum wegen Mangels an Gelegenheit zur Anlage klagte. Gegen diesen Uebelstand wußten die Regierungen und die Speculanten bald Rath. Es wurden daher in den

Jahren 1822 bis 1825 für 55 Millionen Pfund Sterling Staats-Anleihen, besonders an die südamericanischen Staaten abgegeben; es wurden 626 Actien-Gesellschaften projectirt zur Betreibung von Bergwerken, Gasanstalten, Canälen, Eisenbahnen, Dampfschiff-Linien, Feuer-Versicherungen u. s. w., welche in ihrer Ausführung ein Capital von 372,173,100 Pf. Sterling erfordert haben würden. Von diesen wurden 379 gar nicht ausgeführt, 118 mit einem Capital von 56,600,000 Pfund Sterling wieder aufgegeben, und nur 127 Gesellschaften existirten noch im Jahre 1827 mit einem Capital von 102,781,600 Pfund Sterling. Hand in Hand mit dieser Unternehmungswuth ging die Handels-Speculation. Während die industriellen Unternehmer wenigstens noch Bergwerke in Südamerica auszubeuten versuchten, machten die Kaufleute ihre Speculationen oft mit Außerachtsetzung aller Regeln der Klugheit und geschäftsmäßiger Berechnung; denn es wird bestimmt versichert, daß Bettwärmer und Schlittschuhe unter den Artikeln waren, mit welchen ein birminghamer Kaufmann nach Westindien speculirte. Gleichzeitig wurde ungeheuer in Baumwolle gewagt und der Preis auf eine so schwindelnde Höhe geschraubt, daß dadurch Vorräthe aus allen Weltgegenden herbeigelockt wurden. Sobald der künstliche Preis in einem Artikel gebrochen war, folgten die anderen nach, das künstliche Creditgebäude war nicht mehr zu halten, der panische Schrecken brach aus und Alles krachte zusammen. Innerhalb sechs Wochen stellten siebenzig Provincial-Banken ihre Zahlungen ein. Die englische Bank wurde ermächtigt, ein- und zweipfündige Noten auszugeben, und durch ihre energische Mitwirkung wurden die Folgen der Krisis wesentlich gemindert und abgekürzt. Auch die Krisis von 1825 führte zahlreiche Arbeiter-Entlassungen nach sich. In allen Theilen des Landes und unter fast allen Berufszweigen brachen Aufstände aus, welche nicht selten mit Waffengewalt und Blutvergießen unterdrückt werden mußten. Zu gleicher Zeit nahm auch die Auswanderung mehr als je überhand, welche namentlich von Irland aus nach Verlauf von 20 Jahren den Charakter einer Völkerwanderung annehmen sollte. Besonders schwer drückten indessen die Folgen der Krisis auf den Mittelstand, wo Mädchen aus wohlhabenden Häusern genöthigt wurden, in Dienst zu gehen, um ihr Brod zu verdienen, wo Leute in einer Nacht weiße Haare bekamen.

Ein sehr lehrreicher Abschnitt der Geschichte der Volkswirthschaft ist die Finanzgeschichte Oesterreichs. Da es uns an diesem Orte indessen zu weit führen würde, auch diese in ihren Einzelheiten zu verfolgen, so müssen wir auf Specialarbeiten verweisen*) und uns hier auf Angabe der Haupt

*) S. v. Hauer, Beiträge zur Gesch. der österr. Finanzen, 1848; O. Hübner, Oesterreichs Finanzlage u. s. Hülfsquellen, 1849; A. Moser, Capitalanlage in Werthpapieren.

ereignisse beschränken. Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte Oesterreich einen ziemlich geordneten Staatshaushalt, weil die großen und außerordentlichen Ausgaben, welche die vielen Kriege verursachten, durch weise Sparsamkeit (namentlich in der Regierungsmaschine, indem Vielregiererei vermieden und Vieles, in Ungarn fast Alles, der Selbstverwaltung des Volkes überlassen wurde) und zweckmäßige Einrichtungen und Reformen in der Verwaltung fast immer durch die Einnahmen gedeckt wurden. Erst die napoleonischen Kriege brachten den Staatshaushalt aus seiner Ordnung. Die Kriege gegen den großen Schlachtenmeister, welche Oesterreich mehrmals allein auszutragen hatte, erforderten natürlich den Aufwand aller irgend verfügbaren Kräfte und ganz außerordentliche Maßregeln. Die österreichische Regierung war daher nicht bloß genöthigt, die Staatsschulden auf eine bis dahin in Deutschland unerhörte Höhe zu schrauben, sondern auch in ungemessener Weise Papiergeld auszugeben. Von 1797 bis 1810 wurde daher die fundirte Schuld von 466,101,194 Fl. auf 658,224,038 Fl., die Zinsenlast von 16,919,295 Fl. auf 39,755,568 Fl. und das Papiergeld von 74,228,960 Fl. auf 994,986,170 Fl. geschraubt. Außerdem war eine Masse von Kupfermünzen äußerst geringhaltig ausgeprägt worden. Diese übertriebene Emission von Papiergeld brachte ein solches Sinken der Valuta hervor, daß man 1811 nur noch 100 Gulden Silber für 1800 Fl. Papier erhielt. Durch das Schwanken des Geldwerthes entstand nicht bloß große Verwirrung und häufiger Verlust im Geschäftsverkehr, sondern auch die Preise der Waaren stiegen enorm, weil Jedermann gewisser Maßen eine Prämie sich zahlen ließ für die Gefahr, am nächsten Tage durch eine neue Finanz-Operation oder eine neue Verschlechterung der Valuta, resp. ein Steigen des Silberagio's beschädigt zu werden. Die österreichische Regierung hielt sich daher für genöthigt, am 20. Februar 1811 das auf 1,060,798,753 Fl. angewachsene Papiergeld, so wie das im Betrage von c. 330 Millionen Gulden umlaufende Kupfergeld auf 1/5 seines Nominalwerthes herabzusetzen, die Zinsen der Staatsschuld auf die Hälfte zu reduciren und das alte Papiergeld mit einem neuen, den „Einlösungsscheinen", mit einer eigenen Währung, der sogenannten wiener Währung, einzuwechseln, welches als gesetzliches Zahlungsmittel dienen und den Betrag des fünften Theiles des außer Cours gesetzten Papiergeldes (Bancozettel) mit 212,159,750 Fl. nie überschreiten und allmälig eingelöst werden sollte.

Dieses Versprechen mußte in Folge des wieder ausbrechenden Krieges schon 1812 wieder umgangen werden, indem die österreichische Regierung ein neues Papiergeld unter dem Namen „Anticipationsscheine" schuf. Auf diese Weise wurde die Summe des umlaufenden Papiergeldes von 1812 bis 1816 von der garantirten Höhe von 212 Millionen Fl. auf 638,715,920 Fl. geschraubt. Die Staatsschuld stieg 1814 bis auf 716,341,410 Fl.

Im Jahre 1817 wurden 49 Millionen Papiergeld vom Staate, 5/7 in Obligationen, 2/7 baar, und 50 Millionen Gulden durch die neu begründete Nationalbank eingelöst. Die übrigen 500 Millionen wurden nach und nach eingezogen, eine Operation, die bis auf unsere Tage gedauert hat. Die Nationalbank erhielt das Recht, Noten gegen Silberdeckung auszugeben.

Wenn es der österreichischen Regierung von jetzt an ernstlich darum zu thun gewesen wäre, die financiellen Schäden gründlich zu heilen, so hätte man die furchtbare Maßregel des Jahres 1811, wodurch viele Tausende von Familien ins Elend gestürzt wurden, mit der großen Bedrängniß des Vaterlandes von dem fremden Eroberer entschuldigen können. Allein den Staatsmännern der europäischen Restauration war durch den in der französischen Revolution ausgestandenen Schrecken der Verstand verwirrt worden, das klare Urtheil abhanden gekommen. Sie sahen überall Gespenster, und statt zu begreifen, daß alle Revolutionen seit drei Jahrhunderten, der Abfall der Schweiz und der Niederlande, die Reformation, die englische und americanische Revolution entstanden waren, weil die Staatsgewalten vom Princip der Selbstverwaltung, vom Geist der Freiheit sich entfernt hatten, — glaubten sie vielmehr, jede selbstständige Regung der Völker Europa's durch solidarische Kraftanstrengungen ersticken zu müssen. So entstand jene schmachvolle Interventionspolitik, welche ihre Heere nach Spanien und Neapel sandte und deren Früchte Oesterreich heute ärntet. Jene Politik der Tyrannei schuf das System des bewaffneten Friedens, welches die Kräfte der Völker mitten im Frieden aufsaugt; und so kam es, daß, während die meisten übrigen Staaten ihr Budget ins Gleichgewicht brachten, Oesterreich, gemeinsam mit Frankreich und Rußland, sich in neue Schulden stürzte. So kam es, daß Oesterreich in dreißig Friedensjahren seine Schuld ungeheuer vermehrte. Vom Jahre 1818 an wurde die ältere auf 2½ pCt. Zinsen reducirte Schuld mit neuen 5proc., in Silber zahlbaren Obligationen (Metalliques) eingelöst, wodurch die alte Schuld 1818—1847 von 537,632,870 Fl. auf 172,921,355 Fl. sank. Allein gleichzeitig wurde die neue Schuld von 168,874,180 Fl. im Jahr 1818 auf 915,710,945 Fl. im Jahre 1847 erhöht. Bei einem solchen Haushalt in Friedenszeiten war es kein Wunder, daß die Finanzen aus allen Fugen gingen, als der Revolutionskrieg in Italien und Ungarn, der Krimkrieg und der italienische Feldzug dazu kamen. Trotz manchfaltiger Anstrengungen der neuen Finanz-Verwaltungen war es unmöglich, die Sünden der vergangenen Generation mitten unter der Unzahl äußerer Verlegenheiten und Gefahren ungeschehen zu machen. Die österreichische Staatsschuld hatte sich 1865 auf 2,268,071,532 Fl. österreichischer Währung erhöht; die Nationalbank ist außer Stande, ihre Noten in Silber einzulösen; das Silberagio ist in Folge zu starker Notenausgabe und der politischen Mißstände oft auf 50 pCt. gestiegen. Aus dieser furchtbaren Krisis gibt es kein anderes

Rettungsmittel, als sich vollständig in die Arme des Volkes zu werfen, d. h. die aufrichtige, rückhaltlose Annahme des constitutionellen Systems.

Mit der eben geschilderten Periode trifft ein sehr wichtiger und folgenreicher Abschnitt in der Geschichte der englischen Volkswirthschaft zusammen: eine weitere Lockerung der Navigations-Acte, welche freilich erst in der neuesten Zeit dem völlig freien Verkehr Platz machte, die Aufhebung der Neger-Sklaverei in den britischen Colonieen und die Aufhebung der Seidenzölle, welche den ersten Bruch mit dem Prohibitiv-System hervorbrachte und das jetzige Freihandels-System Englands anbahnte.

Wir haben schon an einer früheren Stelle erwähnt, daß das Wesen der Schifffahrts-Acte darin bestand, daß auf alle mit fremden Schiffen in britische Häfen eingeführten fremden Erzeugnisse ein bedeutend höherer Zoll gelegt war, als auf solche Erzeugnisse, die mit englischen Schiffen importirt wurden. Die Folge davon war, daß die fremden Schiffe mit Ballast nach England kamen und daß daher die Fracht verdoppelt wurde. Im Jahre 1814 war die Schifffahrts-Acte gegenüber Nordamerica aufgehoben worden. Die günstigen Folgen, welche der letztere Schritt sowohl für die Rhederei als den Handel gehabt hatte, erschütterten allmälig die alten Vorurtheile. Es kam dazu, daß andere seefahrende Länder, Portugal, Holland, Preußen, Wiedervergeltungs-Maßregeln gebraucht hatten. Im Jahre 1822 waren daher schon die Beschränkungen hinsichtlich der Schifffahrt dieser Länder in bedeutendem Umfang ermäßigt worden. Trotz der übelsten Prophezeiungen hatte diese Maßregel den besten Erfolg, und es war endlich die Zeit gekommen, einen principiellen Bruch herbeizuführen und darüber zu entscheiden, ob die Schiffe aller Staaten immerfort in der einen Richtung leer fahren und den Consumenten die doppelte Fracht auferlegen sollten. Da brachte Huskisson, der große englische Staatswirth, im Jahre 1823 ein Gesetz beim Parlament in Vorschlag, in Folge dessen alle Zölle und Prämien auf alle Waaren gleichmäßig gelegt werden sollten, sie mögen in britischen oder in fremden Schiffen ein- und ausgeführt werden. Nur eine Beschränkung war noch dabei, nach welcher der König, unter Beiziehung des geheimen Rathes, noch das Recht haben sollte, Retorsions-Maßregeln zu gebrauchen, eine Beschränkung, welche in der neuesten Zeit gar gefallen ist. Das Gesetz wurde vom Parlament angenommen. Erwähnenswerth ist dabei, daß Stuart Wortley bei dieser Gelegenheit die Bemerkung machte, es möchten auch hinsichtlich der Landwirthschaft freiere Grundsätze maßgebend werden, — eine Ansicht, welche durch die Aufhebung der Kornzölle im Jahre 1846 endlich zur Geltung gelangt ist. Das Geschrei der Rheder über dieses Reciprocitäts-Gesetz war ungeheuer, die schrecklichsten Prophezeiungen wurden gemacht; aber keine einzige davon traf ein. Von der Zeit an, wo das Gesetz in Kraft getreten war, begann eine reißende Zunahme der britischen Schifffahrt. In den letzten neunzehn Jahren der

vollen Geltung der Schifffahrts-Acte betrug die Zunahme der britischen Tonnenzahl 10 Procent, wogegen in den ersten 21 Jahren nach der Annahme der Reciprocitäts-Acte die Zunahme 45 Procent betragen hat. Von noch höherem Interesse für die Humanität war die Aufhebung der Neger-Sklaverei auf den britischen Colonieen in Westindien, ein Beschluß, welcher von den übrigen civilisirten Nationen, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Nordamerica, nachgeahmt wurde. Die Entschädigung der Sklavenbesitzer kostete dem englischen Staate allein eine halbe Milliarde.

Zu jener Zeit hatte der Schmuggel eine solche Höhe erreicht, daß nicht allein unter einer gewissen Classe der unteren Bevölkerung große Demoralisation eingerissen war, sondern daß der Zoll selbst fast illusorisch wurde und die Staatscasse beträchtlichen Schaden erlitt; denn noch im Jahre 1831, wo das Schmuggeln in Folge des Bruches mit den Prohibitiv-Zöllen bedeutend abgenommen hatte, wurde berechnet, daß der Betrag an Zoll, welcher durch das Einschwärzen von französischen Waaren allein, außer dem großen Artikel Tabak, verloren ging, mehr als 800,000 Pfd. jährlich betrug, während der Werth englischer Waaren, die bloß über die belgische Gränze nach Frankreich eingeschmuggelt wurden, 2 Millionen Pfd. überstieg. Der Schmuggel war überhaupt so arg, daß er den ehrlichen Handel wesentlich beeinträchtigte und daß eine Aenderung endlich von den Interessenten selbst als nothwendig erachtet werden mußte. Die Zahl der Fänge, welche 1822 und 1823 von den Zollwachtschiffen gemacht wurden, betrug nicht weniger als 52 Schiffe und 385 Boote, die mit Schmuggeln beschäftigt waren. Die Kosten der Küstenwache und der Mauth wurden auf nicht geringer als eine Million Pfd. Sterl. angeschlagen. Am ausgedehntesten war der Schmuggel in französischen Seidenwaaren. Es mußte etwas geschehen, um einen natürlicheren Zustand herbeizuführen. Auf den Vorschlag Huskisson's wurden daher die Zölle auf Rohseide, die nicht von Bengalen kam, von 5 Shilling 7½ Pence sogleich auf 3 Pence per Pfund herabgesetzt, und auf 4 Shilling auf alle Rohseide, die von Bengalen kam. Bei zubereiteter oder Organsin-Seide ließ man eine geringere als die erstere Ermäßigung eintreten, und wurden die Zölle daher um weniger als die Hälfte, von 14 Shilling 8 Pence auf 7 Shilling 6 Pence, herabgesetzt. Die Eigenthümer der Seidenspinnereien hatten Riesen-Petitionen gegen Herabsetzung des Zolles auf zubereitete Seide veranstaltet; von London allein war eine Petition von 23 Tausend Seidenwebern eingereicht worden. Das Parlament war von bleichen Arbeitern umlagert und die Galerieen des Hauses mit Fabrikanten gefüllt. Es war im Jahre 1824. Die scheinbaren Freunde der Seidenweber wußten wenigstens das Zugeständniß durchzusetzen, daß das Verbot der Einfuhr fremder Seidenwaaren bis Juli 1826 fortdauern sollte, von wo an sie dann zu einem Zolle von 30 Procent nach dem Werth zugelassen werden sollten. Gerade dieser Aufschub stellte sich später als nach-

theilig heraus. Trotz dieses Zugeständnisses wurde von Seiten der Fabrikanten und Arbeiter der Untergang des Seidengewerbes als sicher verkündet. Und was war das Resultat in Wirklichkeit? Die Folge war, daß die englischen Fabrikanten sich das Verfahren der französischen aneigneten, daß sie sich mehr auf die Sorten des gewöhnlichen Verbrauchs warfen, daß sie Maschinen und Geschmack vervollkommneten und zehn Jahre darauf, statt noch Waaren aus Frankreich einzuführen, solche in dieses Land ausführten. Eine gleiche Maßregel mit gleich günstigem Erfolge setzte Huskisson in Hinsicht auf die Wollzölle durch. — Die Verbesserung der Löhne der arbeitenden Classen ist vielleicht das Außerordentlichste, was der volkswirthschaftliche Fortschritt dieses Jahrhunderts hervorgebracht hat. Von der Zeit an, wo die Münz-Umwälzung in Folge der Entdeckung der amerikanischen Gold- und Silberschätze vollendet war, wo also der Geldwerth mit dem heutigen vollkommen gleich steht und die Preise nach dem Nominalwerth verglichen werden können, d. h. vom Ende des 17. Jahrhunderts an, sind die Löhne um mehr als das Dreifache gestiegen, während die Preise der Fabrikwaaren bedeutend gefallen, die Getreidepreise im Vergleich zu jener Periode im Durchschnitt zwar höher, aber seit 1847 um ein Beträchtliches niedriger sind, als der Durchschnitt der letzten hundert Jahre. Während zu Ende des 17. Jahrhunderts der Lohn eines ländlichen Arbeiters je nach der Gegend und je nach der Jahreszeit zwischen 3½ und 6 Shilling wöchentlich schwankte — 4 Shilling Wochenlohn war der Durchschnitt, 6 Shilling wurden während der Aernte bezahlt und 7 Shilling nur in ganz außerordentlichen Nothfällen —, betrug der Wochenlohn im Jahre 1849 zwischen 10 und 18 Shilling und hat er 1856 und 1857 während der Aernte sogar auch diesen Satz überschritten. Der Durchschnitts-Tagelohn eines Handwerkers zu Ende des 17. Jahrhunderts war etwas höher, als der der ländlichen Arbeiter, und kann auf 1 Shilling angenommen werden, oft weniger, selten mehr. Die Handwerker und Fabrikarbeiter von heutzutage verdienen je nach ihrer Beschäftigung 2 bis 8 Shilling täglich, was einem Durchschnittssatze, wenn wir in Anschlag bringen, daß die geringer Bezahlten die Mehrzahl sind, von 3 bis 4 Shilling gleichkommt. Die Handwerker und Fabrikarbeiter verdienen heutzutage also vier Mal so viel, als vor 150 Jahren, während die Lebensmittel kaum noch einmal so theuer und die Kleidungsstücke billiger geworden sind. Diese Verbesserung der Lage der Arbeiter ist vorzugsweise der Einführung der Maschinen zu verdanken, durch welche die Industrie vermehrt, geringere körperliche und größere geistige Leistungen von den Arbeitern verlangt und dieselben daher höher gestellt wurden. Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß diese Thatsache zuerst nirgends von den Arbeitern selbst erkannt wurde, und daß gerade zu der Zeit, wo die große Verbesserung in der Lage der Arbeiter sich Bahn brach, zuerst die Arbeiter-Aufstände und massenhaften Ausstände (Strikes, grèves) ausbrachen, wobei Maschinen

und Fabriken zerstört wurden. In diese Zeit fallen denn auch die zahlreichen Gesetze zur Regelung des Verhältnisses der Handwerker und Fabrikarbeiter, die Gesetze über die Arbeiter-Verbindungen, über Freizügigkeit, der Ausführung von Maschinen, Festsetzung der Arbeitszeit der Erwachsenen, wie der Kinder u. s. w. Sehr wichtig war auch die Reform der Armengesetze, welche in diese Periode fiel, von der wir aber bei einer anderen Gelegenheit sprechen werden.

Es sei uns jetzt vergönnt, einen Blick auf die wirthschaftlichen Begebenheiten der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu werfen, weil denselben eine nicht geringe Rückwirkung auf die Geschäftszustände Europa's vorbehalten war. Eine große Rolle in dieser Hinsicht spielt das Bank- und Geldwesen in der Union. Die wirthschaftliche Entwicklung der Vereinigten Staaten beginnt erst mit ihrer Unabhängigkeits-Erklärung. Obgleich dieselben damals nur 3 Millionen Einwohner zählten, hatten sie doch während des Befreiungskrieges ihr Papiergeld bis auf 160 Millionen Dollars vermehrt, so daß in dessen Folge der Staatsbankerott ausbrach und dieses Papiergeld später nur mit 1 Procent eingelös't wurde. Um die üblen Folgen einer Staats-Papier-Ausgabe für die Zukunft zu vermeiden, legten die Gründer der nordamerikanischen Union in der Verfassung den Grundsatz nieder, daß der Staat kein Papiergeld ausgeben dürfe, daß das Münzrecht der Unions-Regierung vorbehalten wurde und daß die Einzelstaaten also weder das Recht hatten, Münzen zu schlagen, noch Papiergeld auszugeben. Im Geiste der Verfassung lag es daher, daß auch die Privatbanken der Einzelstaaten kein Papiergeld sollten ausgeben dürfen. Von den Einzelstaaten wurde die Verfassung indessen nicht so ausgelegt, sondern eine Menge von Privatbanken concessionirt, mit der Berechtigung, Papiergeld auszugeben. Diese Banknoten unterschieden sich von gewöhnlichem Staats-Papiergeld allerdings darin, daß sie auf Verlangen bei den Banken gegen baares Geld eingelös't werden sollten; allein in der Praxis wurde diese Bestimmung gar nicht gehalten, indem die Bank-Verwaltungen oft das Publicum chicanirten, oft aber auch massenhaft ihre Baarzahlungen einstellten. Diesem Treiben gegenüber trat schon sehr früh die Tendenz auf, eine Staatsbank für die ganze Union zu gründen, welcher allein das Recht der Noten-Ausgabe vorbehalten bleiben sollte. Diese beiden Richtungen bekämpften eine Zeit lang einander, bis der Streit mit dem Untergange der letzteren endigte. Nach verschiedenen Versuchen wurde im Jahre 1816 eine Nationalbank unter dem Titel „Bank der Vereinigten Staaten", mit einem Capital von 35 Millionen Dollars privilegirt, welche gleich Anfangs in übertriebener Noten-Ausgabe und unsoliden Geschäfts-Operationen mit den Privatbanken wetteiferte, die 1814 ihre Baarzahlungen eingestellt hatten. Schon im Jahre 1818 war daher eine Handels-Krisis ausgebrochen, welche die Banken zwang, entweder zu liquidiren, oder ihren Noten-

umlauf zu vermindern, welche ein bedeutendes Fallen der Preise mit sich führte, in Folge davon den Bankerott der Importeure und vieler Fabrikanten und Landwirthe nach sich zog und eine solche Arbeitsstockung hervorbrachte, daß die Schuldgefängnisse überfüllt, daß zahlreiche Familien genöthigt wurden, der nothwendigsten Bedürfnisse sich zu entschlagen, daß Viele die Früchte jahrelanger Arbeit verloren und den Schutz des heimathlichen Daches mit den unwirthlichen Wäldern des Westens vertauschen mußten. Diese Krisis gab den Banken zwar eine heilsame Lehre, und auch die Nationalbank bewegte sich einige Jahre lang in solideren Gränzen; allein schon Ende der zwanziger Jahre nahmen die Schwindeleien, das übertriebene Ausgeben ungedeckter Banknoten und das maßlose Creditgeben wieder so überhand, daß das baare Geld aus dem Lande strömte, weil der Bedarf an Circulationsmitteln schon durch die Banknoten überschritten war, und daß die Waarenpreise aus derselben Ursache eine solche Höhe erreichten, daß der Export amerikanischer Producte in Stockung gerieth und von Neuem ein allgemeiner Bankerott drohte, der Mitte der dreißiger Jahre wirklich ausbrach, durch eine großartige Schwindelei der Vereinigte-Staaten-Bank nur sistirt wurde, am Ende des Jahrzehends aber doch mit der allgemeinen Liquidation endigte. Inmitten des ganzen Bankschwindels nahm die Vereinigte-Staaten-Bank den ersten Rang ein, weil sie, in ihrem Credit durch den Staat gedeckt, die unreellen Operationen der Privatbanken gewisser Maßen sanctionirte. Präsident Jackson durchschaute das Getriebe schon Anfangs der dreißiger Jahre völlig klar. Weil er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Vereinigte-Staaten-Bank schon 1832 in Folge unreeller Verwaltung und schwindlerischer Speculationen zahlungsunfähig geworden war und ihren Bankerott nur durch Erweiterung des Kreises ihrer Speculationen und durch Papierreiterei zu verdecken suchte, so weigerte er sich, das Privilegium der Bank der Vereinigten Staaten zu erneuern. Dieselbe schloß im Frühjahre 1836 ihre Laufbahn als Staatsanstalt, fristete von da an aber ihre Existenz unter demselben Titel als Privatbank, indem ihr Director Nikolaus Biddle von der pennsylvanischen Regierung gegen bedeutende Geldopfer (10 Millionen Dollars) eine Concession zu erlangen wußte. Um diese Zeit hatte die Geschäftsübertreibung in allen Zweigen eine außerordentliche Höhe erreicht, begünstigt besonders durch das leichtsinnige Creditgeben der Banken, welche die Banknoten-Presse als eine unerschöpfliche Goldgrube zu betrachten schienen. Ganz besonders übertrieben wurde die Speculation in Staatsländereien, so lange deren Kaufschilling mit Banknoten bezahlt werden konnte und so lange die Banken ihren schwindlerischen Credit leichtsinnig an oft ganz vermögenslose Speculanten hingaben. Dieser Geschäfts-Uebertreibung wurde durch die Anordnung ein Ende gemacht, daß die Zahlungen für verkaufte Staatsländereien ferner in klingender Münze entrichtet werden mußten. Wie ungesund die allgemeine Geschäftslage durch die Un-

solidität der Banken geworden war, ergibt sich schon durch die Thatsache, daß Nordamerika in Folge der Erhöhung der Preise aufhörte, Korn auszuführen, und im Jahre 1834 für 25,000 Dollars, im ersten Halbjahr 1837 aber für mehr als zwei Millionen Dollars Getreide aus Europa einführte. Eine Zeit lang wurde dies als ein Zeichen des Aufschwungs der heimischen Industrie angesehen; und in der That lag der allgemeinen Geschäfts-Entwicklung auch eine gesunde Basis zum Grunde. Allein die Uebertreibung der Speculation kannte keine Gränzen: Neben den gewagten Käufen in Staatsländereien wurden mehr als hundert neue Eisenbahnen projectirt mit eben so vielen Canälen, noch mehr Bergwerken und anderen industriellen Unternehmungen, welche für sich allein ein Capital von über 300 Millionen Dollars zu ihrer Ausführung in Anspruch genommen hätten. Als das heimische Capital nicht mehr ausreichte, griff man zu Anleihen in England und Holland; und die Leichtigkeit, womit man Anfangs in London und Amsterdam wegen des höheren amerikanischen Zinsfußes Geld erhielt, vermehrte die Wuth der Unternehmungen. Da sowohl Banken wie Private von dem europäischen Credit enormen Gebrauch machten, so sah sich die Bank von England endlich genöthigt, um der Auswanderung englischer Capitalien nach Amerika ein Ziel zu setzen, ihren Disconto zu erhöhen. Diese Maßregel brachte die hochflutende Speculation in Amerika mit Einem Male zum Nachdenken und zur Besinnung. Man sah die Unmöglichkeit ein, auch nur den dritten Theil der angefangenen Eisenbahnen und Canäle innerhalb der nächsten zehn Jahre auszuführen, und da zu gleicher Zeit der Preis der Baumwolle außerordentlich fiel, so erfolgte eine Reaction unter den Geschäften, und dies alles brachte einen solchen allgemeinen Schrecken hervor, daß viele Fallimente erfolgten. Keine der vorhergehenden Krisen hatte solche Zerrüttungen herbeigeführt. Der Handel lag gänzlich brach, Geld war für fast keine Sicherheit mehr zu haben, die Banken hörten auf, zu discontiren, die solidesten Häuser standen am Rande des Abgrundes. Noch im Jahre 1836 waren die Zustände Amerika's in politischer und commercieller Hinsicht als beneidenswerth dargestellt worden. „Industrie, Handel und Ackerbau seien im Flor, der Preis des Bodens, die Arbeitslöhne, die Gewinnste aller Unternehmungen ungeheuer gestiegen." Im Juli 1837 lauteten die Berichte aus New-York ganz anders: „Seit der Unabhängigkeit Amerika's gab es keine Zeit der Noth, wie die gegenwärtige. Handel und Gewerbe liegen darnieder. Alles Vertrauen und aller persönliche Credit haben aufgehört — Tausende von Menschen irren brodlos umher — die öffentlichen Promenaden und Belustigungsorte sind verödet — die Theater sind leer — Gesellschaften und Concerte haben aufgehört — kurz, Alles hat das Ansehen, als ob wir von einem feindlichen Heere geplündert oder von einer verheerenden Seuche heimgesucht worden wären!" Als die Verwirrung am größten war, trat die Bank der Vereinigten Staaten

ins Mittel, und es gelang ihr, die Krisis bis im Jahre 1839 zu vertagen, wo dieselbe mit vermehrter Heftigkeit ausbrach, die Vereinigte-Staaten-Bank selbst mit in den Abgrund riß und die Veranlassung zur gänzlichen Reform des amerikanischen Bankwesens wurde. Kaum war nämlich die Trennung der Bank der Vereinigten Staaten von der Unions-Regierung und das Aufhören derselben als Staatsbank ausgesprochen, so schritt diese, da ihr Capital durch das erwähnte Geldopfer für den Freibrief der pennsylvanischen Regierung bedeutend reducirt worden war und da sie eine Schuld von ca. 7 Millionen Dollars an die Unions-Regierung zurückzuzahlen hatte, um sich Mittel zu schaffen, zu einer ungeheuren Vermehrung ihrer Noten, wozu sie einestheils unrechtmäßiger Weise noch die alten, von der Union garantirten Noten verwandte und neue, zu jeder Zeit fällige Zettel emittirte, anderentheils aber auch sogenannte **Postnoten** ausstellte, die erst in 12 Monaten oder in noch längeren Fristen zahlbar waren. Als nun die Banken in Folge ihrer übertriebenen Speculationen Anfangs 1837 sämmtlich ihre Baarzahlungen einstellten und die new-yorker Kaufmannschaft sich an die Vereinigte-Staaten-Bank um Abhülfe aus der Noth wandte, da trat der Director derselben, Nikolaus Biddle, mit einem höchst schwindelhaften Plane hervor: er versuchte nichts weniger, als die **Monopolisirung** des gesammten **Baumwollen-Marktes**. Als Mittel dazu sollte die noch ungemessenere Ausdehnung der Ausgabe von Papiergeld und Postnoten dienen. Zu dem Ende stellte aber die Vereinigte-Staaten-Bank sofort ihre Baarzahlungen ein. Biddle suchte nun wo möglich alle Banken und recht viele Kaufleute, nicht allein in Nordamerika, sondern sogar von den Haupt-Handelsplätzen Europa's, in das Spinngewebe seiner Speculationen mit hineinzuziehen, um eine gewisse Solidarität des Credits herzustellen, in welchem die Betheiligten ein Interesse an dem Bestehen der Vereinigte-Staaten-Bank hätten und sie im Nothfalle halten würden. Während die Vereinigte-Staaten-Bank auf der einen Seite den new-yorker Kaufleuten mit ihren Wechseln und Postnoten zu Hülfe kam, suchte sie gleichzeitig ihren Credit in Europa dadurch zu stärken, daß sie der größte Baumwollen-Händler der Welt wurde. Nach dem Ausbruche der Krisis von 1837 war, wie schon erwähnt, der Preis der Baumwolle in den Vereinigten Staaten so tief gefallen, daß sie den Pflanzern wenig oder keinen Vortheil mehr gewährte. Die Vereinigte-Staaten-Bank trat nun dazwischen und erbot sich, den Pflanzern bedeutende Vorschüsse auf ihre Baumwollen-Vorräthe zu machen, unter der Bedingung, daß die letzteren an die Agenten der Bank zu Liverpool und Havre geschickt würden. Die Pflanzer, welche sich in Folge der momentanen Stockung des Handels in der bittersten Verlegenheit befanden, nahmen das Anerbieten bereitwillig an. In Folge dessen schickte die Vereinigte-Staaten-Bank ungeheure Baumwollen-Sendungen nach den genannten europäischen Häfen, um sie daselbst aufzustapeln. Da Nordamerika den bei Weitem größten Theil der

in Europa verarbeiteten Rohbaumwolle producirt, so gelang es der Bank, den Preis der Baumwolle wieder bedeutend hinaufzutreiben und sie mit einem sehr ansehnlichen Gewinne zu verkaufen. Während die Bank auf diese Weise in London und Havre bedeutende Baarsummen realisirte und der Betrag der von ihr im einzigen Jahre 1837 auf England gezogenen Wechsel drei Millionen Pfund Sterling überstiegen haben soll, bezahlte sie ihrerseits die Pflanzer nur in Papier. Dieses Verfahren rief bald Nebenbuhler hervor; denn die Baumwollen-Speculanten in den Staaten, wo sie gebaut wird, glaubten den Gewinn selbst machen zu können. Es entstand daher in der zweiten Hälfte des Jahres 1837 in den südamerikanischen Baumwollen-Staaten eine Anzahl neuer Banken, welche bloß den Zweck hatten, den Pflanzern Vorschüsse zu machen und die Baumwolle und andere Producte für ihre Rechnung nach Europa zu senden. Diese Banken, mit sehr geringem Capital gegründet, gaben Papiergeld ohne Maß und Ziel aus und machten nebenbei so schlechte Geschäfte, daß ihre Noten im Jahre 1838 25—30 pCt. verloren und die Pflanzer sie zuletzt nicht mehr annehmen wollten. Die Vereinigte-Staaten-Bank fürchtete, fremde Capitalisten möchten die Verlegenheit dieser Pflanzerbanken benutzen, die Baumwolle an den Productionsorten allgemein aufkaufen und ihr in England solche Concurrenz machen, daß sie ihre dort aufgestapelten Vorräthe nicht mehr mit dem bisherigen Gewinn verkaufen könnte. Sie beschloß daher, den südlichen Banken zu Hülfe zu kommen und sie in den Kreis ihrer Operationen mit einzuschließen. Im Wesen übernahm die Vereinigte-Staaten-Bank die Geschäfte auch dieser Banken, denn sie kaufte den größeren Theil von deren Actien mit ihren Postnoten auf, von denen sie bereits welche bis auf zwei Jahre lange Sicht laufen hatte. Diese Actien waren um 28 pCt. unter Pari gefallen. Durch die Operationen der Bank, welche 20 Millionen Dollars dazu verwandte, kamen sie wieder auf Pari. Jetzt warf sie die Vereinigte-Staaten-Bank auf den londoner Geldmarkt, welcher eine Zeit lang auch dieses Papier willig aufnahm.

Um den außerordentlichen Credit sich erklären zu können, welchen die amerikanische Geschäftswelt, die Eisenbahn-Gesellschaften und Banken, vorzugsweise aber die Vereinigte-Staaten-Bank in Europa genossen, muß erwähnt werden, daß die Tilgung der gesammten Unionsschulden durch den Ueberschuß aus den Einnahmen der Central-Regierung, deren beträchtlichste der Länderei-Verkauf war, einen falschen Schimmer auf den Credit der einzelnen Staaten, so wie der Gesellschaften geworfen hatte. Seit einigen Jahren waren daher amerikanische Effecten mit Begierde gesucht; die europäischen und namentlich die englischen Capitalisten legten bedeutende Gelder in denselben an, und da in den ersten Jahren nichts eintrat, was diese gute Meinung hätte stören können, so dauerte die Capital-Anlage fort, bis sie die Summe von 150 Millionen Dollars, im Jahre 1840 sogar 200 Millionen Dollars erreichte, —

eine Summe, welche in der neuesten Zeit mehr als verdreifacht werden sollte. Einige jener Papiere beruhten gewiß auf sehr sicheren Grundlagen und verdienten das Vertrauen, welches in sie gesetzt wurde; allein sehr viele waren des gleichen Zutrauens nicht würdig.

Biddle war sogar so weit gegangen, den Plan zu fassen, die einzelnen Staaten durch den Credit der Union zu unterstützen; allein derselbe stieß auf unüberwindlichen Widerstand, indem namentlich der angesehenste Staatsmann aus dem Süden, Calhoun, sich heftig widersetzte, weil er es mit Recht für eine Unbilligkeit erklärte, die soliden und gesunden Staaten die Schwindeleien der anderen bezahlen zu lassen. Wie dem auch sei, die Vereinigte-Staaten-Bank wußte den eben erwähnten Credit, in welchem die amerikanischen Effecten auf dem europäischen Geldmarkte standen, recht klug auszubeuten, und es gelang ihr, gegen Wechsel, Postnoten und andere in Amerika zahlbare Papiere eine ungeheure Summe auf dem londoner Geldmarkt zu erheben. Wie schon bemerkt, wurden diese 5 bis 6 pCt. abwerfenden Papiere Anfangs um so begieriger angekauft, als die londoner Banken zu 2½ bis 3 pCt. discontirten. Doch allmälig wurde auch der englische Markt mit amerikanischen Papieren überschwemmt, und seit dem März 1838 gingen die Wechsel der Vereinigte-Staaten-Bank lange nicht mehr so gut ab.

Die Aufmerksamkeit der Geschäftswelt mußte allmälig auf die ungeheuren Baumwollen-Speculationen Biddle's gelenkt werden, der in Amerika mit Papier bezahlte und in London baares Geld einstrich. Auch die amerikanischen Kaufleute klagten über Beeinträchtigung ihres Handels, denn die Vereinigte-Staaten-Bank führte ihr gewagtes Unternehmen bereits ins dritte Jahr fort. Nebenbei staute sich der Baumwollen-Vorrath der Bank immer mehr an, vom Juni vermehrte sich derselbe bis Anfangs Juli bei den Agenten in Liverpool von 58,000 bis auf 90,000 Ballen: Biddle hatte auf die Baumwollen-Speculation nicht weniger als 15,000,000 Dollars angelegt. Der Markt war überführt, und der Preis konnte auf die Dauer nicht mehr gehalten werden. — Während ergraute Finanzmänner in England über diese gewagten Speculationen den Kopf schüttelten und vor den Folgen derselben warnten, gingen auch den Pflanzern die Augen auf; denn sie fingen an, einzusehen, daß der künstlich gehobene Preis sich auf die Dauer doch nicht halten konnte, ein Preis, der ihnen überdies am wenigsten zu Gute kam, weil sie die von den südlichen Banken, welche mit der Vereinigte-Staaten-Bank unter Einer Decke arbeiteten, erhaltenen Papiere doch nur gegen einen Disconto von 15 bis 20 pCt. versilbern konnten. Der erneute Ausbruch der Krisis konnte endlich nicht mehr aufgehalten werden. Die Baumwollen-Aernte war geringer ausgefallen, als man erwartet. Man glaubte an ein weiteres Steigen der Preise in Europa; allein man täuschte sich. Durch den hohen Preis waren nicht nur die Vorräthe aus allen Winkeln der Erde zusammengekehrt, sondern auch der Verbrauch

der Fabrikanten vermindert worden. Dessen ungeachtet schickte die Vereinigte-Staaten-Bank Ballen auf Ballen nach Liverpool und Havre. Alle Warnungen aus England und Frankreich waren vergebens. Als der Preis endlich sank, suchte Biddle ihn durch weiteres Aufstapeln und durch ungeheure Finanz-Operationen künstlich zu halten. Endlich geriethen seine Postnoten in Mißcredit, waren zuerst nur gegen hohen Disconto von 18 bis 20 pCt., und zuletzt gar nicht mehr anzubringen. Die Wechsel der Vereinigte-Staaten-Bank wurden endlich von ihren eigenen Agenten in Europa protestirt, und jetzt krachte das ganze papierene Gebäude zusammen. Der Congreß beschloß, die Verwaltung der Staatsgelder den Banken gänzlich zu entziehen, und die Banken, von denen 959 ihre Zahlungen eingestellt hatten, mußten liquidiren. Die Verheerungen der Krisis waren furchtbar: vom Jahre 1837 bis 1841 wurden 33,739 Fallimente concursmäßig behandelt und eine Schuldenmasse von beinahe 500 Millionen Dollars definitiv beseitigt. Fast in allen Staaten wurde die Bank-Gesetzgebung auf solidere Grundlagen gestellt. Man sorgte hauptsächlich dafür, daß für das Papiergeld genügende Deckung vorhanden sei, und bis zur Creirung der Greenbacks im Bürgerkriege ist Amerika von dem Papierschwindel befreit geblieben, wenn auch das leichtsinnige Creditgeben später wieder neue Gefahren heraufbeschwor. Nach den new-yorker Bankgesetzen, welchen die jetzigen Nationalbanken nachgebildet sind, muß der volle Betrag der emittirten Banknoten vorher in Staatspapieren beim Staatsbank-Controleur hinterlegt werden. Außerdem muß jede Bank-Gesellschaft, deren Errichtung sonst freilich an eine Concession nicht gebunden ist, 12½ pCt. ihrer umlaufenden Wechsel oder Noten in baarem Gelde liegen haben. Außerdem darf der Betrag ihrer Noten-Emission das Actien-Capital nicht übersteigen......

England war durch die Ueberspeculation in Nordamerika stark in Mitleidenschaft gezogen worden, und da auch englische Provincial-Banken aufs Neue Proben von Unsolidität abgelegt hatten, so wurde bei den gesetzgebenden Gewalten der Wunsch laut, die Principien und die Praxis des Bankwesens einer neuen Prüfung zu unterziehen. Bis zum Jahre 1837 waren die Theilnehmer der Actien-Gesellschaften verpflichtet, solidarisch mit ihrem ganzen Vermögen einzustehen. Diese Bestimmung wurde durch eine besondere Acte aufgehoben in Betreff aller Gesellschaften, mit Ausnahme der Actien-Banken. Die Verhältnisse dieser Joint-Stock-Banken wurden durch eine umfassende Acte im Jahre 1844 besonders regulirt, nach welcher von da an keine aus mehr als sechs Theilnehmern bestehende neue Gesellschaft Bank-Geschäfte in England anders betreiben solle, als mittels eines zu erwirkenden Patentbriefes der Krone. Sämmtliche Theilnehmer bleiben solidarisch haftbar für alles, was die Gesellschaft betrifft. Durch diese letztere Bestimmung unterscheiden sich also die Actien-Banken sehr wesentlich von den Actien-Gesellschaften, deren Actionäre nur für den Belauf ihrer An-

theile haftbar sind. Es ist seitdem unter den Theoretikern und Praktikern ein großer Streit über die Vorzüge der beschränkten und der unbeschränkten Haftbarkeit (limited und unlimited liability) entstanden. Auf den ersten Blick hin scheinen die Anhänger der letzteren Recht zu haben, wenn sie behaupten, daß die unbeschränkte Haftbarkeit die verhältnißmäßig größte Bürgschaft und Sicherheit gegen den Schwindel und den Bankerott der Banken darbiete. Ihnen wird indessen von den Anderen entgegnet, daß die unbeschränkte Haftbarkeit meist nur nominel sei, und daß durch sie das Publicum gar leicht zu einem so blinden Vertrauen verleitet werde, daß es, alle selbstständige Prüfung vergessend, sein Vermögen aufs Gerathewohl Leuten anvertraue, welche den durch die solidarische Haft gewonnenen Credit dazu ausbeuten, schnell reich zu werden, ohne von dem Hang zu schwindelhaften Speculationen zurückgehalten zu werden. Vor der Krisis von 1857 hatte die Northumberland-Bank so leichtsinnig und maßlos creditirt, daß die Actionäre, und darunter viele Witwen und Waisen, ihre Ersparnisse nicht bloß verloren, sondern noch 40 Pfund Sterling per Actie nachzahlen mußten.

Gleichzeitig wurde auf Anordnung des Banquiers Samuel Jones Lloyd, des nachmaligen Lord Overstone, und auf Antrag des Ministers Sir Robert Peel die Bank von England reorganisirt. Die Gründer der neuen Bankacte gingen von der Ansicht aus, daß die Vereinigung der Pflichten der Bank-Directoren als Ausgeber von Noten einerseits, und als Disconteure von Wechseln wie als Inhaber von Depositen andererseits Verwirrung erzeuge und dahin führe, daß das öffentliche dem Privat-Interesse geopfert werde. Es wurde daher in der neuen Bankacte die Trennung der Bank in zwei Abtheilungen ausgesprochen, wovon die eine die reinen Bankgeschäfte betreiben, die andere die Noten-Emission besorgen sollte. Da es ferner die Absicht der Urheber der neuen Bankacte war, daß die Directoren die Noten-Ausgabe in der Weise regulirten, daß sie keinen höheren Schwankungen ausgesetzt sei, als beim bloßen Verkehr mit baarem Gelde, so wollten sie die Anordnung treffen, daß zwar eine bestimmte Summe von Banknoten in Circulation verbleibe, dieselbe aber in solchem Verhältniß durch Metall gedeckt werde, daß sie baarem Gelde gleichkomme. Dies wurde nun in folgender Weise geordnet: Peel nahm an, daß, wenn alle Verkehrs-Geschäfte der Briten auf ihre Inseln beschränkt würden, dieselben für ihren Papiergeld-Umlauf keiner anderen Grundlage bedürften, als Unterpfänder von Staatspapieren und Schatzkammer-Scheinen. Der auf Grund solcher Sicherheiten in Umlauf befindliche Betrag von Noten in England war nach 20jährigem Durchschnitt auf etwa 22 Millionen Pfund Sterling anzunehmen. Der neue Vorschlag ging nun dahin, daß die im Betrage dieser 22 Millionen Pfund ausgegebenen Noten zwischen der Bank von England und den Provincialbanken in der Art vertheilt werden sollten, daß der ersteren 14 Mil-

lionen und den letzteren 8 Millionen Pfund zufielen. Dieser Notenbetrag sollte nicht durch Hinterlage von Geld gedeckt sein müssen, weil nach einer 20jährigen Durchschnitts-Erhebung der circulirende Notenbetrag niemals unter diese Summe gesunken war und es bei dem mit dem steigenden Verkehr zunehmenden Bedarf an Circulationsmitteln höchst unwahrscheinlich war, daß für die in solcher Weise emittirten Noten jemals Gold würde verlangt werden. Die Summe der Noten-Circulation des Landes betrug indessen nicht 22 Millionen, sondern 30 Millionen Pfund. Der Mehrbetrag von 8 Millionen Pfund sei wahrscheinlich derjenige Theil der Umlaufsmittel, welcher für den auswärtigen Handel dient oder dienen kann. Für diesen könnten inländische Staatspapiere nicht mehr als Sicherheit dienen, sondern Metall, und weil in England die Goldwährung besteht — Gold. Peel's Anträge wurden mit großer Majorität angenommen und die neue Bankacte erhielt am 19. Juli 1844 Gesetzeskraft. Die Sicherheit für den ungedeckten Notenbetrag von 14 Millionen Pfund Sterling besteht in der Schuld von 11,015,100 Pfund Sterling, welche der Staat bei der Bank contrahirt hat, und 2,984,900 Pfund Sterling Staats-Effecten, welche früher vom Staate zurückgezahlt und dem Bank-Departement einverleibt worden sind. Im Falle des Eingehens von Provincial-Zettelbanken hat die Bank die Befugniß, ungedeckte Noten über jene 14 Millionen hinaus bis zum Betrage von zwei Dritteln des eingegangenen Provincial-Banknoten-Betrages auszugeben. Von dieser Befugniß machte sie bis zum Betrage von 475,000 Pfund Gebrauch, so daß der Gesammtbetrag der ungedeckten Noten der Bank von England 14,475,000 Pfund Sterling beträgt. Die gesetzlich nicht überschreitbare Noten-Emission der 165 Privatbanken in England und Wales beträgt 4,607,455, die von 65 Joint-Stock-Banken 3,325,857 Pfund Sterling; die der schottischen Banken 3,087,209 und die der irischen 6,354,494, so daß der Maximalbetrag der ungedeckten Zettelausgabe in Großbritannien, mit Einschluß der Bank von England, jetzt die Summe von 31,375,015 Pfd. Sterling erreicht. Die Trennung des Bank- vom Noten-Departement in der englischen Bank hat durchaus nicht die wohlthätigen Folgen gehabt, welche man damals erwartete, denn sie hat eine Maschine an die Stelle des menschlichen Verstandes gesetzt: der menschliche Verstand vermag es, seine Operationen je nach der Lage der Dinge einzurichten; die Maschine vermag es nicht: — es mögen wohl gesetzliche Vorschriften bestehen, nach denen die Bank-Directoren sich im Allgemeinen richten müssen — so wie auch die Belagerung einer Festung oder die Evolutionen einer Schlacht nach gewissen strategischen Regeln geschehen — allein eben so, wie der General nicht Sklave strategischer Vorschriften sein darf, wie ihm eine gewisse discretionäre Gewalt überlassen sein muß, vermöge welcher er seinen Operationsplan je nach der Lage der Umstände, je nach dem Gange der Ereignisse ändern kann, um sein Werk

zum siegreichen Ende zu führen, — eben so muß den Directoren einer Bank eine gewisse discretionäre Befugniß verstattet sein, vermöge welcher sie, die Lage des Geldmarktes fortwährend im Auge behaltend, den Gang des Handels und der Industrie verfolgend, ihre Operationen je nach der Lage der Sache entweder einschränken oder ausdehnen. Eine Bank-Direction muß in Zeiten, wo die Speculation gleich einem wilden Pferde durchzugehen und ihren Reiter in den Abgrund zu stürzen droht, mit kräftiger Hand den Kappzaum anlegen, mit weiser Mäßigung die Credite einschränken und Vorrath für die Zeiten wirklicher Noth sammeln; wenn aber einmal eine Krisis wirklich hereingebrochen ist, dann muß die Bank ihre Vorrathskammern öffnen und den der Hülfe Würdigen beispringen.

Eine solche Vertrauensgewalt, die Lage der Dinge mit dem Verstande zu beurtheilen und mit bestem Wissen und Gewissen nach Lage der Umstände zu handeln, wurde der Direction der englischen Bank durch die neue Acte abgeschnitten, und deßhalb mußte sie zur Beschämung von deren Urhebern erleben, daß dieselbe gerade in drei Epochen, in welchen die Bank den Verlegenheiten des Handelsstandes zu Hülfe kommen sollte, suspendirt wurde, weil die neuen Restrictionen eine solche Hülfe verhinderten.

Um diese Zeit war auch eine Partei in England entstanden, welche durch ihre große belehrende und praktische Wirksamkeit seitdem eine bedeutende Stelle in der Entwicklungsgeschichte Großbritanniens sich erobert hat. Wir meinen die Gegner der Kornzölle, welche die Anti-Corn-Law-Association gründeten, aus der sich nachher die Freihandels-Partei entwickelt, welche, weil jener Verein in Manchester seinen Sitz hatte, auch die Manchester-Schule genannt wird. Der intellectuelle Leiter dieser Partei war Cobden, ihr erster Repräsentant im Parlamente Charles Villiers, später der jetzige Minister John Bright. Diese Partei organisirte eine großartige Agitation gegen die Kornzölle, welche in der Presse und in Tausenden von Volksversammlungen ihren Ausdruck fand, so wie in Hunderttausenden von Flugschriften, deren Druck und Verbreitung durch ungeheure Geldopfer, welche die Partei brachte, möglich gemacht wurde. Schon die Wahl des Jahres 1841 hatte viele Notabilitäten der Freihandelspartei ins Unterhaus gebracht; und die Anträge und Discussionen, welche Männer wie Villiers, Cobden, Graf Grey, Lord John Russell seit dem Jahre 1842 gestellt und veranlaßt, haben im Bunde mit jener Agitation wesentlich dazu beigetragen, dem englischen Parlamente ein freihändlerisches Glaubensbekenntniß aufzuprägen. Schon im Jahre 1846 war die Agitation mit gutem Erfolge gekrönt, denn der im Jahre 1815 eingeführte hohe Kornzoll ward abgeschafft, so daß jetzt nur noch eine Eingangs-Abgabe von 1 Shilling pr. Quarter auf Getreide existirt.

Seitdem wurde Schritt vor Schritt der Tarif gesäubert, so daß jetzt nur noch wenige Positionen übrig sind.

Da die Aufhebung der Korn-Bill mit der damaligen Theurung zusammenfiel, so wurde der Getreidehandel dermaßen animirt, daß die darin gemachten Speculationen in Verbindung mit riesenhaften Eisenbahn-Unternehmungen im Jahre 1847 eine neue furchtbare Krisis herbeiführten. Der englische „Economist" berechnete, daß das Parlament in den drei Jahren 1845 bis 1847 für 1430 Millionen Thaler Eisenbahnen concessionirt habe, und daß in der Hälfte des Jahres 1847 noch für 300 Millionen Thaler Projecte ähnlicher Unternehmungen bei ihm anhängig gemacht gewesen waren. Von der ersten Summe seien um die Mitte des Jahres 1847 bereits 600 Millionen Thaler verausgabt gewesen. Gleichzeitig nahm auch eine große Anleihe für die französischen Eisenbahnen von ca. 300 Millionen Franken den englischen Capitalmarkt mit in Anspruch. Zu diesem ungeheuren Aufwande, welcher durch erhöhte industrielle Thätigkeit allein vielleicht noch erschwungen worden wäre, kam eine Fehlärnte in dem wichtigsten Rohstoffe der englischen Industrie — in Baumwolle —, es kam dazu die Kartoffelfäulniß und eine vollständige Mißärnte der Brodfrüchte in dem größten Theile Europa's. Schon im Jahre 1845 war fast die ganze Aernte der Kartoffeln, der Hauptnahrung der arbeitenden Classen, durch Fäulniß vernichtet. Im Jahre darauf folgte eine zweite Mißärnte, in deren Folge England sich genöthigt sah, für 250 Millionen Thaler Getreide aus fremden Ländern zu beziehen und Irland, dessen Mindorertrag an Nahrungsmitteln im Jahre 1846 allein auf 114 Millionen Thaler geschätzt wurde, mit 46 Millionen Thaler von Staats wegen zu unterstützen. Nachdem die Getreidegesetze aufgehoben waren, reizte der Getreidepreis, der um das Doppelte und Dreifache gesteigert war und eine Höhe erreicht hatte, die man seit den Hungerjahren 1816 und 1817 nicht erlebt hatte, die Kaufleute, sich mit aller Macht auf die Korn-Speculation zu werfen. Es wurden in America, in Odessa und Archangel ungeheure Einkäufe gemacht; da diese Sendungen zum Theil aber erst eintrafen, als die günstigere Aernte von 1847 bereits vor der Thüre war, so sank der Preis plötzlich sehr bedeutend; eine große Anzahl von Korn-Speculanten machte Bankerott und zog eine Menge von Wechselhäusern mit ins Verderben. Die einzelnen Passiv-Beträge gingen meist in die Millionen. Falliment folgte auf Falliment mit solcher Schnelle und Wucht, daß die gesammte englische Handelswelt den Kopf verlor — fünf lange Monate dauerte das Krachen —, und von Ende Juli bis Ende December verging kaum ein Tag, an dem nicht ein oder mehrere, größere oder kleinere, verschuldete oder unverschuldete Bankerotte gemeldet wurden. Als man am Ende des Jahres die Zerstörung übersah, welche dieser ungeheure Handelssturm in der englischen Geschäftswelt angerichtet hatte, fand es sich, daß über 400 kleinere und größere Häuser mit einem Gesammt-Passivbetrage von über 200 Millionen ihre Zahlungen eingestellt hatten. Für

die Fabrikarbeiter war der folgende Winter eine Zeit trüber Noth, und mehr als Hunderttausend von ihnen mußten in Armenhäusern versorgt werden. Als die Noth am größten war, suspendirte die Regierung, um dem Handelsstande beizuspringen, auf vielfaches Andringen desselben, die Peel's-Acte, d. h. die Direction der Bank von England wurde ermächtigt, die Zahl der ohne Golddeckung emittirten Noten je nach Bedürfniß über den von dem Bankgesetz festgestellten Betrag von 14 Millionen Pfund Sterling auszudehnen. Da die Bank dadurch in Stand gesetzt wurde, statt ihre Credit-Gewährungen einzuschränken, wieder reichlich zu discontiren, so hatte diese Maßregel den merkwürdigen Erfolg, daß sie, statt das Mißtrauen durch die Furcht vor ungemessener Papiergeld-Ausgabe zu vermehren, vielmehr so beruhigende Wirkung äußerte, daß das gänzlich geschwundene Vertrauen sich wieder zu zeigen begann, daß Gelder ihre Schlupfwinkel verließen, der Verkehr wieder rasch in sein Geleise zurückkehrte und die Bank nicht einmal nöthig hatte, von der ihr ertheilten Ermächtigung Gebrauch zu machen. Diese Krisis hatte damals schon eine tiefergreifende Rückwirkung auf das übrige Europa, als irgend eine der vorhergegangenen. Alle Handelsplätze des Continents empfanden den Verlust mit, und in Paris und Amsterdam, in Bremen und Hamburg, in Frankfurt und Petersburg, in Offenbach und Karlsruhe, in Mannheim und am Niederrheine brachen mehr oder weniger bedeutende Bankerotte aus. Im Großherzogthum Baden beschäftigten sich Regierung und Kammern mit der Krisis, indem sie die Maschinenfabrik zu Karlsruhe, die Baumwollen-Spinnerei in Ettlingen und die Runkelrüben-Zuckerfabrik in Waghäusel, welche ihre Zahlungen einzustellen genöthigt waren, durch Staatsmittel stützten. Die damaligen Verhandlungen der zweiten badischen Kammer waren von bleibendem Interesse, weil die Frage gründlich von beiden Seiten untersucht wurde, ob es zweckmäßig sei, daß, namentlich in Zeiten der Krisis, die Industrie durch Staatsmittel unterstützt werde oder nicht. Schutzzöllner und Industrielle erklärten sich für die Staats-Unterstützung, während hervorragende Mitglieder des Handelsstandes, welche der freieren Richtung in der Handelspolitik angehörten, sich entschieden dagegen aussprachen, indem sie behaupteten, daß der Fortbestand der fraglichen industriellen Anstalten bei mangelnder Staatshülfe keineswegs gefährdet sei, sondern dieselben mittels der Liquidation nur die Eigenthümer wechseln würden, indem die ersten Besitzer für den mit oder ohne Schuld erlittenen Schaden auch einzustehen hätten. Die trotz dieser Einwände gewährte Staats-Unterstützung hatte wenigstens in so weit guten Erfolg, als die genannten Anstalten mit Hülfe derselben sich behaupteten und jetzt sehr gute Geschäfte machen.

Wir müssen jetzt einer Einrichtung gedenken, welcher der bei Weitem größere Theil Deutschlands seinen industriellen Aufschwung und seinen heu-

tigen Wohlstand in hohem Maße zu verdanken hat, wir meinen — den Zollverein. In der deutschen Bundesacte war die Absicht niedergelegt, daß eine Einheit deutscher Handels- und Zollverfassung angestrebt werden solle. Allein noch Anfangs der zwanziger Jahre herrschte darin so vollständige Uneinigkeit, daß jeder der achtunddreißig deutschen Staaten sein besonderes Mauthsystem und seine besonderen Zollschranken hatte. Dieser Zustand der Dinge lähmte nicht bloß den Verkehr ganz außerordentlich — denn es war wahrhaft unnatürlich, daß ein und dasselbe Volk durch so vielfache Zollschranken künstlich aus einander gerissen wurde —, sondern wirkte auch höchst demoralisirend auf die unteren Classen der Bevölkerung. Denn der Schmuggel hatte sich wie eine wahre National-Krankheit eingefressen; in manchen Gegenden lebte die Bevölkerung ganzer Districte vom Schwärzen, und der Unfug war so groß, daß die Schmuggler sich oft sogar den Mauthbeamten mit Gewalt widersetzten und daß Militär zu Hülfe gerufen werden mußte. Arbeitsscheu, Trunkenheit, Laster, Verbrechen, waren moralische Folgen dieses Zustandes, während in materieller Hinsicht Handel und Gewerbe, namentlich in den Binnenländern, ein kümmerliches Dasein fristeten. Die Thatsache, daß in Preußen, welches sich als größeres Land eines ausgedehnteren Zoll-Complexes erfreute, Handel und Gewerbe in einem besseren Zustande sich befanden, als in den kleineren deutschen Ländern, ließ diese die Vortheile einer Handelseinigung allmählich erkennen. Nachdem Preußen im Jahre 1818 eine Zollreform eingeführt, schloß 1819 das Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen einen Zollvereins-Vertrag mit Preußen, traten Schwarzburg-Rudolstadt, Sachsen-Weimar, Anhalt-Bernburg, Lippe-Detmold und Mecklenburg-Schwerin wegen ihrer Enclaven in diesen Verein. Im Jahre 1828 wurde der Zoll- und Handels-Vertrag zwischen Preußen und Hessen-Darmstadt abgeschlossen, dem das Kurfürstenthum Hessen 1831 nachfolgte. Im Jahre 1828 wurde die Zolleinigung zwischen Baiern und Würtemberg gebildet, und nachdem 1830 Verkehrs-Erleichterungen und Zoll-Befreiungen zwischen den beiden Zoll- und Handels-Complexen mit gutem Erfolge eingetreten, wurde am 22. März 1833 der Zolleinigungs-Vertrag unter den die beiden Vereine bildenden Staaten zu Stande gebracht, dem schon acht Tage darauf das Königreich Sachsen beitrat. Am 11. Mai desselben Jahres trat der früher gebildete thüringische Verein von neun, jetzt acht Staaten, und 1835 Homburg, Baden, Nassau, Frankfurt und Braunschweig mit den Bezirken Blankenburg, Hohenstein und Elbingerrode dem Zollvereine bei, der durch diese Verträge auf 8110 Quadrat-Meilen Umfang angewachsen war. Die Wirkungen des deutschen Zollvereins waren nach allen Richtungen hin überaus günstige und gaben sich sowohl in der sittlichen Hebung der Bevölkerung kund, wie auch in dem sehr bedeutenden Aufblühen der Landwirthschaft, des Handels und der gewerblichen Industrie. Einzelne Gegenden

Deutschlands haben sich seit dieser Zeit so außerordentlich gehoben, daß ihre Industrie mit der hoch entwickelten englischen siegreich in die Schranken tritt. Mit diesen kurzen Andeutungen müssen wir uns hier begnügen; denn die Segnungen des Zollvereins aufzuzählen, würde ein besonderes Werk erfordern.

Im Jahre 1853 schlossen sich Hannover und Oldenburg dem Zollverein an; und mit Oesterreich, welches durch eine großartige Tarif-Reform vom Prohibitiv-System zu einem freisinnigeren Schutzzoll-System übergegangen war, wurde ein Zoll-Vertrag auf zwölf Jahre abgeschlossen und nach deren Ablauf erneuert, welcher den Verkehr zwischen den beiden großen deutschen Länder-Complexen sehr wesentlich erleichterte. Die guten Wirkungen dieser ersten Versuche zur Einigung der materiellen Interessen in Deutschland führten auch den deutsch-österreichischen Postverein herbei, dessen Porto-Ermäßigungen nicht allein eine wahre Wohlthat für den Verkehr wurden, sondern auch in Folge der Zunahme des Verkehrs die Einnahme der Post selbst vermehrten. Verträge hinsichtlich des Eisenbahn- und Telegraphen-Verkehrs waren nothwendige Folgen der Einrichtung dieser Anstalten im Großen, der deutsch-österreichische Münz-Vertrag, dessen Inhalt wir im zweiten Bande erörtern, folgte wenige Jahre darauf, um mit dem 1. Januar 1859 ins Leben zu treten; und wenn derselbe auch nicht alle Ungleichheiten des deutschen Münzwesens vermittelt, so ist durch denselben doch eine sehr große Erleichterung geboten und der Weg zur vollständigen Münzeinigung gebahnt. Wir hoffen, daß Verabredungen über ein gemeinsames Maß und Gewicht bald nachfolgen werden, und daß auch eine Regelung des Noten-Umlaufs der verschiedenen deutschen Banken zu Stande kommen möge.

Die Erwähnung der elektromagnetischen Telegraphen und der Eisenbahnen, dieser zwei merkwürdigsten und weltumgestaltendsten Erfindungen, welche die Geschichte kennt, erinnert uns an die angenehme Pflicht, des ungeheuren Fortschrittes zu gedenken, welcher in Deutschland seit einer Generation in Hinsicht auf die Industrie und die Verkehrs-Anstalten gemacht worden ist und welcher sich vollkommen mit dem vorangegangenen Aufschwung Englands vergleichen läßt, dem die deutsche Arbeit wie ein edler Vollblut-Renner den Vorrang abzulaufen bestrebt ist*). Während vor dreißig Jahren die Straßen in so schlechtem Zustande sich befanden, daß man täglich von stecken gebliebenen oder umgeworfenen Wagen und verunglückten Reisenden hören konnte, daß namentlich in Gebirgsgegenden ein rüstiger Fußgänger so ziemlich mit dem Eilwagen wettlaufen konnte, bedecken jetzt Dampfschiffe alle unsere Flüsse, und waren im Jahre 1870 über 2000

*) Ich verweise hinsichtlich dieser erfreulichen Entwicklung auf die Einleitung zu meiner „Geschichte der Handelskrisen".

Meilen **Eisenbahnen** in Deutschland im Betrieb, welche mit den öster reichischen die Zahl von 2600 Meilen überschreiten, mit einem Anlage-Capital von ungefähr 12,000 Millionen Thaler. Diesem großen Verkehre haben sich überseeische Dampfschifffahrts-Linien zugesellt, deren Errichtung in unseren Seestädten längst als ein Bedürfniß des deutschen Handels anerkannt worden war. Wenn die in Bremen und Hamburg mit Nord- und Südamerica errichteten Dampfschifffahrts-Linien auch Anfangs mit vielen Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, so ist unsere Erwartung, daß die Tüchtigkeit deutscher Seeleute auf die Dauer zur Geltung kommen wird, vollständig erfüllt worden.

Neben und in Folge der ungeheuren Vermehrung der Verkehrsmittel entfaltete sich die **Landwirthschaft** in hohem Maße. Die **Einführung der Kartoffel** gab der Landwirthschaft, welche sich seit dem Mittelalter wenig geändert hatte, einen neuen Umschwung. Der **Kleebau** verdrängte die **Brachwirthschaft** in den dichtbevölkerten Ebenen und Thälern gänzlich, die Kenntniß der Landwirthschaft wurde zur Wissenschaft erhoben, Drainirung, chemische Düngung, Guano und — in Folge der großen Entdeckung Liebig's über den Stoffwechsel, — wissenschaftliche Bewirthschaftung des Bodens überhaupt hat den Ertrag desselben ansehnlich gesteigert, während zugleich die Erleichterung des Verkehrs für die meisten Landwirthe eine Preisbesserung der Producte herbeiführte. Es liegen uns über die epochemachende Verbesserung der deutschen Landwirthschaft im Allgemeinen keine ganz zuverlässigen Zahlen vor; so viel steht fest, daß dieselbe bedeutend größere Fortschritte gemacht hat, als die französische, und doch hat sich die letztere, nach einer neuerlichen Aufstellung des Agricultur-Statistikers de Lavergne, in folgender Weise seit 1789 verbessert: Das uncultivirte Land, die „Landes", betrug 1789 zehn Millionen Hectares, jetzt nur noch acht Millionen; das Waldland hat sich um eine Million vermindert, das Ackerland um eine und eine halbe, Weideland um eine Million und Weinberge um eine halbe Million Hectares sich vermehrt. Die Brache, welche 1789 zehn Millionen Hectares betrug, enthält jetzt nur noch fünf Millionen. Kunstwiesen haben sich von einer auf drei Millionen Hectares vermehrt, und Gartenland u. s. w. von zwei und einer halben auf fünf Millionen Hectares. Eine Parallele der Aernte-Erträge ergibt folgendes Resultat:

	1789.	1815.	1848.	
Weizen . . .	34 Mill.,	44 Mill.,	70 Mill.	Hectolitres,
Roggen u. s. w.	46 „	44 „	40 „	„
Kartoffeln . .	2 „	20 „	100 „	„
Wein	17 „	35 „	40 „	„

Im Jahre 1789, als Frankreich 26 Millionen Einwohner zählte, war der Durchschnitt der Nahrungsmittel auf den Kopf jährlich 1¼ Hectoliter Weizen,

1³/₄ Hectoliter Roggen u. s. w., 18 Kilos Fleisch; im Jahre 1848 mit 36 Millionen Einwohner war der Durchschnitt 2 Hectoliter Weizen, 1 Hectoliter Roggen und anderes Getreide, 28 Kilos Fleisch. Rein-Einkommen und Productionskosten waren pro Hectare folgende:

	1789.	1815.	1848.
Einkommen des Grund-Eigenthümers	12 Francs,	6 Francs,	30 Francs,
Einkommen des Pächters .	5 „	6 „	10 „
Auslagen	1 „	2 „	5 „
Steuern	7 „	4 „	5 „
Löhne	20 „	32 „	50 „

Größer noch, als die Verbesserung der Landwirthschaft, war die Hebung des **Bergbaues** und der **Fabrik-Industrie**. Zahlreiche Steinkohlen-Lager wurden in vielen Gegenden Deutschlands erschlossen, und trotz dieser ungeheuren Vermehrung des Brennmaterials stiegen die Holzpreise doch fortwährend; die Eisen-Industrie wurde nach dem großartigen englischen Muster umgewandelt, und aller Orten schießen die Schornsteine der Baumwollen- und Leinen-Spinnereien, der Maschinenbau-Anstalten und einer Menge anderer Fabriken wie Pilze aus der Erde. Aus den träumenden Deutschen ist ein praktisches, rüstiges Volk geworden, welches seinem angelsächsischen Vetter bald kein Haar breit mehr an Tüchtigkeit nachgibt.....

Die Nachwehen der Krisis des Jahres 1847 waren noch nicht verwunden, als in einem fernen Welttheile die Quelle neuer wirthschaftlicher Umwälzungen sich erschloß — wir meinen die **Entdeckung der californischen Goldlager**. Die ungeheure Goldausbeute, welche die zuerst in Californien und einige Jahre darauf die in Australien entdeckten Goldschichten lieferten, vermehrte den Goldvorrath in Europa und Amerika in den neun Jahren von 1848—1856 um über 1200 Millionen Thaler. **Toole** und **Newmarch** nehmen an, daß der größte Theil dieser Summe durch die Münzstätten Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten geflossen ist und den Münz-Betrag dieser genannten Länder um ungefähr ein Drittheil vermehrt hat. Wie überraschend und bedeutend die Ausdehnung der Gold-Production seit 1848 aber auch gewesen sein mag, so darf doch auch die Thatsache nicht außer Acht gelassen werden, daß zwischen 1800 und 1848 der Total-Vorrath von Gold in Europa und Amerika um 58 Procent vermehrt worden ist; — daß diese bedeutende Vermehrung Platz griff, ohne in irgend einer Weise den relativen Werth des Goldes zu verändern, obgleich während derselben 48 Jahre der Zuwachs in dem Totalbetrage des Silbers nur 25 Procent betrug. Diese Thatsache macht es denn erklärlich, daß die ungeheure Vermehrung des Goldvorrathes in den letzten 20 Jahren das Werthverhältniß des Goldes zum Silber ebenfalls kaum verändert hat. Solche Erscheinung erklärt sich folgender

Maßen: In Nordamerika, England und Frankreich verdrängten die Goldmünzen, weil tarifirt, das Silbergeld mehr und mehr aus dem Verkehr, und auch in den übrigen deutschen Staaten nahm der Gebrauch der Goldmünzen mehr als vorher überhand. Silber wurde dagegen in ungeheuren Quantitäten nach Hinter-Asien exportirt, wo es höher im Preise steht.

Da das Werthverhältniß des Goldes zum Silber sich trotz jener ungeheuren Vermehrung des Goldes fast gar nicht verändert hat, so folgt daraus, daß auch die Preise der Waaren dadurch nicht erhöht worden sind, wie vielfach irriger Weise angenommen wurde. Was nicht durch den Silber-Export nach Asien sich ausglich, das wurde ausgeglichen durch eine Ausdehnung der Handels- und Industrie-Unternehmungen, und die Goldvermehrung kam dadurch vorzugsweise den arbeitenden Classen zu Nutzen, deren Löhne sich in dieser Zeit von 20—50 Procent verbesserten. Zuerst machte sich diese Wirkung in Nordamerika geltend, sodann in England, welches seine Ausfuhr innerhalb zwanzig Jahren fast vervierfachte. Etwas später kam die Rückwirkung auf den europäischen Continent, wo die Production von 1850 an auch noch aus der Ursache einen besonderen Sporn erhalten hatte, daß in den Revolutions-Jahren von 1848 und 1849 alle Geschäfte sehr darniedergelegen hatten und die Waarenvorräthe während dieser Zeit vollständig aufgeräumt worden waren. Außer den vielfachen Eisenbahn- und Fabrik-Anlagen, deren wir bereits erwähnt haben, bildete sich auf dem Continent auch eine große Anzahl neuer Credit-Institute. In Frankreich wurde eine große Hypotheken-Bank — der Crédit foncier — und eine große privilegirte Bank- und Handels-Gesellschaft — der Crédit mobilier — gegründet, welche letztere, nach Art der preußischen Seehandlung, nicht bloß die gewöhnlichen Geschäfte der Disconto-Banken, sondern, mit Ausnahme der Zettel-Ausgabe, das ganze Gebiet der Börsen-Speculation wie bei einem Privat-Banquier umfaßt. Eine gleiche Credit-Anstalt wurde in Oesterreich errichtet, und eine weitere Anzahl solcher Credit-Institute so wie neuer Zettel-Banken von verschiedenen deutschen Staaten gegründet*).

Während die vermehrte Gold-Production und die Erleichterung des Geld-Verkehrs durch die Banken das Umlaufs-Capital flüssiger machte, hatten die Welt-Industrie-Ausstellungen in London und Paris den Wetteifer der Gewerbtreibenden und Fabricanten angeregt, so daß die industrielle Production befruchtet und vermehrt und die Handels-Speculation wesentlich genährt und gesteigert wurde. Die guten Gewinnste, welche Anfangs gemacht wurden, führten auch dieses Mal wieder zur Ueber-Speculation, so daß zu-

*) Siehe meine „Geschichte der Handelskrisen", S. 304—349, und 2. Band, 2. Aufl. dieses Werkes, S. 265—309.

letzt sogar das bedeutend vermehrte Umlaufs-Capital nicht mehr ausreichte, daß zur Credit-Ueberspannung und Wechselreiterei gegriffen wurde, und daß endlich im Spätjahre 1857 wieder eine Krisis in nie gesehenen Dimensionen ausbrach, welche Nordamerika, England, Schweden, Dänemark, Frankreich, Oesterreich, Norddeutschland und vor allen Dingen Hamburg mit furchtbaren Schlägen heimsuchte, die bis nach Südamerika und nach Batavia hin repetirten. In Hamburg wurden die oben angeführten, in der Krisis von 1799 gebrauchten Hülfsmaßregeln wiederholt in Anwendung gebracht. Die wirksamste Hülfe gewährte indessen die österreichische Nationalbank, welche Hamburg mit einem Silber-Darlehen von 10 Millionen Mark Banco beisprang. Diese Hülfe machte so beruhigenden Eindruck, daß das gesunkene Vertrauen sich rasch wieder herstellte, und daß der Verlauf und die Wirkung der Krisis dadurch bedeutend abgekürzt und gemildert wurde. Die Nachwehen der Krisis in Hinsicht auf die Industrie und die arbeitenden Classen waren in Nordamerika und England größer und länger andauernd, als in Deutschland, wo die aus den Manufacturen entlassenen Arbeiter leicht im Landbau untergebracht wurden, der schon seit Jahren empfindlichen Mangel an den nöthigen Arbeitskräften leidet. Ueberdies hatte man sich zum Theil, wohl auch in Folge der guten Aernten, so bald wieder erholt, daß in den meisten Gewerben zu Ende 1858 Arbeiter mehr gesucht als angeboten waren.

Die Lage der arbeitenden Classen ist zu keiner Zeit befriedigender gewesen, als seit den letzten Jahrzehnten, und die Behauptungen der Socialisten von dem Ueberhandnehmen des Pauperismus sind überall durch die Thatsachen widerlegt worden.

In der Februar-Revolution 1848 war zu Paris der Versuch gemacht worden, socialistische Theorieen ins Leben zu führen. Zwar hatte Considerant die vom Staate verlangten vier Millionen zur Gründung eines Muster-Phalanstere nicht erhalten, zwar waren die für eine Zeit lang errichteten National-Werkstätten nur ein Compromiß zwischen den Socialisten und den Capitalisten; allein das Princip der Socialisten, die Staats-Unterstützung, kam allerdings bei diesen bereits zur Geltung und zeigte sich in seiner ganzen Unmöglichkeit. Es zeigte sich in den National-Werkstätten, wie der Träge auf Kosten des Fleißigen lebte; es ergab sich schon in den Grundzügen dieser Einführung, daß eine noch gründlichere Durchführung des socialistischen Princips nur noch größere Uebelstände nach sich ziehen würde. Es hat sich seit jener Zeit vielmehr gerade das Princip der Selbsthülfe, der Selbstverwaltung, auf das glänzendste bewährt. Von allen Bestrebungen und Schöpfungen des Socialismus in jener Zeit haben sich nur die auf der Selbsthülfe und auf der solidarischen Haftbarkeit der Genossen beruhenden Associationen erhalten, wovon zwanzig in Paris und zehn in den Provinzen Frankreichs

sich befinden und welche Vereinigungen zu gemeinschaftlicher Production bilden. Dieselben hatten ihr Vorbild in England gefunden, wo diese Art der Genossenschaft zuerst aufgekommen war. Neben ungefähr 50 Associationen zu gemeinschaftlicher Production, bestehen in England noch gegen 300 zu gemeinschaftlicher Beschaffung von Lebensmitteln, Rohproducten und Credit.

Seit dem Jahre 1850 entwickelte sich das Genossenschaftswesen in vielversprechendem Maße auch in Deutschland, indem es, in dem kleinen Städtchen Delitzsch unter der Leitung Schulze's, des warmen Menschenfreundes, anhebend in verschiedenen deutschen Ländern schon über 2600 Associationen ins Leben rief. Was diese wirthschaftliche Bewegung besonders glückverheißend macht, ist der Umstand, daß man sich auf das zunächst Erreichbare beschränkt hat, das heißt, daß man unter Berücksichtigung der Schwierigkeiten, welche der deutsche Individualismus in den Weg legt, von der Genossenschaft zu gemeinschaftlicher Production vorläufig abgesehen und nur folgende drei Arten von Associationen gegründet hat: 1) Consum-Vereine zur gemeinschaftlichen Beschaffung von Lebensmitteln; 2) Vorschuß-Vereine zur Beschaffung von Credit, und 3) Vereine zur gemeinschaftlichen Beschaffung von Rohstoffen, Verkaufsgelegenheiten u. dgl. Die beiden letzteren namentlich haben eine überaus wohlthätige Wirkung auf die Lage des Handwerkerstandes vieler kleinen deutschen Städte gehabt. Durch die solidarische Haftbarkeit der Genossen wurden die Vereine in den Stand gesetzt, sich ausreichende Mittel durch Anleihen zu beschaffen; der kleine Gewerbetreibende wurde dadurch erst creditfähig; er wurde den Capitalisten ebenbürtig, und so war das Mittel zur materiellen wie zur sittlichen Hebung des ganzen Standes gefunden, welches, nachdem die neuen Anstalten von der Gesetzgebung anerkannt waren, auch der unbeschränkten Haftpflicht entbehren kann. Während der Handelskrisis von 1857, wo Millionäre schwankten, standen die kleinen Handwerker der Genossenschaften so fest, daß sie noch Gelder ausliehen. Auch in Oesterreich und Frankreich greifen die Vorschuß-Vereine um sich, während in der Schweiz zu gleicher Zeit mit den deutschen Vorschuß-Cassen entstandene Spar- und Leihcassen, ganz auf der Grundlage von Actiengesellschaften beruhend, ohne unbeschränkte Haftbarkeit*) eben so günstige Resultate aufweisen. Zu Productiv-Genossenschaften wurde in Frankreich und Deutschland der Versuch gemacht, doch sind viele derselben gescheitert und fallirt. Besser prosperiren Maschinen-Vereine, d. h. Genossenschaften zu gemeinschaftlicher Benutzung von Werkzeug-Maschinen und Motoren beziehungsweise Wasser- oder Dampftriebkräften, weil sie die geschäftliche Unabhängigkeit des Gewerbsmannes unangetastet lassen.

---

*) M. s. Bd. 3, S. 557—560, die Resultate der schweizerischen Spar- und Leihcassen.

Zur Propaganda der wissenschaftlichen Ideen haben wesentlich die Congresse von Fachmännern, der internationale statistische Congreß, der internationale Congreß zur Förderung der socialen Wissenschaften, der Congreß deutscher Volkswirthe, der deutsche Juristentag, der Verein der deutschen Ingenieure, ja, selbst der älteste, der der Naturforscher beigetragen.

Gleichzeitig wie in Deutschland die Fesseln der Industrie fielen und die Gewerbefreiheit eingeführt wurde, ward die Bahn zum freien Handel durch den von England und Frankreich angeregten Abschluß von Handelsverträgen zwischen allen Ländern betreten.

Im Jahre 1861 wurde in Rußland die Leibeigenschaft aufgehoben; im Jahre 1865 war die Aufhebung der Sclaverei in Nordamerica nach dem größten und blutigsten der Bürgerkriege eine vollendete Thatsache.

Während in England eine neue Handelskrisis 1866 ausbrach, welche aufs Neue die Suspension der Bankacte nöthig machte, vollzog sich eine der wichtigsten politischen Umgestaltungen des Jahrhunderts — durch die Gründung des Norddeutschen Bundes, welche eine Anzahl wichtiger volkswirthschaftlicher Reformen und wohlthätiger Einrichtungen im Gefolge hatte. Wir heben nur folgende hervor: Den Pfennigtarif pr. Centner und Meile auf den Eisenbahnen für die nothwendigsten Güter, wie z. B. Kohlen; die Groschenpost; die Abschaffung des Paßwesens; die Beseitigung der Ehehindernisse; die Errichtung eines Allgemeinen Handelsgerichtshofes in Leipzig; die Einführung eines deutschen Criminal-Gesetzbuches; die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht; die Einführung eines allgemeinen deutschen Indigenats; die Schöpfung einer deutschen Flotte; die Wiedererneuerung und Reform des Zollvereins u. s. w.

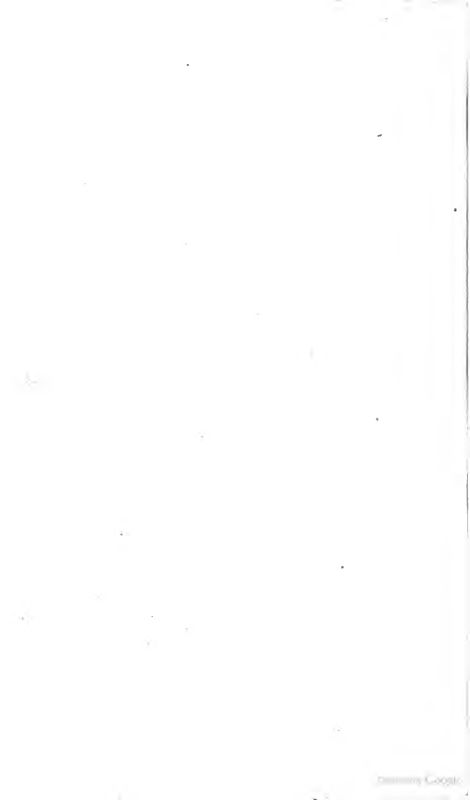
Die großen wirthschaftlichen Fortschritte haben auch die Arbeiterwelt in Bewegung gebracht. Zuerst durch Demagogen aufgestachelt, und nach der Utopie der Staatshülfe haschend (s. d. nähere Ausführung im 2. Bande), kommen sie allmälig auf das praktischere Gebiet des Lohnes und dessen Erhöhung, was häufig zu günstigen Resultaten führt, wenn die Zeit richtig gewählt und die Forderungen nicht zu hoch gespannt werden.

Zweites Buch.

Uebersicht

der

volkswirthschaftlichen Theorieen und ihrer Lehrer.



Uebersicht der volkswirthschaftlichen Theorieen und ihrer Lehrer.

Da der Mensch durch den nothwendigen Trieb der Selbsterhaltung gezwungen ist, seine Bedürfnisse zu befriedigen und zur Erlangung der Befriedigungsmittel sich anzustrengen und zu arbeiten, im Sommer Vorräthe für den Winter, am Tage für die Nacht, in der Jugend für das Alter zu sammeln, so mußten schon in der frühesten Zeit der Culturentwicklung die Gedanken sich darauf richten, in welcher Art die Arbeit zu erleichtern und am ausgiebigsten zu machen sei. Um die Stufe der wirthschaftlichen Entwicklung in vorhistorischer Zeit zu erkennen, braucht man nur die in der Cultur zurückgebliebenen Volksstämme der dünn bevölkerten Welttheile von America, Africa und Australien zu beobachten. Von dem Augenblick an, wo der Mensch begann, sich Werkzeuge zu schaffen, mußte allmälig die Einsicht sich aufdrängen, daß der Einzelne mehr Geschicklichkeit erwirbt und verhältnißmäßig mehr leisten kann, wenn er nicht, wie Robinson, alles, was er braucht, selber macht, sondern, wenn er sich auf die Herstellung je eines besonderen Befriedigungsmittels wirft. So finden wir z. B. schon in den ältesten Pfahlbauten Spuren von besonderen Werkstätten, in welchen Steinwerkzeuge angefertigt worden sind. Da haben wir also bereits die Theilung der Arbeit.

Die Ueberzeugung von der wirthschaftlichen Nothwendigkeit der Theilung der Arbeit muß schon den ältesten Aegyptern und Chinesen klar gewesen sein; bei den ersteren kommt sie wenigstens bereits in dem System der wirthschaftlich getrennten Kasten zur praktischen Anerkennung.

Da mit der ersten Einführung der Theilung der Arbeit zugleich der Tausch der Arbeitsproducte ins Leben treten mußte, so kam man auch mit der Zeit auf die Einführung allgemeiner Tauschmittel, welche zuletzt auf die Erfindung des Geldes hinleiteten. Zuerst waren solche allgemeine Tauschmittel Vieh, Sclaven, Pelz, Getreide, endlich aber Kupfer, Silber und Gold,

aus dem zuletzt das Geld geschlagen wurde, indem man es zuerst nach dem Gewichte maß und dann einem gewissen Gewichtstheil ein Zeichen ausdrückte.

Gleichzeitig mit dem Tausch mußte wenigstens instinctiv der Begriff des Werthes auftauchen. Ohne ihn ist der Tausch nicht denkbar. Die Menschen mochten also schon lange, ohne es zu wissen, Betrachtungen über das Wesen des Werthes und anderer wirthschaftlicher Grundbegriffe, des Preises, des Lohnes, des Capitals, des Zinses, des Eigenthums und des Besitzes, angestellt haben, — positive Gedanken-Ueberlieferungen haben wir aber erst aus der griechischen Welt.

Im innigsten Zusammenhang mit der Arbeit zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse hätte stehen sollen die persönliche Freiheit und die Frage des Eigenthums. Obgleich die ganze Wirthschaft des Alterthums auf der persönlichen Knechtschaft des größeren Theiles der Bevölkerung ruhte, so stoßen wir bei den alten griechischen Schriftstellern doch nur selten auf eine Betrachtung über dieses Verhältniß, nie auf eine Mißbilligung. Es sind eben nur die Stimmen der Herren, welche bis zu uns gedrungen sind. Ungleich mehr Aufmerksamkeit wurde der Frage des Eigenthums, von dem die Sclaven übrigens einen Theil bildeten, geschenkt. Die aus der Verschiedenheit der menschlichen Anlagen entspringende Ungleichheit des Vermögens, die Scheidung der Menschen in Reich und Arm, scheint schon sehr früh die Weltweisen zum Nachdenken darüber aufgefordert zu haben, durch welche Mittel diese Gegensätze zu mildern seien.

Von den Pythagoräern, die auf der ägyptischen Bildung fußten, behauptet man wenigstens, daß sie theoretisch und praktisch der Güter-Gemeinschaft nahe standen. Die späteren philosophischen Schulen scheinen nicht selten auch wirthschaftliche Verhältnisse in den Bereich ihrer Untersuchungen gezogen zu haben. Ein Sophist, Hippodamus von Milet, empfahl die ägyptische Classeneintheilung der Bevölkerung in Ackerbauer, Handwerker, Krieger und Priester, welche letztere in der ältesten Zeit zugleich die wissenschaftliche Berufsclasse bildeten.

Der Philosoph Phaleas von Chalcedon empfahl schon die möglichste Ausgleichung der Vermögensverhältnisse der Bürger, und meinte seinen Idealstaat dadurch begründen zu können, daß die Reichen angehalten würden, ihren Töchtern Ausstattung zu geben, während die Armen von dieser Pflicht befreit würden, was sich freilich von selbst versteht.

Eine praktischere Richtung verfolgte die Schule des Diogenes, die Cyniker, indem sie die Ausgleichung der Vermögensverhältnisse durch Genügsamkeit, die Einschränkung der Bedürfnisse, anzubahnen bestrebt waren. Freilich ist die Richtung dieser philosophischen Schule nur als ein mäßigendes, nicht als ein maßgebendes Element anzuerkennen; denn die Entwicklung erhabener Culturzwecke, welche in der griechischen Kunst zu Tage trat,

war nur durch die Mittel des Reichthums möglich. Thucydides machte daher in seinem berühmten Geschichtswerk schon darauf aufmerksam, daß die Blüthe der Staaten nur durch den Reichthum, die Frucht der Arbeit, errungen werden könne.

Das richtige Maß zwischen diesen beiden Tendenzen scheint von Sokrates und von Aristoteles gelehrt worden zu sein, indem der erstere nicht die Größe, sondern die Zulänglichkeit des Vermögens als den wünschenswerthen Maßstab ausgab, und der letztere den Mittelstand pries, wovon weiter unten noch die Rede sein wird.

Die ersten eingehenden Betrachtungen über die Volkswirthschaft sind uns von Xenophon überliefert, welcher den sokratischen Ideengang verfolgte, neben erleuchteteren Gedanken sich indessen doch nicht von den Vorurtheilen seiner Zeit befreien konnte. Er lehrte, wie die Wirthschaft des freien Mannes auf Grundbesitz beruhen müsse. Das Handwerk fand vor seinen Augen wenig Gnade, weil ihm die sitzende Lebensweise des Gewerbetreibenden zu sehr die leibliche und geistige Entwicklung zu beeinträchtigen schien. Er erachtete daher das Handwerk des freien Mannes nicht für würdig und wies diesem den Ackerbau, den Handel und den Bergbau zu, bei welchem letzteren er aber natürlich die groben Dienste wieder für die Sclaven reservirte. Auf die Gewinnung von Kupfer, Silber und Gold legte er, wie überhaupt die Athener, großen Werth. Wir stoßen in seinen ökonomischen Büchern auf eine Bemerkung, welche ihrer Eigenthümlichkeit wegen wörtlich angeführt zu werden verdient:

„Bei dem Bergbau auf Silber haben, wie man sagt, Alle Mangel an Arbeitern; denn es ist hier nicht so wie dann, wenn viele Kupferschmiede entstehen, wo dieselben, wenn die Kupferarbeiten wohlfeiler werden, zu Grunde gehen; eben so die Eisenschmiede; oder wenn viel Getreide und Wein wächst und die Früchte wohlfeil sind, der Landbau uneinträglich wird, so daß Viele aufhören, den Boden anzubauen, und zum Handel, zum Höckergeschäft oder Zinswucher übergehen. Je häufiger im Gegentheil das Silber erscheint, desto mehr Leute gehen an das Geschäft. Silber hat noch Niemand so viel erworben, daß nicht noch dazu verlangt würde. Wenn aber Einige recht viel gewinnen, so vergraben sie es und freuen sich nicht minder darüber, als wenn sie es gebrauchen würden. Selbst wenn die Staaten gedeihen, bedürfen die Menschen sehr des Silbers; denn die Männer wollen es verwenden auf schöne Waffen und gute Pferde und Häuser und kostspielige Ausrüstungen, die Frauen aber wenden es an kostbare Gewande und goldenen Schmuck. — Wenn aber die Staaten wieder durch Mangel an Früchten oder durch Krieg leiden, weil viel Land unbebaut ist, so brauchen sie Geld zu Lebensmitteln und für die Hülfsvölker. Wenn nun Jemand sagen wollte, daß auch das Gold nicht minder brauchbar sei, als das Silber, so wider-

spreche ich zwar nicht, das aber weiß ich, daß auch das Gold, wenn es häufig erscheint, ungeschätzter wird, das Silber aber schätzbarer macht."

Es ist auffallend, daß Xenophon, der Wahrheit so nahe, diesen Satz nicht umkehrte und den bleibenden Werth des Silbers in dessen langsamerer Production erkannte. Die griechischen Bergwerke waren eben nicht so ergiebig, als die Silberminen von Potosi, welche hundert Jahre nach ihrer Entdeckung (1540), d. h. im Jahre 1640, den Werth des Silbers auf ein Drittheil vermindert hatten.

Aristoteles hatte in dieser, wie in so vielen Beziehungen, klarere Begriffe, wie aus folgender Erklärung des Geldes hervorgeht: „In der ersten Gemeinschaft hatte der Tausch noch nichts zu schaffen, sondern erst als die Gemeinschaft voller war; denn Jene hatten Alles gemeinsam, Diese aber schon Vieles getrennt, was sie nach ihren Bedürfnissen gern gegenseitig austauschten, wie es jetzt noch viele barbarische Völker bei dem Tausche machen; dieselben tauschen Nützliches gegen Nützliches ein, stets Gleich gegen Gleich; sie nehmen und geben z. B. Wein gegen Getreide und Anderes der Art. Ein solches natürliches Tauschgeschäft erzeugt kein Vermögen, sondern ergänzt nur gegenseitig die Befriedigung der Bedürfnisse. Als nun die Operation für das Einführen dessen, was man bedurfte, und das Ausführen dessen, woran man Ueberfluß hatte, auf immer weitere Kreise sich ausdehnte, so wurde aus Noth der Gebrauch des Geldes erfunden. Man kam zum Zwecke der Eintauschungen unter sich überein, eine Sache zu nehmen, welche, zu den Gütern gehörend, leicht zu handhaben und dauerhaft wäre, wie Eisen und Silber oder etwas Anderes der Art, zuerst einfach bestimmt nach Größe und Gewicht, zuletzt aber auch von den Menschen mit einem Zeichen versehen, damit sie des Messens und Wägens überhoben wären; denn das Merkmal wurde aufgeprägt als Zeichen der Münze. Als daher schon das Geld durch den nothwendigen Tausch erfunden war, entstand die andere Gattung des Vermögens-Erwerbs, der Kaufhandel, der Anfangs wahrscheinlich einfach begann, durch den Gebrauch aber künstlicher wurde, dergestalt, daß das Umgetauschte den größten Gewinn einbrachte. Daher scheint auch die Kunst der Erwerbung des Vermögens meistentheils mit Geld zu wirken. Man hält nämlich den Reichthum oft für eine Menge Geldes, weil man mit diesem alles Andere sich verschaffen kann. Dann aber scheint es wieder etwas Unnützes und durchaus Unbrauchbares zu sein, weil man es zu keinem der Lebensbedürfnisse brauchen kann, und der, welcher Geld in Fülle hat, an der nothwendigen Nahrung Mangel leiden kann (auf einer wüsten Insel z. B.); nun ist es aber ungereimt, daß dasjenige Reichthum sei, in dessen überflüssigem Besitze man vor Hunger sterben kann."

Die neueren National-Oekonomen haben den Begriff des Geldes nicht besser festgestellt, als der Lehrer Alexander's.

Eben so gut bezeichnet Aristoteles die Folgen des Monopols und privilegirten Wuchers. Plato, obwohl in manchen Dingen nicht so klar wie Aristoteles bestimmt dennoch das Wesen des Geldes überraschend richtig.

Die Theilung der Arbeit, deren Erklärung besonders Adam Smith zum Verdienst angerechnet wird, ist schon von Plato völlig richtig dargelegt worden. Derselbe sagt in seinem Buche vom Staate (C. II.): „Eine Stadt entsteht, wie ich glaube, weil keiner sich selbst genügt, sondern Einer des Anderen bedürftig ist, und daher viele Genossen und Gehülfen auf Einer Wohnstätte sich versammeln müssen, um gegenseitig ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Nun ist da ein Ackersmann, hier ein Baumeister, dort ein Weber, ein Schuster und ein Arbeiter. Soll nun Jeder von diesen sein Werk Allen gemeinsam darbieten, soll der Ackersmann die Nahrung für Vier schaffen und die vierfache Zeit und Mühe darauf verwenden, oder soll er nur für sich allein sorgen und den vierten Theil der Zeit auf den Landbau wenden, die übrige Zeit aber auf die Anfertigung seiner Kleidung, seiner Schuhe und den Bau seines Hauses? — Das Erste ist wahrscheinlich vortheilhafter, sagt Adeimantos. — Auch ist das nicht wunderbar, fuhr er fort, denn ich bemerke selbst, daß nicht Alle gleich geartet sind, sondern der Natur nach verschieden, und nicht Jeder zu jedem Geschäfte geeignet. Wird nun einer etwas besser verrichten, wenn er viele Künste betreibt oder nur eine? Dann kommt noch hinzu, daß ein Geschäft oder eine Sache, die nicht immer beaufsichtigt wird, zu Grunde geht, und das wird der Fall sein, wenn einer Vielerlei zugleich treibt. Diesem gemäß wird Alles reichlicher, schöner und leichter werden, wenn Jeder das, was seiner Natur angemessen ist, und in der rechten Zeit verrichtet, andere Dinge Anderen überlassend."

Was die geistige Production angeht, so war Plato in denselben Fehler verfallen, welchen man der Smith'schen Schule zum Vorwurf macht, daß sie dieselbe zu gering angeschlagen oder, wie Say, die Beamten ganz unter die unproductiven Arbeiter gerechnet hat. Plato schloß Gelehrte und Dichter, als unnütz, förmlich aus seinem Staate aus. Diese Ansicht widerlegte schon Aristoteles.

Im ersten Buche seiner „Politik" (IV. 21), wo Aristoteles die Sclaverei zu rechtfertigen sucht, entwickelt er nicht allein richtige Begriffe vom Capital, sondern definirt dasselbe sogar, ganz wie neuere americanische National-Oekonomen, als Werkzeug zur Production. Er nennt das Vermögen, die Habe — eine Fülle von Werkzeugen, und den Sclaven ein beseeltes Werkzeug. Ferner bestimmt er den Begriff von Gebrauchs- und Tauschwerth so genau, als wenn er ein Schüler von A. Smith gewesen wäre.

Beherzigenswerth ist die Apologie, welche Aristoteles vom Mittelstande macht. Sokrates hatte schon darauf aufmerksam gemacht, daß die Tugenden

der Menschen sich vorzugsweise im Mittelstande entwickelten, weil Armuth den Geist niederdrücke und gemein mache, Reichthum aber zu Trägheit, Ausschweifung und zum Laster reize. Aristoteles sagt darüber: „In allen Staaten gibt es drei Classen: Reiche, Arme und eine dritte, mittlere, dazwischen. Weil nun zugestanden wird, das Mäßige und das Mittlere sei das Beste, so ist es klar, daß auch von den Glücksständen der mittlere Besitz der beste von allen sei; denn der gehorcht am liebsten der Vernunft; der Ueberschöne aber, oder der Ueberstarke, oder der Ueberedle, oder der Ueberreiche, oder der Gegensatz derselben, der Ueberarme, oder der Ueberschwache und der ganze Verachtete folgen nur schwierig der Vernunft. Denn Jene werden eher übermüthig und im Großen Uebelthäter; diese aber werden boshaft und sehr schlimm im Kleinen; von den Ungerechtigkeiten entstehen einige aus Uebermuth, die anderen aus Bosheit (A. vergißt den Eigennutz). Zudem wollen diejenigen, welche in einem Uebermaße des Glückes, der Stärke und des Reichthums und der Freunde und anderer Güter sich befinden, weder beherrscht werden, noch verstehen sie es (und das kommt schon von Hause aus, wenn sie noch Knaben sind; denn wegen der Hoffarth sind sie nicht einmal gewohnt, sich in den Schulen beherrschen zu lassen). — Jene aber, welche an diesen Dingen im Uebermaße Mangel leiden, sind sehr niederträchtig, so daß diese nicht zu herrschen verstehen, sondern mit sclavischer Herrschaft beherrscht werden. Es entsteht also ein Staat sowohl von Sclaven, als auch von Herren, aber nicht ein Staat von Freien; ein Staat von Beneidenden und von Verachtenden, was am weitesten entfernt ist von staatlicher Befreundung und Gemeinschaft: denn die Gemeinschaft ist etwas Befreundetes; mit Feinden will man aber den Weg nicht gemeinsam haben."

„Es strebt auch", fährt der Weise des Alterthums fort, „der Staat meistentheils dahin, aus Gleichem und Aehnlichem zu bestehen; dieses bildet aber meistens das Wesen der Mittleren, so daß nothwendig derjenige Staat am besten geleitet wird, welcher aus Jenen besteht, und diese Bürger sind in den Staaten am meisten wohl behalten. Denn sie trachten nicht nach fremder Habe, wie die Armen, und weil weder ihnen nachgestellt wird, noch sie nachstellen, so leben sie gefahrlos dahin. Deßwegen erbat sich Phokylides schon: „„viel Gutes des Mittleren; ein Mittlerer will ich im Staate sein!"" Daraus geht hervor, daß die beste staatliche Genossenschaft die der Mittleren ist, und daß solche Staaten wohl regiert sind, in welchen das Mittlere viel und wenigstens mehr als die beiden anderen Theile, oder, wenn nicht, doch wenigstens mehr als der eine Theil ist; denn hinzugelegt, gibt es den Ausschlag und hindert, daß die entgegengesetzten Uebergewichte entstehen. Deßwegen ist es das größte Glück, wenn die Regierten ein mittleres oder schickliches Vermögen haben, weil, wo die Einen gar Vieles, die Anderen aber Nichts erwerben, der Pöbel äußerst groß, oder die Oligarchie ungemäßigt

wird, oder die Tyrannei wegen beider Uebertreibungen entsteht; denn auch aus der kräftigsten Demokratie und aus der Oligarchie entsteht die Tyrannei, aus den Mittleren aber und den sich nahe Stehenden viel weniger. Daß der Mittelstand der beste, ist offenbar; denn er allein ist nicht aufrührerisch; wo die Menge im Mittelstande ist, entstehen am wenigsten Aufstände und Entartungen der Staats-Verfassungen; auch sind die freien Staaten weniger dem Aufruhr ausgesetzt aus dieser Ursache, weil dort das Mittlere zahlreich ist."

Seltsam, daß Aristoteles bei dieser Weisheit und Reife der Ansichten sich in Beziehung auf die Sclaverei, welche durch diese seine Worte ebenfalls verdammt wird, nicht über die Vorurtheile seiner Zeit erheben konnte, sondern derselben das Wort redet.

Jene weisen Rathschläge über den Mittelstand wendet er nun auf die Politik an und sagt: „Daraus wird auch klar, warum die meisten Verfassungen entweder demokratisch sind oder oligarchisch. Es gibt nämlich in den meisten Staaten wenig Mittleres; stets überwiegt einer der beiden anderen Stände, entweder die Reichen oder der Pöbel. Weil nun zwischen Beiden Kämpfe entstehen, so gründen die, welche davon zufällig siegen, weder eine gemeinsame, noch eine gleiche Verfassung, sondern gerathen in das Uebermaß, und so errichten die Einen die Demokratie, die Anderen die Oligarchie."

Diese tiefe Einsicht der Philosophen konnte indessen wegen der Sclaverei praktisch nicht von Bedeutung werden. Erst die freie Arbeit hat den wahren Mittelstand geschaffen. Durch die Maschinen, die Benutzung der Naturkräfte, die Erfindungen, die Fortschritte der Wissenschaft hat sich der Schwächere von dem Stärkeren, der Arme von dem Reichen, der Arbeiter von seinem Herrn emancipirt. Bei gleicher Arbeit wird jetzt mehr erzeugt, als früher, und somit werden Genüsse, welche früher einem kleinen Kreise gehörten, auf größere Kreise ausgedehnt.

Die Steinkohle, das Eisen, die Kartoffel, das Zuckerrohr, der Thee, der Kaffee, der Reiß, die Baumwolle, der Kautschuck, die Guttapercha, die Häringe, der Thran sind Rohproducte, welche die Alten theils gar nicht, theils nur in geringer Quantität besaßen, die aber jetzt, in Massen producirt, viele Millionen reichlich nähren und das Wohlbefinden bis in die tiefsten Schichten tragen, den Mittelstand also außerordentlich gestärkt haben. Dieser ist bei den heutigen civilisirten Völkern das Product der freien Arbeit; er ist der Freund der Freiheit; darum wird er stets der Träger der Cultur sein.

Aristoteles war auch den communistischen Tendenzen, welche in Sparta und Kreta ihren praktischen Ausdruck gefunden hatten, entgegengetreten.

Die Römer waren bessere Praktiker als Theoretiker. Nirgends finden wir in ihren Schriften so klare Begriffe, wie bei Aristoteles, obgleich sie schätzenswerthe Werke wenigstens über den Landbau hinterlassen haben. Ihre große

Schätzung des Landbaues, das großartige Netz von Steinstraßen und Poststationen, welches sie über das ganze Reich ausgebildet hatten, die bedeutende Zahl ihrer Banquiers, umfassende Geldoperationen, eine sehr entwickelte Industrie von Waffen und Schmuckgegenständen, alles dies hätte die Gedanken auf das Wesen der Werthschaffung und Gütererzeugung lenken müssen. Das tief durchdachte Rechtssystem, welches sie uns als Vermächtniß hinterlassen haben, ist ein Beweis für ihre geistige Fähigkeit! Gleichwohl gingen ihre wirthschaftlichen Anschauungen nicht über den unmittelbaren Nutzen hinaus, so daß z. B. sogar der ältere Cato Ansichten äußerte und der Nachwelt hinterließ, welche man kaum americanischen Sclavenzüchtern und Händlern zutrauen würde.

So schrieb er im Jahr 154 v. Chr. Geburt an seinen Freund Cajus Lentulus u. A. Folgendes: „Einer Witwe Habe mag sich mindern, der Mann muß sein Vermögen mehren, deßhalb ist derjenige zu preisen, dessen Rechnungsbücher bei seinem Tode nachweisen, daß er mehr hinzu erworben als ererbt hat. Diese Worte rufe ich Dir zu, Lentulus, der Du selbstständig zu wirthschaften anfängst. Dein Gut von 200 Morgen ist gut und gesund gelegen in der Mark von Capua. Daß Du aber in gesunden Gegenden dazu freie Arbeiter nehmen willst, nimmt mich Wunder, eben so wie Dein anderer Plan, im anderen Fall 3 Pflüge und 12 Knechte auf dem Sclavenmarkt zu kaufen.

„Freie Arbeiter sind selten, man verwendet sie in ungesunder Gegend, wo Sumpffieber oder andere Krankheit die theuren Sclaven hinrafft. Die Zahl der Sclaven ist viel zu groß. Ich habe dieselbe Anzahl Morgen wie Du, ohne Baumpflanzungen und Rebberge und bin seit vielen Jahren mit 2 Pflügen und 9 Knechten trefflich ausgekommen. Zur Zeit der Aernte helfen die Nachbarn aus, oder ich vergebe im Nothfall das Einheimsen zum Theil an Arbeitunternehmer für die 7. Garbe. Du hättest viel Last und Plage mit Deiner großen Sclavenschaar, sie hätten viel zu viel freie Zeit. Denn rastlos arbeiten muß der Sclave, er darf keine freie Regung haben, wie unser Sprüchwort sagt: der Sclave muß entweder schlafen oder arbeiten; wenn unsere Väter an Festtagen von der Arbeit entbanden, so meinten sie damit, glaube ich, beim Jupiter! nur den Pflug und den Stier.

„Du willst Deine Sclaven auf dem Gut züchten! Thue es nicht, kaufe sie in arbeitsfähigem Alter auf dem Sclavenmarkt, wo Du sie wieder, sind sie durch Alter und Krankheit untüchtig, wie den Ausschuß Deiner Pflüge und Stiere verkaufst.

„An den Kalenden des März und des Septembers liefere ich jedem Sclaven Kleider und Schuhe, für deren Instandhaltung er selbst zu sorgen hat; an den Iden jeden Monats Weizen, den er sich selbst auf der Mühle

mahlen muß, Salz, Zukost, Oliven und Salzfische, Wein und Oel. Meine Wirthschafterin Syris besorgt alle Zubereitung; Alle essen die gemeinsame Kost. Obgleich mein Wirthschafter Davus wacker mit zugreift, messe ich ihm doch ein geringeres Maß zu, den Pflügern und Knechten mehr; denn Deine Sclaven füttere wie Deine Pflugstiere und versorge sie wohl nach dem Maß der Arbeit. Bei Allem denke: so viele Sclaven, so viele Feinde. Wie aber schon Kadmos unter seine erdgebornen Feinde den Stein der Zwietracht warf, daß sie sich von ihm abwandten und sich selbst zerfleischten, so errege Spaltungen unter Deinen Sclaven, daß nicht Dein Wirthschafter genöthigt ist, Aufstände mit Peitsche und Kettenarbeit zu unterdrücken und zu züchtigen. Ich kaufe überhaupt nie Sclaven aus Einem Land. Meine Gutssclavenschaft besteht aus: 1 Italiker, 1 Bithynier, 1 Syrer, 2 Thrakern, 1 Papplagonier, 1 von Rhodos, 1 Hispanier, 1 Karthager, 1 Macedonier, 1 Gallier; und so bin ich vor Complotten und landsmannschaftlichen Verschwörungen gesichert und über Alles kann mein Wirthschafter Davus mit treuem Auge wachen. Meine Wirthschafterin Syris, die ich ihm zum Weib gegeben, werde ich, da sie 3 Söhne geboren, deren Verkauf mir schönes Geld eingebracht, von der Arbeit entbinden, und falls sie den 4. Sohn zur Welt bringt, freilassen. Dasselbe hofft auch ihr Mann Davus; denn er ist pünktlich, rechtlich und von großer Treue. Er ist der Erste aus dem Bett, der Letzte Abends auf dem Hof; er arbeitet sich müde wie ein Knecht; er borgt nicht; bescheiden und einfach, befolgt er ohne viel dabei zu denken, meinen Befehl; mir überläßt er es, zu den großen Göttern für ihn zu beten; er opfert seinen Terminus dem Hüter der heiligen Gränze, oder dem Pan sein Böcklein. In einem anderen Briefe heißt es:

„Du suchst einen Pädagogen für Deinen Sohn und bittest mich, Dir meinen Sclaven Chilo, den Athener, leihweise zu überlassen. Ich bin nach Absprache über das Miethgeld dazu bereit; jedoch gehört er Dir nur täglich 2 Stunden, da er mit der Erziehung anderer Knaben beschäftigt ist. Für meinen Sohn habe ich ihn nicht nöthig; ich erziehe ihn selbst. Mit Ehrfurcht wache ich über die kindliche Unschuld; wie in Gegenwart der vestalischen Jungfrauen, habe ich in Gegenwart meiner Kinder mich gehütet, ein häßliches Wort in den Mund zu nehmen, nie sogar habe ich vor meiner Tochter die Mutter umfaßt, außer wenn diese bei einem Gewitter in Angst gerieth. — Da der rothbackige Junge besser taugt als ein blasser, so leite ich ihn selbst zu allen Leibesübungen an; ich lehre ihn ringen, fechten, reiten, schwimmen, Hitze und Frost ertragen.

„Da ich fühle, daß die Zeit vorbei ist, wo ein Römer damit auskam, ein tüchtiger Bauer und Soldat zu sein, lehre ich ihn lesen, schreiben, das Landrecht und was ich aus dem Griechenthum für einen Römer brauchbar erachte. Ich selbst lehre das, weil ich nicht will, daß mein Sohn, wenn er

11*

unfleißig ist, von einem Sclaven am Ohr gezupft werde, und erspare ihm später das beschämende Gefühl dafür. Den Göttern Dank, daß durch Landbau und Sparsamkeit mein Vermögen sich so gemehrt hat, daß mir Zeit und Muße dazu geworden. Daß ich neben der Landwirthschaft und anderen Unternehmungen mein Geld in Sclavenzucht gesteckt, hast Du nicht gebilligt. Es hat zwar Manches für sich, Geld auf Zinsen zu leihen; allein es ist nicht ehrenhaft. Unsere Vorfahren haben also geordnet und in dem Gesetz geschrieben, daß der Dieb zweifachen, der Zinsnehmer vierfachen Ersatz zu leisten schuldig sei; woraus man absehen kann, ein wie viel schlechterer Bürger der Zinsnehmer als der Dieb von ihnen erachtet wurde. Ich bin hinter solchen meinen Reden nicht durch Handlungen zurückgeblieben. Als Statthalter von Sardinien habe ich durch strenge Rechtspflege aus meinem Verwaltungsbezirk die römischen Banquiers verjagt.

„Hättest Du mir gefolgt und Dein Vermögen so angelegt, wo Jupiter mit seinen Blitzen nicht schaden kann, würden Walkerteiche, Bleichen und Sclaven Dich reicher gemacht haben.

„Daß ich am liebsten aus den Kriegsgefangenen solche, die noch klein sind, kaufe, tadelst Du; sie lassen sich aber wie junge Hunde oder Füllen am besten nach meiner Art ziehen. Da die Gewerke sich jetzt in Rom concentrirt haben (ich habe Dir daher schon früher gerathen, Deinen Bedarf an Sclavenkleidung, Schuhzeug, an Pflügen, Fässern und Schlössern hier in Rom zu kaufen) und der ganze Betrieb in all diesen Industriezweigen durch Sclaven erfolgt, so ist deren Verleihen sehr einträglich. Doch nicht allein Tucharbeiter, auch Wandmaler, Pädagogen, Lampenmacher, Architekten, Schildmacher sind begehrt, und deren ziehe und verleihe ich. Obgleich keiner ein Haus betritt, ohne daß ich oder meine Frau darum weiß, so liegt dem Fleißigen und Bescheidenen die Möglichkeit nicht fern, eigenes Vermögen zu erwerben; auch schieße ich jedem Geld vor, wenn er Knaben zum Unterricht und Verkauf damit erstehen will.

„Wenn solche nach Einem Jahr auf den Markt gebracht werden, behalte ich diejenigen, die einen guten Schlaf haben; denn solche sind gutmüthig und lassen sich nach genossenem Schlaf zu jedem Geschäft besser brauchen. Dann bezahle ich den höchsten Preis.

„Da die allzu strenge Trennung der Geschlechter die Sclaven zu den größten Leichtfertigkeiten treibt, so gestatte ich ihnen für ein gewisses Entgelt den Umgang mit meinen Mägden, dagegen ist ihnen derselbe mit anderen Weibspersonen untersagt.

„Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam. Vale."

Auffallend war es, daß die Römer trotz dieser Gesinnungen den Handel verachteten. Sogar der aufgeklärte Cicero bezeichnet den Kaufmannsstand für eine gemeine und unehrliche Beschäftigungsart. Nur der Großhandel

fand noch Gnade vor seinen Augen. Dagegen huldigte er der allgemeinen Vorliebe für die Landwirthschaft, welche er für die Grundlage des ganzen Volkseinkommens hielt. Seine Ansichten über die Entstehungen und Schwankungen des Preises waren klar; indessen scheint er doch den unter der Menge sogar heute noch gäng und geben Vorurtheilen gehuldigt zu haben, daß die meisten wirthschaftlichen Entbehrungen vom „Geldmangel“ herrühren. Die Verderblichkeit des Luxus und der Verschwendung hatte er richtig erkannt, und auch über die Besteuerung hatte er Ansichten, welche sich den heutigen in mancher Beziehung näherten.

Seneca verdammte den Krieg, empfahl dagegen die Arbeit, die rechte Ausnutzung der Zeit und ahnte bereits das Princip der Gleichheit der Menschen, dessen Fahne demnächst das Christenthum aufpflanzen sollte.

Das Christenthum brachte durch seinen Grundsatz der Menschenliebe und der Gleichheit aller Menschen vor Gott eine radicale Revolution in den Anschauungen der damaligen civilisirten Welt hervor. Die Verdorbenheit in Sitten und Charakter, welche sich der römischen Welt bemächtigt, leistete dieser Umwälzung in den Gemüthern Vorschub. Die Lehre, daß der Arme nach dem Tode für die Entbehrungen auf der Erde werde entschädigt werden, brachte einen gewissen Wetteifer, sein Vermögen dem gemeinen Besten zu weihen, und es ward das Armenwesen durch Stiftungen und durch die Kirche reformirt, während die Gleichheit der Menschen in der Gütergemeinschaft der Klöster ihren Ausdruck fand. Die ökonomischen Ansichten mußten sich daher sehr verändern, wenigstens bei der Bevölkerung der Städte, wenn auch die Leibeigenschaft auf dem Lande das Andenken an die alte Sclaverei noch lange wach erhielt.

Obgleich das Mittelalter die Anfänge seiner Cultur dem römischen Einflusse zu verdanken hatte, so läßt sich doch schon sehr frühe ein Fortschritt in den wirthschaftlichen Anschauungen wahrnehmen, wozu auch die Erfindung des Wechsels, so wie der germanische Associationsgeist das Ihrige beigetragen haben mögen. Obgleich im ganzen Mittelalter die Naturalwirthschaft vorherrschend war, so stoßen wir doch schon im 14. Jahrhundert auf die richtigen Begriffe im Wesen des Geldes. Die hervorragendste Erscheinung war in dieser Hinsicht der Bischof Nikolaus Oresme, ein geb. Graf von Lisieux aus der Normandie und Mitglied der Universität von Paris. Seine bemerkenswertheste Schrift, welche uns noch heute erhalten ist*), erschien in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und handelte vom Ursprung, Wesen, von der rechtlichen Stellung und vom Wechseln des Geldes. Die

*) Dieselbe wurde im Jahre 1864 von Wolowsky bei Guillaumin & Comp. in Paris herausgegeben.

darin niedergelegten Ansichten sind, man möchte sagen, so modern klar, daß sie nachgelesen zu werden verdienen. Wir citiren einige Stellen:

„Nachdem die Menschen die Erde bevölkert und die Nationen sich abgegränzt und den Boden vertheilt hatten, traf es sich, daß Einer von einer Sache mehr, als seinen Bedarf besaß. Ein Anderer hatte von derselben Sache wenig oder nichts; dagegen besaß er ein anderes Gut. Ein Hirte hatte z. B. Ueberfluß an Schafen und kein Brod; ein Ackerbauer war im umgekehrten Fall. Eine Gegend hatte Ueberfluß an einer Waare und Mangel an der anderen. Die Menschen fingen daher an, ohne Geld zu tauschen, und es gab Einer dem Anderen ein Schaf für Getreide und ein Anderer einen Theil seines Arbeitsproducts für Brod oder Wolle u. s. w. Bei diesem Austausch und Transport der gegenseitigen Erzeugnisse stellten sich viele Unbequemlichkeiten ein. Die Menschen kamen daher auf den Gedanken, den Gebrauch des Geldes einzuführen, als eines Mittels zum gegenseitigen Austausch der Naturalien, welche sie zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nöthig hatten. Das Geld selbst war als künstlicher Reichthum anzusehen, denn es konnte sich begeben, daß Einer, der Ueberfluß daran hatte, Hungers starb, wie es Aristoteles an jenem geizigen Könige exemplificirt, der gewünscht hatte, daß alles, was er berühre, zu Gold würde. Denn durch das Geld wird das Bedürfniß nicht unmittelbar befriedigt, sondern es ist nur das Mittel, dessen man sich bedient, um die Naturalien leichter einzutauschen.

„Es ist leicht zu handhaben, leicht zu tragen und für ein kleines Stück große Quantitäten von Naturalien zu haben.

„Man machte zu dem Ende das Geld aus einem kostbaren und seltenen Stoff, wie zum Beispiel das Gold, und wo dieses dem Bedürfnisse nicht entsprach aus Silber, oder wo diese beiden Metalle nicht ausreichten aus einem anderen geringeren Metall oder aus einer Mischung.

„Als die Menschen zuerst anfingen, Waaren mit Geld abzumessen und zu verhandeln, war dieses noch mit keiner Prägung versehen, sondern ein Stück Gold oder Erz von gewissem Gewicht wurde für Trank oder Speise gegeben. Weil es langweilig war, immer nach der Waage zu greifen und das Gewicht oft nicht genau genug den Werth der Waare ausgleichen konnte, weil der Verkäufer der Waare nicht immer den Gehalt des Metalls erkennen oder untersuchen konnte, so prägte man Münzen von verschiedenem Gewicht und bestimmtem Metallgehalt (Schrot und Korn), welchen man Zeichen aufdrückte, aus denen man das Korn und den Werth erkennen konnte und die mit verschiedenen Namen benannt wurden.

„Um der Fälschung vorzubeugen, ward nicht Jedermann erlaubt, Münzen zu schlagen, sondern nur einer öffentlichen Person, oder auch mehreren, von dem Staat ermächtigten Personen, da die Münze zum Besten des Staates eingeführt ist. Und weil der Fürst diejenige Person ist, welche

am meisten öffentliche Autorität hat, so ist es angemessen, daß er die Münzen prägen läßt. Die Prägung muß so fein sein, daß sie schwer nachzumachen ist, und das Nachmachen muß bei Strafe verboten sein, selbst einem auswärtigen Fürsten.

„Jedoch gehört die Münze des Landes nicht dem Fürsten, sondern je demjenigen, welcher Waaren dafür gegeben hat.

„Die Münze soll auf Kosten dessen, der sie schlagen läßt, geprägt werden.

„Wenn die Münze von einem auswärtigen Fürsten nachgemacht worden ist, oder zu alt geworden ist, soll sie durch eine neue mit anderem Gepräge eingelöst werden.

„Wenn der Fürst aus der Einlösung der Münzen Gewinn zu machen sucht, so fügt er sowohl seinem Credit, als dem Handel des Landes den größten Schaden zu."

Auch der berühmte Erklärer unseres Sonnensystems, Copernicus*), hat im 16. Jahrhundert eine Schrift über das Geld verfaßt, in welcher er die Verschlechterung der Münze als eine der Ursachen des Verfalls der Staaten schilderte. Auch er setzte aus einander, daß durch den Gebrauch der Münze eine kostbare Zeit erspart wurde, welche sonst mit dem Wiegen des Metalls verloren ging. Mit dem Eingehen der Münze hätten sich die Umsätze der Einkünfte vervielfältigt, denn die Dauerhaftigkeit, die Leichtigkeit des Transportes, ihre Theilbarkeit, die öffentliche Garantie und Unveränderlichkeit ihres Gehaltes und Nominalwerthes, ja, sogar ihre Seltenheit machten sie zum ausgezeichnetsten Werthmesser und Tauschmittel.

Durch Jules Duval ist kürzlich ein bisher wenig bekannter französischer Oekonomist ans Licht gezogen worden, nämlich Antoine Montchretien Sieur de Bateville, der schon im Anfang des 17. Jahrhunderts eine Abhandlung über „politische Oekonomie" geschrieben und dem König von Frankreich gewidmet hatte**). Diese Abhandlung war mehr praktischer als theoretischer Art. Er beginnt mit einer Beurtheilung der mechanischen Gewerbe und zeigt eine viel richtigere Beurtheilung der Werkzeuge und Maschinen als zwei Jahrhunderte später Sismondi, denn er schreibt ihnen Beschleunigung der Arbeit, Erleichterung der Mühewaltung, Minderung der Kosten, Ermäßigung des Preises zu.

In der Handelspolitik huldigt er bereits dem erst seit einem halben Jahrhundert aufgestellten System der Freiheit des Handels für Rohmaterialien und des Schutzes der Fabricate gegen auswärtige Concurrenz.

Er spricht der Ausdehnung der Schifffahrt und den Colonieen das Wort,

*) S. Wolowsky a. a. Orte.

**) Paris 1869 bei Guillaumin & Comp.

empfiehlt Volkszählungen und Erhebungen des Vermögens, möglichste Betheiligung aller Staatsangehörigen an den Steuern und Freiheit der Gewerbe u. s. w.

Mit Montchretien de Vateville und Vauban (s. S. 79) eröffnete Boisguillebert die Reihe der ökonomistischen Schriftsteller in Frankreich. Derselbe war Intendant Ludwig's XIV. Dennoch trat er unerschrocken und mit Talent für die damals tief gedrückten unteren Classen auf. — In der Theorie führte er den (Tausch-) Werth bereits auf die Arbeit zurück, und bekannte sich als Anhänger der freien Concurrenz.

Hier können wir auch der herrlichen Arbeit des Abbé Saint-Pierre „Ueber den ewigen Frieden" erwähnen, welcher erhabene Gedanke auch von Kant aufgegriffen und in neuerer Zeit von weniger tiefen und geistreichen Nachahmern so breit geschlagen worden ist.

Als man sich in Frankreich von der Betäubung zu erholen begann, in welche der Law'sche Bankbruch dasselbe versetzt hatte, war es kein Wunder, daß man in das entgegengesetzte Extrem gerieth. Die Industrie und der Handel waren bei den Schwankungen des Papierschwindels fast zu Grunde gegangen, nur der Ackerbau war übrig geblieben; es war daher dem geängstigten Publicum nicht zu verdenken, daß es nur noch in dem Boden Werth suchte. Es war dies schon als ein Fortschritt zu betrachten, da man richtigere Begriffe vom Gelde erhielt. Mercier de la Riviere bemerkte damals zur rechten Zeit: „daß das Geld nicht auf unsere Hände regne, nicht auf dem Felde wild wachse. Um Geld zu haben, muß man es kaufen, und nach diesem Ankauf ist man nicht reicher als vorher; man hat nur in Geld einen Werth empfangen, der jenem gleich ist, den man in Waaren gegeben hat."

Aus jener Ansicht, daß nur der Boden Werth schaffe, ging das System der Oekonomisten oder, unter welchem Namen es bekannter ist, der Physiokraten hervor. Quesnay, Leibarzt Ludwig's XV., war dessen Haupt, Männer wie Gournay und Mercier de la Riviere seine Apostel. Die Physiokraten legten nur dem Ackerbau die Eigenschaft bei, Werthe zu erzeugen; nach ihnen kann bloß die auf ihn verwandte Arbeit einen Ueberschuß über die Consumtion — Capital — anhäufen. Diesen Ueberschuß nannten sie den Reinertrag und schlossen logisch, daß nur letzterer besteuert werden dürfe, die einzig richtige Steuer also die Grundsteuer sei. Alle anderen Arbeiter seien nur Lohn-Empfänger, welche für den Ackerbau arbeiteten, aber direct nichts producirten. Wie fast alle Irrthümer der National-Oekonomen, rührte auch dieser von einem unrichtigen Begriffe vom Werth her. Die Physiokraten vergaßen, daß auch die meisten Boden-Producte ihren vollen Gebrauchswerth erst durch weitere Dienstleistungen erhalten. Das Korn muß erst gemahlen und gebacken, das Vieh muß erst geschlachtet und sein Fleisch gebraten werden, ehe es genießbar wird. Was sind die Bergwerks-Producte,

welche der Landwirthschaft die Werkzeuge zur Arbeit liefern, ohne die mannigfachsten Dienstleistungen, die den Stoffen, welche aus den Eingeweiden der Erde kommen, erst ihren Werth verleihen? Ein so einfaches Instrument, wie eine Sense, durch wie viele Hände muß es gehen! Quesnay hat eine ökonomische Tafel verfaßt, deren erster Probebogen, von der Hand des Königs mit der Aufschrift: „Arme Bauern, armes Reich — armes Reich, armer König", versehen, gedruckt wurde. Er gibt darin die Vertheilung der Grundrente in zahlreichen Formeln an, die wie ein Evangelium aufgenommen wurden, so daß Mirabeau der Aeltere sagte: „Es gibt drei wunderbare Erfindungen in der Welt, die Schrift, die Münze und das Tableau économique." — Die Tafel hat aber für heute keinen Werth. Abgesehen von jenem Irrthume im Princip, woraus eine ungerechte Steuervertheilung hervorging, stellten die Physiokraten doch durchaus praktische und heilsame Forderungen auf. Sie vertheidigten die unbedingte Freiheit der Industrie und des Handels, und das war schon ein unermeßlicher Fortschritt gegen das Mercantil-System. Voltaire hat in seinem „Mann mit vierzig Thalern (Einkommen)" die Lehre vom Reinertrage mit Recht lächerlich gemacht; gleichwohl hatten die Physiokraten durchweg richtigere Begriffe von der Volkswirthschaft, als die Encyklopädisten. Jene waren zwar Anhänger der absoluten Monarchie, weil sie glaubten, daß ein einzelner Mensch leichter eines Besseren belehrt werden könne, als das vielköpfige Volk, — eine Ansicht, welche durch Karl I. und II. und durch Jakob II. in England freilich thatsächlich widerlegt war; allein sie hatten dennoch durchweg liberale Ansichten, die Gournay treffend in dem Spruche zusammenfaßte: „Laissez faire, laissez aller." Der Einfluß der Lehren der Physiokraten machte sich in Frankreich bald geltend, und auch im übrigen Europa brach sich damit eine wirthschaftliche Methode in den Finanzen Bahn.

Auf dem System der Physiokraten fußten die großen Reformen Turgot's, welche bei dem guten Willen Ludwig's XVI. dem französischen Volke manche Leiden hätten ersparen können; allein die Zeit war noch nicht reif. Nie hat ein Staatsmann mit solcher Beharrlichkeit die Vorurtheile des Volkes bekämpft und die Lehren der Wissenschaft im Leben wirksam zu machen gesucht. Seine Edicte trafen die Monopolisten jeder Classe, vom Adel bis zum Handwerker. Er hob die Frohnden und die Zünfte auf, erstrebte die gleiche Vertheilung aller Abgaben, ein einziges Gesetzbuch für das ganze Reich, ein Maß und Gewicht, die Reform des Unterrichtes, die Einführung eines Katasters und eine Menge anderer Sachen, die alle zur Befreiung der Arbeit dienen sollten. Er hob gleich Anfangs das die Getreide-Ausfuhr erschwerende Gesetz auf, überzeugt, daß der freie Verkehr am besten dem Mangel vorbeuge. Da die Freigebung des Getreidehandels gerade mit einem Mißjahre zusammentraf, so widersetzte sich das Volk der Maßregel und plünderte die Getreide-Zu-

fuhren, so daß Turgot endlich Gewalt brauchen mußte. Dadurch, und indem sogar Männer wie Galiani und Necker die thörichten Vorurtheile der Zeit theilten, wurde der wohlwollende Minister sehr unpopulär. „Das Recht, zu arbeiten," sagt Turgot, „ist das erste, heiligste und unverjährbarste; denn indem Gott dem Menschen Bedürfnisse gab, machte er für ihn das Hülfsmittel der Arbeit nothwendig." In diesem Ausspruche kommt er dem richtigen Begriffe von Werth so nahe, wie keiner seiner Vorgänger und wenige seiner Nachfolger. Das Mißlingen seiner Entwürfe ist hauptsächlich der geringen Bildung des Volkes und seinem Irrthume über die Bodenrente zuzuschreiben. Man kann ein Volk nicht rascher glücklich machen, als dieses seiner Entwicklung nach sein kann, und muß daher die Vorurtheile desselben schonen. Dies war auch der Mißgriff Joseph's II., der seine Reformen zu rasch und gewaltsam einführte. Ein Theil des Widerstandes gegen Turgot war aber auch gerechtfertigt. Die Grundbesitzer, welche ihn früher gegen das Geschrei der Menge wegen des Getreide-Handels unterstützt hatten, erhoben sich gegen die Grundsteuer, welche alle anderen Steuern ersetzen sollte, und wie Recht sie hatten, bewies die spätere Durchführung dieser Maßregel durch die constituirende Versammlung. Sie entblößte die Staatscasse eines Dritttheils ihrer Einnahme und belastete die Grundbesitzer übermäßig.

Kaiser Joseph II., der Friedrich II. schon in seiner Jugend zum Vorbild gewählt hatte, war noch mehr Volksfreund, als der große Preußenkönig. Sein ganzes Leben war dem schönen Zwecke geweiht, das Glück seiner Völker zu begründen, die ihn leider zu wenig begriffen und zu früh verloren. Joseph II. war hochherzig, doch vorzüglich mild und gütig und wie zum Wohlthun geschaffen. Leider war er weder vorsichtig noch glücklich genug in der Wahl der Mittel, so daß Friedrich II. sich zu der Aeußerung veranlaßt fand: „er habe meist den zweiten Schritt vor dem ersten gethan!" In diesem Umstande liegt der eine Theil der Ursachen, welche so viele Reformplane des großen Kaisers erschwerten und vereitelten. Der andere Theil ist in dem Stande der politischen und ökonomischen Bildung jener Zeit überhaupt zu suchen. Als er im Alter von 24 Jahren den Thron bestieg, traf er ein Volk an, das, ohne geistige Anregung von oben, sich selbst überlassen, durch viele Schranken gehemmt, in seinen Beschäftigungen und Berufsarten an Vorurtheilen und am Schlendrian hing. Ideen zur Verbesserung der Landwirthschaft und der Industrie waren nur wenige vorhanden, und wo sie sich auch offenbarten, wurden sie mit Gleichgültigkeit und Geringschätzung aufgenommen. A. Smith hat seine Lehre erst zwölf Jahre nach Joseph's Thronbesteigung publicirt. Der junge Kaiser glühte nach Thaten zur Verbesserung der Volkszustände; allein da ihm kein sicheres Princip bekannt war, das als Leitstern unwandelbare Grundsätze vorgezeichnet hätte, so

war ein gewisser Widerspruch in den Acten Joseph's nicht zu verkennen. Außerdem beging er den Fehler, daß er, statt mehr die Leitung des Ganzen, Großen zu übernehmen und die Details Anderen zu überlassen, zu viel um Einzelheiten sich bekümmerte und dadurch seine Kräfte zersplitterte. Gerade diese Eigenheit des großen Habsburgers, welche sein Andenken als ein theures Pfand im Munde des Volkes erhalten hat, war nicht das Mittel, welches seine Reformplane am meisten gefördert hätte; wir meinen die Leutseligkeit, mit welcher er überall unerkannt unter das Volk sich zu mischen und im Einzelnen zu rathen und zu helfen suchte, und die der Mund des Volkes in so vielen Anekdoten verherrlicht hat. Für Einen Mann ist es eine Unmöglichkeit, Alles in Person zu sehen und überall selbst zu helfen. Einzelnen wird geholfen, aber hundert Andere schmachten doch unter der Willkür der Verwaltung; die „Unterthanen" theilen bei einem solchen Hange zum „Vorsehungspielen" im Kleinen das Loos der Lotto-Spieler, wo Einer gewinnt und Tausende den Einsatz verlieren. Wegen jener Eigenheit ließ sich Joseph II., stets in der besten Absicht, manchmal zu Willkür-Acten hinreißen, die das Volk gegen die Maßregeln selbst einnahmen. Von seinem Streite mit der Hierarchie haben wir hier nicht zu sprechen. Obgleich er in wirthschaftlicher Beziehung kein bestimmtes System verfolgte, so that er doch als praktischer Staatsmann alles, was in seinen Kräften stand, um die Production zu erleichtern. Schon die (freilich fruchtlosen) Bemühungen Joseph's, die Schelde-Schifffahrt für Belgien frei zu machen, beweisen, daß er den freien Verkehr zu schätzen wußte. Durch Vermehrung der Verkehrswege, Vereinfachung der Verwaltung, durch die Verbesserung der Rechtspflege (wobei er besonders einen besseren Geist in den Reichs-Hofrath zu Wien und das Reichs-Kammergericht zu Wetzlar zu bringen suchte), durch die Hebung der Volksschulen brachte er die nationalen Kräfte in solchen Fluß, daß die Ackerbau- und Gewerbe-Industrie während seiner Regierung zu vorher unbekannter Blüthe gedieh, ohne welche Oesterreich nicht jene unverwüstliche Ausdauer in den Kriegen mit Napoleon hätte entwickeln können. Besonders das Streben nach Volksbildung war es, welches den großen Habsburger noch höher stellt, als den Hohenzollern; denn Friedrich II. vernachlässigte diesen Zweig der Staats-Obliegenheit noch mehr oder weniger. „Es wird nicht selten", sagt J. G. A. Wirth, „die Meinung ausgesprochen, daß die Reformen des Kaisers auch in seinen Erbstaaten ohne wesentlichen Erfolg geblieben seien, weil er zu Vieles unternommen habe und das Wichtigste unmittelbar thun wollte. Diese Ansicht wird von den Thatsachen selbst widerlegt. Freilich bürdete der Kaiser sich selbst die ganze Last der Geschäfte auf; dessen ungeachtet war die Staatsverwaltung in Oesterreich niemals rascher als unter ihm, selten der Bittstellende und Rechtsuchende jeder Art pünktlicher mit Entschließung versehen. Seine umfassenden neuen Einrichtungen fanden

allerdings vielen Widerspruch; allein dennoch schlugen sie in Oesterreich bleibend Wurzel. Nichts beweist dies schlagender als der Umstand, daß sie in ihren wohlthätigen Folgen niemals ganz verwischt werden konnten, obgleich die Wirksamkeit Joseph's II. so kurz war und sein Staats-System von seinen Nachfolgern so bald wieder verlassen wurde. Wer in Oesterreich dem Stande der Dinge auf den Grund sieht, stößt heute noch auf die Fußstapfen des größten Kaisers, welchen das Haus Habsburg hervorgebracht, des menschenfreundlichen Joseph II., und Vieles würde sich dort anders verhalten, wenn Er nicht vorangegangen wäre. Es ist bei entscheidenden Fortschritten auf der Bahn der Aufklärung und Völkerbildung nicht nothwendig, daß gerade alles erreicht werde, was ihre Urheber angestrebt haben; genug, wenn das Wesen durchdringt und die Anregung zu weiteren Leistungen in der Zukunft zurückläßt. Schon die historische Erinnerung an Joseph II. wirkt in Oesterreich als ein Segen."

Montesquieu, ein so erhabener Geist im Gebiete der Rechtsphilosophie und Politik, stand in volkswirthschaftlicher Hinsicht keineswegs über seiner Zeit. Was kann es Weiseres geben, als seinen Ausspruch: „Nur solche sollten zur Regierung gelangen, welche man zur Annahme eines solchen Amtes zwingen muß!" Was ist auf der anderen Seite wieder unrichtiger, als seine Vertheidigung des Luxus, „weil er den Armen Geld zu lösen gebe*)!" Montesquieu theilte auch das Vorurtheil der Massen gegen die Maschinen. „Wenn ein Werk", sagt er, „einen mäßigen Preis hat, der sowohl dem recht ist, welcher es kauft, wie demjenigen, welcher es gemacht hat, so würden die Maschinen, welche die Fabrication vereinfachen, d. h. die Zahl der Arbeiter vermindern würden, verderblich sein."

Sismondi hat diese Meinung in noch hervorstechenderer Form ausgesprochen. „Nehmen wir den Fall," sagt er, „daß es dem Könige von England gelänge, alle Arbeit seines Landes vermittelst einer großen Curbel zu verrichten, was bliebe dann dem Volke zu thun übrig? Es müßte verhungern." Wir behaupten das Gegentheil. Wenn dem Könige von England ein solches Wunder gelänge, so würde er mit der verrichteten Arbeit die Producte schaffen, deren sein Volk bedarf; diese Producte müßten consumirt werden. Da der König sie nun wahrscheinlich nicht umsonst hergeben wird, so müßte das Volk ihm dafür Dienste leisten; und wenn alle Dienste zur Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse durch die Curbel umsonst verrichtet wären, so würde die Phantasie des Volkes neue Genüsse auf geistigem Gebiete schaffen, die dem Könige so viel werth wären, als seine eigenen Dienst-

*) „Wenn die Reichen nicht großen Aufwand machen, so sterben die Armen Hungers." Geist der Gesetze, VII., 4.

leistungen. Kurz, mit jeder neuen Maschine, die dem Menschen einen Theil der groben Arbeit abnimmt, werden Arbeiter auf feinere Arbeit angewiesen und die Civilisation dadurch gehoben. Nur die Uebergangsperiode ist peinlich für alle diejenigen, deren Arbeitszweig durch die Erfindung einer neuen Maschine betroffen wird. Allein die Welt befindet sich in einer fortwährenden Uebergangsperiode; und der Fortschritt der Menschheit wäre unmöglich, wenn die Individuen nicht durch die Macht der Dinge gezwungen würden, immer bessere Arbeitsarten zu erlernen: diese Macht sind eben die Maschinen, welche den Menschen fortwährend von gröberer Arbeit erlösen. Das sah Montesquieu nicht ein. Er fügte vielmehr obiger Stelle hinzu: „Wenn die Wassermühlen noch nicht überall eingerichtet wären, so würde ich sie nicht für so nützlich halten, als man glaubt, weil sie vielen Händen die Arbeit nehmen.“ Say antwortet ihm: „Wir haben heutzutage weniger Müller oder mit der Handmühle Beschäftigte, dagegen mehr Kaufleute, mehr Handwerker, welche die Producte der Erde den weitesten Schichten in weit größerem Maße zu Theil werden lassen.“ Man kehre den Satz einmal um und entferne alle Maschinen. Dann werden wir in den Zustand der Wilden versetzt, die das Nothdürftigste mit furchtbaren Anstrengungen zu erlangen suchen müssen, während sie jedes edleren Genusses entbehren. Mitten unter den Irrthümern des Mercantil-Systems, welche Montesquieu theilte, kommen wieder einzelne lichte Stellen in seinen Schriften vor, worin er die Wahrheit in voller Schärfe erfaßt. Während so er an einer Stelle die Thorheit der Handels-Bilanz theilt, indem er sagt: „Ein Land, welches immer weniger Waaren sendet, als es empfängt, setzt sich selbst ins Gleichgewicht, indem es verarmt,“ — als ob man arm würde, wenn man mehr einnimmt, als ausgibt — thut er an einer anderen den schönen Ausspruch: „Die natürliche Wirkung des Handels ist, zum Frieden zu führen. Zwei Nationen, welche unter sich Handel treiben, machen sich wechselseitig abhängig: wenn die eine ein Interesse hat, zu kaufen, so hat die andere ein Interesse, zu verkaufen, und alle Verbindungen sind auf wechselseitige Bedürfnisse gegründet.“ Mit welch beredter Ironie geißelt er die Neger-Sclaverei, und hat gewiß durch die Vorbereitung der Geister nicht wenig zu jenem großen Staatsacte beigetragen, dessen ruhmvoller Durchführung England sich rühmen kann!

Jean Jacques Rousseau hat sich unter den Philosophen des 18. Jahrhunderts am meisten mit Volkswirthschaft beschäftigt, und seine Lehren haben bis in die heutige Zeit Anhänger gefunden, obgleich sie nicht sämmtlich sinnreich waren. Schon in der ersten Schrift, die seinen Ruf gründete, in der Preisschrift der dijoner Facultät, welche die Grundlage seines „Contrat social“ wurde, stellt er die Behauptung auf, daß die Civilisation dem Menschen zum Verderben gereiche, daß er im Urzustande

sich am glücklichsten befinde und daß Künste und Wissenschaften an allem Unheile der Menschheit schuld seien. Rousseau gibt nicht an, aus welchen Werken er seine Geschichtskenntniß geschöpft hat; aber schon die alleroberflächlichste Beobachtung älterer Zeiten hätte ihn überzeugen müssen, daß in der Regel die ärmsten und rohesten Völker zugleich die unfreiesten und lasterhaftesten gewesen sind; daß mit dem Einflusse der Kunst und Wissenschaft auch die Sittlichkeit, der Wohlstand und die Freiheit wuchsen. Rousseau war folgerichtig auch ein Feind des Handels; nach ihm sollten die Beamten in Naturalien bezahlt und die öffentlichen Dienste frohndweise geleistet werden. Durch den Grundsatz, daß der Staat auf einem freiwilligen Vertrage (Contrat social) beruhe, nicht auf Naturgesetzen, wurde er der Gründer der späteren socialistischen Secten, welche gleich den Alchymisten mit der Gesellschaft wie in einem Laboratorium experimentiren zu können glaubten, ohne daran zu denken, daß sie ein organisches Wesen vor sich hatten. Rousseau, der seine eigenen Kinder ins Findelhaus schickte, ist von jenen modernen Alchymisten noch übertroffen worden. Wir erkennen indessen die Vortrefflichkeit seiner übrigen Schriften, namentlich seine segensreichen Vorschläge zur Reform der Erziehung, vollkommen an.

Voltaire hatte mit seiner feinen Ironie den Nagel auf den Kopf getroffen, als er Rousseau schrieb: „Ich habe Ihren Contrat social gelesen, und er hat mich so entzückt, daß mich selbst die Lust anwandelte, auf allen Vieren zu kriechen!“ Dennoch theilte der Freund Friedrich's II. fast alle Vorurtheile des Sperr-Systems. Sein „Mann mit 40 Thalern“, womit er das Reineinkommen der Physiokraten lächerlich macht, ist nur eine Auffrischung der Irrthümer der Mercantilisten. Während Rousseau absolut gegen allen Luxus war, hielt ihn Voltaire eben so absolut für die Nahrungsquelle der Armen, und beide hatten Unrecht. Die Encyklopädisten begaben sich in ihren wissenschaftlichen Forschungen zu wenig auf den Boden der Thatsachen, daher ihre Dialektik nicht die Schärfe und Ueberzeugungskraft erreichte, mit welcher sie gegen die Hierarchie kämpften.

Mit Raynal schieden sich die Oekonomisten von den Philosophen, und die Frage der Arbeit wurde ein besonderes Thema. Für sie ergriff Raynal mit Feuer das Wort, und seine Angriffe auf den Negerhandel, auf die Monopole stempeln ihn zu einem der feurigsten Apostel der freien industriellen Bewegung.

Condorcet, der große Führer in der französischen Revolution, würde sich freuen, wenn er so manche gesellschaftliche Verbesserungen, die er gewünscht, heutzutage eingeführt sähe, welche noch viel später Männer wie Malthus für unmöglich erklärt hatten. Die Forschungen Condorcet's waren, gleich denen von Malthus, vor Allem dahin gerichtet, zu untersuchen, wie das Loos der armen arbeitenden Classen verbessert werden könne. Während Malthus das

einzige Radicalmittel in der geschlechtlichen Selbstbeherrschung und der Beschränkung der Heirathen suchte, vermeinte Condorcet durch organisirtes Unterstützungswesen die Lage der Armen verbessern zu können. Er schlug im Keime vor, was in unseren Wittwen-, Sterbecassen, Rentenbanken und Lebensversicherungs-Gesellschaften bereits ins Leben getreten ist. „Wenn man bei den verschiedenen civilisirten Völkern Europa's", sagt Condorcet, „die Bevölkerung mit der Ausdehnung ihres Gebietes vergleicht, und wenn man erwägt, welcher bei ihnen der Stand der Cultur und der Industrie ist, die Theilung der Arbeit und die Mittel der Subsistenz, so vergewissert man sich, daß es unmöglich sein würde, dieselben Subsistenzmittel zu erhalten und folglich dieselbe Bevölkerung, ohne eine große Anzahl von Individuen, die nur ihre Arbeit haben, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen." Condorcet erkannte die Nothwendigkeit dieser Classe von Menschen an. Indem er aber bemerkte, wie schwankend und unsicher das Einkommen so vieler Familien ist, die in Betreff ihrer Erhaltung gänzlich von dem Leben und der Gesundheit ihres Principals abhangen, sagte er: „Es besteht also eine nothwendige Ursache der Ungleichheit, der Abhängigkeit und selbst des Elendes, welche unaufhörlich die zahlreichste und thätigste Classe der Gesellschaft bedroht." Obgleich Condorcet, gleich allen Socialisten, von dem Wahne nicht frei war, daß es ein Universalmittel gegen diese Uebelstände gebe, während nur ein Zusammengreifen aller der Dinge und Kräfte, welche die Civilisation schaffen, jene Zustände allmählich verbessert, was eben die Aufgabe der Cultur überhaupt ist, so hatten seine Vorschläge doch praktischen Werth, und er beging nur den Fehler, daß er die Ausführung dem Staate, statt der Privat-Association, zumuthete. Indem er die Wahrscheinlichkeits-Berechnung der Lebenslänge und die Zinsberechnung zu Hülfe nahm, schlug er vor, einen Stock zu gründen, welcher den Greisen einen Beistand sichere und zum Theil aus deren eigenen Ersparnissen, zum Theil aus den Ersparnissen von Individuen gebildet werde, welche gestorben seien, bevor sie die Frucht ihrer Opfer genießen konnten. Wir sehen hier die Idee der Rentenversicherungs-Anstalten. Ein ähnlicher oder derselbe Fonds soll dazu bestimmt werden, Wittwen und Waisen zu unterstützen und denjenigen der letzteren ein Capital in die Hand zu geben, welche in dem Alter wären, eine neue Familie begründen zu können, um sie in den Stand zu setzen, ihr Talent zu entwickeln und ihre Industrie in Anwendung zu bringen. „Diese Anstalten", sagt Condorcet, „sollen im Namen und unter dem Schutze der Gesellschaft gegründet werden." Condorcet erwartete von solchen Associations-Cassen sogar noch eine Regulirung des Credits, damit die Industrie von den einzelnen großen Capitalisten unabhängig gemacht würde. Condorcet war sich hierin nicht ganz klar über das, was er wollte; doch scheint ihm der Gedanke der großen Associationen und Actien-Gesellschaften vorgeschwebt zu haben. Als mitwirkendes Mittel

zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Classen ist, wie bemerkt, sein Vorschlag zweckmäßig und, wie wir wissen, heutzutage praktisch ausgeführt. Nur schade, daß es so viele Mühe und Zeit erfordert, bis die ärmeren Classen zur Theilnahme an solchen Ersparniß- und Versicherungs-Anstalten gebracht werden! Universalmittel hiergegen gibt es nicht. Will man gar solche Unterstützungscassen aus Staatsmitteln dotiren, so vermehrt man eher das Uebel, wie die englische Armensteuer beweist. Das hat Malthus sehr treffend nachgewiesen. Die Ermunterung der Heirathen selbstständig gewordener Waisen vermehrt nur die Anzahl derer, welchen die prekäre Lage droht, der jene eben entronnen sind. Nur wo solche Cassen aus den eigenen Mitteln der Betheiligten gegründet werden, da waltet auch die erforderliche Selbstbeherrschung ob, um nicht leichtsinnige Ehen abzuschließen. Wo man sich dagegen auf den Staat verlassen zu dürfen glaubt, da fällt alle jene Vorsicht und Berechnung weg, welche den Menschen vor den unvernünftigen Thieren auszeichnen soll. Die Wirkungen der Civilisation hat Condorcet hingegen sehr schön mit folgenden Worten bezeichnet: „In dem Fortschritt der Industrie, aus welchem ein vortheilhafteres Verhältniß zwischen den Kräften des Menschen und seinen Bedürfnissen hervorgeht, ist jede Generation — sei es durch ihren eigenen Fortschritt, sei es durch die Erhaltung einer früheren Industrie, die als Stütze zu weiterem Fortschritt dient — zu höheren Genüssen berufen."

Auch **Brissot**, der Gesinnungsgenosse Condorcet's, der geistvolle Führer der Girondisten, hat einige wirthschaftliche Fragen mit Einsicht vertreten. In seiner Zeitung: „Le patriote français", behandelte er sehr eingehend die Zustände der französischen Colonieen und ihr Verhältniß zum Mutterlande, verlangte er die Abschaffung der Sclaverei und die Aufhebung des Erstgeburtsrechtes, dessen Beibehaltung von einem großen Theil des Adels gewünscht wurde, um die Zerstückelung des Grundeigenthums zu verhüten. Durch seine gründlichen Arbeiten über diese, auch jetzt noch auf der Tagesordnung stehende Frage trug er viel dazu bei, daß die constituirende Versammlung sich für die Theilung des großen Grundbesitzes erklärte, — eine Maßregel, durch welche auch die Bedeutung des Adels vernichtet wurde.

Franklin, der Buchdrucker aus Boston, der als Gesandter Nordamerica's und im Unabhängigkeitskriege eine so bedeutende Rolle gespielt, war gewiß ein großer Staatsmann und Philosoph, in der politischen Oekonomie aber doch noch unklar. Neben den philosophischen und politischen Wahrheiten von Geist und Tiefe, die als Sinnsprüche die Lebensweisheit künftiger Generationen bereicherten, neben ökonomisch ganz richtigen Betrachtungen kommt manch wirthschaftlicher Irrthum bei ihm zu Tage, den man dem tiefen Denker nicht zugetraut hätte. Die Wissenschaft war zu seiner Zeit noch nicht Gemeingut geworden. An einer Stelle macht Franklin die richtige Bemerkung: „Fabricate sind nur eine andere Form, in welche eben so viele

Lebens- und Unterhaltsmittel verwandelt sind, als dem Werthe nach den gefertigten Fabricaten gleichkommen. Dies erhellt daraus, daß der Fabricant vom Auftraggeber in der That für seine leichte Arbeit nicht mehr erhält, als den bloßen Unterhalt, einschließlich der Kleidung, Heizung und des Obdachs, lauter Dinge, deren Werth sich nach den Lebensmitteln abmißt, die während ihrer Anschaffung verzehrt werden." An einer anderen Stelle aber heißt es: „Es scheint nur drei Wege für eine Nation zu geben, um Reichthum zu erwerben. Erstens den Weg des Krieges, den die Römer einschlugen, indem sie ihre besiegten Nachbarn ausplünderten: dies ist Räuberei. — Zweitens den Weg des Handels, der meist auf Betrug hinausläuft. — Drittens den Weg des Landbaues, welcher der einzige ehrliche Weg ist, auf dem der Mensch eine wirkliche Vermehrung des in den Boden gestreuten Samens durch eine Art fortwährenden Wunders empfängt, welches die Hand Gottes zu seinen Gunsten als eine Belohnung seines schuldlosen Lebens und seines tugendhaften Fleißes wirkt." Den Handel, die gewerbliche Industrie und die geistige Arbeit scheint Franklin also nicht zu den productiven Beschäftigungen gerechnet zu haben.

In England trat schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts William Petty*) mit richtigen wirthschaftlichen Ansichten hervor. Schon Petty nannte das Geld eine Waare und sprach sich völlig klar über die Theilung der Arbeit aus, indem er die Vortheile derselben an der Fabrication der Taschenuhren nachwies und zugleich die Industrie einer Stadt und eines ganzen Landes unter dem Gesichtspunkte großer Fabrikanstalten betrachtete.

Adam Smith stand auf William Petty's Schultern, als er die Theilung der Arbeit mit der Nadelfabrication erläuterte. Er hat aber das Verdienst, daß er die Ideen seiner Vorgänger mit einer Summe eigener Forschungen codificirte und zuerst ein geläutertes wissenschaftliches System der Volkswirthschaft aufstellte. Professor an der hohen Schule zu Glasgow, lehrte Smith die Grundsätze über den Wohlstand der Völker zu gleicher Zeit, wie die Physiokraten in Paris, deren Bekanntschaft er dort gemacht hatte; daher vermuthet wird, daß er von ihnen den Anstoß zu seinen Forschungen erhalten hat. Der große Schotte hatte seine Ideen während einer Reihe von Jahren durchdacht, ehe er sie der Welt übergab. Er stellte nicht, wie viele Franzosen, gewisse Formeln auf, welchen die Thatsachen angepaßt werden müssen, sondern fand durch Beobachtung der Thatsachen die Gesetze, aus welchen jene hervorgehen. Er legte, wie die Physiokraten, dem Boden auch die Eigenschaft

*) Marx hat das Verdienst, in seiner 1859 erschienen „Kritik der politischen Oekonomie" die Wirksamkeit Petty's, der unter Cromwell Feldscheerer war, wieder ans Licht gezogen zu haben.

bei, an und für sich Werth zu schaffen, schrieb diese aber vermöge einer Inconsequenz fast in allen seinen Entwicklungen nur der Arbeit zu, und diese Inconsequenz ist die Stärke seines Systems. Im Uebrigen hat er so klar und tief gedacht, daß im Allgemeinen fast alle seine Grundsätze von der Wissenschaft recipirt sind. Außer der richtigen Auffassung der Macht der Arbeit und des Tauschwerthes, ist die Klarheit hervorzuheben, mit welcher Smith den Begriff des Geldes, des Capitals, die Gesetze des Arbeitslohnes und das Wesen des Getreidehandels, der Colonieen und Banken aus einandergesetzt hat. Durch seine erleuchteten Ideen brachte A. Smith eine Umwälzung in den Meinungen zu Stande, welche die Welt bis dahin gehegt hatte und die heute nur noch in der vorurtheilsvollen Masse existiren. Alles, was für die Freiheit der Colonieen, des Handels und der Industrie seitdem geschehen ist, verdankt seinen gesunden und unwiderleglichen Grundsätzen die Begründung. Da die von A. Smith entdeckten oder codificirten wirthschaftlichen Gesetze die Grundlage unserer Wissenschaft bilden und in der Entwicklung des ganzen Werkes zum Vorschein kommen, so brauchen wir hier bei ihm nicht länger zu verweilen.

Während die Welt sonst Jahrhunderte zur Verwirklichung einer durchgreifenden Reform braucht, ging sie von 1789 an im Titanenschritt, so daß die Geschichte keine ähnliche Umwälzung aufzuweisen hat. Ihr Erfolg war aber ein rein zerstörender; alles Bestehende wurde umgestürzt, die Arbeit dadurch zwar von den letzten Fesseln des Feudalismus befreit, allein schöpferisch geschah wenig oder nichts. Von den Idealen ewiger Glückseligkeit aller Stände war keines verwirklicht worden. Auf diesen Umschwung ohne Gleichen mußte eine große Abspannung folgen. Ueber die Erzeugung der Güter hatte man Klarheit erlangt, aber die gerechte Vertheilung war noch im Dunkeln geblieben, nachdem es mißlungen war, dieselbe durch Gewalt zu bewerkstelligen. Die Theorie, welche nun Malthus in seinem „Versuch über das Princip der Bevölkerung" 1798 veröffentlichte, fand daher allgemeinen Anklang. Die bevorrechtigten Classen, namentlich der Adel, nahmen Grundsätze gern an, welche sie der meisten Pflichten gegen die Armen überhoben und die Schuld der Ausgleichung der Güter weniger auf die Menschen, als auf die Natur schoben. Malthus baute sein System auf das Axiom: daß die Bevölkerung in geometrischer, die Lebensmittel nur in arithmetrischer Progression sich zu vermehren strebten. Er verfocht seine Meinung mit aller Schroffheit eines Principienkämpfers und brachte es durch die Härte seiner Ausdrücke nicht selten dahin, daß das empörte Gefühl den wahren Kern seiner Lehre verkannte. Bei einer Gelegenheit z. B. rief er aus: „Ein Mensch, welcher in einer schon occupirten Welt geboren wird, wenn seine Familie nicht die Mittel hat, ihn zu ernähren, oder die Gesellschaft seiner Arbeit nicht

benöthigt ist, hat nicht das mindeste Recht, irgend einen Theil von Nahrung zu verlangen; er ist wirklich zu viel auf der Erde. Die Natur gebietet ihm, abzutreten, und säumt nicht, selbst diesen Befehl zur Ausführung zu bringen." Die Haupt-Angriffe von Malthus gingen gegen die Ehe und die Wohlthätigkeits-Anstalten, vor Allem gegen die englischen Armengesetze, die so verschwenderisch waren, daß sie einer Prämie für den Müßiggang glichen. Er erklärte sich gegen jedes Almosen, jede öffentliche oder Privat-Unterstützung, die in seinen Augen nur mörderische Begünstigungen waren, um die Trägheit zu ermuntern und die Zahl der Unglücklichen zu vergrößern; denn nichts vermehre sich so schnell als das Elend. Daher Montesquieu treffend bemerkt habe: „Die Leute, welche gar nichts haben, wie die Bettler, haben viel Kinder; denn es kostet dem Vater nichts, sein Gewerbe seinen Kindern zu lehren, welche schon bei der Geburt Werkzeuge dieses Gewerbes sind." Die Ehe billigte Malthus nur für solche Leute, die im Stande wären, eine Familie anständig zu ernähren; er empfahl nämlich den Arbeitern, die obige Bedingungen zu erfüllen nicht im Stande seien, die Ehelosigkeit als das beste Mittel, den Arbeitslohn durch Mangel an Angebot zu erhöhen. Das Hagestolzenthum, sonst verachtet, wurde nun beinahe zum Range einer Tugend erhoben. Allein man merkte bald, daß die Ehelosigkeit die Zahl der Kinder nicht verminderte, ja, daß diese durch die übermäßige Zahl unehelicher Geburten sich sogar vermehrte. Auch Malthus sah diesen Umstand und glaubte, daß dadurch geholfen werden könnte, wenn man den Kindern den Schutz der Gesetze und jede Unterstützung der Gemeinde entziehen würde. Die in ihrem ursprünglichen schroffen Gewande grausam scheinenden Lehren dieses Menschenfreundes machten großes Aufsehen in Europa, wurden aber zum Theil mißverstanden, und dieses Mißverständniß wurde keineswegs dadurch verringert, daß sie die Gunst aller Bevorrechteten erlangten, die darin eine Rechtfertigung ihrer ungerechten Systeme gefunden zu haben glaubten. Wir werden an einer späteren Stelle, wo wir die Bevölkerungsfrage besonders behandeln, nachweisen, daß jenes Axiom oder Gesetz, auf welchem Malthus sein System aufzubauen versuchte, nicht richtig ist, daß die Lebensmittel sich im Verhältniß zur Summe der Arbeitskraft und des Capitals vermehren können, daß die Arbeitskraft vollkommen im Verhältniß mit der erwachsenen Bevölkerung steigt, und daß die Vermehrung des Capitals mit der Bevölkerung gleichen Schritt halten „kann", daß es sich, um die Harmonie zwischen allen diesen Factoren herzustellen, nur darum handelt, alle die Hindernisse wegzuräumen, welche der Production und einer richtigen Vermehrung des Capitals entgegenstehen, den Staat wirthschaftlich einzurichten, das Volk wirthschaftlich zu erziehen; — daß der einzige principielle Unterschied darin besteht, daß die Vermehrung des einen Factors einem Genusse, die des anderen einer Mühe entspringt; daß diese Differenz bei grö-

ßerer wirthschaftlicher Bildung sich ausgleicht, weil da auch die Arbeit zum Genusse wird. Aus dieser Deduction wird man erkennen, daß auch die Ansicht von Malthus, Regierungs-Maßregeln könnten wenig zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Classen beitragen, weil sie jenem von ihm aufgestellten Bevölkerungs-Gesetze gegenüber sich verhielten, wie Federn gegenüber dem Strome, auf dem sie schwimmen, ein großer Irrthum ist, der zwar einem menschenfreundlichen Herzen entsprang, aber, wie bereits angedeutet, viel Unheil hervorgebracht hat, weil er alle hartherzigen Leute und alle gewissenlosen Staatsmänner mit plausiblen Ausreden versehen hat, mit welchen sie ihren Pflichten gegen das Volk sich zu entziehen suchten. Trotz dieses principiellen Irrthums hatten die Lehren von Malthus den communistischen Bestrebungen gegenüber gleichwohl viel Gutes und Richtiges. Leichtsinnige Ehen brauchen nicht durch den Staat begünstigt zu werden, und die Entfernung jeder Schranke wäre nicht rathsam, so lange ein Volk nicht selbstständig ist. Allzu freigebige Armenanstalten vermehren das Uebel, wie es in England der Fall war. Es herrscht deßwegen in Deutschland bei den unteren Ständen weit mehr Sparsamkeit als dort. Es kann allerdings vorübergehende Noth geben, wo eine Hülfe ihren Zweck erfüllt; allein dauerhaft kann dem Elende nur durch Beseitigung von dessen Quelle abgeholfen werden, — durch Vermehrung der Production. Say bezeichnet beide Arten von Wohlthätigkeit mit einem sehr gelungenen Gleichnisse. In einer Gegend braucht man auf einmal weniger Fässer, und eine Anzahl von Küfern verliert die Beschäftigung. Will nun der Staat hier helfen, so muß er vorher untersuchen, aus welcher Ursache dieser Mangel herrührt. Kommt derselbe nun daher, daß ein Fehljahr eingetreten ist, so daß die alten Fässer ausreichen, dann könnte der Staat durch vorübergehende Unterstützung helfen. Rührt der Mangel an Nachfrage nach Fässern aber daher, daß die Weinberge durch ein Naturereigniß zerstört worden sind, oder daß ihnen eine unüberwindliche Concurrenz entstanden ist, dann kann eine einmalige Unterstützung nichts helfen; sie würde nur das Uebel verschlimmern, indem die außer Beschäftigung Gesetzten länger abgehalten würden, zu einer anderen Arbeit überzugehen. In seinen späteren Jahren gestand Malthus selbst zu, daß er bei der Aufstellung seines Princips zu schroff gewesen sei. „Es ist sehr wahrscheinlich," sagte er, „daß, als ich den Bogen zu sehr auf die eine Seite gebogen fand, ich geneigt wurde, ihn zu sehr auf die andere Seite zu biegen, in der Absicht, ihn gerade zu machen." Er hat in den letzten Ausgaben seines gedankenreichen Werkes in der That die durch ihre Schroffheit zu Mißverständnissen Anlaß gebenden Stellen gemildert. Das irrige Axiom aber hat er freilich festgehalten, und dadurch, daß fast alle Oekonomisten und Staatsmänner es adoptirten, einen der freien Entwicklung nachtheiligen Einfluß auf unsere Gesetzgebung geübt.

Malthus war Geistlicher und Professor der Geschichte und politischen

Oekonomie an dem East India College zu Haileybury. Er starb im Januar 1831 in seinem 69. Lebensjahre. Derselbe war durch ein Buch **Godwin's** (Inquiring concerning political justice) zu seinem Werke über die Bevölkerung angeregt worden, und Letzterer selbst war es wieder, welcher Jenen mit großer Geisteskraft zu widerlegen suchte. Godwin hat aber seinerseits den Fehler begangen, nach einer anderen Seite hin zu übertreiben. Malthus erklärte, wie erwähnt, die menschlichen Institutionen nur für leichte, oberflächliche Ursachen der Uebel der Gesellschaft, nur für **Federn**, welche oben auf dem Wasser schwimmen, im Vergleich mit jenen tieferen Quellen des Uebels, die aus der Leidenschaft eines Geschlechtes für das andere stammen. Weit entfernt, daß die Leiden der Menschheit vorzugsweise der Unerfahrenheit der Regierungen und ihrem Sträuben gegen Reformen zuzuschreiben seien, müsse man vielmehr der Ueberwucherung der Bevölkerung die meisten Uebel zurechnen, von welchen sie niedergebeugt ist. Godwin forderte die Alleinherrschaft der Vernunft, weil durch sie das Elend verbannt würde, und schrieb alles Uebel in der Staatsgesellschaft der Unvollkommenheit der politischen Einrichtungen und den Gebrechen der Regierungen zu. Er sprach damals schon (1792) Ideen aus, deren Vaterschaft in der neuesten Zeit von verschiedenen Seiten in Anspruch genommen wurde, die aber ihrer Unausführbarkeit wegen so große Eifersucht nicht verdient hätten. Godwin verlangte, was Proudhon 1840 und eine berliner Zeitung (Abendpost) 1850 aufstellte (Anarchie); er forderte die **Abschaffung jeder Regierung**. Und doch heischten Jene unter Abschaffung des Staates eigentlich nur eine andere Einrichtung der Gesellschaft, eine Regierung unter anderem Namen und mit geringeren Befugnissen; denn niemals könnte es ihnen gelingen, die politische Staats-Organisation aufzuheben, eben weil sie ein Organismus ist. Godwin unterscheidet sich indessen von dieser Richtung dadurch, daß er von dem idealen Zustande einer **Gütergemeinschaft** träumte. Er wollte dazu noch die Ehe aufheben und dachte nicht daran, daß die Geburten, wenn die Pflicht der Ernährung der Kinder wegfiele, sich weit rascher vermehren und das Uebel, das er vermeiden wollte, bis zum Extrem steigern würden. Malthus machte diesen Einwand in schlagender Weise geltend. Dagegen erhob sich aber Godwin im „Namen der Menschlichkeit". „Wehe dem Lande," rief er, „wo ein Mensch aus der Classe des Volkes sich nicht verheirathen kann, ohne die Aussicht zu haben, seine Würde und Unabhängigkeit zu verlieren! Wehe dem Lande, wo, wenn unvorhergesehene Unfälle diesen Menschen niederdrücken, man ihm zuruft, daß er kein Recht habe, Unterstützung anzusprechen! Man kann versichert sein, daß irgend ein gefährliches Gebrechen in der menschlichen Ordnung liegt, wo ein solcher Mensch nicht die billige Hoffnung hat, seine Familie durch seiner Hände Arbeit zu ernähren." Wenn Godwin auch einseitig war, so hat er doch viel Gutes gestiftet, indem er die Regierungen, welche unter Pitt in Eng-

land, wie in Frankreich unter den Jacobinern und Napoleon, die Allmacht an sich zu ziehen strebten und damit auch die Verantwortlichkeit für Dinge und Zustände auf sich luden, die sie zu ändern nicht im Stande waren, auf ihre Mißgriffe aufmerksam machte.

William Godwin, der 1836 im Alter von 81 Jahren starb, war, wie Miß Martineau, eine Schriftstellerin von männlicher Urtheilskraft, in ihrer Geschichte Englands während des 30jähr. Friedens sich ausdrückt, „ein Mann von großen Fähigkeiten, die sich nicht hinlänglich das Gleichgewicht hielten; und da die europäische Welt in seiner Jugend einen Kampf großer Kräfte, die sich nicht hinlänglich das Gleichgewicht hielten, darbot, so war er gerade der Mann, um auf die Gesellschaft seiner Zeit einen gewaltigen Eindruck hervorzubringen. Bald nachdem sein Buch über die politische Gerechtigkeit erschienen war, sah man Arbeiter ihre Ersparnisse zusammenschießen, um es zu kaufen und es unter einem Baume oder in einem Bierhause mit einander zu lesen. Es wirkte so mächtig, daß Godwin sah, es müsse Unrichtiges enthalten, und er änderte es bedeutend, ehe er eine neue Auflage erscheinen ließ. Sein Geist war scharf und vermöge seines edlen Herzens auch tief, aber er war einseitig. Bei uns waren Gesellschaft und Regierung in der entgegengesetzten Richtung einseitig gewesen, und es war eine Wohlthat für uns alle, daß die Gesellschaft, als sie von der rein conventionellen Auffassung der Dinge sich entfernte, mit einem Godwin, der in der umfassendsten Weise die natürliche Auffassung gab, zusammentraf. Es kann kein Zweifel obwalten, daß Regierung und Gesellschaft des heutigen Englands ihren Nutzen gezogen haben von der Schärfe und der Kühnheit, der Wahrheit und dem Irrthum, der Tiefe und den Seichtigkeiten, der Hochherzigkeit und der Ungerechtigkeit Godwin's, wie er sich in seinem Buche über politische Gerechtigkeit offenbarte; und so war er einer der Wohlthäter seines Zeitalters, wenn auch vielleicht der unliebsamste." Als ein Zeichen der großen Toleranz, mit welcher in England Ueberzeugungen und Meinungen betrachtet werden, mag die Thatsache gelten, daß Godwin, der die Abschaffung der Regierungen und die Einführung der Gütergemeinschaft verlangt hatte, in seinen alten Tagen vom Ministerium Grey eine kleine Sinecure erhielt, mit einer Wohnung, die mit dem Hause der Gemeinen in Verbindung stand, wo er Fremden oft die Sternkammer zu zeigen liebte.

Mitten in dem Getümmel und den Sperrmaßregeln der Napoleonischen Kriege, welche in Frankreich der Revolution folgten und der Volkswirthschaft Hohn sprachen, lehrte ein Mann deren wahre Principien, welcher durch die Ausführlichkeit, womit er sie anschaulich zu machen suchte, nicht wenig dazu beitrug, dieselben allgemein verständlich, populär und dadurch praktisch nutzbar zu machen. Noch heute ist das System politischer Oekonomie von Jean Baptist Say dasjenige Werk, welches den Anfänger am leichtesten in die

Wissenschaft einführt. Seine Erklärung des Werthes, welche keine Verbesserung der Smith'schen Definition war, wie Say glaubt, ist durch die neueren Forschungen gefallen; allein eine Geringschätzung dieses klaren Denkers war niemals gerechtfertigt, da er die Wissenschaft wirklich gefördert hat. Durch seine Theorie von den Absatzwegen beschleunigte Say den Sturz des Sperr- und Colonial-Systems. Er bewies mit gemeinverständlicher Klarheit, daß es keine „Handels-Bilanz" gebe, daß die Völker Erzeugnisse nur mit Erzeugnissen bezahlen, daß nicht ein Volk um das reicher wird, um was das andere ärmer, daß vielmehr der Handel zwischen zwei Völkern beide bereichert, daß alle Gesetze, welche ihnen verbieten, zu kaufen, sie hindern, zu verkaufen, weil die fremde Nation schließlich keinen Gegenwerth für ihre Erzeugnisse erhalten könnte. Störungen, welche die industrielle Bewegung in dem einen Lande erleidet, schaden auch dem anderen; eine Mißärnte in dem einen, Sperrmaßregeln oder Krisen gereichen auch dem anderen zum Nachtheil. Die Interessen der Völker sind daher solidarisch, und der Krieg ist eine Thorheit, der man sich mit allen Kräften widersetzen muß. Solche Lehren sind nicht nutzlos gewesen; denn gerade diejenigen, welche sie noch vor Kurzem verhöhnten, sind deren eifrigste Verfechter geworden. Ein Irrthum Say's, der aus seiner mangelhaften Erklärung des Werthes entsprang, war es, daß er der geistigen Production, namentlich in Beziehung auf den Staats-Organismus, zu wenig Gewicht oder Werth beilegte, daß er glaubte, eine Menge von Künstlern, Staatsmännern und Gelehrten könnte ein Volk wenig oder gar nicht bereichern. Auf der anderen Seite geißelt er aber mit Recht den Mißgriff der unzeitigen Einmischung der Regierungen in das volkswirthschaftliche Leben, wozu ihm Frankreich Stoff genug bot. Da die wenigen Männer der Regierung alle einzelnen Geschäftszweige nicht so übersehen können, wie die betreffenden Privatleute, so traute er den Regierungen sehr wenig Einsicht zu und hielt es für das Beste, was sie thun könnten, nichts zu thun. Die bitteren Erfahrungen in Frankreich veranlaßten ihn eben, einen Satz in seiner vollen Schärfe auszusprechen, der sehr heilsame Ausnahmen zuläßt.

Das außerordentliche Experiment, welches die englische Bank durch Einstellung der Baarzahlungen glücklich überstanden, konnte nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der ökonomischen Schriftsteller auf sich zu lenken. Heinrich Thornton suchte diese Maßregel zu rechtfertigen, indem er behauptete, daß die Banken die Arbeit unendlich begünstigen und die Gütererzeugung vermehren können, ohne der Baarschaft zu bedürfen, unter der einzigen Bedingung, ihre Emissionen mit Klugheit zu regeln.

Cobbet dagegen griff, obwohl er die Vortheile des Credit-Systems zu würdigen wußte, die Mißbräuche mit dem Papiergeld und die trügerischen Finanz-Operationen der Regierung mit vieler Kraft an.

Einer der scharfsinnigsten Oekonomisten, aber in seinem Scharfsinne so-

phistisch, war David Ricardo, welcher sich am meisten durch seine Erklärung der Bodenrente, die er mit bewunderungswürdiger Logik durchführte, bemerkbar machte. Er war aber in seinen Forschungen zu mathematisch-abstract, er hielt sich zu sehr an das reine Princip, ohne die daneben wirkenden Gesetze mit in Rechnung zu bringen, und da sein Hauptprincip (Bodenrente) noch dazu falsch war, so konnten viele Folgerungen, welche er zog, mit der Praxis nicht übereinstimmen. Blanqui vergleicht ihn sehr richtig mit einem Mechaniker, der Maschinen nach der Theorie construirt, ohne die praktische Wirkung der Reibung, des Widerstandes der Luft, der Temperatur, des Materials zu berücksichtigen. Allein abgesehen von dem Irrthume der Bodenrente, welchen er mit anderen Volkswirthen theilte und den wir in dem Abschnitt über die „Bodenrente" ausführlich beleuchten werden, hat Ricardo doch der Wissenschaft sehr viel genützt. Seine Untersuchungen über den Arbeitslohn, den Gewinn, den Waarenpreis und deren Verhalten zu einander, sind als der erste Fortschritt seit Smith zu betrachten. Schon in seiner ersten Schrift bewies er, daß das damalige (1809) Steigen des Preises des baaren Geldes und das Fallen der Wechselcourse ein Beweis der Werthabnahme der Banknoten sei. Obgleich ein so großer Bewunderer des Papiergeldes, daß er den Verkehr in einem Lande erst für vollkommen betrachtete, wenn er durch Papier geschehe, zeigte er doch mit Klarheit die Folgen einer zu großen Ausgabe von Papiergeld. Ricardo ersann zugleich eine neue Art von Banksystem, wonach die Noten nicht mit gemünztem Metall, sondern mit Barren bei der Bank gedeckt sein sollten. Sie würde dadurch nicht so sehr um Baarzahlungen angesprochen und könnte bei gleicher Sicherheit mehr Noten ausgeben. Vielleicht wird einst ein Versuch damit gemacht werden.

Unter den Schülern Ricardo's, wie James Mill, John Stuart Mill, Torrens, Mac Culloch, hat letzterer die Grundsätze seines Meisters am meisten populär gemacht, während J. St. Mill's System der politischen Oekonomie unter den neueren wirthschaftlichen Werken am meisten geschätzt wird, weil es die Wissenschaft durch selbstständige Forschung befördert hat. Als Oekonomist, der die Lehren A. Smith's unmittelbar im Geschäftsleben und auf die gewerblichen Fragen praktisch anwandte, ist noch Th. Tooke zu nennen, der durch seine „Geschichte der Preise" sich um die Statistik unsterbliche Verdienste erworben und der Wissenschaft sehr schätzenswerthes Material für ihre Schlußfolgerungen geliefert hat. Bei Ausgabe der letzten Bände wurde Tooke von einem sehr scharfen Denker, Herrn Newmarch, unterstützt.

Unter den Staatsmännern war Huskisson der Erste, welcher die Grundsätze A. Smith's in das Staatsleben übertrug und dem Sperrsystem in England den ersten Stoß versetzte (1826). Sein Leben ist eine der glänzendsten Tafeln in der Geschichte der politischen Oekonomie. Seine Thätigkeit als Minister fällt ganz mit der des großen Canning, seines Freundes, zusammen;

doch in allen wirthschaftlichen und financiellen Fragen war Huskisson die Seele des Ministeriums. Mit blendender Klarheit und vernichtender Logik warf er die Sophismen der Monopolisten und Anhänger des Sperrsystems zu Boden; seinen Bemühungen ist die Aufhebung der Seidenzölle (1826), und damit der Bruch mit dem Prohibitiv-System zu verdanken. Miß Martineau (Geschichte Englands) und Blanqui (Geschichte der politischen Oekonomie) geben eine vortreffliche Schilderung von dem Leben dieses großen Mannes. Er, der eifrigste Beförderer der Eisenbahnen, hatte das tragische Geschick, bei der Eröffnung der ersten Linie, der Manchester-Liverpooler Eisenbahn an der Seite seiner Gattin das Leben zu verlieren.

Die vorübergehenden Uebelstände, welche die Erfindung der gewaltigen Maschinen der Neuzeit in der Uebergangs-Periode für einen Theil der Arbeiter hervorruft, veranlaßten Sismondi, sich zum Ritter des Vorurtheils der letzteren wider die Maschinen und die durch dieselben bewirkte Vermehrung der Production aufzuwerfen. Bestürzt durch den Contrast von dem ungeheuren Reichthume und der großen Armuth, welche er in England gefunden, glaubte er, daß die Maschinen daran schuld seien und daß die Vermehrung der Güter nur in so fern eine Wohlthat sei, als ein entsprechender Verbrauch auf sie folge. Eine Ersparung an allen Mitteln der Erzeugung sei daher nur dann ein Vortheil, wenn jeder, der zur Erzeugung mitwirke, ein gleiches Einkommen beziehe, als wie er vor jener Ersparung bezogen habe, was nur geschehen könne, wenn er mehr von seinen Erzeugnissen verkaufe. Sismondi glaubte, daß Maschinen und Banken die Nachfrage nach Arbeit minderten, daß dann durch die Mitbewerbung unter den Arbeitern die Löhne noch mehr fallen müßten, daß also Jene von der größeren Menge des erzeugten Vermögens keinen Antheil bekämen. Ueberfüllung des Marktes, Handelskrisen und zahlreiche Arbeiter-Entlassungen wären die Folgen der erleichterten Production. Man habe dann zwar productivere, aber kostspieligere Maschinen an die Stelle der früheren gesetzt. Man habe einen Nachlaß am Zins für die Miethe der Häuser, an dem für das Darleihen von Capitalien, an dem Einkommen der Grundeigner erwirkt. Eine jährliche Fabrication von hunderttausend Franken auf eine Million gesteigert, mache neun mitwerbende Fabriken untergehen, deren Capital somit zerstört werde. Es müsse dann eine Minderung im Verbrauche eintreten, und während der Fabricant mit aller Kraft sich bemühe, die Menge der Waaren zu vermehren und die Güte derselben zu erhöhen, ringe er ganz eben so eifrig, eben so wirksam dahin, die Anzahl der Käufer zu vermindern. Es ist daher nach Sismondi nothwendig, eine gerechtere Vertheilung zu schaffen, und doch gesteht er ein, daß er die Kraft nicht fühle, die Mittel der Ausführung zu bestimmen. „Die Vertheilung der Gewinnste der Arbeit", sagt er am Schlusse seiner Betrachtungen, „unter jene, welche zu deren Erzeugung mitwirken, scheint mir verfehlt zu sein, und

es scheint mir fast über die menschlichen Kräfte hinauszugehen, einen Zustand des Eigenthums zu begreifen, der von jenem ganz verschieden ist, welchen uns die Erfahrung zu erkennen gibt." Bei diesem beschämenden Geständnisse hätte doch ein leichter Zweifel bei ihm darüber aufstoßen müssen, ob denn die Voraussetzungen, von welchen er ausgegangen ist, so unbedingt richtig seien! Sie sind aber in der That fast alle falsch. Wenn Sismondi meint, daß die Vermehrung der Güter-Erzeugung nur dann ein Gut sei, wenn ein entsprechender Verbrauch folge, so daß die, welche zur Erzeugung mitwirken, eben so viel als früher erhalten, also mehr verkaufen müssen, — so versteht sich das von selbst. Das Capital besteht ja nur aus Gütern, und diese müssen productiv consumirt werden, wenn das Capital nicht zu Grunde gehen soll. Da Niemand so thöricht sein wird, letzteres müßig zu lassen, so wird er es zu beschäftigen suchen. Dadurch steigt aber die Nachfrage nach Arbeitern und mit ihr der Arbeitslohn. Wenn einmal Verhältnisse bestehen, welche zu ändern Sismondi selbst kein Mittel weiß, warum kam er da nicht auf den Gedanken, daß die Natur doch billig sein könne und nicht daran schuld sei, wenn Uebelstände vorliegen, daß vielleicht eher die Menschen durch mangelhafte Einrichtungen, wie Monopole und Sperrmaßregeln, solche Uebel hervorrufen? Warum dachte er nicht daran, daß das Wohlbefinden der arbeitenden Classen sich gegen früher, wo keine Maschinen bestanden, unendlich verbessert hat? Capital kann nur Gewinn bringen, wenn es productiv consumirt wird; dies geschieht aber durch die Arbeiter; also werden unter diese um so mehr Güter zur Vertheilung kommen, je mehr das Capital zunimmt. Dieses wird aber durch die Maschinen vermehrt; also bringen auch die Maschinen eine größere Menge von Gütern unter den Arbeitern zur Vertheilung. Außerdem nimmt die Consumtion an sich im Verhältnisse der billiger werdenden Production zu. Sismondi hat sich nur durch die Uebelstände schrecken lassen, welche Uebergangs-Perioden mit sich bringen, die aber bald verschmerzt sind. Kaum kann es Erfindungen geben, welche in ihrer Tragweite der Buchdruckerkunst und den Eisenbahnen gleichkommen. Konnten je Arbeiter durch Maschinen erschreckt werden, so waren es die Abschreiber, als die Presse mit derselben Arbeitskraft auf einmal zweihundertmal mehr lieferte. Die Mönche überlieferten daher natürlicher Weise Faust dem Teufel; allein zehn Jahre später waren zwanzig- und zwanzig Jahre später hundertmal mehr Arbeiter bei der Buchdruckerei beschäftigt, als früher beim Abschreiben. Die Eisenbahnen schienen alle Fuhrleute und Kutscher ruiniren zu müssen; gleichwohl waren wenige Jahre nachher mehr Kutscher beschäftigt, die Fuhrleute haben die Wunde längst verschmerzt, und Tausende von neuen Arbeitern sind bei den Eisenbahnen beschäftigt. Der Gesichtspunkt, von welchem Sismondi ausgeht, ist überhaupt zu beschränkt; er spricht immer nur von Fabrik-Arbeitern, als wenn diese die Mehrheit des Volkes bildeten und von ihnen die Gesammtwohlfahrt abhinge.

In der That bilden sie aber nur einen sehr geringen Theil der Bevölkerung, welche fast überall zum bei Weitem größeren Theile aus Ackerbauern besteht. Rechnet man dazu die Einwohner der Städte, die Handwerker, Beamten, Gelehrten und Künstler, welche alle von den Maschinen Vortheil ziehen, so verschwindet die kleine Anzahl Fabrik-Arbeiter dagegen. So gut aber diese ein Recht hätten, sich gegen die Nachtheile der Maschinen zu beschweren, so gut haben jene ein Recht, die Vortheile derselben für sich in Anspruch zu nehmen. Außerdem handelt es sich nicht darum, ein Uebel, wenn es einmal nicht zu ändern ist, zu beklagen, sondern demselben abzuhelfen. Man suche sich daher bei Zeiten dagegen zu sichern, wie man sich auch gegen Hagel- und Feuerschaden durch Vorsicht und Versicherungs-Gesellschaften schützt. Wenn dennoch viele Leute sich nicht assecuriren, soll deßhalb die Ordnung der Dinge angeklagt werden, wo Jemand durch seine Unklugheit leidet? Es können einmal keine Einrichtungen getroffen werden, welche die Vormundschaft einer gerechten Vertheilung des Einkommens unter die Einzelnen übernehmen. Jeder ist sich selbst der Nächste; er schaue um sich und treffe bei Zeiten Fürsorge, wenn in seinem Arbeitszweige eine Maschine erfunden wird. Nein, die Uebelstände, welche Sismondi beklagt, rühren von anderen Umständen, als von den Naturgesetzen, her. Sie sind mannigfaltig, wie die menschlichen Einrichtungen selbst; sie aufzuführen, genügte ein Band nicht; und dennoch lassen sie sich in einem Satze zusammenfassen: Sie liegen in den Hindernissen, welche der Freiheit der Arbeit in den Weg gelegt werden, seien es Monopole, Sperrzölle, Zunft-Gesetze, Mangel an Freizügigkeit, Krieg, unsichere Rechtspflege oder a. m. Durch die Vervollkommnung der Maschinen, die Theilung der Arbeit in den Fabriken, durch die Fortschritte der Chemie und Technik, durch die Erleichterung des Credits, des Handels sind die Producte billiger geworden und auch die Arbeiter haben Theil an diesem Vortheile. Einer der ärmsten Handarbeiter würde kaum einen Homerischen König beneiden, denn er hat Genüsse, wovon ein solcher nie eine Ahnung hatte. Die Glasfenster, die Oefen, die Eisenbahnen, der Kaffee, Thee, Tabak, die Kartoffeln, der Branntwein, der Zucker, — das sind Güter, welche heute die Genüsse der Geringsten vermehren. Die Geschichte weis't auch ganz unläugbar die Thatsache des Fortschritts nach, und wenn es immer noch Vermögens-Unterschiede gibt und geben wird, so ist das ein Naturgesetz, das in der Verschiedenheit der menschlichen Anlagen seinen Grund hat und ohne welches die menschliche Gesellschaft kaum bestehen könnte. Sismondi begründete die Forderungen der späteren Socialisten zuerst wissenschaftlich und forderte Abhülfe für alle socialen Leiden durch ein plötzliches universales Heilmittel, welches er indessen selbst nicht zu kennen eingestand und wie es in der That auch keines geben kann. Eigenthümlich war es, daß die Socialisten eine Abhülfe gegen diese Leiden gerade in den Maßregeln suchten, welche dieselben hervorgerufen, in dem Sperr-

systeme, in der Beschränkung des Handels, in der Bevormundung durch den Staat, in dem Mangel an Concurrenz und Capital. Wenn nun der Staat durch eine unverständige Masse gezwungen worden ist, Arbeiter-Werkstätten zu errichten, wenn dann das Uebel noch größer wird, — ist darum die Ordnung der Dinge, die Natur anzuklagen oder der Unverstand der Menschen? Wir haben gesehen, welche verkehrte Begriffe bis auf unsere Zeit in der Volkswirthschaft existirten, wie Regierungen und Völker fast nur das Gegentheil von dem dachten und thaten, was die Naturgesetze bestimmen, so daß wir es mehr dem „Gange der Dinge", als dem menschlichen Verstande zuzuschreiben haben, wenn die Völker trotz ihrer verkehrten Ansichten gediehen. Wir haben gesehen, wie langsam die Wahrheit sich Bahn bricht; und doch verlangt man die augenblickliche Lösung einer Frage, welche in ihrer Vollkommenheit nur durch die Ewigkeit gelös't werden kann. Wir können Zustände nur verbessern, nicht vollkommen machen. Wenn Alles vollkommen wäre, dann würde die größte Triebfeder der Menschen, die Concurrenz, der Fortschritt aufhören, sie hätten kein Ziel mehr vor Augen, und diese Vollkommenheit würde in ihren Gegensatz, in Fäulniß, übergehen. „Es ist aber dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen." Gerade die Nothwendigkeit, daß stets verbessert werden muß, ist der Sauerteig, welcher das Menschengeschlecht vor Fäulniß und Untergang bewahrt. Und wie viel noch ist zu bessern! Wie viel ist zu bessern, das nur mit Zeit und Mühe gebessert werden kann! Ist die durch die Maschinen vermehrte Güter-Erzeugung am Ende auch daran schuld, wenn es unter den arbeitenden Ständen mehr Trunkenheit, Leichtsinn, Unreinlichkeit gibt, als unter den gebildeten, und können solche Laster auf einmal ausgerottet werden? Nachdem wir so die Uebertreibungen Sismondi's ins Licht gesetzt haben, können wir seinem guten Willen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Um eine Krankheit zu heben, muß eine richtige Diagnose gestellt, eine Wunde muß bloßgelegt werden, wenn sie geheilt werden soll, und so können auch die socialen Uebel erst dann gebessert werden, wenn sie aufgedeckt sind. Das hat Sismondi so redlich gethan, daß er ganz vergaß, daß dieselben schon seit Jahrtausenden in höherem Grade bestanden haben, daß er Alles einer falschen Ursache, den Maschinen zur Schuld legte, während die Fabrik-Arbeiter unserer civilisirten Länder Edelleute sind im Vergleich zu den Leibeigenen Rußlands, ja, zu vielen Häuslingen Nord-Deutschlands, welche kaum wissen, wie das Fleisch oder der Wein schmeckt. Erst wenn ein Volk auf einer gewissen Stufe der Bildung und des Wohlstandes angelangt ist, dann wird es auf die Leiden der ärmeren Classen aufmerksam und sucht sie zu heilen. Solche Klagen sind daher kein Beweis, daß das Uebel erst entstanden ist, sondern ein Beweis, daß man durch den Fortschritt zur Erkenntniß desselben gekommen ist. Aus den Steppen Rußlands, aus Sibirien erschallt keine Klage; keine Klage ist uns aus den Hütten der Leib-

eigenen des Mittelalters überliefert; und die Häuslinge Hannovers sind noch nicht einmal auf der Stufe angelangt, wo sie das Elend ihres Zustandes einsehen könnten. Die Klagen kommen am lautesten aus Paris und England, wo die Arbeiter den verhältnißmäßig höchsten Lohn und die am wenigsten unterbrochene Arbeit haben. Fern sei es von uns, die Klagen über die Leiden der Arbeiter zu mißachten; wir preisen Sismondi darum, daß er sich zuerst zu deren Dolmetscher gemacht hat. Allein wir suchen die Abhülfe nicht in schrecklich klingenden Redensarten, sondern in der Beseitigung desjenigen Uebelstandes, welcher die Haupt-Ursache jener Leiden gewesen ist, der Hindernisse, die der Freiheit der Arbeit und deren genossenschaftlicher Organisation im Wege stehen.

Der Vicomte Alban von Villeneuve-Bargemont, der Verfasser der „Christlichen Staats-Haushaltung", steigerte noch die Klagen Sismondi's über das Fabrikwesen; er schilderte in den schrecklichsten Farben die Drangsale der arbeitenden Classen; allein die Heilmittel, welche er vorschlägt, verrathen noch weniger Einsicht. Er erinnert sich mit Recht der Mildthätigkeit des Mittelalters, mißkennt aber dessen wahre Vorzüge und sehnt sich daher nach den Zünften und Klöstern zurück, weil diese die Zunahme der Bevölkerung aufgehalten hätten, — als ob das Verhältniß der Production zur Menge der Consumenten nicht ungünstiger wäre, wo noch eine Schaar unproductiver Leute zu ernähren ist! Bei allen unverständigen Klagen hat Villeneuve indessen doch zwei richtige Forderungen gestellt: Verbesserung des sittlichen und gewerblichen Unterrichts und Gründung von Spar- und Hülfscassen.

Gegenüber diesen unpraktischen Menschenfreunden wies Le Comte richtig nach, daß die meisten Hemmnisse gegen sociale Verbesserungen gerade von jenen herrühren, welche am meisten dabei gewinnen würden. So wird z. B. das Uebel einer Mißärnte gerade durch das Vorurtheil der nothleidenden Classe vermehrt, welche über Wucher, zu geringen Schutz, Nachlässigkeit der Polizei u. s. w. klagt (während dem Uebel nur durch den freien Handel und zeitiges Sparen, Zurückhalten des Getreides abgeholfen werden kann), welche Beschränkung des Handels im Innern und Ausfuhr-Verbote u. s. w. verlangt, wodurch gerade der vorhandene Mangel noch vermehrt wird.

Am bündigsten hat sich aber Dunoyer gegen jene unklare Richtung gewandt. Dunoyer erkannte, daß das Elend der arbeitenden Classen nicht in dem Fabriks- und Maschinenwesen, sondern in früheren Zuständen seinen Ursprung hat: in der ungleichen Vertheilung des Vermögens, der Rechts- und Vermögenslosigkeit der zahlreichsten Classe der Gesellschaft, in der Unfreiheit der Arbeit (denn die Sklaven und die Leibeigenen der früheren Zeit waren die Mehrzahl, und sie hatten nur ein beschränktes Eigenthumsrecht), in dem Sperrsysteme und der zahllosen Menge trostloser Regierungs-Maßregeln, welche

nur durch die mit der Civilisation vermehrte Bildung allmählich vermindert worden ist. „Gleichwohl", setzt der Verfasser hinzu, „haftet der Zustand der niederen Classen nicht bloß an den Beschädigungen, welche der höhere Theil der Gesellschaft gegen sie verschuldet haben kann; er wurzelt auch in den Fehlern, welche ihnen eigen sind, in ihrer Apathie, ihrer Sorglosigkeit, ihrer Unkunde der Ursachen, welche den Preis der Arbeit steigen oder fallen machen. Ihre Noth ist mindestens eben so sehr ihr eigenes Werk, als das der Classe, welche man anklagen kann, sie unterdrückt zu haben." Dunoyer sagte den unteren wie den oberen Classen, den Völkern wie den Regierungen unerschrocken die Wahrheit. Er machte darauf aufmerksam, daß die Regierungen durch die zu große Vormundschaft, welche sie häufig ausüben, in dem Volke die Vorstellung von ihrer Allmacht befestigen, die sich bis auf die Güter-Erzeugung erstrecken soll, so daß das Volk von den Maßregeln der Regierung erwartet, was es nur durch seine eigene Thätigkeit erringen kann. Gleich Say hatte Dunoyer eine sehr geringe Meinung von der reformirenden Kraft der Regierungen. Auch er glaubte, daß die Initiative zu allen Verbesserungen in der Gesellschaft aus den verschiedenen Arbeitsschichten des Volkes ausgehen müsse, weil diese durch die Theilung der Arbeit es besser verstehen, als die Regierung, welche Alles übersehen muß. „Es sind Landwirthe", sagt er, „welche den Landbau vervollkommnen; die Künste werden durch Künstler, die Wissenschaften von Gelehrten, die Politik und Moral durch Politiker und Moralisten gefördert. Es besteht zwischen den Dingen, welche die besondere Angelegenheit eines Jeden, und jenen, welche die Angelegenheit Jedermanns sind, bloß der Unterschied, daß bei den ersteren die Vervollkommnungen für denjenigen, welcher sie erfindet, unmittelbar anwendbar sind, während bei den zweiten, nämlich bei den politischen, die Anwendungen nur dann Statt finden können, wenn der Gedanke des Publicisten der gemeinsame Gedanke des Publicums oder wenigstens eines sehr beträchtlichen Theiles desselben geworden ist. Bis dahin kann man zu ihrer Verwirklichung nur ohnmächtige Versuche machen. Es ist möglich, daß eine Regierung mit gutem Willen es trotzdem unternehme, sie anzustellen; allein sie wird kein Werk errichten, das fortdauert. Es ist möglich, daß die Sache trotz der Staatsgewalt durch eine Partei versucht werde, welche sie stürzt und ersetzt; allein die glücklichsten Umstände werden keinen größeren Erfolg haben, als die wohlwollendsten Zugeständnisse (Joseph II., Februar-Revolution). Die Sache wird sich erst tief für die Dauer begründen in dem Maße, wie sie in die Ideen und Gewohnheiten der großen Zahl, der Mehrheit übergehen wird..... So würde es selbst in dem socialen Zustande, der am freiesten von Gewaltthätigkeiten ist, sehr schwierig zu verhüten sein, daß Ungleichheiten in den Stellungen entstehen; und wenn diese Ungleichheiten einmal einge-

führt sind, so ist es noch schwieriger, sie zu verwischen. Man gelangt stets nur mit äußerster Mühe von einer niederen Stellung zu einem auch nur etwas höheren Stande, und die Familien, welche einmal in eine gewisse Erniedrigung gesunken sind, laufen Gefahr, in ihr schon deßwegen zu beharren, weil sie sich darin befinden."

In Uebereinstimmung mit Dunoyer machte Droz darauf aufmerksam, daß die Wissenschaft und die Verwaltung nicht für die Bedürfnisse der Menschen sorgen können; daß erstere nur die Gesetze angeben kann, nach welchen producirt wird, und daß letztere schon gut ist, wenn sie die Hindernisse wegräumt, welche die Erzeugung hemmen, und die Sicherheit herstellt, unter der sie allein möglich ist.

Die deutschen Oekonomisten sind meistens Schüler von A. Smith; doch haben einige versucht, einen eigenen Weg einzuschlagen. Schmalz und Arnd griffen die Lehre der Physiokraten wieder auf. Letzterer kam darauf zurück, um die Grundsteuer als die billigste zu vertheidigen, indem er nachzuweisen suchte, daß die Grundbesitzer den Theil davon, der den anderen Classen gebührt, auf diese wälzen würden; doch haben Beide begreiflicher Weise nur wenige Anhänger gefunden.

Einer der intelligentesten Gegner der Smith'schen Lehre war Adam Müller, ein Freund und Schüler von Gentz, dem er nach Wien folgte. Seine gelungenste Arbeit sind, seiner eigenen Meinung nach, die Vorlesungen über die Elemente der Staatskunst, welche er 1803 in Dresden vor dem Prinzen von Weimar und einer zahlreichen Versammlung von Staatsmännern und Diplomaten gehalten, und die 1808 in drei Bänden zu Berlin heraus kamen. Sonst sind unter seinen Schriften besonders hervorzuheben eine Denkschrift für einen Verein preußischen Adels an den Fürsten Hardenberg zur Bekämpfung der neuen preußischen Gesetzgebung (im Sinne des Mittelalters), seine agronomischen Briefe, der Versuch einer neuen Theorie des Geldes (1816), eine Schrift über Gewerbe-Polizei in Beziehung auf den Landbau (1824).

A. Müller war der Vorläufer von Friedrich List. Während A. Smith die Volkswirthschaft kosmopolitisch auffaßte, construirte Ersterer sie national. Alle Gesetze der Production und Consumtion wurden von A. Müller nur in Bezug auf den National-Organismus gedacht.

Manche Vorwürfe, welche er A. Smith macht, sind gerecht; allein statt sich mit der Vervollkommnung der Lehre des Letzteren zu begnügen, wollte er sie umstürzen, stellte das entgegengesetzte System auf und gerieth dadurch in eine falsche Bahn. Die Gesetze, welche A. Smith entdeckt hat, sind nicht umzustürzen, weil dieser sie eben nicht erfunden, sondern nur das gefunden hat, was in der Natur geschrieben steht. Daß Smith nicht sofort alle Gesetze entdeckte, daß er dadurch in einige Widersprüche gerieth und nicht

Alles befriedigend erklärte, gibt keinen Grund ab, die wirklichen Gesetze, die er fand, abläugnen zu dürfen.

A. Müller ist so begeistert von der Großartigkeit der Lehens-Verfassung, daß er dieselbe auch für uns zurückzuführen wünscht, die wir ganz andere Verhältnisse haben. Die Lehens-Verfassung sammt der Leibeigenschaft hatten einigen Sinn, so lange die Wissenschaft uns nicht alle Werkzeuge und Kenntnisse verschafft hatte, welche die Triebfedern und Stützen der Civilisation sind. Die Leibeigenschaft war ein Fortschritt gegen jenen Urzustand der Wildheit, wo die Jägerstämme ihre im Kriege gemachten Gefangenen tödteten, weil ihnen die Mittel gebrachen, sie zu ernähren (Roscher). Die Lehens-Verfassung war zwar kein Fortschritt gegen die Gau-Verfassung mit der Gleichheit aller Freien und der Souverainetät der Volksversammlung, denn sie machte aus einer Gesellschaft freier Männer eine große Pyramide abhängiger Vasallen, in welcher nur der König als oberster Lehensherr ein völlig unabhängiger Mann war; allein die für einen kleinen Stamm und einen kleinen District entstandene Gau-Verfassung paßte nicht mehr für das weite Frankenreich, in welchem das Lehenswesen entstand. Freie von nur mittlerem Vermögen konnten die von Anfang geltende allgemeine Wehrpflicht mit Selbstverköstigung nicht mehr erschwingen und mußten schließlich an einen Reichen, Mächtigen sich anschließen, und überdies war auch in der Politik für die große Ausdehnung des Gebietes das Stellvertretungssystem nothwendig geworden, weil nicht jeder Freie im Stande war, zu einer Gerichts- oder Reichsversammlung von einem Ende Mitteleuropa's zum anderen zu reisen. Bei der nach den gegebenen Verhältnissen, dem Stand der Volksbildung, der Transportanstalten, der Industrie, des Ackerbaues noch herrschenden Naturalwirthschaft bestand noch kein Budget, welches die sämmtlichen Staatsausgaben auch nur für den Krieg hätte bestreiten können. Es waren daher in jeder Provinz, in jedem Kreise eine Art Stellvertreter des Oberlehensherrn, des Königs, nothwendig, der seine Leute auf eigene Kosten ins Feld führte, und dafür mit Krongut beschenkt wurde. Von allen diesen Voraussetzungen besteht jetzt keine einzige mehr. Der Staatshaushalt ist, mit wenigen Ausnahmen, auf die allgemeine Beitragspflicht aller Staatsangehörigen basirt. Der Staat bezahlt alle seine Beamten und Willensvollstrecker selbst; das Budget ist bis ins Kleinste geordnet, die raschen Verkehrsmittel erleichtern die Aufsicht, — kurz, Lehensverhältnissen fehlt heutzutage nichts weniger, als der ganze Boden, auf dem sie stehen könnten — die während der Lehenszeit erbärmlichen Transportanstalten machten die Naturalwirthschaft zur Nothwendigkeit; seitdem wir mit der Verbesserung jener zur Capitalwirthschaft übergegangen sind, wäre jener Zustand ein Unding. A. Müller sah nun aber einmal die Feudalzeit als das Muster der Freiheit und Wirthschaftlichkeit an, und verwarf auch in ökonomischer Beziehung das System der sogenannten Geldwirthschaft. Er schrieb allen

bisherigen volkswirthschaftlichen Lehren, vom Mercantil-System an, die Wirkung zu, die menschliche Gesellschaft in wirthschaftliche Anarchie aufzulösen, in der die höheren National-Interessen untergehen würden; eine unheilvolle Wirkung, wie seiner Zeit die Einführung des römischen Rechts*). Die Geldwirthschaft wie das römische Recht hätten, wie A. Müller glaubte, die Wirkung: „mit ihren einseitigen Consequenzen alles Gemüth, alle Persönlichkeit, alle Religion aus unseren Staaten verdrängen und die Bande des Blutes zerreißen zu helfen; beide hätten den Geist der Liebe und des Zutrauens und alles Gefühl der Gemeinschaft zerstört, hätten den durch die Corporationen des Mittelalters, wie durch die Persönlichkeit und Unveräußerlichkeit des Grundeigenthums fortgepflanzten geistigen Zusammenhang der Menschen aufgehoben (unsere Associationen kannte A. Müller noch nicht), Jeden auf seine arithmetische Portion angewiesen, und Handel und Gewerbe zum unsicheren Lotteriespiel gemacht." A. Müller tadelt, daß Smith mehr die materielle, wie die geistige Arbeit als werthschaffend annimmt. Seine Theorie habe es nur mit der momentanen Erzeugung, mit dem vergänglichen Dasein der einzelnen Individuen, nicht mit der Dauer und der Erhaltung der gesammten Production für die zukünftigen Generationen zu thun. Smith könne die Personen selbst als Object der Oekonomie, das Product aller Producte, den nationalen Menschen und dessen Begehren, den einzigen Bestimmungsgrund aller Werthe nicht begreifen. Die Theorie habe bloß das einfache mechanische Geschäft des Einzelnen im Auge, der prattische Staatswirth dagegen solle für die Zukunft der Nation sorgen, solle allen Erzeugnissen ein nationales, concentrisches Streben, eine höhere bürgerliche Bedeutung verschaffen; er müsse allen Haushaltungen das Gesetz der Dauer mittheilen und sie zu einem Nationalhaushalt, zu einer lebendigen geistigen Einheit gruppiren, und werde daher zu Handelsbeschränkungen, zu Aus- und Einfuhr-Verboten genöthigt, welche die Theorie verwerfe. „Endlich kenne Smith nur eine Capitalart, das physische äußerliche Capital. Neben diesem gibt es aber noch ein, wenigstens eben so wichtiges oder noch wichtigeres, ein „„geistiges"" Capital. Jenes werde durch das Gemeingut des Geldes, dieses durch das Gemeingut der Sprache repräsentirt und entwickelt. In der Sprache wächst das Capital der Nationalweisheit, der Erfahrung und Gesinnung von Generation zu Generation und bildet zu jeder Zeit den größten Hebel der Volkswirthschaft, einen Hebel, der gerade in den letzten Jahrhunderten ganz außer Acht gelassen worden sei (??). Während im Mittelalter das wissenschaftliche Capital der Nation von der Geistlichkeit verwaltet und für das Ganze fruchtbar gemacht wurde (?), „sei im

*) Hinsichtlich des römischen Rechts stimmen wir gerne bei, nur hat dieses mit der Capitalwirthschaft (Geldwirthschaft ist ein falscher Ausdruck, s. d. Abschn. über das Capital) nichts zu schaffen.

neueren Deutschland die Literatur eben so ausschließlich, wie die ökonomische Theorie von dem einseitigen Princip der Arbeitstheilung beherrscht und dem Nationalleben abwendig gemacht worden. Es fehle an einer allgemeinen Basis von National-Erfahrung und National-Geschichte, welche in die zerstreuten wissenschaftlichen Arbeiten eingreifen und sie mit dem gesammten Volksleben in eine lebendige Wechselwirkung bringen." In diesen Ansichten liegt ein wahrer Kern. Nur sind deßhalb die von A. Smith gefundenen Principien nicht unrichtig. Sie sind allgemeine Naturgesetze, welche auf alle Menschen Anwendung finden. Diese Gesetze werden nur durch andere, wie z. B. das Gesetz des National-Organismus, modificirt, und in so fern A. Müller diese letzteren erörtert, trägt er eher dazu bei, die Smith'sche Lehre zu ergänzen, als sie zu widerlegen.. Naturgesetze wirken überhaupt fast nie in ihrer Reinheit, in ihrer bis auf die Spitze getriebenen Consequenz, weil sie, an einem gewissen Punkte angelangt, stets durch neben ihnen oder entgegen stehende Gesetze, die ihrerseits Einfluß äußern, in Schach gehalten werden. In der volkswirthschaftlichen Praxis ist diese Thatsache der Zusammenwirkung verschiedener Ursachen und Gesetze genau zu berücksichtigen, wenn man richtige Schlüsse ziehen will. Es ist z. B. ein Gesetz, daß der Arbeitslohn steigt, wenn der Capitalgewinn fällt. Dieses Gesetz kommt in den geordneten Zuständen eines lange bewohnten Landes zur Geltung. In Colonieen dagegen, in Kriegszuständen und bei anderen Störungen ergeben sich ganz verschiedene Resultate. In jenen steigt der Gewinn mit dem Arbeitslohn, weil der Speculationsgeist die höchsten Kraftanstrengungen macht, hier fallen beide, weil die Production stockt. Außerdem haben die Naturgesetze zwar immer bestanden, allein die Völker haben sie von je her mißachtet. Sie haben sich gewisser Maßen an Gift gewöhnt und sind Kranken vergleichbar, die sterben würden, wenn man sie ohne Weiteres der Diät unterwürfe, die einem Gesunden wohl bekommt. Aus solchem Grunde hat es seine Richtigkeit, wenn A. Müller den National-Organismus berücksichtigt wissen will. Darum aber sind die Smith'schen Principien nicht falsch, sie bleiben stets noch das Ziel, welches, wenn auch nicht plötzlich, doch mit verhältnißmäßigen Uebergängen erreicht werden soll. Wenn wir also den großen Werth, welchen A. Müller auf eine dem Volks-Organismus angepaßte Oekonomie legt, zu würdigen wissen, so können wir nicht verhehlen, daß er in der Entwicklung seiner Meinung sehr einseitig gewesen ist, wobei wir seine excentrische Vorliebe für das Mittelalter gar nicht in Anschlag bringen wollen. Von seiner vorgefaßten Meinung erfüllt, geht A. Müller so weit, zu behaupten, „daß die Smith'sche Theorie nur eine einseitige Lehre der britischen Industrie und Geldwirthschaft sei, welche für das Land, in dem sie entstanden, keine Verluste bringt, weil dort der Geist des Lehnsrechtes und des inneren persönlichen Zusammenhanges des Ganzen noch in voller Kraft bestehe und durch die unvergleichliche britische Staats-Verfassung

garantirt sei, weil hier die Gesetze über strenges Privateigenthum, soweit sie vorhanden, nicht von außen aufgedrungen, sondern lediglich auf heimischem Boden aufgewachsen sind". Nur blinder Eifer konnte Müller übersehen lassen, daß zu seiner Zeit die englische Staatswirthschaft das Gegentheil der Smith'schen Principien befolgte; daß sie gerade der Gegenstand des Angriffs derselben war. Erst Huskisson begann dieselben in der Praxis anzuwenden; erst seit 1826 fingen die Schlagbäume und Differentialzölle*) an zu fallen, erst seitdem hat England jenen nie geahnten Aufschwung genommen. Da zu A. Müller's Zeit England die Smith'schen Principien in der Gesetzgebung noch gar nicht zur Ausführung gebracht hatte, so zerfällt auch seine Behauptung in sich, „daß der Continent sich weder die Smith'sche Theorie, noch die englischen Zustände zum Muster nehmen könne". Mit Ausnahme der allerdings sehr geschützten Insellage, welche England vor den meisten übrigen Ländern voraus hat, finden wir in den sonstigen civilisirten Ländern dieselben Bedingungen, welche er allein Großbritannien vindicirt, ohne daß sie sich vielleicht eines Irlands erfreuen. So gut wie England besitzen die civilisirten Staaten Europa's „ein unermeßliches National-Capital in den mannigfaltigsten Formen, ein Capital von Gesetzen, Sitten, Nationalruhm, Credit u. s. w., welches eine unendliche Arbeitstheilung möglich macht und das Ganze fortwährend unsichtbar zusammenhält". Die Bemerkung A. Müller's, daß England gewisser Maßen die Stadt von Europa sei und daß daher letzteres mehr vom Standpunkte ländlicher Oekonomie aus beurtheilt werden müsse, kennzeichnet sein befangenes Urtheil.

Am charakteristischsten tritt Müller's Meinung hervor in seinen Ansichten über den Staat. Er schließt sich darin ganz an die Anschauungsweise des Alterthums von der Allmacht des Staates an, in welcher das Individuum aufging. Wenn er mit Aristoteles den Menschen für ein politisches Thier hält, so spricht er damit nur eine Wahrheit aus, deren Evidenz durch die Sonne der Thatsachen unläugbar geworden ist; allein er geht zu weit, entfernt sich namentlich von dem germanischen Wesen der individuellen Selbstständigkeit, wenn er die „bürgerliche und die menschliche Existenz des Individuums für eine und dieselbe" hält. „Dem Menschen fehlt Alles", sagt A. Müller, „wenn er die gesellschaftlichen Bande, oder den Staat, nicht mehr empfindet. Der Staat ist das Bedürfniß aller Bedürfnisse, des Herzens, des Geistes, des Leibes; der Mensch kann ohne den Staat nicht hören, nicht sehen, nicht denken, nicht empfinden, nicht leben; kurz, er ist nicht anders zu denken, als im Staate. Im Staate müssen Familienleben, Wissenschaft und alle Erzeug-

*) Differential- oder Unterschiedszölle, sind Zölle, welche in Folge von Handelsverträgen für verschiedene Flaggen höher oder niedriger angesetzt sind.

nisse des menschlichen Geistes wurzeln und aufgehen." Seltsam ist es, daß Müller diese Ansicht aus dem Germanenthum ableitet, während sie, wie bemerkt, das Wesen des antiken Staates ist. Doch hat Müller nicht den sogenannten bureaukratischen Staat, sondern die Nation als Organismus im Auge. In diesem Organismus entsteht das Leben durch das Spiel der Gegensätze: die Jugend, als das Fortschreitende, das Alter, als das Hemmende, das männliche Geschlecht, als das Producirende, das weibliche, als das Conservirende, bilden ein Gesammtresultat, das dem Einzelnen zum Besten gereicht. Das bemerkenswertheste Resultat des Müller'schen Gedanken-Processes ist jedenfalls die Beobachtung, daß das geistige Capital von dem Gedeihen des National-Organismus abhängig ist; da das geistige Capital aber einer der Haupt-Factoren der Production ist (denn was wäre unsere Production ohne die Ergebnisse der Wissenschaft?), so müssen die Bemühungen einer weisen Volkswirthschaft darauf hin gerichtet sein, mehr das Volk im Ganzen, statt einzelner Individuen zur Kräftigung zu bringen. — Dies geschieht aber gerade durch die von A. Smith gefundenen Gesetze; denn sie sind dem Privilegium abhold. Es lassen sich somit die Principien dieser beiden Denker recht gut vereinigen, wenn man die Excentricitäten Müller's ausscheidet und die wenigen Einseitigkeiten Smith's mildert, zu denen jeder Stifter eines Systems gern geneigt ist.

Durch die Forderung, daß der Staat für die Zukunft noch mehr, als für die Gegenwart sorgen müsse, indem er productive Menschen erzieht, hat Adam Müller seinem Nachfolger Friedrich List vorgearbeitet, der dieselbe Idee in seiner Theorie von den „productiven Kräften" weiter entwickelte. Der Vorsatz, productive Menschen zu erziehen, wäre ganz gut, wenn der Staat nur auch dazu im Stande wäre. So lange ein Volk noch auf so niedriger Stufe steht, daß es erzogen werden muß, wird der Staat, sofern tüchtige Männer an seiner Spitze sind, Tüchtiges leisten können. Da er aber, wenn Unfähige an der Spitze sind, oft mehr schadet, und weil er bei vorgeschrittener Bildung wenig helfen kann, so ist es gut, wenn er sich wenig einmischt; denn „gut regieren" heißt „wenig regieren". List hat großen Einfluß auf die Verbindung der ökonomischen Wissenschaft mit dem Leben gehabt. Wir wollen nicht damit sagen, daß seine Ideen und Lehren sich besonders durch Genialität oder Wahrheit ausgezeichnet hätten; er hat aber durch die feurige Liebe zu seinem Vaterlande, durch seinen populären Ton und seine unermüdliche Agitation das Meiste dazu beigetragen, die Volkswirthschaft auf das Forum zu bringen, wo die Discussion von selbst mit der Zeit den Kern von der Spreu sondern und dem Bewußtsein der öffentlichen Meinung zuführen mußte. Das Verdienst List's ist es, die Discussion eröffnet zu haben, wenn wir seinen Haupt-Grundsätzen auch nicht beistimmen können. — List hatte eine so abergläubische Furcht vor der Suprematie Englands, daß sein Urtheil dadurch nicht wenig

getrübt wurde. Während in Großbritannien die erste Bresche in das Monopol-System gebrochen und seit zehn Jahren überall die Freiheit des Handels angestrebt wurde, während die Ansicht sich immer mehr geltend machte, daß eine weise Handelspolitik den Aufschwung der übrigen Länder ebenfalls gern sehen muß, damit diese Werthe produciren und gegen die Producte des anderen Landes vertauschen können, macht List gleich in der Einleitung seines „nationalen Systems der politischen Oekonomie" folgende überraschende Entdeckung: „Die Welt hat zu keiner anderen Zeit eine Manufactur- und Handels-Suprematie gesehen, welche, gleich der unserer Tage, mit so unermeßlichen Kräften ausgestattet, ein so consequentes System verfolgt und so gewaltig dahin gestrebt hätte, alle Manufactur-Industrie, allen großen Handel, alle Seeschifffahrt, alle bedeutenden Colonieen, alle Herrschaft der Meere zu monopolisiren (!), und alle übrigen Nationen, wie die Hindus, sich manufactur- und handelsunterthänig zu machen. – Erschreckt durch die Wirkungen dieser Politik — nein — nothgedrungen durch die Convulsionen, die sie verursachte, sah man noch in der neuesten Zeit eine, durch ihre Cultur zur Manufactur-Industrie wenig berufene Continental-Nation — die russische — in dem von der Theorie so verworfenen Prohibitiv-System ihre Rettung suchen, und was war die Folge? — National-Prosperität (!). Angereizt durch die Verheißungen der Theorie, ließ andererseits das vermittelst des Schutzzoll-Systems hoch aufstrebende Nordamerika sich verleiten, den englischen Manufactur-Waaren seine Häfen weiter aufzuschließen, und welche Früchte trug dort die freie Concurrenz? — Convulsion und Ruin!" Uns sind die Quellen nicht bekannt, aus welchen List diese wunderbaren Angaben geschöpft; er selbst sollte es aber noch erleben, daß England die Kornzölle aufhob und Amerika, trotz seiner Behauptungen, 1846 seinen Tarif noch weiter um die Hälfte ermäßigte, worauf in vier Jahren die Zolleinkünfte von 25 Millionen auf 50 Millionen Dollars stiegen. — Wie die Physiokraten nur dem Ackerbau die Eigenschaft beimaßen, Werth zu produciren, so schrieb List fast nur der Fabrik-Industrie die Kraft zu, die Nationen reich, mächtig, blühend, gebildet zu machen. In dieser übertriebenen Meinung von der Macht der Fabrik-Industrie verwechselte er Ursache mit Wirkung; er glaubte, daß das ökonomische Streben der Regierung nur darauf gerichtet sein müsse, eine National-Industrie, die alle Hauptgegenstände der Consumtion umfaßt, mit allen möglichen Mitteln zur Blüthe zu bringen. Da nun aber die Nationen unter gleichem Himmelsstrich in Beziehung auf ihre Stammeseigenschaften, die Lage und Institutionen ihres Landes nicht gleich sind, da Manufactur-Industrie nur durch Capital-Ansammlung möglich wird (England z. B. hatte, durch seine insularische Lage begünstigt, seit zweihundert Jahren seine Felder durch den Krieg nicht verwüstet, seine Städte nicht eingeäschert gesehen, die Capital-Ansammlung also ungestört bewerkstelligen können, während in

Deutschland die Schlachten von Europa ausgefochten wurden), so suchte List diese natürliche Ungleichheit, welche nur durch lange Friedensjahre und die während derselben entstehende Capital-Ansammlung beseitigt werden kann, durch künstliche Mittel, namentlich durch Schutzzölle auszugleichen. Weil aber die der Geschichte von A. Smith abgelauschten Naturgesetze den Absichten List's nicht sehr förderlich waren, so suchte er ein neues System aufzustellen, um auch die Theorie mit der Praxis zu versöhnen. Der Smith'schen Lehre von den Tauschwerthen stellte er die Lehre von den „Productivkräften" gegenüber. Smith sagt nämlich: „Eine Nation ist desto reicher, eine je größere Anzahl von Tauschwerthen sie jährlich hervorbringt." List ficht diesen Satz zwar nicht an, er glaubt aber, daß ein Land sich wohl für eine Zeit lang ein gewisses Opfer auferlegen könne, wenn es damit die werthschaffenden „Productivkräfte" so stärken könne, daß sie nach jener Epoche desto mehr Werthe hervorbringen. Seine Theorie ist also mehr eine Frage der staatlichen Handelspolitik; das Princip selbst bleibt stehen, und es fragt sich nur, ob der Staat im Stande ist, durch künstliche Maßregeln die „Productivkräfte" der Nation auf eine wirksame Weise zu erziehen, zu lenken und zu stärken. Den Satz, worin A. Smith Staats-Beamten und Soldaten wenig Productivität zuschrieb (Say hat ihn eigentlich mit mehr Schroffheit aufgestellt), greift List besonders als Beweismittel heraus, um die Smith'sche Theorie anzufechten. Die Bitterkeit, mit welcher er diesen Angriff beginnt, läßt aber nicht wenig durchleuchten, daß er die Schwäche seiner eigenen Gründe fühlte. Allerdings war jene Behauptung mit einer gewissen Schroffheit aufgestellt, um einer Zeit gegenüber, wo die Arbeit verachtet und nur die adeligen Beschäftigungen des Müßiggangs (Jagd) geehrt waren, die Arbeit in ihre Rechte einzusetzen; aber durch eine solche einzelne Excentricität wird die Smith'sche Theorie nicht untergraben. Setzen wir übrigens statt Arbeit „Dienstleistung", so werden die Bemühungen unseres Landsmannes überflüssig. List empfiehlt seine Lehre von den „Productivkräften" u. A. mit folgender Beantwortung der Frage, was den Menschen zur Arbeit und Werthschaffung antreibe: „Was kann es anders sein, als der Geist, der die Individuen belebt, als die gesellschaftliche Ordnung, welche ihre Thätigkeit befruchtet, als die Naturkräfte, deren Benutzung ihnen zu Gebote stehen? Je mehr der Mensch einsieht, daß er für die Zukunft sorgen müsse, je mehr seine Einsichten und Gefühle ihn antreiben, die Zukunft der ihm zunächst Angehörigen sicher zu stellen und ihr Glück zu befördern u. s. w.; je mehr er von Jugend auf an Nachdenken und Thätigkeit gewöhnt worden ist; je mehr seine edleren Gefühle gepflegt und Körper und Geist gebildet worden sind; je schönere Beispiele ihm von Jugend auf vor Augen stehen; je mehr er Gelegenheit hat, seine geistigen und körperlichen Kräfte zum Behufe der Verbesserung seiner Lage zu verwenden; je weniger er in seiner legitimen Thätigkeit beschränkt ist; je

erfolgreicher seine Anstrengungen, und je mehr ihm die Früchte derselben gesichert sind; je mehr er durch Ordnung und Thätigkeit sich öffentliche Anerkennung und Achtung zu verschaffen vermag; je weniger sein Geist an Vorurtheilen, an Aberglauben, an falschen Ansichten und Unwissenheit leidet — desto mehr wird er Kopf und Gliedmaßen zum Behufe der Production anstrengen, desto mehr wird er zu leisten vermögen, desto besser wird er mit den Früchten seiner Arbeit haushalten. In allen diesen Beziehungen hängt jedoch das Meiste von den Zuständen der Gesellschaft ab, in welchen das Individuum sich gebildet hat und bewegt, davon — ob Wissenschaft und Künste blühen, ob die öffentlichen Institutionen und Gesetze, Religiosität, Moralität, Intelligenz, Sicherheit der Person und des Eigenthums, Freiheit und Recht floriren, ob in der Nation alle Factoren des materiellen Wohlstandes: Agricultur, Manufactur und Handel, gleichmäßig und harmonisch ausgebildet sind, ob die Macht der Natur groß genug ist, um den Individuen den Fortschritt in Wohlstand und Bildung von Generation zu Generation zu sichern (!) und sie zu befähigen, nicht nur die inneren Naturkräfte in ihrer ganzen Ausdehnung zu benutzen, sondern auch durch auswärtigen Handel und Colonialbesitz die Naturkräfte fremder Länder sich dienstbar zu machen. A. Smith hat die Natur dieser Kräfte im Ganzen so wenig anerkannt, daß er nicht einmal der geistigen Arbeit derer, welche Recht und Ordnung handhaben, Unterricht, Religiosität, Wissenschaft und Kunst pflegen u. s. w., Productivkraft zugesteht." Wir ersehen aus diesen und anderen Worten, daß List mit seiner Theorie der Productivkräfte das Feld der National-Oekonomie verläßt und in das der Politik und Polizei überschweift. Es hieße in der That die Gränzen der Wissenschaft zu weit hinausstecken, wenn man die ganze Volkserziehung und Staatspolitik noch hineinziehen wollte. Auch die Wissenschaft braucht Theilung der Arbeit, um gründlich vorwärts zu kommen. Wir haben uns hier mit der Erzeugung und Vertheilung der Werthe zu beschäftigen. Die Untersuchung der „Productivkräfte", welche zur Werthschaffung beitragen, gehört nicht hieher, denn sonst müßte man die Mathematik, die Physik, die Chemie, die Statik, die Anatomie, ja, Ackerbau und Viehzucht in deren Bereich ziehen. Die Behauptung, daß es klug sei, zur zweckmäßigen Ausbildung der „Productivkräfte" eine Zeit lang ein Opfer sich aufzuerlegen, weil diese dann später desto mehr Werth erzeugen würden, hat etwas Verlockendes; allein diese Ansicht gleicht einem Irrlicht, das stets vor Augen ist und niemals erreicht wird. Denn lassen wir es auch dahin gestellt, ob es billig sei, daß die gegenwärtige Generation darbe, damit die zukünftige im Ueberfluß schwelgen könne, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß in jeder Generation, zu jeder Zeit, fort und fort dieselben Ursachen vorhanden sein werden, derentwegen List die Opfer zur Ausbildung von Pro-

ductivkräften verlangt. Es ist die Bedingung der Weltordnung, daß niemals Stillstand, immer Fortschritt ist. Täglich lernen wir neue Productivkräfte kennen, Industrie und Handel nehmen bald diese, bald jene Richtung; immerfort gibt es an den Productivkräften auszubilden. Wenn nun die eine Generation immerdar sich Opfer für die nächstfolgende auferlegen soll, wo bleibt dann am Ende die größere Werthschaffung? Und wer ist denn der beste Erzieher dieser Productivkräfte, die Natur oder der Staat? Wir kommen nämlich hier auf den einzigen und einfachen Grund, weßhalb List seine Theorie der Productivkräfte erfunden hat. Er wollte die Nothwendigkeit der Schutzzölle theoretisch begründen. Er stellte die Entwicklungs-Formel der Völker auf, daß nämlich jedes Volk folgende Haupt-Stadien der Entwicklung durchmache: wilder Zustand, Hirtenstand, Agriculturstand, Ackerbau-Manufacturstand, Agricultur-Manufactur-Handelsstand, — und knüpfte daran eine in diesem Entwicklungsgange keineswegs begründete, durchaus willkürliche Handelspolitik. In den ersten Stadien sollte nach List freier Handel existiren, dann aber die Fabrik-Industrie durch Schutzzölle erzogen werden, bis sie es im letzten Stadium nicht mehr nöthig habe, und dann wieder freier Verkehr eintrete. List bildete sich ein, daß dies der Entwicklungsgang in England gewesen sei, und wollte denselben auch für alle Staaten maßgebend haben. Ein Haupt-Irrthum List's war es, daß er die Theilung der Arbeit, welche A. Smith kosmopolitisch auf die ganze Welt angewandt wissen wollte und dadurch das beste Argument für den Freihandel lieferte, nur innerhalb jedes Landes zugab. Er wollte vielmehr, daß jede Nation sich mit ihren Hauptbedürfnissen selbst versorge. List vergaß dabei, daß, wenn auf solche Weise eine vielseitige Industrie erzogen sein würde und dann die Länder im letzten Stadium angelangt wären, wo die Zollschranken aufgehoben werden sollen, die Concurrenz zwischen allen betreffenden Ländern in denselben Artikeln eintreten und so gerade das Unheil herbeiführen würde, dem List zu entgehen sucht; während, wenn die Industrie im freien Zustande der Concurrenz sich entwickelt, sie gerade auf diejenigen Zweige sich wirft, welche nach der Beschaffenheit des Landes, nach dessen Capital- und Arbeitskräften von selbst am besten gedeihen können. Im letzteren Falle entwickelt sich die Industrie naturgemäß fort und hat wenig oder gar keine Störungen zu befürchten; im ersteren Falle tritt nach vielen Opfern, gerade weil nach List jede Nation Alles produciren soll, die früher gefürchtete Concurrenz dennoch ein; viele Producenten werden die des anderen Landes nicht aushalten können, zu Grunde gehen, und am Ende wird doch die Industrie jedes Landes sich auf das naturgemäße Feld werfen, wie es Smith von Anfang an haben will: man wird aber viele Opfer und viele Zeit umsonst vergeudet haben. Was List will, die Erziehung der Productivkräfte, das kann der Staat, kann die Regierung nicht über-

nehmen, weil die einzelnen Männer der Regierung nicht Alles zu übersehen vermögen, auch dem Irrthume ausgesetzt sind und mehr Unheil anrichten können, als wenn die einzelnen Fachmänner Irrthümer begehen. Die beste Erziehung der Productivkräfte ist die Concurrenz; sie ist der Sporn, der die Menschheit vorwärts treibt, das Gift, die Hefe, die sie vor Fäulniß bewahrt; und weil List seine ganze Theorie nur aus Furcht vor der Concurrenz erfunden hat, so schließen wir damit ab, näheres Eingehen unseren Lesern selbst überlassend, da sie an den später dargelegten Grundbegriffen der Volkswirthschaft einen untrüglichen Compaß haben.

Wir müssen noch einmal zu dem 18. Jahrhundert zurückkehren, zu der Zeit, wo Adam Smith, der in Frankreich die Physiokraten kennen gelernt hatte, sein berühmtes Buch über die Entstehung des Reichthums herausgab. Dieses Buch wurde die Standarte, um welche sich die volkswirthschaftlichen Parteien und Forscher gruppirten. Aber zu gleicher Zeit mit ihm und den Physiokraten war eine Richtung in Frankreich unter den Auspicien J. J. Rousseau's erstanden, welche den diametral entgegengesetzten Weg einschlug.

Obgleich Adam Smith in seinem berühmten Werke etwas undankbar die italienischen, englischen und französischen Denker vorangegangener Zeit, mit vornehmem Stillschweigen überging, wiewohl er auf deren Schultern emporgestiegen war, so war seine Schule doch von der Solidarität der menschlichen Gedanken-Entwicklung überzeugt, von dem Bewußtsein durchdrungen, daß in der freien Entwicklung der menschlichen Gesellschaft, in der Ausbildung aller mechanischen und geistigen Kräfte in der frischen Luft freier Concurrenz Reichthum, Wissenschaft, Kunst und edle Sitte, überhaupt die höchsten Ziele der Bildung erreicht werden können. Die entgegengesetzte Schule bildete sich nach dem Meister, der den Naturzustand für das Ideal der Menschheit hielt. Statt in der freien Concurrenz erstrebte diese Richtung ihre Ziele mehr oder weniger mit Hülfe des Staates. Waren in früheren Zeiten ähnliche Tendenzen mit größeren oder geringeren Begehrlichkeiten aufgetreten, hatten die Spartaner, Cretenser und die Wiedertäufer der Reformationszeit sogar bis zur Gütergemeinschaft und die Colonialpolitik bis zum Sperrsystem sich verstiegen: nach J. J. Rousseau fing man an, die Theorie des Staatsschutzes und der Ausbeutung des Staates in Systeme zu bringen, unter welchen bis auf den heutigen Tag je nach der größeren oder geringeren Begehrlichkeit nach Ausbeutung der Staatsmittel, Schutzzöllner und Socialisten, Communisten, Collectivisten und wie die Secten alle heißen mögen, welche die Hauptrolle spielten, einander der Reihe nach ablösten.

„Stehen Sie auf, Herr Graf, Sie haben noch große Dinge zu vollbringen!" Mit diesen Worten ließ sich der 18jährige Graf Saint Simon, aus einem alten edlen Geschlechte Frankreichs, von seinem Bedienten jeden Morgen um

fünf Uhr wecken, um an seine Studien zu gehen. St. Simon verlor während der französischen Revolution sein ganzes Vermögen, nachdem er mit Lafayette in America für die Freiheit gekämpft hatte; durch sein Genie erwarb er sich wieder Reichthümer, verlor sie wieder und starb im Elend; aber weder Armuth noch Reichthum konnte seine Lebensweise ändern, ihn an dem Nachsinnen über die Reform der Gesellschaft hindern. Er ist gewisser Maßen als der Gründer des sogenannten Socialismus zu betrachten, obgleich, noch ehe seine Schriften erschienen und bekannt geworden waren, Baboeuf nach der Schreckensherrschaft schon die Gütergemeinschaft hatte einführen wollen. St. Simon entwarf den Plan zur Regeneration der Gesellschaft. Logischer Systematiker, wie die meisten französischen Denker, wollte er die Welt in sein System hineinzwängen, statt dieses der Welt anzupassen, wie es auch die späteren socialistischen Schulen gethan haben. Gleichwohl enthalten seine Schriften sehr viele gediegene Gedanken, welche ihrerseits ein Scherflein zum großen, aber nie aufhörenden Werke der Vervollkommnung menschlicher Gesellschaft beitragen werden. Keinesfalls ist das Wirken St. Simon's in gleiche Kategorie mit den unreifen Hirngespinnsten seiner Schüler par excellence zu stellen. Wenn die Gedanken St. Simon's auch in der Gestalt, in welcher er sie vortrug, nicht anwendbar waren, so gaben sie doch einen nützlichen Anstoß; sie waren das Erz, aus dem das reine Metall von den Schlacken gesondert werden kann. Auffallend war St. Simon sofort durch die Kühnheit und Originalität, mit welcher er seine Ansichten aussprach. In einer seiner Flugschriften schlug er vor, die geistliche Gewalt den Händen der Gelehrten, die weltliche den Grundeigenthümern anzuvertrauen und die betreffenden Regierungen wie Mandatare zu bezahlen. Irren wir nicht, so war er es, der vorschlug, in der Staatsverwaltung die kaufmännische Geschäftsführung und Ordnung zum Muster zu nehmen, weil er glaubte, daß ein Banquier oder Kaufmann die Regierung besser zu handhaben verstehen würde, als mancher Minister. In einer Schrift, die den Titel „Die Parabel" führt, legte St. Simon wenig Achtung für die Staatsmänner an den Tag und zog ihnen alle anderen Producenten, Handwerker, Künstler, Gelehrte vor. Seine Schrift wurde angeklagt, vom Gericht aber frei gegeben. Sie ist so wunderlich, daß wir eine Stelle wiedergeben wollen: „Ich nehme an," sagte er, „daß Frankreich plötzlich seine fünf ersten Physiker, seine fünfzig ersten Chemiker, seine achtzig ersten Maler, Baukünstler, Aerzte, mit Einem Worte, seine dreitausend ersten Künstler, Gelehrten und Gewerbsmänner verlöre. Da diese Männer die wesentlichsten Producenten in Frankreich sind, die, welche die wichtigsten Erzeugnisse geben, die, welche die für die Nation nützlichsten Arbeiten leiten, und welche sie in den schönen Künsten, in den Gewerben und Handwerken productiv machen, so sind sie wirklich die Blüthe der französischen Gesellschaft: sie sind von allen Franzosen die nütz-

lichsten für ihr Vaterland, die, welche ihm den größten Ruhm erwerben, welche seine Gesittung und sein Wohl am meisten fördern. Frankreich bedürfte wenigstens einer ganzen Generation, um dieses Uebel wieder gut zu machen: denn die Menschen, welche sich in den Arbeiten einer positiven Nützlichkeit auszeichnen, sind wahre Anomalieen, und die Natur ist nicht verschwenderisch an Anomalieen, zumal dieser Art. Gehen wir zu einer anderen Annahme über; setzen wir den Fall, daß Frankreich alle Männer von Genie behalte, welche es in den Wissenschaften, schönen Künsten und Gewerben besitzt; daß es aber das Unglück hätte, an einem Tage Monsieur, den Bruder des Königs, Seine Hoheit den Herzog von Angoulême, Seine Hoheit den Herzog von Berry, Seine Hoheit den Herzog von Orleans, die Frau Herzogin von Bourbon und die Mademoiselle von Condé zu verlieren; — daß es zugleich verlöre alle Großbeamten der Krone, alle Staats-Minister, alle Schatzbeamten, alle Marschälle, alle Cardinäle, Erzbischöfe, Großvicare und Domherren, alle Präfecten und Unter-Präfecten, alle Beamten der Ministerien, alle Richter, und dazu die zehntausend reichsten Grundeigner unter jenen, welche auf adeligem Fuße leben. Dieser Unfall würde gewiß die Franzosen betrüben, weil sie gut sind, weil sie nicht gleichgültig das plötzliche Verschwinden einer so großen Anzahl ihrer Landsleute sehen könnten; allein dieser Verlust von dreißigtausend Individuen, die für die bedeutendsten des Staates angesehen werden, würde ihnen nur in einer rein sentimentalen Beziehung Kummer bringen; denn es würde gar kein Uebel für den Staat daraus hervorgehen. Einmal aus dem Grunde, weil es sehr leicht sein würde, die Stellen wieder zu besetzen, welche erledigt worden wären. Es gibt eine Menge Franzosen, die im Stande sind, die Functionen eines Bruders des Königs so gut zu versehen, als Monsieur; viele sind fähig, die Stellen von Prinzen eben so gut zu bekleiden, als seine Hoheit der Herzog von Angoulême, der Herzog von Orleans u. s. w. Die Vorzimmer des Schlosses wimmeln von Höflingen, die bereit sind, die Stellen der Großbeamten der Krone einzunehmen; die Armee besitzt eine große Menge Militäre, die so gute Heerführer wären, als unsere wirklichen Marschälle. Wie viele Commis wiegen unsere Staats-Minister auf! Wie viele Verwaltungs-Beamte sind fähiger, die Angelegenheiten der Departements zu besorgen, als die Präfecten und Unter-Präfecten, die gegenwärtig in Thätigkeit sind! Wie viele Anwalte sind eben so gute Rechtsgelehrte als unsere Richter! Wie viele Pfarrer sind eben so tüchtig, als unsere Cardinäle, als unsere Erzbischöfe, als unsere Bischöfe, als unsere Großvicare und als unsere Domherren! Was die zehntausend Grundherren betrifft, so hätten ihre Erben gar keine Lehrzeit nöthig, um die Honneurs in ihren Salons so gut zu machen, wie sie!" — Saint Simon wollte eine Partei unter dem Namen „Industrialisten" bilden. Die einzige Berechtigung im Staate sollte die Arbeit sein; und in so fern ist

seine Ansicht richtig, wenn auch eine Menge von unklaren und sonderbaren Einfällen mit unterläuft. Gefährlich aber waren Saint Simon's Ideen, in so fern er seine neue Macht centralisiren, in der Staatsgewalt vereinigen wollte. In Frankreich, wo unter jeder Regierung ein centralisirter Absolutismus herrschte, fanden solche Ideen nur zu leicht Eingang, und weder eine Regierung, noch eine nachmalige Partei dachte daran, in diesem Lande das einzige Heilmittel zu ergreifen, welches ihm helfen kann: die Decentralisation, die Communal-Freiheit.

Die Ideen St. Simon's hatten indessen Eine gute Wirkung, nach den Napoleonischen Kriegen den militärischen Geist durch praktischere Gedanken zu verdrängen. Die Schüler St. Simon's, besonders Enfantin, theils überspannt, theils dessen Lehre mißverstehend, bildeten später eine religiöse Secte, eine strenge Hierarchie, über der ein sogenannter „Vater" stand, und welche die Emancipation des Weibes anstrebte. Doch wollten die Saint Simonisten nicht die reine Gütergemeinschaft, wie ihnen vorgeworfen wurde, sondern nur die Aufhebung des Erbrechtes, indem sie verlangten, daß „Jeder nach seiner Fähigkeit, und jede Fähigkeit nach ihren Werken belohnt werden müßte". Es liegt auf der Hand, daß durch die Ausführung einer solchen Maßregel der Trieb zum Ansammeln des Capitals aufhöre, die Gesellschaft somit zu Grunde gehen müßte.

War St. Simon der Stifter der socialistischen Schulen, so hatte Fourier den größten Anhang. Mit lebendiger Phantasie begabt, hatte er nicht Gelegenheit gehabt, in seiner untergeordneten Lage als Handels-Commis sich die Kenntnisse zu erwerben, welche ein Mann besitzen muß, der die Reform, die Regeneration der menschlichen Gesellschaft sich zur Aufgabe stellt. Deßhalb vermied er, trotz seiner unstreitig hohen Gaben, die Klippe nicht, an der halb gebildete Geister gewöhnlich scheitern: die Einseitigkeit und die Uebertreibung. Fourier verkannte vor Allem das große Naturgesetz der Gegensätze; er verdammte daher den Handel und die Concurrenz, diesen Sporn, der die Menschheit vor Fäulniß bewahrt und zu immer neuen Fortschritten aufstachelt; er wollte nur den Genuß als berechtigt anerkennen, so zwar, daß auch die Arbeit so eingerichtet werden müsse, daß sie Genuß werde; er ging so weit in der Verkennung jenes Naturgesetzes, dem wir alle unterworfen sind, daß er von einer Zukunft träumte, wo die Kosmogonie selbst sich umkehren, wo das Salzwasser des Meeres in Limonade, und dessen Ungeheuer in nützliche Hausthiere sich verwandeln würden. Doch wir wollen von dieser fixen Idee unseres wohlwollenden, aber unpraktischen Menschenfreundes schweigen und bloß seinen zur praktischen Anwendung dem Publicum vorgelegten Plan der Reorganisation der Gesellschaft mustern. Fourier hatte an den Casernen und Spitälern gesehen, daß die Lebensbedürfnisse weit billiger zu beschaffen sind, wenn Viele gemeinsamen Haushalt machen; denn

wenn in Einer Küche für hundert Familien gekocht wird, so braucht man natürlich weniger Feuer und Bedienung, als wenn jede dieser hundert Familien ihren eignen Herd hat; zugleich werden Holz, Fleisch und Brod viel billiger beschafft, wenn Alles im Großen und zur richtigen Zeit gekauft wird. Die erste Manipulation hat in Casernen, Spitälern, Seminarien, — die letztere in den Consum-Vereinen bereits ihre praktische Anwendung gefunden. Fourier verlangt nun, daß auf etwa je einer Quadratmeile ein großes casernenartiges Gebäude, ein „Phalanstère" errichtet werde, das mit allen Bequemlichkeiten und Einrichtungen einer Stadt versehen, in welchem alle möglichen Industriezweige betrieben, und von dem aus das umliegende Land rationel bewirthschaftet würde. Durch die Vermeidung der Zerstückelung des Grundeigenthums, durch Bebauung im Großen glaubt Fourier schon einen bedeutenden Mehrertrag zu erzielen. Fourier ist indessen nicht Communist, er will keine gleiche Vertheilung des Ertrages, sondern schreibt vor, daß das Stamm-Capital des gesammten Phalanstère in Actien getheilt sein, und der Ertrag je nach dem Besitz einer größeren oder kleineren Anzahl von Actien vertheilt werden solle. Arbeitslohn würde wie sonst auch bezahlt; Schriftsteller und Künstler würden sogar mehr als jetzt beziehen; weil ein kleiner Beitrag von jedem Phalanstère schon eine enorme Summe ausmachen würde. Fourier träumte sogar von einer Zukunft, wo die ganze Welt, Konstantinopel zur Hauptstadt, in 600,000 Phalanstères getheilt sein würde, deren Jahres-Ertrag an Eiern allein, wie er auf das Haar ausrechnet, die englische Staatsschuld decken würde. Wir wollen alle Poesie bei Seite lassen und nicht fragen, ob denn eine solche Einförmigkeit schön wäre; billig wäre das Leben in dem Phalanstère jedenfalls; doch fragt es sich immer noch, ob das Capital ersetzt würde, welches durch das Niederreißen der Städte und Dörfer und durch das Erbauen von Phalanstères vertilgt worden wäre. Wir kommen zu einem anderen Theile, — der Organisation der Arbeitskräfte. Fourier hat in dieser Beziehung eine Theorie aufgestellt, welche für die Zukunft bei unserer Erziehungs-Methode hohe Beachtung verdient, wenn sie auch in der Anwendung, die er davon gemacht wissen wollte, keinen praktischen Werth hatte. Er verlangt nämlich, daß die Wahl des Berufes je nach der auf dieser oder jener Temperaments-Mischung beruhenden Art der Leidenschaft gerichtet oder getroffen werden müsse. Der Charakter des Kindes müsse genau studirt werden, und wenn so jeder Leidenschaft die richtige Laufbahn angewiesen wäre, würden auch die meisten Verbrechen sich vermindern. Der Mord-, der Dieb-, der Betrug-Sinn führten die Inhaber dieser angenehmen Anlagen nicht mehr zum Verbrechen, sondern zu für sich und die Gesellschaft nützlichen Beschäftigungen. Ein Kind, das sonst vielleicht ein Dieb geworden wäre, könnte ein vortrefflicher Polizist oder Finanzmann werden u. s. w. Während nun die Kinder des „Phalanstère" mit besonderer Rücksicht auf

ihre Leidenschaften und Neigungen erzogen und zum Lebensberuf ausgewählt werden, sollen die Erwachsenen (und hier kommen wir zu dem unpraktischen Theile von Fourier's Vorschlägen) nur nach Lust und Laune zur Arbeit gehen. Fourier meint nämlich, daß, da, wo der Lebensberuf mit freiem Willen erwählt worden sei, auch Jeder stets freiwillig und mit Vergnügen zur Arbeit gehen würde. Um die Lust an der Arbeit zu erhalten, müßte es, meint Fourier, freistehen, während des Tages von der einen Beschäftigung zur anderen, nach der jeweiligen Laune, überzugehen. Der Austausch der Producte im Lande und im Großen mit dem Auslande wird von der Regierung besorgt, Handel existirt also eigentlich nicht mehr, und die Concurrenz hört auf, weil der Gesammt-Ertrag pro rata des eigentlichen Actien-Capitals vertheilt und jedes Geschäft auf Rechnung der Gesammtheit geführt wird. Fourier hat sein System gebaut — auf die völlige Verkennung der menschlichen Natur. Der Mensch bedarf, wie das Pferd, zur Entwicklung seiner vollen Kräfte eines Sporns. Dieser Sporn ist die Noth, oder besser die Concurrenz. Sie ist der Leben erhaltende Gegensatz. Außerdem sind die Anlagen und Kräfte der Menschen so verschieden — es gibt gewandte und ungeschickte, träge und fleißige, starke und schwächliche —, daß die ungleiche Arbeit der Bewohner des Phalanstère nothwendig Hader erwecken und die Arbeit stören, wenn nicht gar unmöglich machen würde. Wenn der Träge weiß, daß der Ertrag der Gesammt-Producte auf dieselbe Weise vertheilt wird, ob er viel oder wenig arbeitet, dann wird er so wenig als möglich thun; der von Natur Fleißige wird sich mit der Zeit darüber ärgern, er wird nicht einsehen, warum er für den trägen Nachbar sich quälen soll, und wird in seinem Fleiße aus Verdruß nachlassen, weil ihm doch nichts davon zu Gute kommt. Da bliebe schließlich nichts Anderes übrig, als eine Beaufsichtigung von Seiten des Staates. Nun, ein solches Polizei-Regiment, wie es dann nöthig, wäre gleich der Wiedereinführung der Sklaverei. Da würde doch die Freiheit mit Concurrenz und Schwarzbrod besser schmecken, als das Leben des Phalanstère mit Polizei und Braten.

Trotz dieser offenbar unpraktischen Vorschläge gewann Fourier so großen Anhang in Frankreich, daß ein Journal, die „Démocratie pacifique“, von seinem Schüler Considerant gegründet, vierzehn Jahre lang diese Theorie vertheidigen konnte. Das Phalanstère wurde in Massen von Flugschriften, in Kalendern und Almanachen vor dem Jahre 1848 gepredigt; Clubs von Fourieristen hatten sich in den meisten größeren Städten Frankreichs gebildet, Viele ließen sich aus Modesucht hinreißen, die Sache mitzumachen. Daher war es kein Wunder, daß nach Ausbruch der Februar-Revolution eine solche Confusion herrschte. Der Schüler Fourier's, welcher dessen System am treuesten festhielt, war Considerant. Er trat vor jede Regierung, wie Cato mit seinem „Ceterum censeo“, mit der Bitte um vier Millionen Franken

zur versuchsweisen Gründung eines Phalanstère. Das Geld wurde dem Lande erspart, weil glücklicher Weise die Männer der Regierung niemals Fourieristen waren. Die „Démocratie pacifique“ ging endlich (1850) ein, und Considerant verbarg den Gram über ein verfehltes Leben, gleich Owen und Cabet, in America.

Hier sollte ihm übrigens die ephemere Freude zu Theil werden, ein vollendetes Phalanstère (nord-american phalanx) vorzufinden, von dessen Unternehmern er festlich empfangen wurde, wie Emil Chevalier gegen Ende 1852 berichtete. Von langer Dauer wird dieses Phalanstère schwerlich sein; jedenfalls wird es wenig Nachahmung finden. Es wird ihm gehen, wie allen solchen Unternehmungen, wie der communistischen Colonie des Schwaben Rapp, welche zwar materiel gedieh, aber schließlich dennoch sich auflöste.

Ein anderer Fourierist, welcher die Principien der Schule der praktischen Ausführung näher führen wollte und durch seine Kenntnisse dem Socialismus eine wissenschaftliche Begründung zu geben versuchte, — war Louis Blanc. Er stellte sich dadurch mehr auf den Boden des Gegebenen, daß er die Erbauung der Phalanstères aufgab. Indessen verlangte er, gleich Fourier, die Uebernahme aller Industrie durch den Staat, die Aufhebung der Concurrenz und des Handels.

Obgleich uns die Gütergemeinschaft von Sparta und von den Wiedertäufern in Münster her bekannt ist, so datirt sich der neuere Communismus, den man zuerst wissenschaftlich zu begründen versuchte, von Baboeuf her. Nachdem das Schreckens-Regiment der Jakobiner ein Ende mit Schrecken genommen, nachdem Experimente mit allen möglichen Dingen gemacht waren, wäre es wunderbar gewesen, wenn nicht auch ein Vorschlag zur Gütergemeinschaft versucht worden wäre. Baboeuf fand auch Anhänger; allein das Directorium machte kurzen Proceß, und die Communisten erschienen erst wieder in den dreißiger Jahren in einiger Bedeutung. Unter den Späteren ist besonders zu nennen Cabet. Dieser entwickelte seine Theorieen in einem Buche, das er „Ikarien“ betitelte und worin er mit glühenden, prächtigen Farben eine Colonie schilderte, welche durch die praktische Ausführung des Communismus die höchste Seligkeit des Erdenlebens genießt. Auf dem Papier nimmt sich das Project so schön aus, wie Rousseau's „Natur-Zustand“ und Fourier's „Phalanstère“ und „Meer von Limonade“; allein in der Wirklichkeit fehlt (außer allen anderen Gründen gegen die Ausführbarkeit, die sich Jeder selbst sagen kann) die Triebfeder zur Ansammlung des Capitals, und ohne Capital ist der Fortschritt nicht möglich; diese Triebfeder müßte denn ersetzt werden durch den Zwang, wie es in Sparta geschah und wie es heute in dem theokratischen Mormonen-Staate geschieht; allein dann wird für materielles Wohlleben die Sklaverei eingetauscht. Außerdem geht in den freien Staaten Nordamerika's, trotz des merkwürdigen Aufschwunges

der Mormonen, die Capital-Ansammlung doch noch rascher vor sich, als bei letzteren. Cabet ist zweimal nach Amerika gegangen, um sein „Icarien" praktisch zu machen; er hat auch eine communistische Colonie gegründet, allein begreiflicher Weise ohne großen Erfolg zu erzielen.

Nach Cabet haben wir zu nennen den jüngeren Bruder Blanqui's, den intellectuellen Leiter des Aufstandes vom 12. Mai 1839. Mit diesem geistvollen und energischen, aber rücksichtslosen Fanatiker und dessen Anhängern begannen die Communisten zur Verwirklichung ihrer Lehren an die Gewalt zu appelliren, wozu ihnen die moralische Leere, welche unter Ludwig Philipp in Frankreich herrschte, Gelegenheit bot. Es begannen die geheimen Gesellschaften, deren Lehren, in geheim gedruckten Pamphleten verbreitet, an Merkwürdigkeit ihres Gleichen suchten.

Bei den französischen, namentlich bei den pariser Arbeitern fanden die Utopien eine begierige Aufnahme und wuchsen in den Köpfen ungebildeter Leute zu Ungeheuerlichkeiten heran. Wenn wir nicht irren, war es die unter dem Namen „Ouvriers égalitaires" gegründete geheime Secte, welche, vor allen anderen zuerst einsehend, daß der Communismus an der Ungleichheit der Menschen scheitere, um dieses Hinderniß zu heben und wenigstens die größtmögliche Gleichheit herzustellen, verlangte, daß den talentvollen Kindern eine schlechte und den von der Natur vernachlässigten eine gute Erziehung von Staats wegen gegeben werden solle.

Die social-communistische Propaganda fand auf dem französischen Boden mehr Nahrung, als anderswo, weil die arbeitenden Stände an einer Unbehaglichkeit litten, die Fabrik-Arbeiter namentlich an prägnant hervortretenden Handelskrisen, deren Ursache sie nicht kannten und die sie gerade mit der Uebertreibung desjenigen heilen wollten, was das Uebel hervorgebracht hat, — wir meinen das Monopol- und das Prohibitiv-System. Das Concessionswesen war in Frankreich zu einem System der Bestechung ausgeartet. Wir erinnern an den Teste'schen Proceß, durch welchen erwiesen wurde, daß dieser Minister sich mit 100,000 Franken bestechen ließ, um dafür die Concession zu einem Bergwerke zu verleihen. In einem Lande, wo die Arbeit durch die Patent-Gesetzgebung gewisser Maßen frei ist, wo volle Gewerbe-Freiheit existirt, ist es eine Abnormität, welche die Vorzüge der freien Arbeit wieder vernichten muß, wenn die großen Capitalisten durch die Regierung und durch die Gesetzgebung Monopole erhalten. Die Prohibitivzölle in Frankreich verliehen aber den großen Fabrikanten ein Monopol, dessen Nachtheile allmälig jenen eben so unvernünftigen als erklärlichen Haß gegen das Capital selbst hervorgerufen haben. Statt gegen die Beschränkung der freien Arbeit und des freien Verkehrs, richteten sich die Angriffe der Socialisten bald gegen das Capital, d. h. gegen das Werkzeug, welches die Arbeit allein möglich macht. Sie glichen jenem Holzhauer, der den Ast absägte, auf dem er saß. Diese

socialistischen Secten wollten die Herrschaft des Capitals mit Gewalt durch die Regierung vernichten. Da war doch Proudhon vorzuziehen, der die Freiheit wollte. In der That hat das Fehlschlagen der absolutistisch-socialistischen Maxime, namentlich in den Provinzen Frankreichs, der Proudhon'schen Decentralisations-Theorie eine Menge Anhänger zugeführt, so daß Hoffnung vorhanden ist, daß das französische Volk für dieses sein einziges Heilmittel endlich Einsicht erlange.

In Deutschland sind unter den Communisten besonders zu nennen Marx und Engels. Beide suchten ihre Theorie wissenschaftlich zu begründen. Der Erstere namentlich, ein scharfer Kopf, reich an Trugschlüssen, läßt keinen mehr aus den Krallen seiner Logik, der einmal die Prämissen zugegeben. Wir finden in den Beweisführungen Beider gegen das Eigenthum indessen kein Argument, das unsere Definition des Werthes umstoßen könnte, welche eben jene Prämisse den Communisten entreißt. Marx hat neuerdings durch seine „Kritik der politischen Oekonomie" namentlich in der Geschichte der Volkswirthschaft Verdienstliches geleistet.

Der Engländer Owen verlangte die Abschaffung des Eigenthums, aber gleich Fourier hoffte er das Meiste von der Erziehung der Kinder. Er will die Aufhebung „aller socialen Ungleichheiten, die Schließung der Schenken, die Reform des Unterrichts, der Kirche". Er ging noch weiter und verdammte sämmtliche Religionen, indem er ihnen die Schuld aller Leiden der Menschheit zuschrieb. Merkwürdiger Weise wurde die Schrift, in welcher er die letztere Ansicht aussprach, in 30,000 Exemplaren verkauft und raubte Owen keineswegs die Gunst der Großen, so daß der Herzog von Kent, der Bruder des Königs von England, bei einer Versammlung den Vorsitz führte, wo die Owen'schen Vorschläge vorgetragen werden sollten. Owen war nämlich ein entschiedener Feind jeder gewaltsamen Maßregel zur Ausführung socialer Theorieen. Auch zeigte er Anfangs in der Praxis keineswegs die Absicht, seine Theorieen in ihrer ganzen Tragweite zu verwirklichen. Wir dürfen nicht vergessen, anzuführen, daß die Beschränkung der Arbeitszeit der Kinder in den Fabriken zuerst von Owen gefordert worden ist. Er stand sechszehn Jahre lang einer Fabrik in England, New-Lanark, mit 2000 Köpfen vor und wußte sie von Verschwendung, Trunksucht und Zuchtlosigkeit mit puritanischer Strenge zu heilen. Er verglich kleine Rechts-Streitigkeiten und verhängte Strafen. Reinlichkeit und Wohlstand kehrten ein; allein als er wegging, kehrte die alte Wirthschaft zurück, ein Beweis, daß seine Grundsätze nicht geeignet waren, zu Herzen zu gehen, oder daß sie der menschlichen Natur nicht angepaßt waren. Seitdem hat Owen zwei communistische Versuche in Amerika gemacht (er hatte des Communisten Rapp Colonie „Neu-Harmonie" gekauft); sie sind aber beide nach einiger Zeit mißglückt.

Wir haben schließlich noch der englischen Chartisten und der amerikanischen

Freesoilers (Freiboden-Männer) und Abolitionisten zu gedenken. Die Chartisten begriffen im Anfange alle Unzufriedenen in England in sich; sie hatten kein bestimmtes Programm. In ihren nächtlichen Versammlungen, in welchen bei Fackelschein exercirt und Reden gehalten wurden, beschwerten sich die Sprecher, die aus allen Ständen zusammengewürfelt waren, über so verschiedenartige und sich gegenseitig ausschließende Dinge, daß aus einem solchen wirren Haufen, sobald er klar geworden wäre, keine Partei hätte gebildet werden können. Nachdem ein gewaltsamer Ausbruch der Unzufriedenheit unterdrückt worden war, blieb endlich eine Partei übrig, die bestimmte Forderungen formulirte. Diese Chartisten schrieben die Noth der niederen Bevölkerung Englands, die, beiläufig bemerkt, das Dreifache unserer Löhne bezieht, dem Umstande zu, daß zwei Drittheile des Grundeigenthums unveräußerlich in den Händen des hohen Adels sich befinden. Sie verlangten Aufhebung der Majorate und Fideicommisse, freie wirthschaftliche Bewegung des Grundeigenthums. Wir glauben, daß diese Idee mit der Zeit noch mehr Boden fassen wird; für jetzt ist aber keine Aussicht dazu vorhanden, denn die Chartisten haben sich eher vermindert, als vermehrt, weil sie in neuerer Zeit viele Excentricitäten des Socialismus und Communismus in ihre Agitation mit aufnahmen, die sie dem praktischen Verstande der Engländer lächerlich machten.

Die americanischen Abolitionisten bahnten durch ihre Propaganda die Aufhebung der Neger-Sklaverei an und suchten ihre Ansichten dadurch noch besonders zu begründen, daß sie nachwiesen, daß die freie Arbeit mit der Sklaven-Arbeit vollkommen concurrire.

Jene wissenschaftliche Begründung erhielt der Socialismus indessen am vollständigsten durch Proudhon. Proudhon, einer der schärfsten Dialektiker Frankreichs, aber zu Paradoxen geneigt, griff die National-Oekonomen an ihrer schwächsten Stelle an und fußte darauf seine Schlüsse. Wir meinen die bisherige verschrobene Definition des Werthes, wobei den unentgeltlichen Kräften der Natur und des Bodens die Eigenschaft zugeschrieben wurde, Werth zu schaffen. Nachdem Mac Culloch und Andere selbst zugestanden hatten, daß aus diesem Umstande eine Bevorzugung des Grundeigenthums hervorgehe, daß das Grundeigenthum ein Monopol sei, ward es der schneidenden Dialektik Proudhon's nicht schwer, sein Paradoxon: „La propriété c'est le vol!" besser zu rechtfertigen, als oberflächliche Anhänger des Eigenthums glauben mochten. Es war nur ein dem französischen National-Charakter eigenthümlicher Fehler Proudhon's, den Satz gleich auf die äußerste Spitze zu stellen, womit er die Welt in Alarm versetzte, aber keineswegs weiser machte. Denn er wollte mit seinem Ausspruche nicht das Anathem über das Eigenthum überhaupt, sondern nur über das Grundeigenthum aussprechen, das nach dem eigenen Geständnisse der Oekonomisten

ein Privilegium sei. Das Eigenthum, welches aus der menschlichen Arbeit hervorgeht, erkannte Proudhon als vollkommen berechtigt an. Hätte er bei Zeiten die Ueberzeugung gewonnen, daß es keinen anderen Tauschwerth gibt, als den aus der Dienstleistung entsprungenen, so würde er sich manche Vorschläge, manche Unternehmungen, manche fehlgeschlagenen Hoffnungen erspart haben. In den praktischen Vorschlägen und Versuchen der Befreiung des Eigenthums vom Privilegium, und in Folge jener falschen Prämisse von dem vermeintlichen Monopol des Bodens schlug indessen Proudhon einen ganz anderen Weg ein, als die übrigen Socialisten und die Communisten verlangten. Er wollte keine Aufhebung des Eigenthums, keine Uebernahme desselben von Seiten des Staates, keine Betreibung aller Industrie durch den Staat, keine verhältnißmäßige oder gleiche Vertheilung alles Einkommens an die Individuen. Proudhon wollte das freie Eigenthum. Um es von dem vermeintlichen Monopol des Grundeigenthums und des Capitals zu befreien, verlangte er die Aufhebung der Zinsen; allein nicht, wie die Päpste durch Verbot. sondern durch ein entgegengesetztes Mittel — durch eine Staats-Bank (Volks-Bank), welche im Stande wäre, allmählich das Capital an sich zu ziehen und dann den Zinsfuß auf das Minimum der Verwaltungskosten herabzusetzen, so daß es eigentlich unentgeltlich wäre. Unwillkürlich kommt uns bei diesem Vorschlage das Gleichniß von Malthus in den Sinn: Die Engländer halten es für ein besonderes Kennzeichen der Veredlung der Zucht, daß die Schweine möglichst kurzbeinig und die Schafe möglichst kleinköpfig werden. Niemals aber werden sie es dahin bringen, Schweine ohne Beine und Schafe ohne Köpfe zu produciren. Gerade so geht es mit der Capitalrente. Proudhon wollte, als er die Unmöglichkeit sah, den Staat zu bewegen, für seine Experimente sich herzugeben, durch Privat-Association die Sache zu Stande bringen. Anfangs sollten von seiner „Volksbank", in welche alle Beitretenden Vermögen einschießen sollten, drei Procent verlangt, allmälig aber mit dem Anwachsen des Fonds der Zinsfuß bis auf das Minimum der Verwaltungskosten herabgesetzt werden. Proudhon glaubte zuletzt durch das unentgeltliche Capital die Production zu erleichtern, die Producte so billig zu machen, daß die allgemeine Glückseligkeit hergestellt würde. Er verfiel da in jenen großen Irrthum Law's. Er vergaß zweierlei: 1) daß die Capitalrente zwar möglichst niedrig werden, aber niemals ganz aufhören könne, weil mit ihr auch das Capital aufhört und dann das Gegentheil von dem eintritt, was man bezweckt; 2) daß das Capital durch Bank-Operationen nicht beliebig vermehrt werden kann, sondern nur durch Mehr-Production und Sparen. Wenn auch die leichtere Circulation etwas mehr Capital flüssig macht; aus dem Nichts dasselbe hervorzaubern kann sie nicht. Proudhon machte im Jahre 1849 einen Versuch zur Begründung der „Volks-Bank", aber nach einiger Zeit legte sich die Polizei ins Mittel, ohne indessen begründete Ur-

sachen gehabt zu haben, weil die Theilhaber der Volks-Bank freiwillig beigetreten waren und letztere vorläufig noch keine anderen Operationen machte, als die eines Bankers. Proudhon zeichnet sich vor allen übrigen Socialisten dadurch aus, daß er seine Ideen aus dem Volke heraus im Wege der freien Individualität ausgeführt haben will, nicht wie die anderen, durch die Staatsgewalt; denn wo diese experimentirt, da ladet sie im Falle des Mißglückens die schwerste Verantwortlichkeit auf sich. Besonderes Aufsehen erregte Proudhon noch durch seine Angriffe auf die Centralisation und den Staats-Despotismus, durch seine Apotheose auf die individuelle Freiheit, die Nicht-Herrschaft (Anarchie), worin er auf den Weg gerieth, den Godwin ein halbes Jahrhundert vor ihm betreten hatte. Doch dieser Zweig seiner Thätigkeit überschreitet unser Gebiet.

Bei der oben erwähnten Ansicht über die Bodenrente war es, wo zuerst die Führer der beiden Richtungen auf einander platzten.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatten nämlich die Physiokraten, die erste ökonomistische Schule, geglaubt, nur der Boden habe die Fähigkeit, Werthe hervorzubringen, die Arbeit verzehre stets eben so viel, als sie schaffe!

Selbst Adam Smith konnte sich nicht ganz von dieser Vorstellung lossagen, obgleich er auf den Schultern sehr tüchtiger Vorgänger stand, denn schon 100 Jahre vor ihm hatte William Petty die Entstehung des Werthes aus der Arbeit und die Vorzüge der Theilung der Arbeit an dem Beispiel einer Taschenuhr gezeigt. A. Smith, welcher, um die Originalität zu wahren, das Exempel der Nadelfabrication wählte, hielt mit seinen Schülern an der Ansicht fest, daß es zur Herstellung von (Tausch-)Werth außer dem Capital und der Arbeit noch einen dritten Factor gebe — die im Boden ruhenden, in dem Anlage-Capital nicht ausgedrückten Naturkräfte. Den Ertrag dieser Naturkräfte des Bodens nannten sie Grundrente. Während A. Smith die Gesundheit seiner Ansichten meist dadurch wiederherstellte, daß er mittels einer Inconsequenz das den Physiokraten seiner Zeit gemachte Zugeständniß vergaß und außer Acht ließ, brachte der Engländer David Ricardo jenen Glauben in ein förmliches System, und lieferte dadurch der Land-Aristokratie, welche durch Prohibitivzölle einen Monopolpreis des Getreides genoß, auf 20—30 Jahre hinaus die Argumente zur Behauptung ihrer bevorrechteten Stellung. Ricardo warnt vonvornherein davor, daß man Capitalgewinn mit Grundrente verwechsle; wenn er von Bodenrente spricht, so wünscht er, daß man darunter verstehe das „Geld, welches der Grundeigenthümer für die Benutzung der ursprünglichen und „„unzerstörbaren““ (!) Kräfte seines Bodens erhält.“ „Bei der ersten Ansiedlung, sagt Ricardo, gibt es keine Bodenrente, weil es Ueberfluß an herrenlosem Boden überall gibt; dasselbe gilt, wo der Boden an Güte und

Lage gleich ist. Die Bodenrente entsteht da, wo der Boden hinsichtlich seiner productiven Kraft verschieden ist und bei steigender Bevölkerung auch den Boden von geringerer Qualität oder weniger vortheilhafter Lage in Cultur nimmt. Der Mehrertrag des besseren Bodens über den schlechteren bildet die Grundrente. Es trägt in dieser Reihenfolge der Boden ersten Ranges Rente, wenn Boden zweiten Ranges in Angriff genommen wird, und der zweiten Ranges trägt sogenannte Grundrente, wenn Boden dritten Ranges angebaut werden muß, um die Lebensmittel für die sich vermehrende Bevölkerung herbeizuschaffen."

Auf diese Ansicht nun warf sich — gerade, wie es in neuester Zeit mit Ricardo's Meinung über den Arbeitslohn von Seiten der Anhänger (Lassalle) der Staatshülfe in Deutschland geschehen ist — Proudhon, nachdem die Socialisten in Frankreich seit einem Menschenalter vergeblich nach der wissenschaftlichen Formel gesucht hatten, auf welche sie ihr System bauen könnten.

Wenn, sagte Proudhon, unter allen Producenten dem Grundeigenthümer allein die Natur etwas umsonst gibt, über das Maß der Arbeit hinaus und des Capitals, welche er auf die Erwerbung und Bebauung seines Grundstückes anlegt, dann genießt der Grundbesitzer allein ein Monopol vor seinen Mitmenschen. Die Gesellschaft hat aber das Recht und die Pflicht, solche schreiende Ungerechtigkeiten der Natur auszugleichen. Von den gleichen Grundsätzen der Physiokraten ausgehend, hatte die National-Versammlung in der ersten französischen Revolution alle Steuern bis auf die Grundsteuer abgeschafft. Die Folge davon war ein Ausfall von 150 Millionen, welcher den Anfang des financiellen Ruins bildete. Proudhon aber ging, wie schon oben bemerkt, noch viel weiter. Er sagte, da der Eigenthümer nach den Grundsätzen der National-Oekonomen ein Monopol genießt, so ist das Grundeigenthum Diebstahl und der Staat hat das Recht zu sagen: Hebe dich weg, Grundeigenthümer, daß der Staat sich an deine Stelle setze und den Boden zum Besten Aller verwalte!

Bastiat nahm (1848) den Handschuh auf, um Proudhon zu überführen, daß die Natur keinen (Tausch-)Werth, sondern nur Brauchbarkeit erzeuge, daß der (Tausch-)Werth erst durch die Arbeit, die Dienstleistungen der Menschen entstehe und daß es folglich eine sog. Bodenrente gar nicht gebe.

Den Beweis dazu hatte H. C. Carey in Philadelphia schon 10 Jahre vorher (1837) geliefert, nachdem bereits 1831 unser verdienstvoller Hoffmann, Chef des statistischen Bureau's in Preußen, in einer Rede vor der Akademie zu Berlin die Existenz einer Bodenrente in Abrede gestellt. Hoffmann sagte in dieser merkwürdigen Rede, welche vor einem Menschenalter eine Irrlehre widerlegt, die noch heute die Köpfe unserer meisten Volkswirthschaftslehrer einnimmt und sogar einen so großen Denker, wie John Stuart Mill verwirrt: „Der Begriff einer Bodenrente erscheint überhaupt

als eine eitle Täuschung. Es ist allerdings durchaus wahr, daß der Mensch unter keiner Bedingung aus Nichts Etwas machen kann; so wie seine Seele zur Offenbarung ihres Wollens und Wirkens in der Sinnenwelt eines Körpers als Werkzeug bedarf, so braucht der mit diesen Werkzeugen ausgerüstete Mensch auch ferner einen körperlichen Stoff, um Arbeit daran zu verrichten. Diesen Stoff beut ihm die Natur in seinen äußeren Umgebungen dar; aber er wird nur nutzbar für ihn, indem er sich denselben durch Arbeit aneignet. Die Frucht dieser Arbeit ist nur der natürliche Lohn derselben. Sie gehört dem Arbeiter insofern ganz, als der Stoff, woran, und die Hülfsmittel, womit er dieselbe verrichtet, sein Eigenthum ist. Lieh ein Anderer ihm diesen Stoff oder die Mittel zur Förderung seiner Arbeit, so kann dieser sich wohl berechtigt achten, einen Antheil an dem zu erlangen, was durch die Arbeit hervorgebracht wurde, welche sein Beistand möglich machte. Diese Miethe ist nun die Rente, und zwar insbesondere die Bodenrente, wenn sie für Darreichung eines unmittelbar von der Natur hervorgebrachten Stoffes entrichtet wird. Solcher Stoff wird in der Regel ausschließliches Eigenthum eines Menschen, weil der Raum auf dem Erdboden es ist, worin er sich befindet, und worauf die Natur ohne menschliches Zuthun hervorbringt; daher der Name Bodenrente. Der Empfänger dieser Rente wäre offenbar ein ganz unnützes Mitglied des Staats- oder Gemeindeverbandes, wenn er bloß die Früchte der Arbeiten verbrauchen hülfe, ohne dafür irgend etwas zur Förderung der gemeinsamen Wohlfahrt zu thun; und die Vertheilung des Erdbodens zum ausschließlichen Eigenthum einzelner Menschen — womit doch geschichtlich das Erheben des Menschengeschlechtes über einen bloß thierischen Zustand beginnt — wäre sodann eine der verderblichsten Erfindungen menschlicher Thorheiten! Alles, was der Eigenthümer des Bodens als Rente desselben empfängt, ist nicht minder ein Erzeugniß der **Arbeit**, als dasjenige, was der Handarbeiter unter der Benennung Arbeitslohn zu seiner freien Verfügung behält. Es ist ein merkwürdiges Beispiel von der Unvertilgbarkeit solcher Meinungen, welche nur der menschlichen Selbstsucht schmeicheln, daß der Glaube fortbesteht, die Bodenrente sei die Frucht der Naturkräfte, welche vereint mit menschlichen Kräften nutzbare Sachen hervorbringen. Wie so ganz allein es von menschlicher Arbeit abhängt, ob irgend ein Raum auf dem Boden eine Rente gewähren soll, das bezeugen wohl am unverkennbarsten die Preise der Bauplätze im Innern reicher Städte. Ein Boden, der durchaus keine nutzbare Pflanze hervorzubringen vermag, nackter Fels, reiner Thon ist eben der beste Baugrund, welcher vielfältig noch bedeutend höher, als mit einem Thaler für den Quadratfuß bezahlt wird; während nicht fern davon derselbe Boden so gut wie nichts werth ist." So weit **Hoffmann**.

Ricardo hatte gar nicht in Anschlag gebracht, daß schlechterer Boden nicht deßhalb in Angriff genommen wird, weil der vorhandene nicht mehr

genug Nahrung für die anwachsende Bevölkerung liefert, — denn der Ausfall wird leicht durch Einfuhr aus Ländern, wo Ueberfluß, gedeckt, — sondern weil die Verkehrswege verbessert werden, indem eine Landstraße oder eine Eisenbahn an dem schlechteren Grundstück vorbeigeführt wird, oder weil der Capitalreichthum steigt, der Zinsfuß sinkt oder Maschinen erfunden werden, welche die Urbarmachung schlechter oder sumpfiger Grundstücke erst möglich machen; wodurch dann gerade das früher mit Hülfe schlechterer Werkzeuge und theureren Capitals bebaute Grundstück in Nachtheil kommt.

Da trat Carey auf und zeigte — indem er, ohne von Hoffmann etwas zu wissen, gleich diesem die Bodenrente in das Reich der Schatten verwies — an dem Beispiel der Colonisation Amerika's, daß Ricardo's Voraussetzung, daß der beste Boden zuerst in Angriff genommen werde, durchaus irrig sei und daß somit seine ganze Argumentation in die Luft verrinnt.*)

„Die von Ricardo behauptete Thatsache, daß der beste Boden zuerst in Angriff genommen werde, sagt Carey, existirt nicht und hat niemals in irgend einem Lande existirt. Ueberall wurde bei der Ansiedlung der am leichtesten urbar zu machende Boden zuerst in Anbau genommen." Der beste Boden sei aber fast überall der am schwersten urbar zu machende, am meisten Arbeit und Capial erfordernde Boden. Carey weist zuerst an der Geschichte der Besiedlung Nordamerika's, dann an der Europa's und Asiens nach, daß der Landbau überall auf dem leichteren, und folglich geringeren Ertrag abwerfenden Boden, zuerst angefangen habe, daß er begonnen habe auf den Abhängen und erst allmählich mit dem anwachsenden Capital, der sich mehrenden Bevölkerung und den besseren Werkzeugen herabgestiegen sei an das Ufer der Flüsse, wo zwar der fruchtbarste Boden, wo aber ungeheure Bäume, dichtes Gestrüppe und Sumpf dem Anbau Hindernisse in den Weg legten, welche der arme erste Ansiedler nicht im Stande war, wegzuräumen.

Mit diesem Nachweis fällt das ganze künstliche Gebäude Ricardo's zusammen. Carey hat damit nicht bloß der Wissenschaft, sondern auch der Politik einen großen Dienst geleistet. Denn gleich der Malthus'schen Philosophie des Elends dienten die Irrlehren Ricardo's den entgegengesetztesten Parteien als Argument für die Ausreden und den passiven Widerstand, welche die Trägen und Uebelwollenden der durch Selbstthätigkeit zu erringenden

*) Principles of Political Economy, 3 Bände; Philadelphia bei Carey, Lea & Blanchard 1837; in London bei John Miller, Covent-Garden, Henrietta Street; und 2) The Past, Present and Future, 1848 Philadelphia und bei Trübner in London. Carey's übrige Schriften sind 3) das Finanzsystem von Amerika, Frankreich und England, 4) Slave Trade, 1823 bei Sampson Low, Son & Co. in London; 5) Lettres to the President on the foreign and domestic Policy of the Union; 1858, London bei Trübner, und 6) die Principles of social Science, 3 Bände. 1859. London bei Trübner, in Paris bei Guillaumin.

Verbesserung der Zustände entgegenzusetzen pflegen. Zuerst bedienten sich ihrer die Aristokraten, dann die Demagogen.

Gleich der Urbarmachung eines wilden Landes ist die Arbeit der Bildung eines Volkes und des Menschengeschlechtes zu einem materiell und geistig würdigen und glücklichen Dasein eine schwere, mühsame. Daran muß Tag für Tag gearbeitet werden. Tag für Tag muß gesammelt werden an dem Capital materieller Mittel und geistiger Bildung, welches die Menschen — wie es einst den Wilden von den Schrecken des Winters und der Hungersnoth, — immer mehr befreit von der Willkür der Naturgewalt und des Naturereignisses, ihnen immer mehr unentgeltliche Naturkräfte zur Gütererzeugung dienstbar macht, und, indem es die nothwendigen Bedürfnisse Allen immer reichlicher zu Gebote stellt, auch die geistigen Genüsse veredelt und vervielfältigt.

Wenn also Malthus sagte, die Lebensmittel vermehren sich in arithmetischer, die Menschen aber in geometrischer Progression; es ist kein Heil außer in Beschränkung der Ehe; Reformmaßregeln der Regierung sind gegen jenes „eherne Naturgesetz" wie leichte Schaumblasen auf einem großen Strome; und wenn Ricardo nachzuweisen suchte, daß die Bodenrente vom Steigen des Getreidepreises herrühre, welcher den Anbau des schlechteren Bodens ermöglische, daß der Grundeigenthümer also ein privilegirtes Einkommen genieße auf Kosten des Arbeiterstandes, der die Lebensmittel immer theurer bezahlen müßte und nicht im Stande wäre, seine Lage zu verbessern; und wenn Nachtreter Ricardo's den Arbeitern allen Trost abschneiden, indem sie ihnen den Lohn nach der äußersten Lebensnothdurft und dem zur Fortpflanzung nothwendigen Bedarf zumessen; — wenn diese wohlmeinenden aber verirrten Menschenfreunde somit die Nothwendigkeit des Elends predigten — lieferten sie zwei Generationen politischer und wirthschaftlicher Quacksalber die Beweismittel, um die Reform der Gesellschaft mittels der Selbsthülfe, des Privat- und genossenschaftlichen Fleißes von sich abzuwehren, — um, die Einen die gewissenlose Gleichgültigkeit gegen das Loos des Volkes, dessen Arbeitsfrüchte man verpraßt, die bequeme Faulenzerei zu beschönigen, — die Anderen, um sich ein testimonium paupertatis auszustellen und die Hülfe des Staates, — d. h. die Ernährung der Faulen und Liederlichen durch die Fleißigen und Sparsamen zu verlangen.

Allen diesen socialen Alchymisten hat Carey den Boden unter den Füßen weggezogen. Er hat bewiesen, daß die Malthus-Ricardo'sche Ansicht den Menschen zum Sclaven der Natur und seiner Mitmenschen machen würde.....

Nach Ricardo würde sich der Antheil der Arbeit am Bodenertrag fortwährend in demselben Maße verringern, als die Bodenrente zunimmt; er macht dies in folgenden Zahlen anschaulich:

In der 1. Periode, wo nur Boden 1. Güte bebaut wird, ist der Gesammt-Ertrag 100, der Antheil der Arbeit 100, der Rente 00.

In der 2. Periode, wo nur Boden 1. und 2. Güte bebaut wird, ist der Gesammt-Ertrag 190, der Antheil der Arbeit 180, der Rente 10.

In der 3. Periode, wo nur Boden 1., 2. und 3. Güte bebaut wird, ist der Gesammt-Ertrag 270, der Antheil der Arbeit 240, der Rente 30.

In der 4. Periode, wo nur Boden 1., 2., 3. und 4 Güte bebaut wird, ist der Gesammt-Ertrag 340, der Antheil der Arbeit 280, der Rente 60.

In der 5. Periode, wo nur Boden 1., 2., 3., 4. und 5. Güte bebaut wird, ist der Gesammt-Ertrag 400, der Antheil der Arbeit 300, der Rente 100.

In der 6. Periode, wo nur Boden 1., 2., 3., 4., 5. und 6. Güte bebaut wird, ist der Gesammt-Ertrag 450, der Antheil der Arbeit 300, der Rente 150.

In der 7. Periode, wo nur Boden 1., 2., 3., 4., 5., 6. und 7. Güte bebaut wird, ist der Gesammt-Ertrag 490, der Antheil der Arbeit 280, der Rente 210.

Carey stellt, nachdem er Ricardo's Doctrin mit den Thatsachen widerlegt, den Aufstellungen des letzteren folgende Zahlen aus der Beobachtung entgegen:

	Ricardo's Doctrin.			Beobachtung der wirklichen Thatsachen.		
	Gesammt-Ertrag.	Antheil des Bodens.	Antheil der Arbeit.	Gesammt-Ertrag.	Antheil des Bodens.	Antheil der Arbeit.
1. Periode:	100	—	100	30	20	10
2. „	190	10	180	70	42	28
3. „	270	30	240	120	60	60
4. „	340	60	280	180	80	100
5. „	400	100	300	250	100	150
6. „	450	150	300	330	120	210
7. „	490	210	280	420	140	280
8. „	520	280	240	510	155	355
9. „	540	360	180	620	170	450
10. „	550	450	100	740	180	560
11. „	550	550	00	870	190	680

Gegen die Thatsache, daß die Wirklichkeit gar selten mit seiner Doctrin übereinstimmte, suchte sich Ricardo auf tragikomische Weise zu helfen, indem

er zugab, daß Verbesserungen in der Cultur, neue Erfindungen und Anwachsen des Capitals den Bodenertrag steigerten, die Preise drückten und die Lage der Arbeiter verbesserten, und dadurch das Anwachsen seiner Bodenrente hinderten. Er bedachte nicht, daß er den Grundeigenthümer und sein Interesse in diametralen Widerspruch mit dem Fortschritt der Menschheit stellte, während doch wieder die Grundrente nur von dem Anwachsen der Bevölkerung entstehen konnte.

Diesem Satz Ricardo's: daß jede Verbesserung in der Bodencultur das Anwachsen der Bodenrente verzögere, während jedes Hinderniß, das der Verbesserung entgegensteht, dieses Wachsthum beschleunige; — daß also die Interessen der Grundeigenthümer und der Arbeiter immer in directer Opposition gegen einander seien, — stellte Carey also vielmehr die Thatsache gegenüber: daß die Bodencultur unwandelbar anfängt bei den magerern Bodengattungen, daß sie von da zu den reicheren vorschreitet; daß daher umgekehrt jede Verbesserung das Wachsthum der Bodenrente mit dem Bodenertrag befördere, — und daß jedes Hinderniß der Besserung, worin es auch bestehen mag, jenes Wachsthum hemme; daß daher das Interesse des Grundeigenthümers mit dem des Arbeiters in vollständiger Harmonie sei.

„Die Verbesserung der Cultur," sagt Carey, kommt vom Anwachsen des Wohlstandes. Je mehr Spaten und Pflüge, und je besser ihre Beschaffenheit, um so größer ist der Ertrag der Arbeit und um so größer die Rente. Je mehr Pferde und Rindvieh, um so größer der Ertrag der Arbeit und um so größer die Rente. Je mehr Maschinen, Mühlen, Drainirung und andere Mittel zur Hebung des Ackerbau's, um so größer der Ertrag der Arbeit, um so größer die Rente. — Das Interesse des Grundeigenthümers ist also direct befördert durch jede Maßregel, welche dahin führt, den Wohlstand der Nation zu vermehren und die Verbesserung des Landbaues zu unterstützen. Der Arbeiter aber sieht mit jeder Vermehrung und Verbesserung der Straßen, Werkzeuge und Maschinen seine Arbeit einträglicher werden." Und hier spricht Carey genau den Grundsatz aus, welchen ein Jahr später Bastiat in seinen Harmonies Economiques weiter ausgeführt hat: „Zwischen Grundeigenthümer oder Capitalist und Arbeiter besteht eine vollkommene Harmonie der Interessen, und es ist nur nöthig, daß die beiden Parteien genau wissen, daß diese Harmonie besteht, um dieselben ihre Kräfte vereinigen zu lassen zur Beseitigung aller Hemmnisse, welche das Capital vertreiben, indem sie es unproductiv machen; welche die Arbeiter vertreiben, weil sie das Capital anderswo unproductiver anlegen, als es zu Hause mit Hülfe jener Arbeiter angelegt wäre. Wenn diese Einsicht Platz griffe, dann würde Friede und Wohlwollen die Stelle der Eifersucht und Zwietracht einnehmen. Die Wenigen würden nicht mehr glauben, daß ihre Interessen befördert werden durch die Verschwendung des Staats-

vermögens für große Flotten und Armeen; und die Vielen würden sich nicht mehr durch schwere Steuern bedrückt fühlen. Das Vermögen würde rascher anwachsen, als die Kraft der Production und Consumtion. Nachbarnationen würden nicht gerne reiche Kunden verlieren, sich nicht der Mittel zur reichlicheren Befriedigung ihrer Bedürfnisse berauben lassen wollen, und jeden Anlaß zur Feindseligkeit vermeiden. Die Harmonie der Classen würde die Harmonie der Nationen werden."

Einen wesentlichen Fortschritt in der Wissenschaft begründete Carey durch seine Erklärung des (Tausch-) Werthes. Er nennt ihn das Maß der „ersparten Arbeit." Mit dieser Erklärung sind die verschiedenen Erscheinungen und Spielarten, in denen der Werth sich offenbart, gedeckt, denn sie begreift das „Urtheil", in welchem Storch die Quelle des Werthes sah, die Seltenheit Senior's, die Brauchbarkeit Say's in sich. Bastiat gab in seiner Erklärung des Werthes durch le service nur eine Umschreibung dieser Begriffsbestimmung, während A. Smith den Begriff mit der bloßen directen Arbeit nicht gedeckt hatte. Während Carey mit seiner Feststellung des geschichtlichen Verlaufs der Ansiedelung der Ricardo'schen Doctrin die factischen Voraussetzungen entzogen, hob er mit dieser einfachen Erklärung Ricardo auch theoretisch aus dem Sattel. Das Steigen der Bodenrente und das Steigen der Preise der Grundstücke beim Anwachsen der Bevölkerung erklärt sich mit dieser Definition sehr einfach. Der höhere Preis ist die ersparte Arbeit, die Vergütung für früher aufgewendete Arbeit und die Prämie für die Gefahr, daß alle Arbeit verloren wäre, wenn der Zug des Verkehrs und der Gewerbthätigkeit eine Gegend verließe. Carey behauptet nämlich, und weist näher nach, daß in einem Lande im Ganzen betrachtet der Preis der Grundstücke, so hoch er stehen möge, noch nicht dem Werth des Capitals und der Arbeitskraft gleich käme, welche darauf verwendet worden, um das Land in den gegenwärtigen Stand zu bringen. Er versteht darunter alle Auslagen, welche nicht bloß für die Urbarmachung und Verbesserung des Bodens, sondern auch für Verkehrs- und Bildungsmittel ausgegeben worden seien, nämlich für Straßen, Canäle, Häfen, Entsumpfungen, Eisenbahnen, Telegraphen, Deich- und Wasserbauten, öffentliche Bildungsanstalten, Vertheidigungskriege. Carey führt dies an der Geschichte Europa's und Nordamerika's näher aus.

Dieselbe Erscheinung läßt sich übrigens auch bei jedem einzelnen Grundstück, wie bei jedem Industriezweig nachweisen. Der Ackerbau fängt mit sehr unvollkommenen Werkzeugen, schlechten Betriebsmethoden an und hat sehr viel mit den ursprünglich entgegenstehenden Hindernissen — Sümpfen, Urwäldern, Ueberschwemmungen, Viehseuchen u. s. w. — zu kämpfen. Mit dem Fortschreiten der Cultur werden die Werkzeuge verbessert, Maschinen erfunden und eingeführt, vortheilhaftere Betriebsmethoden entdeckt, Straßen, Canäle, Eisenbahnen angelegt, Dampfschifflinien errichtet und dadurch die

Grundeigenthümer in Stand gesetzt, Boden, welcher der Bebauung große Schwierigkeiten entgegenstellte, in Anbau zu nehmen. Welche Umwandlung im Betrieb des Ackerbaues hat nicht die Einführung der Kartoffel, des Klee's, die Abschaffung der Brache, die Entdeckung des Guano's und der chemischen Düngung, wie der ganzen rationellen Landwirthschaft, die wissenschaftliche Ausbildung junger Landwirthe auf unseren zahlreichen Lehranstalten, so wie endlich die Verbesserung der Maschinen, der Drainirung und künstlichen Bewässerung der Wiesen hervorgebracht?

Da ist Carey's Beobachtung, die in Amerika im Allgemeinen unbestreitbar sein mag, in Europa nicht immer ganz zutreffend, — daß nämlich der beste Boden stets zuletzt in Angriff genommen werde. Es kann nämlich auch schlechter Boden, nachdem Alles Andere bereits occupirt ist, in Anbau genommen werden, — nicht weil, wie Ricardo meint, die Bevölkerung so gestiegen ist, daß der alte Boden zur Ernährung nicht mehr ausreicht, sondern weil die wachsende Bevölkerung oder die verbesserten Verkehrsmittel die Transportkosten der Bodenerzeugnisse zum Markte vermindern; weil die Anlegung eines Canals oder die Erfindung einer Maschine oder das Sinken des Zinsfußes durch Vermehrung des Capitals die Trockenlegung eines Sumpfes oder die Befruchtung einer Sandsteppe möglich machen. Mit Hülfe der Dampfmaschine sind in England große Strecken Landes dem Meeresboden entrissen und in fruchtbare Gelände, mit Hülfe der Einführung des Guano dürre Sandstrecken in Norddeutschland in ergiebige Felder verwandelt worden.

Die alten Felder, welche, mit schlechteren Werkzeugen und Betriebsmethoden, mit theuererem Capital, kurz unter den ungünstigsten Umständen cultivirt worden sind, haben deßhalb wahrscheinlich weit mehr Capitalaufwand erfordert, als sie werth sind, — denn ihr Preis hat die Concurrenz zu bestehen mit den mit Hülfe aller Vortheile der modernen Technik und Wissenschaft und des billigen Capitals gemachten Neusiedelungen. Für die alten Felder wird nicht das dafür aufgewendete Capital bezahlt, sondern nur das Capital, welches man erspart, d. h. welches man aufwenden müßte, wollte man sterilen Boden befruchten, nebst der im letzteren Fall nothwendigen Vergütung für die Mühe und den Zinsverlust des Neubaues. Aus denselben Gründen werden neugebaute Fabriken billiger hergestellt, als die alten mit den unvollkommenen Maschinen arbeitenden.

Die Ricardo'sche Theorie der Bodenrente ist also widerlegt. Damit ist das Gespenst, welches einst dem „rothen" Gespenst zu Gevatter stand, noch nicht aus den Köpfen verbannt. Noch immer spukt es bei noch lebenden Lehrern der Volkswirthschaft in dem Maße, daß selbst hochgefeierte Oekonomisten, wie John Stuart Mill sich nicht von diesem Wahn losmachen konnten. Die Zeit wird lehren, ob die Gegenwart den letzteren nicht über-

schätzt, aber so viel ist nachzuweisen, daß nächst Ricardo kein ökonomischer Schriftsteller so viel Unheil in den Köpfen der Halbgebildeten angerichtet hat, wie J. St. Mill durch seinen Glauben an die Existenz der Bodenrente und durch seine damit zusammenhangende düstere Ansicht, daß der Antheil der Arbeiter am Gesammtertrag sich vermindere, sowie daß die Maschinen die Lage der Arbeiter verschlechtern — eine Ansicht, welche mit den vor Augen liegenden Thatsachen im grellen Widerspruch steht. Daß es keine Grundrente, nur Capitalrente gibt, daß die unentgeltlichen Naturkräfte im Boden keinen Werth, keine Rente hervorbringen, sondern nur das Capital und die Arbeit, daß der Eigenthümer also kein Monopol besitzt, daß die arbeitenden Classen nicht sich verschlechtern, sondern mit dem wachsenden Capital, der Verbesserung und Vermehrung der Werkzeuge und Maschinen, der Transportmittel und Productionsmethoden, der Erweiterung der wissenschaftlichen Kenntnisse und der Bildung ihre Lage relativ und absolut verbessern, — daß also die Cultur ihr bester Freund ist, und zwar die freiwillige, von unten auf arbeitende, nicht die durch die Regierung befohlene, das läßt sich an allen wirthschaftlichen Thatsachen mit den Händen greifen, wenn man nur den Schein von dem Wesen zu trennen versteht.

Grundrente besteht nicht — im Anfang der Ansiedelung, wo noch überall Land genug nebenan zu haben ist. Der besiedelte Boden hat nur den Werth der Arbeit, welche der Käufer erspart; denn sobald der Verkäufer mehr fordert, würde der Neuankommende den nebenan liegenden Boden in Anbau nehmen. Der Umstand, daß z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika der Acker Land 1¼ Dollar kostet, ist keine Vergütung für die Bodenrente, sondern für den Dienst, welchen die Regierung leistet, für die Arbeit, welche die Regierung dem Ansiedler spart, indem sie ihm Schutz gewährt und den Transport zum Markt durch Verbesserung der Verkehrsmittel erleichtert. Ist eine solche Gegend ganz angebaut — und, was von einer einzelnen Gegend, das gilt vom ganzen Lande, vom ganzen Welttheil, von der ganzen Erde, — so hat jedes Grundstück einen Preis, der den capitalisirten Ertrag repräsentirt; Grundrente besteht also weder beim Anfang noch bei Vollendung der Besiedelung des Landes. Sie müßte denn in der Mitte der beiden Zustände existiren. Dann kann sie aber nicht das Resultat der „unentgeltlichen Kräfte der Natur“ sein, denn diese bestehen schon zur Zeit der ersten Ansiedelung. Dann ist sie etwas Anderes, dann ist sie die Versicherungs-Prämie für die Gefahr, welche der Eigenthümer für das Capital läuft, welches er in den Boden angelegt hat. Dann existirt sie also ebenso wenig. Denn die Erscheinung, welche man so nennen könnte, tritt, wie oben erwähnt, gerade an Bauplätzen, deren Boden gar nichts trägt, am stärksten zum Vorschein. Von fruchttragenden Grundstücken weiß man, daß sie dem Eigenthümer für sein darin angelegtes Capital nicht so hohe Zinsen tragen, als das im Handel

oder in der Industrie angelegte Capital. Der Pächter hat höheren Ertrag, weil er Arbeitslohn zieht und ein Umlauf-Capital verwendet, welches große Gefahr läuft — durch Viehseuchen, Ueberschwemmung, Mißärnte u. s. w. —, also neben den gewöhnlichen Zinsen eine Versicherungsprämie ziehen muß. Das Grundeigenthum in Ländern und Städten, wo Verkehr und Gewerbe im Wachsen begriffen sind, steigt in der That bedeutend im Preis und oft weit über das Capital hinaus, welches dafür angelegt worden ist. Dieser Gewinn ist aber keine Bodenrente, sondern die Prämie für die Gefahr, daß das Umgekehrte eingetreten wäre, daß Gewerbe und Verkehr sich nach einem anderen Theile des Landes oder einer anderen Seite der Stadt gewendet hätte, wodurch dieselben Bauplätze vielleicht unter das dafür angelegte Capital im Preis gesunken wären; er ist gewissermaßen die Prämie oder der Lotteriegewinn dafür, daß so viele Andere in anderen Gegenden der Gefahr jenes Schadens wirklich unterlegen sind. Denken wir an die sinkenden Preise der Häuser in Städten und an die ruinirten Wirthshäuser an Landstraßen, welche die Eisenbahn umgangen hat!

Und dann kommt noch ein Factor hinzu, der das Grundwesen des Glückes der Völker ausmacht, das naturgemäße — wo keine gewaltsame Störung eintritt, nothwendige — Wachsen des Nationalcapitals in materiellen Gütern, Menge und Bildung der Bevölkerung, Verkehrsanstalten und Bildungsmitteln. Als ein von Natur für die Gesellschaft, durch Lernen von Anderen zu höherer Vollkommenheit bestimmtes Wesen hat der Mensch desto mehr Mittel zur Entwicklung seiner Kräfte, je größer die Gesellschaft, — je dichter bevölkert das Land, das er bewohnt, — je größer die Stadt, — weil der Verkehr da am leichtesten von Statten geht, weil die demselben im Wege stehenden Hindernisse die geringsten sind, — weil immer mehr Transportkosten gespart werden, welche zum Capital geschlagen werden können. Das Grundstück, welches bis zum Markt am wenigsten Transportkosten hat, ist natürlich am meisten werth, hat den höchsten Preis; daher die Höhe der Bauplätze auf den Marktstellen.

Wir kommen damit auf eine ungemein wichtige Consequenz für die Arbeiter, welche uns zugleich zu den von Carey in seinem neuesten vorliegenden Werke aufgestellten Principien führt. Je mehr die Bevölkerung wächst, desto mehr rücken Producent und Consument einander näher, desto mehr werden Transportkosten gespart. Dieses Ersparniß zum Capital geschlagen, vermehrt die Nachfrage nach Arbeitern, steigert folglich den Lohn. Die Beschäftigungszweige, welche Halbfabrikate oder verwandte Artikel oder für einander nothwendige Producte machen, rücken einander näher und bieten die größte Auswahl zur Fabrikation zu den geringsten Transportkosten. Es entsteht, größere Theilung der Arbeit, dadurch größere Geschicklichkeit, besserer Geschmack; der Geist, auf einen Gegenstand gelenkt, wird scharfsinniger,

erfindungsreicher; Werkzeuge und Maschinen, Productionsmethoden und Behandlung der Stoffe werden verbessert, die Güte der Waare erhöht, der Preis ermäßigt, dadurch Aufwand von höheren Transportkosten möglich, um ausländische Concurrenz auszuhalten und zum Export überzugehen. Es vervielfältigen sich die Erwerbsarten, durch welche wieder Producenten und Consumenten einander näher rücken. Durch alles dies steigt aber die Nachfrage nach Arbeitern und der Lohn. Je größer also die Bevölkerung, um so vielfältiger die Beschäftigungen, um so gebildeter die Arbeiter, um so geistig intensiver die Production, um so reichlicher die Arbeitsgelegenheit, um so höher der Lohn.

Die von J. St. Mill, v. Thünen und ihren Nachfolgern aufgestellte Ansicht, daß der Antheil der Arbeit an dem Ertrag immer geringer werde, daß namentlich die Arbeitsgelegenheit sich vermindere, ist daher falsch und von den unbestreitbarsten Thatsachen widerlegt. Das wahre Gesetz lautet vielmehr so:

Die Erwerbsgelegenheit ist am geringsten auf der untersten Stufe der Wirthschaft; sie ist mit der steigenden Civilisation, mit der überhandnehmenden Theilung der Arbeit und Vervielfältigung der Beschäftigungsarten, mit dem Aufschwung der Industrie fortwährend im Zunehmen begriffen, weil die Menschen durch die Heranziehung unentgeltlich arbeitender Naturkräfte mittels der Maschinen unter Aufwendung gleicher Mühe einen steigenden Ertrag aus der Production gewinnen und demnach in Stand gesetzt werden, einen immer größeren Theil der Producte als Capital zu sparen. Bei wachsendem Capitalvorrath aber hat der Zins, wenn unbeirrt von allen Nebeneinflüssen, die Neigung zum Sinken, der Arbeitslohn die Tendenz zum Steigen, weil das Capital um Arbeiter wirbt.

Das müßige Capital strömt an den Markt, um Beschäftigung zu suchen. Am Markt, an den Centralpunkten, in den Städten, insbesondere in den Großstädten des Handels und der Industrie ist die Erwerbsgelegenheit und folglich die Nachfrage nach Arbeitern am stärksten; eben so ist sie größer in den dicht, als in den dünn bevölkerten Ländern. Nach den dicht bevölkerten Ländern und nach den Großstädten ist der Hauptzug der Arbeitsuchenden, z. B. nach England, Belgien, der Schweiz und nach dem Rhein u. s. w., nach London, Paris, Berlin, Frankfurt u. s. w.

Ich kehre nach dieser Abschweifung zu Carey zurück.

Carey offenbart sich auch in seinem neuesten Werke als den scharfen Beobachter und den Denker, welcher der Wissenschaft neue Gesichtspunkte öffnet, und wenn er selbst in einem wesentlichen Punkte, vielleicht aus örtlicher Befangenheit einen falschen Schluß zieht, so wird er nichts desto weniger einen heilsamen Anstoß zu weiteren Forschungen geben.

Im Gegensatz zu der unheilvollen, hypochondrischen Lehre des Malthus

daß die Bevölkerung sich rascher vermehre, als die Lebensmittel, welche schon viel Verwirrung und Unheil angerichtet und noch anrichtet — während in Wahrheit das Capital sich schneller vermehren kann, als die Bevölkerung, die letztere also des Werkzeuges zu ihrer wachsenden Arbeitskraft niemals ermangelt, wenn nicht unglückliche Ereignisse und unvernünftige Zustände (Krieg, Seuchen, Naturereignisse, verschwenderische Regierungen, schlechte Gesetze) die Capitalsammlung verhindern — im Gegensatz zu dieser trüben Irrlehre, welche neuerdings wie ein Leichnam galvanisirt wird, ist Carey vielmehr der Ueberzeugung, daß das Glück der Menschen mit deren Vermehrung zunimmt, wie aus folgenden Sätzen hervorgeht.

„Das große Hinderniß menschlicher Verbesserung," sagt Carey, „der Entwicklung des Geistes, der Bildung, des Wachsens der Freiheit und der Vermehrung des Verkehrs liegt in der Nothwendigkeit, Platzveränderungen zu machen."

„Je verschiedenartigere Geschäfte in einem Orte, in einem Lande sind, um so leichter ist der Tausch, um so weniger Platzveränderungen sind zu machen, um so mehr werden Transportkosten erspart, um so mehr der Fortschritt erleichtert."

„Wenn der Mensch Gewalt über die Natur erhalten soll, so ist es erforderlich, daß der Markt für seine Arbeit und für seine Producte nahe zur Hand sei."

„Wenn der Markt zu entfernt ist, und es werden Bodenproducte exportirt, so wird der Boden, wenn ihm nicht von auswärts andere Nahrung zugeführt wird, mit der Zeit ausgesogen"; denn die Theorie Ricardo's von den „unveräußerlichen" Kräften des Bodens ist durch Liebig's chemische Untersuchungen widerlegt.

Carey verwirft daher ganz den Handel ins Ausland, den er schlechtweg Trade heißt, und will den inneren Verkehr, commerce, begünstigt wissen. Er verfällt damit in denselben Fehler, in welchen A. Smith aus irgend einer Vorliebe für das Entgegengesetzte verfallen war, indem er dem auswärtigen Handel vorzugsweise die Eigenschaft beimaß, hohen Gewinn abzuwerfen und Reichthum zu bringen.

Um diesen inneren Verkehr zu beleben und so die Transportkosten zu vermindern, sei nicht Centralisation eines Landes wünschenswerth, sondern die Bildung localer Mittelpunkte; — nicht Centralisation, sondern Association.

„Association ist wesentlich für die Existenz der Menschen. Zur Civilisation führend, muß sie durch die Individualität gezügelt werden; denn mit Association, Individualität und Verantwortlichkeit blühen die Völker auf, mit Centralisation verfallen sie. Die Verschiedenheit macht Leben und Fortschritt."

„Die Quantität des Stoffes ist keiner Vermehrung fähig, nur die Veränderung in Platz und Gestalt, immer neue und höhere Formen annehmend."

„Die Nützlichkeit, Brauchbarkeit ist das Maß der Macht des Menschen

über die Natur; Werth das Maß der Macht der Natur über den Menschen. Jede Art von Werth ist nun das Maß des Widerstandes, welchen die Natur dem Besitz gewünschter Dinge entgegensetzt."

„Die ersten Schritte zur Erlangung von Gütern und Reichthum sind stets die kostspieligsten."

„Der Reichthum wächst mit dem Wachsen der Kraft der Menschen, sich mit Ihresgleichen zu associiren."

„Je weniger Maschinerie für den Austausch erforderlich ist, desto größer die Kraft der Ansammlung."

„Gesellschaft und Verkehr sind verschiedene Wörter, um denselben Gedanken zu bezeichnen. Verkehr erfordert Verschiedenheit."

„Jeder Act der Association ist ein Act der Bewegung; keine Bewegung, wo kein Unterschied! Je rascher die Bewegung, um so größer die Neigung, den Werth des Capitals (den Zins) zu vermindern und den der (Arbeit der) Menschen zu erhöhen."

„Die Schwierigkeit in den früheren Zeiten der Gesellschaft, Veränderungen in der Lage der Stoffe zu machen und die Nothwendigkeit, es zu thun, waren das Haupthinderniß des Verkehrs."

„Je vollkommener der Verkehr unter den Menschen, um so größer die Neigung zur Entfernung der Hindernisse, die der Association noch entgegenstehen."

„Die erste und schwierigste Last, welche von Land und Arbeit getragen werden muß, ist der Transport. Je geringer die Quantität von Arbeit für Platzveränderung, desto größer die für Production von Gütern."

„Verschiedenheit der Beschäftigungen macht Transportkosten ersparen. England hat früher (durch seine Navigationsacte) das entgegengesetzte Princip verfolgt, durch sehr vielen Verbrauch von Transportkosten Kräfte und Arbeit verschwendet."

„Die Nachfrage nach der ersten Arbeit des Ansiedlers ist unregelmäßig und darum geht Kraft verloren. Sie wird gespart im Verhältniß zur Vermehrung der Geschicklichkeit, über die Dienste der Natur zu verfügen."

„Je näher der Markt dem Producenten, desto größer ist die Kraft der Combination — des Ineinandergreifens der Beschäftigungen, um so vollkommener die Oekonomie der Arbeitskraft. Je größer diese Ersparung, desto allgemeiner wird die Entwicklung der Individualität, desto größer die Production, um so schneller die Entwicklung der Capitalsammlung."

„Capital ist das Werkzeug, durch welches der Mensch in Stand gesetzt wird, die natürlichen Kräfte zu seinem Dienst zu verwenden. Die Macht der Association wächst mit der vermehrten Gewalt über dieses Werkzeug."

„Weniger durch Sparen wächst das Capital, als durch Oekonomie der Arbeit mittels zweckmäßiger Verwendung der Naturkräfte, durch Vervielfältigung

der Beschäftigungsarten und dadurch hervorgebrachtes Ineinandergreifen derselben. Das Capital wächst also mit der Vermehrung localer Mittelpunkte."

„Je directer die Besteuerung, um so geringer wird ihr Verhältniß zur Production."

Konnten wir bis hierher unserem geistreichen Freunde folgen, so gehen von jetzt an unsere Wege aus einander.

„Es liegt im Interesse des Staats", sagt Carey, „daß jene Vervielfältigung der Erwerbsarten rasch angebahnt, daß zur Ersparung der Transportkosten der Consument dem Producenten näher gerückt, daß jene localen Mittelpuncte gebildet werden. Darum handelt der Staat in seinem Interesse, wenn er sich mit einem Schutzzollsystem umgibt. Die Protection suche den Werth von Land und Arbeit zu vermehren und schaffe so die Kraft zu directer Besteuerung. Einmischung in den Verkehr zu bloßen Finanzzwecken führe dahin, die indirecte Besteuerung zu verewigen. Die erstere strebe zur Concentration und Freiheit; die letztere zur Centralisation und Sclaverei unter der Menschheit." Carey sucht seine Ansicht durch Beleuchtung der Handelspolitik der civilisirten Länder zu erhärten; er tadelt die Politik Englands, der deutsche Zollverein ist ihm dagegen „eines der wichtigsten Ereignisse der Geschichte Europa's!" In Nordamerica hätten die Finanzzölle stets zum Unheil, die Schutzzölle zum Segen geführt!

Es kann nicht schwer fallen, das Gegentheil aus den neuesten Erfahrungen in Europa mitzutheilen. Was Nordamerica betrifft, so sind die verschiedenen Systeme so rasch auf einander gefolgt, daß man schwer die Wirkung unterscheiden kann, ob sie dem einen oder dem anderen System zuzuschreiben ist. Meist wird diese Wirkung des einen Systems erst unter der Herrschaft des anderen zum Vorschein gekommen sein. Allein unser Freund kommt ohnedies mit seinem eigenen Princip in Widerspruch.

Um Transportkosten zu sparen, die Capitalansammlung damit zu vergrößern, will er Consumenten und Producenten einander näher rücken. Gut. Wie kann er nun aber behaupten, daß das Mittel dazu die Vertheuerung der Transportkosten sei; denn Schutzzoll ist nichts Anderes. Carey läßt sich durch die eigenthümlichen Verhältnisse Nordamerica's zu dieser Inconsequenz verleiten. Dasselbe producirt die Baumwolle und bezieht einen großen Theil des Garnes aus England; es gehen für das letztere also die doppelten Transportkosten verloren. America hat einen unerschöpflichen Vorrath an Eisenstein und Kohlen und doch bezieht es sein Eisen zum größten Theil aus England. Diese Beobachtung hat in Carey den Wunsch rege gemacht, jene Transportkosten zu ersparen. Der Staat soll durch Schutz bewirken, daß in jenen Industrieen der Producent zum Consumenten und umgekehrt komme, damit jenes reiche Material ausgebeutet werde. Carey übersieht, daß er dasselbe vorschlägt, was die von ihm getadelte englische Navigationsacte

bewirkt hat — eine Vermehrung der Transportkosten; denn ob ich die doppelte Fracht an den Rheder zahle, oder die Hälfte an der Mauth lasse, ist einerlei.

Es gibt gewisse Erzeugnisse, bei denen in dem einen Lande so günstige Bedingungen der Production sind, daß sie alle Transportkosten aufwiegen, z. B. Kaffee, Thee. Carey gibt bei diesen zu, daß die Natur der Erzeugung dieser Artikel in unserem Klima solche Hindernisse bereitet, daß sie nur in Treibhäusern gezogen werden können und folglich zu theuer kämen. Hier liegt das Hinderniß in der Natur, bei einem anderen Artikel kann es im Capital oder in der Arbeit liegen. In heißen Ländern sind die Menschen nicht zu solcher ausdauernder Kraftanstrengung fähig, als in gemäßigten, — capitalarme Länder eignen sich nicht zu Industrieen, welche großes Capital erfordern. Eine gewisse Theilung der Arbeit muß also immer noch zwischen verschiedenen Ländern bestehen bleiben. Ein capitalarmes Land kann durch das Protectionssystem nicht reich gemacht werden, weil der Schutz ja den Transport vertheuert und folglich die Capitalansammlung schwächt. Will man durch diesen Schutz auswärtiges Capital anlocken, so kann dies doch nur in beschränktem Maße geschehen und das Inland hat die Kosten zu tragen. Die Vervielfältigung der Beschäftigungen kann aber nur hervorgebracht werden durch Theilung der Arbeit, welche wieder nur durch Vergrößerung des Capitals möglich ist. Das Capital aber wird durch Erhöhung der Transportkosten mittels Schutzzolls nicht vermehrt.

Das Capital ist allein im Stande, eine industriell ungebildete Bevölkerung zu neuen Beschäftigungen zu erziehen. Will man es durch Schutz gegen das Ausland versuchen, so werden nicht alle Kräfte so angespannt, um die höchste Fertigkeit zu erlangen. Man lernt nicht schwimmen, wenn man nicht ins Wasser geht. Glaubt der Staat wirklich Anfangs die Leine anwenden zu müssen, dann hindere er aber nicht die rüstigen Schwimmer, indem er durch künstlichen Schutz das Capital aus auf eigenen Füßen stehenden Industrieen in erst zu erziehende, welche nicht so viel Gewinn abwerfen können, lockt; — dann helfe er durch guten Volksunterricht und Bildungsanstalten, durch Vorführung der besten Muster und Beispiele anderer hochstehender Nationen. Man mache das, was am meisten Gewinn einträgt; mißgönne dem Nachbar nicht seinen Verdienst in einem anderen Zweige, worin er tüchtig ist. Denn wenn ich z. B. mit Geweben 19 pCt. verdiene, mit Gespinnst aber nur 15 pCt., würde ich da nicht thöricht handeln, wenn ich aus Neid gegen die 15 pCt., welche ich dem Spinner ablassen muß, das Gespinnst selbst machen wollte? Verlöre ich da nicht 4 pCt., weil ich das Capital theile? Dennoch haben es Viele im Zollverein so gemacht, dessen Politik Carey so hoch preist.

Unser Freund hat dies, glaube ich, in Amerika übersehen. Letzteres ist im Verhältniß zu seiner Erwerbsgelegenheit und Unternehmungslust bei voller Freiheit noch capitalarm. Ueber eine Milliarde europäischer Capitalien ist

zum Eisenbahnbau und anderen Verwendungen dort angelegt. Der Unternehmungsgeist hat im Verhältniß zur Zahl der Bevölkerung noch so viel Spielraum und es kann in anderen Branchen noch zu viel verdient werden, als daß Amerika nöthig hätte, Capitalien künstlich in die Roheisenproduction und Spinnerei zu lenken. Bei den unermeßlichen Eisenstein- und Kohlenschätzen Amerika's steht dieser Industrie gewiß noch eine kolossale Zukunft bevor; vielleicht wird Amerika einst Eisen nach Europa importiren; allein diese Industrie mit Staatsgewalt hervorrufen zu wollen, würde andere Zweige beeinträchtigen und die Capitalansammlung vermindern. Man darf sich durch Lieblingswünsche nicht das allgemeine Urtheil trüben lassen.

Bei uns auf dem europäischen Continent, namentlich im Zollverein, wird es viel deutlicher als im weltmeerumflossenen Amerika, daß auch die Bildung localer Mittelpunkte durch den Schutzzoll nicht befördert werden kann. In den Gränzdistricten, welche häufig sogar auf den Verkehr mit den Gränzprovinzen des Nachbarlandes angewiesen sind und oft gemeinsam mit diesem die localen Mittelpuncte des Verkehrs zu bilden von Natur bestimmt sind, wurde die Bildung solcher wesentlich erschwert. Diese bilden sich vielmehr um so leichter, je weniger Hindernisse dem Verkehr im Wege stehen, — wie Carey ja selbst sagt.

Mit seinem Empfehlen der Association und der Combination kann es Carey nicht entgangen sein, daß die einzelnen Industriezweige den naturgemäßen Zug haben, sich in localen Mittelpuncten zu concentriren. Wie in den freien Städten des Mittelalters die Genossen eines Gewerbes meist in derselben Straße zusammenwohnten, so greift diese Theilung und Sonderung verschiedener Industrieen und die Zusammenschließung der Genossen einer und derselben Industrie an einem localen Mittelpunct in der neuen Zeit um sich. Diese Concurrenz bringt, statt Schaden, den größten Vortheil. Durch das Zusammenwohnen wird die technische Fertigkeit der Arbeiter und der Meister mehr und mehr ausgebildet, werden mehr Erfindungen gemacht, Maschinen, Werkzeuge und Behandlungsart verbessert, es werden Transportkosten gespart, weil alle Gewerbe, die Artikel machen, welche zur Fabrication der Hauptwaare verwendet werden müssen, auch zur Hand sind; es werden ferner auch viel mehr Käufer angezogen, weil sie reiche Auswahl finden und weil der verschiedene Geschmack leichter bei Dem oder Jenem Befriedigung findet. Ein dergestalt entwickelter industrieller Mittelpunct ist aber durch eigene Kraft so mächtig, daß er keine Concurrenz zu scheuen und nicht auch die Vertheuerung der Transportkosten fremder Waare durch Schutzzoll zu verlangen braucht.*)

Abgesehen von jener Einseitigkeit, ist Carey's Socialökonomie voll

*) Die eingehendere Widerlegung der neueren schutzzöllnerischen Richtung, welche Carey in diesem Werke eingeschlagen hat, findet man im 2. Bande 3. Auflage S. 339—347.

seiner Beobachtung und trefflicher Gedanken — er tritt namentlich der trostlosen Ricardo-Malthus'schen Irrlehre, welche noch immer auf dem Katheder, wie auf dem Forum ihren Spuk treibt und ihre Opfer fordert, so vernichtend entgegen, — daß sein Werk eine reiche Ausbeute und erhebende Stunden geistigen Genusses, — dem denkenden Volkswirth und Staatsmann aber eine tief wirkende Anregung zum Weiterforschen gewährt.

Während sich die gemäßigtste der den Staat für die Privatwirthschaft mehr oder weniger ausbeutenden Richtungen, die Schutzzöllner, mit den Schülern Adam Smith's die grünen Sessel streitig machten und die Einen in diesem, die Anderen in jenem Staate zur Herrschaft gelangten, während man die Träume der Socialisten in der Junischlacht zu Paris begraben glaubte, tauchte in Deutschland aufs Neue eine Secte auf, welche die Mittel des Staates für die Beglückung der arbeitenden Classen beanspruchte. Ein begabter Demagoge, Ferdinand Lassalle, versuchte sich des Einflusses über Fabrikarbeiter zu bedienen, um Zwecke persönlichen Ehrgeizes zu erreichen. Ein organisirendes Talent, Schulze-Delitzsch, hatte durch unermüdliche Belehrung die arbeitenden Classen zu der Ueberzeugung zu bringen gesucht, daß sie eine dauernde Hebung ihrer ökonomischen Verhältnisse nur durch eigene Anstrengung, durch Selbsthülfe, erringen könnten. Seine Bemühungen waren nach Jahre langen Anstrengungen von ungewöhnlichem Erfolge gekrönt. Die dem germanischen Stamme von den ältesten Zeiten an innewohnende Eigenschaft genossenschaftlichen Wirkens hatte neue Formen geschaffen, welche eine vielversprechende, urwüchsige Entwicklung nahmen. Der scharfsichtige, aber rücksichtslose Demagoge, welcher der Sorge für die arbeitenden Classen nur als Vorwand und Stufenleiter sich bediente, bemerkte mit raschem Blick, daß er in derselben Richtung nur Gehülfe, nicht Meister werden konnte, und da die Vertreter der entgegengesetzten socialistischen Richtung meist in der Verbannung, warf er sich als Sprecher auf, um, in Nachahmung des Beispieles Proudhon's aus einem anderen Satze Ricardo's, dem sog. „ehernen Gesetze", „daß der durchschnittliche Arbeitslohn nach dem nothwendigen Lebensunterhalte sich richte"*), die Vergeblichkeit aller eigenen Anstrengungen der arbeitenden Classen zu behaupten und das Gegentheil der Selbsthülfe, die Staatshülfe, das Gegentheil freier Genossenschaften, Productiv-Associationen, welche durch Staatscapital dotirt würden, zu verlangen. Die Erfahrungen, welche mit mehr als hundert solcher Productiv-Associationen in der Februarrevolution zu Paris gemacht worden waren, welche trotz oder wegen der Staats-Unterstützung zu Grunde gingen, weil dieselbe die zu einem lebensfähigen Geschäft nothwendigen Eigenschaften weder schaffen, noch ersetzen kann, waren frisch genug in der Erinnerung mit all ihren Fehlgriffen, getäuschten Hoffnungen

*) S. die nähere Widerlegung dieses Satzes im 2. Band 3. Auflage S. 97 u. ff.

und zerstörten Existenzen, als daß der neue Versuch auf dem durch 10jährige Streuung des Samens gesunder volkswirthschaftlicher Grundsätze vorbereiteten deutschen Boden hätte Wurzel fassen können.

Die neuen socialistischen Bestrebungen hatten indessen den Nutzen, daß sie der abstracten, die Sorge des Staats gänzlich negirenden Tendenz der absoluten Freihändler, welche, aus der Adam Smith'schen Schule hervorgegangen, die Principien der freien Concurrenz vielleicht zu schroff, ohne Berücksichtigung der unter der früheren staatlichen Vormundschaft entstandenen Schwäche und überhaupt der höheren Pflichten des Staats für die Erziehung durchzuführen bestrebt waren, einen Zügel anlegten. Schon längst war der Staat trotz des Einflusses, welchen die freihändlerische Schule schon Anfangs des Jahrhunderts in den Cabinetten ausübte, seinen eigenen Weg gegangen, indem er z. B. in Beziehung auf die Erziehung in Deutschland den obligatorischen Unterricht einführte, während die aus der Adam Smith'schen Schule hervorgegangene s. g. Manchester-Partei trotz der üblen Folgen des entgegengesetzten Systems in England und Frankreich sogar auch in dieser Beziehung die unumschränkte Selbstbestimmung des Individuums predigte. Aus dem Kampf der Extreme ist daher eine vermittelnde Richtung entstanden, welche, wenn sie gleich das Recht und den Nutzen der individuellen Freiheit und der selbständigen Entwicklung anerkennt, doch den aus früheren Zuständen überkommenen Schwächen und Krankheiten Rechnung trägt und die Forderung an den Staat stellt, daß er seine Angehörigen soweit erziehe, bis sie auf eigenen Füßen stehen und sich selbständig entwickeln können.

Die volkswirthschaftliche Lehre selbst ist in den tonangebenden Ländern, in Deutschland, England, Frankreich und Nordamerika, im Geiste der von Adam Smith codificirten Principien weiter entwickelt worden. Der uns zugemessene Raum verstattet uns nur, die Vertreter dieser Richtung cursorisch aufzuführen, indem wir in Betreff eingehenderer Beleuchtung auf die Darstellungen von **Blanqui** und **Kautz** verweisen.

Einen von den Methoden der Franzosen und Engländer verschiedenen, eigenthümlichen Entwicklungsgang verfolgt **Wilhelm Roscher** durch seine sogenannte historisch-physiologische Methode. Roscher führt auf diese Weise dem Leser gewisser Maßen den Gedanken-Proceß vor, den die Gründer der Wissenschaft durchgemacht haben müssen, bis sie deren Gesetze aus den Thatsachen der Geschichte ermittelten. Er stellt nicht das Ideal einer Volkswirthschaft hin, gleichsam wie ein Prokrustesbett, in das die Völker hineingepaßt werden sollen, sondern er verfolgt die Grundbegriffe und Urbestandtheile der Wirthschaft bis in ihre historischen Anfänge, begleitet sie in ihrem Entwicklungsgange durch die verschiedenen Cultur-Stadien, um endlich mit Beobachtungen, Sätzen, Lehren zu schließen, welche die Erfahrung von Jahrtausenden geläutert hat. Roscher verfolgt in dieser Weise einen den französischen So-

cialisten gerade entgegengesetzten Weg. Während diese phantastischen Träumen sich hingaben, Theorieen aufstellten, welche in der ganzen Weltgeschichte selten oder gar nicht ihres Gleichen gehabt haben, und die Völker in Systeme hineinpressen wollten, welche ihre Lebensfähigkeit noch nirgends bewiesen hatten, — führt Roscher durchaus nur diejenigen Grundsätze, nur diejenigen lernenswerthen wirthschaftlichen Verhältnisse vor, welche sich in der Geschichte als praktisch und segensreich bewährt haben. Roscher stellt daher keine neuen Theorieen auf, sondern begnügt sich mit den Wahrheiten, welche seine großen Vorgänger, namentlich Adam Smith und Malthus, aus den Erfahrungen der Geschichte ermittelt und als Gesetz festgestellt haben oder festgestellt zu haben glauben; — er geräth dadurch vielleicht zuweilen in den Fehler, daß er Irrthümern seiner Vorgänger, die er selbst meist erkennt, nicht scharf genug entgegentritt (Malthus'sches Gesetz), daß er neuen Begriffs-Erläuterungen, welche zur Klärung und Ausbildung der Wissenschaft nicht unwesentlich beigetragen haben, bisweilen zu wenig Gewicht beilegt; — allein er gewinnt eben dadurch den unschätzbaren Vortheil, daß er nur Bewährtes und Gediegenes lehrt und dadurch, wie durch seine klare Darstellungsart, große Verdienste um die wirthschaftliche Ausbildung seines Volkes sich erwirbt. Roscher hat auch unmittelbar ins Leben gegriffen; durch sein Buch über Getreidehandel und Theurungspolitik hat er nicht bloß die öffentliche Meinung über eine sehr wichtige Ernährungsfrage völlig geklärt, sondern auch reformirend auf die Gesetzgebung selbst eingewirkt.

Unter den neueren Oekonomisten Frankreichs wurde die Wissenschaft am meisten popularisirt durch Friedrich Bastiat. Seine klaren, durch pikante Dialektik sich auszeichnenden Schriften, welche in Deutschland eifrig übersetzt wurden, trugen zur Verbreitung der Freihandels-Principien Vieles bei. Mit vernichtender Logik bekämpfte er die Irrthümer der Socialisten. Durch die Anfechtung der Bodenrente und die Ausbreitung der Carey'schen Theorie von der Identität des gesellschaftlichen und individuellen Interesses erwarb er sich Verdienste um die Wissenschaft.

Nachdem Bastiat 1853, noch vor Vollendung seiner „Harmonies économiques“, gestorben, setzt Michel Chevalier den Kampf gegen die Protectionisten-Partei fort. Beachtenswerth, wenn auch vielleicht nicht ganz stichhaltig, sind dessen Forschungen über den Einfluß der Goldvermehrung ...

Außer den hervorgehobenen Oekonomisten, welche einen eigenen Weg eingeschlagen haben, ist noch eine große Phalanx tüchtiger Männer aufzuführen, die, auf dem von Adam Smith gebahnten Wege weiter schreitend, die Wissenschaft ausbauen halfen.

Von Engländern sind noch zu nennen: Lauderdale, Steuart, Senior, Scrope, Atkinson, Attwood, Macleod, Grey, Sargent, die durch ihre Forschungen über das Armenwesen und den Arbeitslohn verdienten Mahew und

Macferlan, der Schöpfer des australischen Colonisations-Gesetzes, das sich neuerdings als unpraktisch erweis't, Wakefield, und Cobden, der Mann der That, dessen Bemühungen England die Gründung des Vereins der Korngesetz-Gegner, die Aufhebung des Getreideeinfuhr-Verbotes, die civilisirte Welt aber die Einführung einer neuen, unwiderstehlichen Culturwaffe verdankt, die Agitation der öffentlichen Meinung, die Propaganda der Vernunft, der gezeigt hat, wie die öffentliche Meinung, durch unermüdliche Belehrung mit Presse und Wort gestärkt, zu einer unwiderstehlichen Macht anwächst, welcher jedes Monopol weichen muß.

Von Franzosen sind noch zu erwähnen: Canard, Genilh, Garnier, Molinari, Tracy, Rossi, Baudrillart, Wolowsky, Girardin und Pascal Duprat; — von Italienern: Abenaro, Giulio, Fuoco, Augustini, Bianghini, Carballo, Mancini, Cibrario, Cossa; — von Spaniern: Scialoja, Florey Estrada, Colmiero.

Von Deutschen sind noch hervorzuheben:

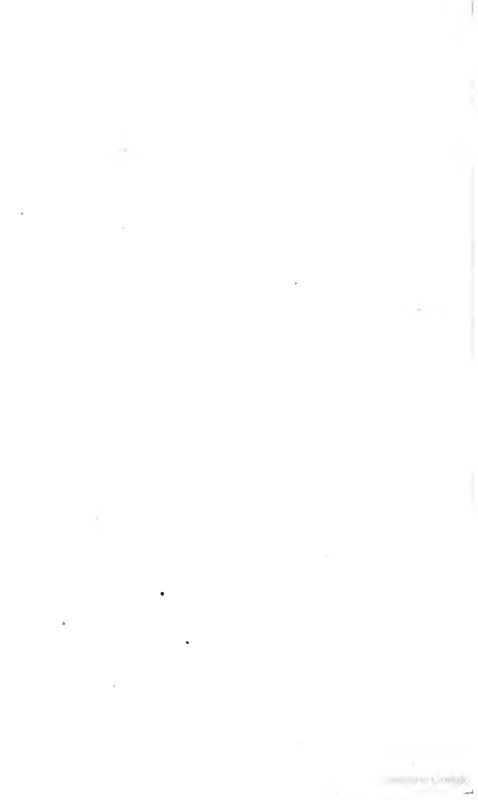
A. Der alte, verdienstvolle Handelsrechtslehrer Büsch in Hamburg. Sartorius, Hufeland, Lotz, Storch, Soden, Krause, Nebenius, Rau, Hermann, Schön, Schmitthenner, Morstadt, Baumstark, Hagen, Riedel, Hanssen, Mangoldt, Malchus, Schütz, Bernhardi, Hildebrand, Helfferich, Prittwitz, Kries, Knies, Schäffle, Hasner, Glaser, Wagner, Kautz, Mischler, Vogt, Roßbach, C. Dietzel, Umpfenbach, Kisselbach, Makowitzka, Gerstner, Biersack, Tögel, Höfken, K. H. Brüggemann, Rodbertus, Schultze, Birnbaum, Thünen, dessen Ideen wir im zweiten Bande einer näheren Kritik unterziehen.

Neben diesen, zum größten Theil auf Universitäten oder in amtlichen Stellungen wirkenden Männern, befindet sich eine Schaar auf eigenen Füßen stehender Volkswirthe, welche vorzugsweise die Fortschritte in der Theorie und in der Praxis vertreten:

B. Schulze-Delitzsch, der Gründer der deutschen Genossenschaften, Huber, der Förderer der Associations-Bewegung durch Studium der englischen und französischen Meister, Böhmert, Pickford und Rewitzer, die Agitatoren im Gewerbewesen, C. Braun, der siegreiche Gegner der Zinswuchergesetze, Lette, Engel, die Vertheidiger der Freiheit des Grundeigenthums, Prince-Smith, der scharfe Denker, Julius Faucher, der hinreißende Redner, O. Hübner, C. Michaelis, Wolff, Soetbeer, Asher, Hertz, Lammers — die Koryphäen der alten Freihandelspartei, welche in dem Maße an Bedeutung verloren hat, als sie durch die Handelsverträge und die Gründung des Norddeutschen Bundes ihrem Ziele näher gerückt ist.

Drittes Buch.

Grundsätze der Volkswirthschaft.



Der Mensch und die Natur.

Nach der im Eingang geschilderten obersten Entwicklungs-Norm des menschlichen Geschlechts mittels der Sprache und der Solidarität der Gedanken umspannt dasselbe wie ein Collectiv-Individuum den ganzen Erdball, so daß der Gedanke, in Europa geboren, mittels des telegraphischen Blitzes nach Amerika geworfen, in der neuen Welt, von der Tradition Jahrhunderte alten Vorurtheils nicht gehemmt, nicht selten rascher Gestalt und Leben gewinnt und oft erst von da rückwärts in Europa zur praktischen Geltung gelangt. So entstehen Gedanken-Beziehungen zwischen England und China, zwischen der Schweiz und Japan, Grönland und Australien, zwischen Hamburg und allen Häfen der Erde. Es ist eine Collectiv-Intelligenz, welche genährt, erzogen und gestärkt durch die Erfahrung von Jahrtausenden den Erdball umspannt.

Vergleichen wir das dergestalt erzogene und entwickelte Menschengeschlecht mit der Außenwelt, mit den anorganischen Stoffen und organischen Bildungen der Erde, so stoßen wir auf einen immensen Contrast, welcher in der Herrschaft des Menschen über die Erde sich aufgipfelt.

Das Mineral und die Pflanze sind bezüglich ihrer Existenz, ihrer periodischen Formwandlung, des Entstehens und Vergehens ihrer Gestalt an die Scholle gebunden. Den Thieren fehlt die Sprache, die Uebertragungskraft der Gedanken; sie sind sowohl nach Zeit als nach Raum auf ihre persönliche Thätigkeit beschränkt; eines lernt von dem andern in den Jahrtausenden und über den Erdenraum nur wenig: von einer Solidarität der Erfahrungen ist so gut wie nicht die Rede; sie sind in ihrer Entwicklung isolirt und darum dem Menschen gegenüber ohnmächtig.

Die Solidarität des Gedankenreichs schafft in den Jahrtausenden die Wissenschaft und die Werkzeuge des Menschen, und mit ihnen die Herrschaft desselben über das Mineral-, Pflanzen- und Thierreich der Erde, — über die Natur.

Untersuchen wir sonach die Bedingungen der Existenz der Menschen, so finden wir sie zunächst als Subject und die Natur als Object.

Die erste Erscheinung, welche uns bei dieser Untersuchung entgegentritt, ist — das Bedürfniß; die erste Bedingung des Lebens ist die Befriedigung der Bedürfnisse. Die Mittel dazu sind in der Natur geboten. Sie sind geboten mehr oder weniger reichlich, mit mehr oder weniger Hindernissen, gegen mehr oder weniger Aufwand von Zeit, Mühe, von intellectueller und physischer Kraft. Dem Menschen sind vermöge seiner so eben geschilderten bevorzugten Stellung und Macht die in der Natur vorhandenen Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse seines Daseins an und für sich umsonst geboten. Um sie sich zum Gebrauch anzueignen, hat er nur nach den Gaben der Natur die Hand auszustrecken. Diese Handlung ist indeß nicht immer einfach: Einmal kann er ein Bedürfniß unmittelbar befriedigen, z. B. das des Athmens, indem er nur die ihn umgebende Luft einsaugt; ein anderes Mal muß er sich in nähere oder weitere Entfernung begeben, um Wasser, Holz, Pflanzen zu holen, um Wild zu jagen, in Flüssen, Seen, Meeren Fische zu fangen; ein anderes Mal muß er sich harten Anstrengungen unterziehen, um Metalle oder Brennstoffe den Eingeweiden der Erde zu entreißen: ein anderes Mal muß er alle Kraft des Leibes und des Geistes aufbieten, um Befriedigungsmitteln die Gestalt zu verleihen, welche erforderlich ist, um sie brauchbar zu machen, oder um Werkzeuge zu leichterer Brauchbarmachung solcher Mittel der Befriedigung der Existenz herzustellen.

Einmal ist der Mensch im Stande, diese Verrichtungen für sich allein zu vollbringen, einmal bedarf er dazu der Mitwirkung der Familie, einmal der anderer Mitmenschen, der Gesellschaft, des Staates, in manchen Fällen sogar des Zusammenwirkens ganzer Völker. In derselben Weise stuft sich die Ordnung der Befriedigung der Bedürfnisse, die Darstellung der dazu nothwendigen Mittel, die Werthschaffung, die Wirthschaft ab; denn Werthschaffung und Wirthschaft sind sachlich so wie sprachlich verschwistert.

Die Wirthschaftslehre ist sonach die Kenntniß von der Ordnung der Befriedigung der Bedürfnisse in ihrer Abstraction von der technischen und physiologischen Bedeutung. *)

---

*) Hermann nennt sie die „Größenlehre der Güter“ (S. staatsw. Untersuchungen 2. Aufl. S. 68), auch bezeichnender als der alte vage Begriff der Lehre von der Erzeugung, Vertheilung und dem Verbrauche der Güter.

Der Werth.

Die Thätigkeit, mit welcher der Mensch die Befriedigung der Bedürfnisse erstrebt, zerfällt in verschiedene Momente. Das erste ist das Gefühl des Vorhandenseins eines Bedürfnisses und das Bewußtsein oder die zur Gewißheit gewordene Wahrnehmung, daß dieses Bedürfniß um jeden Preis befriedigt werden müsse, wenn der Mensch das Leben erhalten will. Das zweite Moment ist die Forschung nach den Gegenständen, welche geeignet sind, das empfundene, unabweisliche Bedürfniß zu befriedigen, und die Beurtheilung, ob der gefundene Gegenstand dem Zwecke entspricht. Das dritte Moment ist die Untersuchung der Mittel, welche geeignet sind, sich in den Besitz des Gegenstandes zu versetzen, welchen man zur Befriedigung des Bedürfnisses für dienlich hält, oder der Wege, welche man nothwendig glaubt, um den Gegenstand an den Ort oder in die Gestalt zu bringen, an welchem oder in der er den genannten Zweck erfüllen kann. Der Gegenstand, welcher zur Befriedigung eines Bedürfnisses geeignet erscheint, kann mehr oder weniger entfernt sein; es kann mehr oder weniger Anstrengung der Muskelkraft oder des Geistes, Aufwand von Zeit oder Studium nöthig sein, bis man seiner in der Gestalt habhaft wird, in welcher er geeignet ist, das empfundene Bedürfniß zu befriedigen. Das Letztere kann mehr oder weniger dringend sein. Nach allen diesen Momenten richtet sich das Urtheil darüber, ob es der Mühe werth ist, für die Erlangung eines Gegenstandes, den man zur Befriedigung eines Bedürfnisses für mehr oder weniger brauchbar erkannt hat, mehr oder weniger Anstrengung und Zeit aufzuwenden. Das Product der geistigen Thätigkeit des Menschen, mittels welcher er seine Bedürfnisse erkennt und mißt, den Gegenstand, der zu dessen Befriedigung geeignet sein soll, untersucht, so wie die Mittel und Wege prüft, welche zu dessen Habhaftwerden am leichtesten dienen können, hat schon in früher Zeit der Sprachentwicklung den Namen **Werth** erhalten. Der Werth ist sonach die **Schätzung**

des **Verhältnisses des Bedürfnisses zu den Hindernissen, welche der Erlangung des Gegenstandes zu dessen Befriedigung entgegenstehen.** Der Werth ist deßhalb in den Augen des Menschen groß, wenn das Bedürfniß dringend, der Gegenstand zu dessen Befriedigung sehr brauchbar und verlockend, die Mittel und Wege zu dessen Erlangung aber sehr schwierig sind. Der Werth ist gering in den Augen des Menschen, wenn das Bedürfniß unbedeutend, der Gegenstand zu dessen Befriedigung von zweifelhafter Brauchbarkeit und leicht zu erlangen ist.

Diese Bestimmung deckt den Begriff des Werthes in allen seinen Momenten und Erscheinungen, deren Merkmale von unseren Vorgängern meist vereinzelt als Bedingungen des Werthes bezeichnet worden sind. Adam Smith und nach ihm die meisten National-Oekonomen hielten sich genöthigt, einen Gebrauchswerth und einen Tauschwerth zu unterscheiden; Bastiat glaubte, den ersteren mit dem Worte Brauchbarkeit bezeichnen und nur den letzteren als den eigentlichen Werth anerkennen zu sollen. **Senior** sah das Wesen des Werthes in der Seltenheit, **Ricardo** in der Arbeit, **Storch** im Urtheil. **Rau** unterschied noch mehr Arten des Werthes, als die Erstgenannten, u. A. auch den Liebhaberwerth, den moralischen Werth; aber alle sind in der oben genannten Definition begriffen.

Aus der obigen Bestimmung des Werthes geht wie aus einem **Samen-Ei** die gesammte Wirthschaft mit allen ihren einzelnen Elementen hervor. Das Bedürfniß und die Beurtheilung desselben, die Gegenstände zu ihrer Befriedigung, so wie die Mittel und Wege, welche zu ergreifen sind, um die Hindernisse hinwegzuräumen, welche zwischen das Bedürfniß und den Gegenstand der Befriedigung sich schieben, alle diese Momente, welche dem Begriffe des Werthes zu Grunde liegen, zerfallen in eine Anzahl wirthschaftlicher Begriffe, Verhältnisse und Zustände, aus deren harmonischer Gliederung sich wieder das ganze wirthschaftliche System aufbaut.

Schon die erste wirthschaftliche Erscheinung, das **Bedürfniß**, eröffnet der Betrachtung eine ganze Rundschau von Verhältnissen, Entwicklungszuständen, Wünschen und Bestrebungen. Zunächst stuft das Bedürfniß sich ab in dasjenige des unentbehrlichsten Lebensunterhalts, dann des nützlichen oder angenehmen Genusses; wir sehen den Trieb nach materiellem und geistigem Genuß, nach realen und idealen Gütern, nach praktischen und ästhetischen Erzeugnissen, nach mechanischen und wissenschaftlichen, nach künstlerischen und dichterischen Schöpfungen. Sogar die Abwechslung ist ein Bedürfniß und findet in der **Mode** ihren Ausdruck, so wie Ehrgeiz und Prachtliebe welche in dem **Luxus** sich äußern.

Eine viel mannigfachere Zergliederung würde das zur Befriedigung geeignete Object darbieten, wenn die Beurtheilung darüber nicht meist in andere Wissenschaften übergriffe. Wir sehen daher davon ab und haben im Wesent-

lichen nur mit den Mitteln zu thun, welche zur Besiegung der Hindernisse geeignet sind, die der Befriedigung der Bedürfnisse entgegenstehen.

Diese Mittel sind zahlreicher, als die Hindernisse selbst. Die Hindernisse, welche zwischen dem Bedürfnisse und dem Genuß stehen, sind so vielfach wie die menschlichen Verhältnisse und Beziehungen; sie lassen sich aber doch unter einzelne Kategorieen bringen. Ein solches Hinderniß kann bestehen aus dem **Raum**, welcher zwischen dem Subject und Object liegt und zur Befriedigung eines Bedürfnisses überschritten werden muß, indem die Person, welche das Bedürfniß empfindet, sich zu dem Gegenstand begibt oder den Gegenstand zu sich holt oder bringen läßt (z. B. Wasser); es kann bestehen in der **Zeit**, welche erforderlich ist, bis der Gegenstand genußfähig wird (Aernte); oder es kann darin liegen, daß die Form, in welcher ein Gegenstand sich darbietet, erst geändert werden muß, bis er genußfähig wird (Getreide und Brod). Die Mittel, welche dazu dienen können, diese Hindernisse zu überwinden, sind wirthschaftlicher oder technischer, wissenschaftlicher oder künstlerischer Natur; sämmtlich sind sie aber nur durch körperliche oder geistige Anstrengung in Bewegung zu setzen. Diese Anstrengung heißt — **Arbeit**. Wir haben es nur mit den ersteren, mit der Arbeit in ihrer **wirthschaftlichen** Beziehung zu thun. In erster Linie haben wir die einfache Arbeit, indem der Mensch sich die Genußmittel direct aneignet, z. B. sich Wasser schöpft oder Obst vom Baume holt. Sodann kommt die abgeleitete Arbeit, die Dienstleistung, indem er einen andern Menschen zu einer solchen Verrichtung dingt. Eine solche Dienstleistung heischt Gegenleistung oder ein Aequivalent; damit erscheint ein neues wirthschaftliches Element — der **Lohn**. Um die Arbeit ergiebiger zu machen, bedient sich der Mensch der Werkzeuge, um diese Werkzeuge zu schaffen, braucht er Zeit und Vorrath an Nahrungsmitteln. Diese Nahrungsmittel und jene Werkzeuge bilden ein neues wirthschaftliches Element — das **Capital**. Durch das Capital kommt der Mensch in Beziehung zu dem wichtigen Naturgesetz des **Stoffwechsels**. Alle Dinge, mit Einschluß der Organismen, bestehen nämlich bloß eine bestimmte kürzere oder längere Zeit in der gegebenen Form, um dann wieder in ihre Elemente zu zerfallen und zur Bildung neuer Dinge, Organismen oder Producte zu dienen. Soll die Arbeit, welche zur Herstellung eines Productes in der Form, in welcher es zuerst diente, nicht verloren gehen, so muß damit, ehe der Zersetzungsproceß Statt gefunden hat, ein neuer Genußgegenstand von gleichem oder höherem Werthe hergestellt werden; das Capital muß reproducirt werden. Oft ist der Eigenthümer dieses Capitals indessen nicht im Stande, die genannte Aufgabe selbst zu verrichten; dagegen ist ein Anderer in dem Fall. Leiht nun der Eigenthümer zu diesem Zwecke sein Capital einem Anderen, so leistet er ihm damit einen Dienst und ein solcher Dienst ist des Lohnes werth. Dies ist ein neues wirthschaftliches Element — der **Zins**. Ein solches Darlehen

würde dem Borger nichts helfen, wenn er nicht im Stande wäre, den Werth des Capitals in Gestalt eines neuen Gutes zu reproduciren und dabei noch einen Ueberschuß zu erzielen. Dieser Ueberschuß ist ein verwandtes wirthschaftliches Element — der Gewinn.

Mittels der Bestandtheile des Capitals, der Werkzeuge, Lebensmittel, Rohstoffe, ist der Arbeiter im Stande, mehr Genußgegenstände hervorzubringen, als er selbst braucht und da die Geschicklichkeit sich steigert, wenn er sich auf die Hervorbringung von nur einem oder wenigen Gegenständen wirft, so kann er einestheils viel mehr dieser selben Werthgegenstände hervorbringen, anderntheils fehlen ihm aber wieder andere Genußmittel, deren er bedarf oder die er wünscht. Er sucht letztere daher von Andern zu erlangen, denen er denselben Dienst mit den seinigen leistet. Wir haben damit wieder zwei neue Wirthschafts-Elemente — die Theilung der Arbeit und den Tausch. Der Tausch ist sonach ein großer Fortschritt im menschlichen Verkehr über die Dienstleistung hinaus; allein er ist immer noch sehr unbequem, weil die Gegenstände, deren Besitzwechsel er vermittelt, selten den gleichen Werth haben und nicht immer so theilbar sind, wie z. B. Getreide, um immer die gleichen Werthbeträge umwechseln zu können. Es entsteht daher das Bedürfniß, sich eines Tauschmittels zu bedienen, welches vielen oder allen genehm ist, leicht theilbar und dauerhaft zugleich, so daß es von dem einen der Tauschenden, der es nicht sogleich braucht, aufgehoben und sodann bei vorkommendem Bedürfniß gegen den erforderlichen Genußgegenstand umgewechselt werden kann. Solche Producte waren zuerst Getreide, Felle, Vieh, zuletzt aber Edelmetalle, welche gemessen, gezählt und gewogen wurden. Wir haben damit wieder vier neue wirthschaftliche Elemente — die Zahl, das Maß, das Gewicht und das Geld. War Anfangs der Werth der Maßstab des Tausches, so kam durch den Tausch und das Geld ein genaueres Bestimmungsmittel in den Verkehr, indem an die Stelle der individuellen Schätzung der Vergleich zweier Tauschenden trat und der Preis entstand. Mit dem Preise haben wir — den Kauf, mit dem Kaufe — den Handel, den Markt, mit dem Markte — die speciellen Verkehrsmittel: 1) die Transportmittel, die Straßen, die Eisenbahnen, die Schifffahrt; 2) die Post, den Telegraphen; 3) Tausch- und Umsatzmittel: den Credit und seine Anstalten nebst ihren Werkzeugen, dem Wechsel und andern Werthpapieren, die Speculation u. s. w.

Das Bedürfniß.

Die Bedürfnisse sind so mannigfaltig, wie die Gliederung der gesammten Culturverhältnisse. Von dem Bedürfnisse an, dessen Befriedigung zur Erhaltung des Lebens unentbehrlich ist, bis zu jenen der höchsten geistigen Entwicklung, begegnen wir so vielfältigen Ansprüchen, welche mit eben so vielen Arbeits- und Productionsarten in Beziehung stehen und die Grundlage überhaupt aller Privat-, Volks- und Staatswirthschaft bilden, daß wir sie nur unter ganz allgemeinen Gesichtspunkten kennzeichnen können.

Die gebieterischsten Bedürfnisse sind die des Hungers, des Durstes, des Schlafes, ohne deren Befriedigung der Mensch nicht leben kann. Sodann kommen solche Bedürfnisse, deren Befriedigung nur in besondern Fällen und auf etwas längere Zeit entbehrt werden kann, wie der Schutz gegen Kälte und Hitze, gegen die Folgen der rauhen und unfruchtbaren Jahreszeit, gegen Krankheit, gegen Elementar-Ereignisse und andere äußere Gefahren, welche dem Leben, der Gesundheit, der Freiheit des Menschen drohen. Erst nach Befriedigung dieser dringendsten Bedürfnisse erscheint eine Reihe anderer in verschiedener Abstufung. Das Bedürfniß der Gründung der Familie, der Erziehung des jungen Geschlechtes, die Bedürfnisse der Geselligkeit, der Ehre, des Erwerbs, der Macht, der Wissenschaft, des Schönheitssinnes, des Hanges nach Veränderung des Platzes und der Form. Die Befriedigung aller dieser Bedürfnisse kann in verschiedenem Grade erfolgen, je nach der passiven und activen, physischen und geistigen oder moralischen Fähigkeit des Individuums, je nach dessen Stellung in Familie, Rang, Geschäft, Bildung, — je nach dem Culturgrade, dem Reichthume und der Macht des Volkes und Zeitalters. Welcher Contrast der Bedürfnisse besteht zwischen den Cannibalen Neu-Seelands, deren größtes Vergnügen der Genuß des Menschenfleisches, und dem ernsten Gelehrten, welcher in der Stille der Nacht auf der Sternwarte den Lauf der Gestirne beobachtet; von dem

Eskimo, dem Buschmann und dem wohlhabenden Bewohner der Großstädte Europas; — zwischen den Menschen des 12. und des 19. Jahrhunderts! Die Römer hatten noch nicht den Gebrauch der Leibwäsche, bis im Mittelalter bediente man sich noch nicht der Gabeln und bis zu Anfang dieses Jahrhunderts war es selbst unter den Wohlhabenden der Brauch, das Hemd nicht öfters als am Sonntag zu wechseln!

Eine überaus wichtige Wechselwirkung besteht zwischen dem Bedürfnisse und den Producten der Arbeit, welche zu dessen Befriedigung dienen können. Nicht immer ist das Begehren zuerst da, um das Befriedigungsmittel ins Dasein zu rufen; eben so oft und im verfeinerten Zustande öfter erscheint ein Befriedigungsmittel und weckt erst das Bedürfniß; so geschah es mit dem Tabak, der Photographie, dem Telegraphen, dem Fleisch-Extract, der Taschenuhr, der Dampfmaschine.

Seit der großen Entwicklung des Maschinenwesens, zu welcher die Erfindung der letzteren den Anstoß und die Möglichkeit gab, kommt es häufig vor, daß ein Bedürfniß die Erfindung einer neuen Maschine veranlaßt, während die mit solchen Maschinen erzeugten Producte wieder neue Bedürfnisse hervorrufen.

Mangel an Händen oder hoher Arbeitslohn in irgend einem Zweige hat jetzt in der Regel die Erfindung neuer oder die Vervollkommnung alter Productionsmethoden zur Folge In vielen Industriezweigen, welche mechanischer Kräfte bedürfen, braucht man nur eine Aufgabe zu stellen, deren Lösung dringlich ist, so hat sie nach einiger Zeit ein Techniker gelöst. So geschah es mit den Werkzeugmaschinen zur Fabrication der Flaschenzüge in der englischen Marine, zur Verarbeitung der Alpakawolle und der Mohair-Ziegenhaare, mit der Erfindung der Holzbearbeitungsmaschinen und der meisten complicirten Werkzeugmaschinen-Sätze in der neueren Zeit.

Eine andere wichtige Seite bietet das Verhältniß der Bedürfnisse zu der Erzeugung der Güter, welche zu ihrer Befriedigung dienen, hinsichtlich der Stärke der Ansprüche dar. In vorgeschrittenen Stadien und in Mittelpuncten der Civilisation pflegen Bedürfnisse und Ansprüche zur verfeinerten Befriedigung derselben mit der Menge, Güte und Schönheit der Befriedigungsmittel oder Güter zu wachsen.

Es gibt aber auch Zeiten, Völker, Stände, Familien und Individuen, bei denen das Bedürfniß der Trägheit, der Sorglosigkeit, der Indolenz den Trieb nach Verbesserung und Verfeinerung der Genußmittel und der Sorge für die Zukunft überwiegt. Die specielle Anschauung eines solchen Falles hat z. B. die Lady Morgan zu dem Ausspruche veranlaßt, daß ihren Landsleuten, den Irländern, schon dadurch dauernd geholfen werden könne, wenn ihnen Jemand das Bedürfniß nach Strümpfen und Schuhen einflößen könne. Abgesehen von anderen Uebelständen, welche an der Armuth einer Volks-

classe schuld sein können, hat die Begnügung mit den schlechtesten Gütern, mit dem untersten Maß der Befriedigungsmittel zum Theil mit Schuld an periodisch hereinbrechendem Volkselend. Wir sind weit entfernt, damit die Genügsamkeit verdammen zu wollen, welche die Quelle der Zufriedenheit, der Basis des Glückes ist, jedoch müssen wir darauf aufmerksam machen, daß die Genügsamkeit nicht ausreicht, um eine glückliche Lebensexistenz zu sichern, weil dazu auch die Sorge für die Wechselfälle der Zukunft gehört. Wenn z. B. ein Volk oder eine Volksclasse seine Genügsamkeit und Erwerbskraft soweit herabgespannt hat, daß sie schon in normalen Jahren nur gerade den nothwendigen Vorrath an den wohlfeilsten Lebensmitteln hat, z. B. sich nur von Kartoffeln nährt, so muß sie bei jeder Aernte, welche hinter dem normalen Ergebniß zurückbleibt, in Mangel und Noth gerathen, weil sie nicht im Stande ist, mit einem noch billigeren Lebensmittel sich zu behelfen, und weil ihre geringe Erwerbsfähigkeit ihr schwerlich die Gelegenheit gelassen hat, Ersparnisse zurückzulegen. Man könnte freilich einwenden, solche Volksclassen begnügten sich mit der dürftigsten Kost, nicht weil sie wollten, sondern weil sie müßten, weil sie auch beim besten Willen nicht mehr erwerben könnten. Allein die regelmäßige Beobachtung der Ergebnisse der Civilstandsregister hat gezeigt, daß die Häufigkeit der Heirathen nicht sowohl mit der Leichtigkeit und Reichlichkeit des Erwerbs zunimmt, sondern auch mit der Genügsamkeit der Volksclassen. Die meisten frühzeitigen Ehen werden nicht unter den vermögenden Ständen, sondern unter Fabrikarbeitern und Taglöhnern geschlossen, welche von der Hand in den Mund leben, und die Sorge für die Sicherung ihrer Angehörigen gegen ihren vorzeitigen Tod oder gegen Arbeitsunfähigkeit sehr häufig der Armenpflege überlassen. Für solche Personen ist zu große Genügsamkeit schädlich, wenn sie durch dieselbe zu voreiliger Gründung einer Familie verlockt werden. Steigerung der Bedürfnisse und Ansprüche an das Leben ist deßhalb in dieser Hinsicht ein wirthschaftlicher Vortheil, wenn sie die vermögenslosen Classen zur Ueberlegung und Besonnenheit, zur Vorsorge für die Zukunft veranlaßt.

Wir haben nun auch die Kehrseite zu betrachten — eine etwa maßlose Steigerung der Bedürfnisse, mit welchen Betrachtungen über die Mode, den Luxus und den Genuß, der zur Leidenschaft ausartet, zusammenhangen.

Die Mode hat ihre Berechtigung in dem Bedürfnisse nach der Aufnahme neuer Eindrücke, nach Abwechslung, was auf dem Naturgesetz der Formveränderung des Stoffes beruht; sowie der Luxus seine Grundlage in dem Erwerbstrieb besitzt, welcher für die Zukunft zu sorgen sucht und in diesem Bestreben Vermögen und Reichthum schafft. Die Befriedigung des Bedürfnisses der Mode und des Luxus überschreiten ihre natürlich berechtigte Gränze, d. h. sie arten zur Leidenschaft aus, sobald sie jene wirthschaftlichen Grundlagen verlassen. Die Mode also artet aus, nicht bloß, wenn sie andere

berechtigte Bedürfnisse beeinträchtigt, z. B. das des Schönheitssinnes, sondern im Wesentlichen, wenn sie veränderlicher wird, als der Stoffwechsel der Vorräthe eine Gestaltveränderung erheischt. Und der Luxus wird schädlich, sobald er den Vermögenserwerb schmälert, welcher zur Sicherung der sich vermehrenden Volkszahl nothwendig ist.

Eine der wichtigsten Erscheinungen des Stoffwechsels ist die jährliche Aernte und deren Verzehrung; darauf folgt der Verbrauch an Kleidung, Schiff und Geschirr, Geräthschaften, Werkzeugen, Maschinen, Häusern, welche sämmtlich aus Stoffen zusammengesetzt sind, die nur eine bestimmte, kürzere oder längere Zeit in der Gestalt zu verharren vermögen, in welcher sie zur Herstellung jener Dinge gedient haben. Es muß also z. B., während die Aernte verzehrt wird, für die Erneuerung derselben im künftigen Jahre gesorgt werden, widrigenfalls die Menschen verhungern würden. Es darf also nicht der ganze Ertrag der Aernte verzehrt, sondern es muß ein Theil aufgehoben werden, um als Samen zu dienen. Der übrige Theil derselben dient zur Ernährung der Menschen und Thiere, welche zur Bearbeitung des Bodens für die nächste Ernte, zur Herstellung der dazu erforderlichen Werkzeuge, sowie zur Beschaffung der übrigen Erfordernisse der Gesellschaft berufen sind. Dasselbe Verhältniß waltet, nur der Länge der Perioden nach verschieden, bei der Erneuerung der übrigen Vorräthe ob. Der reichliche Verbrauch von Genußgegenständen, welchen man Luxus nennt, in einer Weise und durch Personen, wo dieser Verbrauch nicht zu der oben geschilderten Reproduction des Vorraths dient, darf die durch letztere gezogene Gränze nicht überschreiten. Diese Gränze hört da auf, wo der unproductive Verbrauch den Vorrath schmälert, welcher erforderlich ist, um die Befriedigungsmittel für das vorhandene und künftige Geschlecht in den nachfolgenden Jahren zu sichern. Das Maß dieser Sicherung ist ein dehnbares, jenachdem die in einem gegebenen Raum oder in einer gegebenen Zeit vorhandene Bevölkerung mehr oder weniger reichlich mit schlechteren oder besseren Genußmitteln versehen ist. —

Der zwecklose Verbrauch oder die maßlose Verschwendung von kostbaren Gütern, zu deren Herstellung ein großes Maß von Arbeit erforderlich, ist daher stets mehr oder weniger von Noth der Bevölkerung begleitet. Um ein Beispiel anzuführen, lebt in der Schweiz, wo auffallend wenig Luxus herrscht, caeteris paribus die große Masse der Bevölkerung weit reichlicher, als in Rußland, wo die großen Grundbesitzer maßlosen Luxus treiben.

Neben dem Privatbedürfniß, welches wir bisher im Auge gehabt haben, einher geht das durch die Gesellschaft oder den Staat gebotene Bedürfniß. Die Rücksicht auf die Gesellschaft legt oft das Bedürfniß nach einer feineren Lebensweise als Pflicht auf, welche im Uebrigen nicht geboten wäre. Diese gesellschaftliche Rücksicht ist oft so stark, daß sie auf Kosten der

nothwendigsten Bedürfnisse lebt, deren Befriedigungsmittel durch sie geschmälert werden.

Auch die Bedürfnisse des Staates, welcher für die Sicherheit, Freiheit, das Recht seiner Angehörigen zu wachen hat, können zuweilen den unentbehrlichsten Bedürfnissen des Individuums vorangestellt werden, indem er z. B. zur Vertheidigung des Landes sogar das Leben seiner Angehörigen in die Schanze schlägt.

Die Arbeit.

Arbeit nennt man diejenige Anstrengung, diejenige Thätigkeit, welche darauf gerichtet und geeignet ist, Hindernisse hinwegzuräumen, die der Befriedigung der Bedürfnisse entgegenstehen. Eine Anstrengung, welche nicht erstrebt, diesen Zweck direct oder indirect zu erreichen, kann auch nicht Arbeit genannt werden. Im Staate ist die Anwendung gesetzwidriger Mittel zur Erreichung des genannten Zweckes verboten, und es kann also auch eine gesetzwidrige Thätigkeit zu solchem Ende, z. B. Stehlen, Rauben, Fälschen, nicht Arbeit genannt werden.

Die Arbeit zergliedert sich eben so vielfach, wie die Bedürfnisse, zu deren Befriedigung sie dient.

Von den Anfängen der Gesellschaft, wo das Bedürfniß sich auf den nothwendigsten Lebensunterhalt beschränkt, bis hinauf zu den verfeinerten Genüssen der Großstädte mit ihren Sternwarten und Kunsttempeln, stuft sich die Arbeit, in tausendfacher Gliederung sich scheidend und wieder combinirend, in mehr mechanischer oder mehr geistiger Richtung, je nach der Verschiedenheit des Klima's und der Welttheile und namentlich je nach den körperlichen und geistigen Eigenschaften der Menschen selbst.

Es gibt wenig Arbeit, welche rein mechanisch oder rein geistig genannt werden kann. Zwischen dem Handlanger, der nur seine mechanische Kraft verwendet, um z. B. das Triebrad einer Maschine in Bewegung zu setzen, und dem abstracten Denker stufen sich die Schattirungen der Arbeit in mannichfaltiger Zusammensetzung, je nach der körperlichen Kraft und der geistigen Anlage, je nach der genossenen Erziehung und dem sittlichen Trieb, je nach Geschmack und Neigung ab.

Die erste Wahrnehmung des Menschen, der sich an die Arbeit begibt, muß die sein, daß er sich viel Mühe spart, wenn er sich

1) durch **Werkzeuge** unterstützt und wenn er

2) sich mehr oder weniger ausschließlich mit einem Gegenstande beschäftigt, wodurch seine Erfahrung und Geschicklichkeit vermehrt, oft verhundertfacht und sehr viel Zeit gespart wird, welche man sonst beim Uebergang von einer Arbeit zur anderen vertrödelte.

Der ersten Entwicklungsstufe der Arbeit begegnen wir in der Familie. Schon in dem untersten Wirthschaftsgrade, wo der Mensch sich nur von der Jagd ernährt, ist die Arbeit zwischen Mann und Frau und später zwischen Eltern und Kindern getheilt. Der Mann verfertigt die Werkzeuge, deren er bedarf, um das Wild zu erlegen oder Fische zu fangen, die Hütte zu bauen, sich Holzvorrath einzulegen, — das Steinbeil, den Speer, Bogen und Pfeil, vielleicht auch die Knochennadel für die Frau, welche kocht und die Kleider macht. Wenn der Stamm oder die Ansiedlung an Zahl wachsen, so trifft es sich bald, daß der Eine ausgezeichnete körperliche Schnelligkeit, Kraft, Kühnheit, Schlauheit, kurz die zur Erlegung des Wildes geeigneten Eigenschaften in besonders hohem Grade besitzt, während ein Anderer sich ungewöhnliche Geschicklichkeit in Verfertigung von Werkzeugen aneignet; Letzterer ist vielleicht bald im Stande, allein den ganzen Bedarf der Ansiedlung an Werkzeugen zu befriedigen. Die Anderen hingegen, welche früher viel Zeit mit Anfertigung ihrer Werkzeuge verloren hatten, können solche in besserer Qualität von dem eben Genannten gegen irgend eine Gefälligkeit beziehen. Die Folge davon ist, daß sämmtliche Bewohner der Ansiedlung reichlicher mit Wild versehen sind, als vorher. In der That sind, wie wir gesehen haben, in den ältesten Ansiedlungen, die entdeckt wurden, in den Höhlen und Pfahlbauten, Spuren von Werkstätten für die Anfertigung von Werkzeugen gefunden worden.

Mit der weiteren Entwicklung der Ansiedlung bildet neben dem Jäger sich der Fischer aus, neben dem Werkzeugarbeiter der Häuserbauer. Der Getreidebau wird entdeckt, der Spinne wird das Spinnen und Weben abgelauscht, der Biene und dem Hamster die Vorsicht zur Einheimsung des Wintervorraths, und bald beginnen die verschiedenen Wirthschaftsstufen nächst dem Nomadenzustand, die Viehzucht, der Ackerbau, die Gewerbe, die wissenschaftlichen und künstlerischen Beschäftigungen, so wie die Berufsarten zur Erziehung des Volkes und der Verwaltung des Staats. Bald beschränkt sich die Arbeitstheilung nicht mehr auf die Angehörigen eines Landes, sondern sie dehnt sich über die verschiedenen Völker, ja über die verschiedenen Theile der Erde aus, wovon zuletzt ein Jeder in hervorragender Weise diejenigen Genußgegenstände hervorbringt, welche seiner Natur, d. h. den Eigenschaften seines Bodens, seines Klima's und seiner Bevölkerung am meisten entsprechen. So versorgt China alle Länder der Erde mit Thee, Solingen, Remscheid und Sheffield alle Völker bis zu den Horden des innersten Afrika's mit Klingen und anderen eisernen Werkzeugen. So liefern Sibirien und die Gebiete des

nördlichsten Amerika's die feinen Pelze, die Polarmeere den Thran, der Ural das Platina, Brasilien die Diamanten, — die civilisirten Völker die Gedanken zum Fortschritt der Menschheit.

Wir haben oben gesehen, daß diese Arbeitstheilung und dieser Verkehr unter der ganzen Menschheit, deren vollkommene Durchführung ein Ideal der Zukunft erscheint, durchaus nicht ungehindert sich entwickeln konnten, denn zu den Hindernissen, welche die Natur in den Weg legte, z. B. Gebirge, Meere, Jahreszeiten, Elementar-Ereignisse, Mißwachs, Seuchen, kamen noch in hohem Grade diejenigen, welche das Vorurtheil, der Wahn, die Unwissenheit und Leidenschaften der Menschen durch schlechte Gesetze und Einrichtungen, durch Fanatismus, Gewalt und Krieg oder Verbrechen aller Art entgegenstellten. Wir werden diese Verhältnisse später zu beleuchten haben. Es ist hier nur der Ort, ihr Vorhandensein zu constatiren.

Die Haupt-Hülfsmittel der Arbeit sind, wie wir oben angedeutet, die Werkzeuge und die Erfahrung. Beide stehen in Wechselwirkung. Unter der Erfahrung können wir den ganzen seit Jahrtausenden durch die Sprache aufbewahrten Gedankenschatz der Menschheit begreifen — die Ergebnisse der wissenschaftlichen, künstlerischen so wie technischen Bestrebungen, welche aufgespeichert sind in der von Geschlecht zu Geschlecht mitgetheilten mündlichen und persönlichen Ueberlieferung an Sitten, Formen, Kenntnissen, Geschicklichkeiten, Herstellungsmethoden, Kunstgriffen, Grundsätzen; in Bauwerken, Werkzeugen, Geräthschaften, Schiff und Geschirr, in Trachten und Maschinen, in Bibliotheken, Museen, in Werkstätten und Kunstdenkmälern. Denn Werkzeuge und Maschinen sind verdichtete Gedanken der Vorzeit, vermöge welcher Tausende und Millionen von Arbeitern, durch ein Mittel höheren Geistes als des eigenen bewaffnet, ein Jeder wirksamer arbeiten kann, als wenn jener höhere Geist nicht vorher für sie thätig gewesen wäre.

Wir haben die Arbeit in raschen Zügen in ihrer Entwicklung durch die Jahrtausende und über die Völker und Welttheile hin in der Gegenwart überblickt und müssen jetzt jede ihrer Phasen beobachten, — den Einfluß des Klima's und der Race, der Erfindungen und Entdeckungen, der Werkzeuge und Maschinen, des Reichthums und des geistigen Capitals, so wie der gesellschaftlichen Zustände überhaupt.

Eine Vergleichung der Zustände und der Thätigkeit der Menschen in den verschiedenen Klimaten lehrt uns, daß die gemäßigten Landstriche für die Entwicklung der physischen und geistigen Arbeitskräfte am vortheilhaftesten sind. Wo die Natur ihre Gaben zu reichlich bietet, oder wo sie zu karg ist, verkümmert der Mensch entweder aus Trägheit oder aus Ueberanstrengung. Die richtige Harmonie zwischen Arbeit und Genuß ist es, welche die natürlichste, schönste und reichste Entwicklung anbahnen hilft. Während in den Tropen und Polar-Ländern die Volksstämme noch in primitiver Einfachheit

in ihren Hütten leben, wo Jeder fast dasselbe verrichtet, vertausendfältigen sich die Berufsarten in den civilisirten Ländern. Dies ist keine oberflächliche Behauptung, denn die Statistik weist in der That in civilisirten Ländern gegen tausend verschiedene Berufsarten nach.

Diese tausendfältige wirthschaftliche Gliederung der Menschen und der civilisirten Gesellschaft beginnt mit der breiten Basis der Erzeugung der Rohproducte durch den Bodenbau. Der wichtigste Theil desselben ist die Landwirthschaft, welche, da sie in den gemäßigten Klimaten an den jährlichen Wechsel der Jahreszeiten gebunden ist, gewisser Maßen die Normal-Periode für alle Zweige der Wirthschaft vorschreibt — das Jahr. Jährlich entlockt die Sonne dem Boden die Aernte, jährlich bieten die Bäume ihre Frucht, die Rebe ihren erquickenden Saft, jährlich schießt der Wald ins Holz, jährlich vermehren sich die Hausthiere und der Fische Brut. Während die Aernte sofort verwendbar ist, erfordert es dagegen eine Reihe von Jahren, bis die Erzeugnisse des Viehstandes, und wenigstens ein Menschenalter, bis das Holz in regelmäßigen Perioden verwendbar wird. Der Zeitbruchtheil, nach welchem diese Perioden berechnet werden, ist aber immer das Jahr. Während die Erzeugnisse der Aernte und des Viehstandes zur Nahrung und zur Bekleidung des Menschen dienen, wird das Holz zur Herstellung der Wohnungen und Werkzeuge, der Geräthschaften, von Schiff und Geschirr verwendet. In einem wesentlichen Punkte unterscheidet sich nun die Production der Früchte von der des Holzes und prägt auch den auf diesen Rohproducten sich aufbauenden feineren Beschäftigungs- und Erwerbsarten ihren Stempel auf — darin, daß der jährliche Ertrag der Früchte in Quantität und Qualität von der Witterung abhängt und deßhalb einmal karg und ein andermal reichlich ist, während der Ertrag des Holzes ein ziemlich gleichmäßiger, von schlechten oder guten Sommern unabhängiger ist.

Völlig unabhängig von dem Wechsel der Jahreszeiten ist ein anderer Zweig der Urproduction — der Bergbau. Das Schürfen nach Kohlen und Mineralien kann ohne Unterbrechung Jahr aus und Jahr ein, Tag und Nacht fortgesetzt werden, da die Natur in weit hinter uns liegenden Jahrtausenden der Erdentwicklung ungeheure Lager dieser Rohstoffe in den verschiedenen Ländern aufgehäuft hat, deren Mächtigkeit noch auf Jahrtausende hinaus und hinsichtlich gewisser Mineralien (Eisen, Kupfer) vielleicht auf die Dauer des Erdenlebens jeder Ausdehnung des Verbrauches trotzt, wenn auch stellenweise die Schichten erschöpft und dafür andere aufgesucht werden. Diese Eigenschaft der verhältnißmäßigen Unabhängigkeit und Unerschöpflichkeit des Bergbaues, dessen Rohproducte zur Herstellung der Werkzeuge, Maschinen und Geräthschaften der Menschen dienen, prägt den damit beschäftigten Arbeitszweigen in ihrer ganzen Entwicklung, namentlich hinsichtlich der Stätigkeit der Beschäftigung, der Ausbildung der Geschicklichkeit, der Verbesserung der

Methoden, der Verhältnisse des Lohnes und der Preise, von welchen weiter unten ausführlicher die Rede sein wird, einen ganz anderen Charakter auf. Da indessen in der Organisation der Wirthschaft ein jeder Zweig vom anderen abhängt, so ist der Theil der menschlichen Arbeit, welcher sich mit der Herstellung der Metalle und der aus ihnen gemachten Werkzeuge und Geräthschaften beschäftigt, nicht unbedingt unabhängig von dem mit der Ausnutzung und dem Vertrieb der jährlichen Aernte beschäftigten Erwerbszweige; denn die Kauffähigkeit der Consumenten gegenüber den Waaren, welche aus Producten der Forstwirthschaft und des Bergbaues verfertigt werden, ändert sich je nach der Fruchtbarkeit des Jahres, je nach den Getreidepreisen. Von einer Mißärnte leiden daher mehr oder weniger alle Gewerbe, während eine fruchtbare Aernte bei dem heutigen Umfang der Transportmittel den Hauptanstoß zur Fortentwicklung der Wirthschaft, zur Vervielfältigung und Veredlung der Beschäftigungsarten und in Folge dessen zur Erhöhung der menschlichen Bildung gibt. Der Fall, welcher in früheren Zeiten, zuletzt noch am Anfang des dritten Decenniums dieses Jahrhunderts eintrat, daß Landwirthe in Folge reicher Aernten zu Grunde gingen — an den Spottpreisen, wird bei dem heutigen Umfang der Transportmittel nicht mehr in Betracht zu ziehen sein. Das erste Hülfsmittel zur Verbesserung der Erwerbsfähigkeit und zur Erweiterung der Genüsse der Menschen durch die Theilung der Arbeit und die Vervielfältigung der Beschäftigungsarten waren und sind A e r n t e - U e b e r s c h ü s s e, welche zur Ernährung der vorhandenen Bevölkerung in dem Zeitraum bis zur nächsten Aernte dienten, aber nicht erschöpft waren. Der Aernte-Ueberschuß regt die wirthschaftliche Thätigkeit nach zwei Richtungen an: 1) muß derselbe vor den vernichtenden Wirkungen des Naturgesetzes des Stoffwechsels behütet, in dauerhaftere Form gebracht werden, damit der darin steckende Werth sich erhalte, z. B. indem man mehr Vieh aufzieht oder Arbeiter besser nährt, damit sie mit dem Ueberschuß ihrer Kraft einen Weg herstellen, einen Acker drainiren oder eine Wiesenbewässerung anlegen, oder indem man die sich vermehrende junge Generation zu neuen Beschäftigungs-Arten ausbildet; 2) werden gerade durch diese nothwendige Anlage des Aernte-Ueberschusses die Mittel zur Theilung der Arbeit und zur Vervielfältigung der Beschäftigungsarten gewonnen, indem derselbe Arbeiter nährt, welche mit der Herstellung neuer Werkzeuge und Geräthschaften, der Verwandlung von Hütten in Steinhäuser, der Herstellung neuer wirksamerer Verkehrsmittel (Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen) sich beschäftigen. Das zweite Mittel zur Hebung der Wirthschaft ist die U e b e r t r a g u n g des m e n s c h l i c h e n G e d a n k e n c a p i t a l s, durch dessen gewonnene Erfahrung und Kenntnisse die jüngeren Generationen in Stand gesetzt werden, die Art und Weise der Erzeugung der Güter zu verbessern, die Werkzeuge zu vervollkommnen, wodurch sie erst fähig werden, Entdeckungen auszubeuten und Erfindungen zu machen.

Das dritte Mittel, welches nur stoßweise zur Erscheinung kommt, aber dann auch jedesmal der Menschheit wie ein Komet neue Bahnen der Wirthschaft zu zeigen pflegt, sind eben solche große Entdeckungen und Erfindungen, die in der Regel eine ungeheure Vermehrung, Vervielfältigung und Veredlung der Beschäftigungsarten zur Folge haben.

Auf diese Weise schiebt sich Glied an Glied und Zweig an Zweig in dem tausendfältigen Polypenbau der menschlichen Wirthschaft, bis jede Art von Bedürfniß seine Befriedigungsmittel durch einen besonderen Erwerbs- oder Arbeitszweig geliefert erhält, bis die Bedürfnisse der Kleidung, Nahrung, Wohnung, des Unterrichts, der Religion, des Schutzes der Person und des Eigenthums, der nationalen Unabhängigkeit, selbst bis zu denen des Schönheitssinnes ihre besonderen Berufsclassen hervorrufen.

Die Besetzung der höheren Beschäftigungsarten erfolgt im großen Ganzen durch Abzug von Arbeitskräften aus den niederen Arbeitsclassen. Es läßt sich dieser Entwicklungsgang in der Bevölkerungs-Statistik der civilisirten Staaten klar erkennen. Je mehr in einem Staate Industrie, Handel, Unterrichts- und Verkehrsmittel, Wissenschaft und Kunst sich heben auf der Grundlage des Reichthums, welchen eben die Theilung der Arbeit und die Vervielfältigung der Erwerbszweige durch Vermehrung der Geschicklichkeit und Productionsfähigkeit schaffen, um so mehr pflegt die mit dem Ackerbau beschäftigte Bevölkerung, die Anfangs Alle umfaßt, sich zu vermindern. So sehen wir z. B. in England die landwirthschaftliche Bevölkerung bis auf ein Viertel der gesammten Volkszahl herabsinken, während der Brutto-Ertrag des Bodens fortwährend gewachsen ist. Zu dieser Entwicklung bedarf es aber eines in hohem Grade wirksamen Werkzeuges, — der Maschine.

Sismondi hat, wie wir oben gesehen haben, ein großes Werk geschrieben, um zu beweisen, daß die Maschinen die arbeitenden Classen ins Elend gestürzt hätten. Er suchte damit theoretisch zu begründen, was die Arbeiter in England praktisch demonstrirt, indem sie Fabriken stürmten und Maschinen zertrümmerten. Für Jeden, der die Thatsache der Solidarität der menschlichen Gedankenwelt begriffen hat, sind dies selbstmörderische Bestrebungen. Es ist allerdings möglich, daß bei Erfindung eines neuen Werkzeuges oder einer neuen Maschine Einzelne in ihrem gewohnten Erwerb sich gestört finden, momentan Verlust erleiden und durch die Noth gezwungen werden, zu einer anderen Beschäftigung überzugehen, wenn sie nicht im Stande sind, das neue Instrument sich selbst anzueignen. Allein es ist nicht Aufgabe der Volkswirthschaft, das Schicksal Einzelner zu leiten; — sie muß das Ganze ins Auge fassen. Das Ganze aber kann nur gewinnen, wenn durch die Herstellung eines wirksameren Instrumentes, bei gleicher Anstrengung, mehr Güter als vorher erzeugt werden. Sismondi stimmte mit seiner Behauptung nichts mehr und nichts weniger als in das Paradoxon J. J. Rousseau's

ein, welcher in seinem Contrat social die Rückkehr in den Urzustand predigte. Die Maschinen beseitigen wollen, heißt, das ganze Gedanken-Capital der Menschheit auswischen, welches darin verdichtet ist, heißt, die Cultur untergraben wollen, welche ohne dieselben nicht mehr bestehen könnte. Als zum ersten Mal ein Mensch auf den Gedanken kam, statt der Faust einen Kieselstein zu gebrauchen, um eine Nuß aufzuschlagen, und dadurch die Idee faßte, einen Hammer nach der menschlichen Faust zu construiren, da war die Sonne der Cultur aufgegangen; von da an begannen alle neuen Gedanken über die zweckmäßigsten Mittel zur Ausbeutung der Stoffe und Kräfte der Natur, so weit sie zur Befriedigung von Bedürfnissen geeignet erschienen, in steigendem Verhältniß, in verbesserten und in neuen Werkzeugen, Geräthschaften und Maschinen niedergelegt und in dieser Gestalt der Nachwelt überliefert zu werden, welche sie wieder auf einen höheren Grad der Vollkommenheit bringen konnte. Nur der Hammer schien schon von Anfang an so vollkommen, daß er in Jahrtausenden kaum eine Veränderung erlitt, bis es unserem Jahrhundert durch eine geniale Conception gelang, in dem Dampfhammer eines der wunderbarsten und mächtigsten Instrumente der Neuzeit zu schaffen; aber der tausendcentnerige Dampfhammer Krupp's, der eben so leicht gehandhabt wird, ob man einen zolldicken Eisenstab oder einen 500 Centner schweren Stahlblock schmiedet, konnte nur construirt werden, weil einst der Hammer erfunden ward. In der Geschichte der Technik läßt sich dieses Beispiel öfters wahrnehmen, daß ein Instrument in urzeitlicher Einfachheit Jahrtausende lang sich fort erhält, weil es gleich von Anfang an die annähernd richtigste Form erhalten hatte, und daß es dann mit einem Riesensprung höhere Gewalt erlangt, in einem Zeitalter, wo, wie in unserem Jahrhundert, der Erfindungsgeist wie durch Offenbarung hereinbricht. So ist es mit fast sämmtlichen Maschinen zur Bearbeitung des Metalles und Holzes gegangen, wozu man bis zu Ende des vergangenen Jahrhunderts ausschließlich vorzeitliche Werkzeuge zur Verfügung hatte, die jetzt freilich im kleinen Gewerb sich noch befinden und schwerlich je ganz verschwinden werden. Werkzeuge zu anderen Zwecken gibt es hingegen viele, welche durch die Geschichte hindurch eine periodische Verbesserung und Umwandlung erfahren haben. Während die Nadel, ähnlich dem Hammer, gleich zur Nähmaschine übersprang, war als Zwischenglied zwischen der Kunkel und der Spinnmaschine das Spinnrad. Eine viel häufigere Umwandlung erfuhren die Schießwaffen: von der Schleuder zum Bogen und zur Armbrust, von der Luntenbüchse zum Steinschloß, zur Kapselzündung, zum Hinterlader und Repetirgewehr. Welche Reihenfolge von Erfindungen weist nicht der Vervielfältigungsproceß der Gedanken auf, welche Entwicklung hat die Buchdruckerkunst seit ihrer Erfindung genommen! Das Buch, zu dessen Abschrift ein Mönch vor 500 Jahren drei Monate brauchte, wurde von Guttenberg in derselben Zeit etwa in 3- oder 500

Exemplaren vervielfältigt; während eine der jetzigen Riesenpressen, die 45,000 Abzüge in einer Stunde zu machen im Stande ist, den Inhalt dieses Buches in 100,000 Exemplaren in einem Tage vervielfältigt. Eine eben so interessante Entwicklung weist die Dampfmaschine nach. Die Locomotive in ihrer neuesten Gestalt stellt den Gedankenproceß von Tausenden von Ingenieuren dar. Wer den künstlichen Gliederbau eines Dampfjaquardstuhles betrachtet, muß sich überzeugen, daß ein solches künstliches Instrument unmöglich, wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter, aus eines Mannes Haupte entspringen konnte, ohne daß der Webstuhl längst früher gebraucht ward.

Bei der Betrachtung dieser Contraste, dieser Fortschritte, welche man der Verdichtung der Gedanken-Macht früherer Generationen verdankt, auf deren Schultern die Nachwelt steht, wirft auf die Verkehrtheit der Sismondi'schen Ansicht ein grelles Licht, und es ist vom Stande der Volkswirthschaft kein Wort mehr darüber zu verlieren. Die Lage der Einzelnen kann sich nicht verbessern, wenn das Ganze sich verschlechtert; um die Bedürfnisse Einzelner oder einzelner Schichten der Bevölkerung reichlicher zu befriedigen, ist es nothwendig, daß das Ganze mehr Befriedigungsmittel hervorbringe. Durch die Verbesserung der Maschinen und Productionsmethoden erzeugt dieselbe Anzahl von Arbeitern mehr Güter oder eine geringere Anzahl den früheren Betrag. Es stehen also mit der fortschreitenden Vermehrung des Gedankencapitals, des Vermögens an Werkzeugen, Maschinen und Geräthschaften, auch eine steigende Quantität und Qualität von Genußgütern zur Verfügung. Diesen Entwicklungsgang hindern wollen, weil er einzelne Arbeiter in ihrer gewohnten Beschäftigungsart stört, wäre ein Vernichtungskampf gegen die Cultur, in welchem jene Einzelnen nur gewisser zu Grunde gingen. Die Bedingung des Lebens ist auch für den Einzelnen die, daß er sich dem nothwendigen Umschwunge der Dinge anbequemt. Er verkennt also das Entwicklungsgesetz der Cultur, wenn er über die Maschinen jammert oder gar deren Abschaffung anstrebt.

Es versteht sich von selbst, daß wir nicht auf die einzelnen Fälle der Privatwirthschaft eingehen können, zu deren Beurtheilung der einfache Geschäftsverstand berufen ist.

Fälle z. B., wo Jemand eine Maschine anschafft, deren Construction noch unreif ist oder eine gute Maschine, für deren Producte er nicht den genügend ausgebreiteten Absatz hat, gehören nicht in den Bereich unserer Betrachtungen.

Der oben angenommene Fall, daß bei der Einführung neuer Maschinen die betreffenden Arbeiter aus ihrer Beschäftigung gedrängt würden und Noth leiden müßten, bis sie in einer neuen Beschäftigung Unterkunft gefunden, tritt überdies in der Praxis nur selten ein. Denn die allgemeine Gewerbsthätigkeit, welche durch den Fortschritt auf verschiedenen Puncten befördert

wird, ruft auch neue Bedürfnisse ins Leben und schafft größere allgemeine Kaufkraft. Neue Productionszweige, welche da und dort auftauchen, ziehen andererseits Arbeiter aus ihren bisherigen Beschäftigungen, so daß die Lücken durch Solche ausgefüllt werden können, welche irgendwo durch eine Neuerung ihren Erwerb verloren haben.

Was dabei unbequem, ist eigentlich nur der Uebergang, die Mühe der Erlernung einer neuen Hantierung. Freiheit der Arbeit ist natürlich geboten, wenn die Uebergänge immer glücklich überwunden werden sollen. Wo und so lange diese Freiheit nicht bestand, hatten Arbeiter allerdings Ursache zur Beschwerde, aber nicht gegen die Maschinen, sondern gegen den Gesetzgeber.

Viel häufiger aber noch kommt der Fall in der Wirklichkeit vor, daß eine frisch erfundene Construction ein neues Bedürfniß hervorruft oder ein vorhandenes so ungeheuer ausdehnt, daß die Beschäftigungsgelegenheit sich massenhaft vermehrt, Arbeiter aus mannigfachen Beschäftigungen gelockt werden, so daß sogar Mangel an solchen in vielen Geschäftszweigen eintritt und die allgemeine vermehrte Nachfrage eine größere oder geringere Erhöhung des Lohnes in fast allen Erwerbszweigen hervorruft. Unsere Generation hat dieses Schauspiel in ungewöhnlicher Weise erlebt, indem die Eisenbahnen, die Telegraphen, die Photographie Hunderttausenden neue Beschäftigungen schufen, ohne alte merkbar zu beeinträchtigen; indem seit zwanzig Jahren die Klage über den Mangel an ländlichen Arbeitern ertönt und die Löhne im Allgemeinen seit derselben Zeit um 25—50 pCt. in die Höhe gegangen sind.

Den größten Anstoß zur Entwicklung des Maschinenwesens hat die Anwendung des Dampfes als Triebkraft hervorgebracht, weil sie die Production, welche bis dahin zu größerem Betrieb auf Wasserkraft, Wind oder Kraft von Thieren beschränkt war, unabhängiger machte von Raum und Jahreszeit und überdies die nöthige Triebkraft in unbeschränktem Maße zu Gebote stellte. Gerade diese Entwicklung der Benutzung der Triebkräfte gewährt eines der lehrreichsten und erfreulichsten Beispiele des Culturfortschrittes. Lange bevor man auf die Idee gekommen war, den Wind und das Wasser zur Bewegung der Getreidemühlen zu verwenden, diente der erstere als Hülfskraft zur Bewegung der Schiffe mittels der Segel, zur Unterstützung der Ruderer. Aber ein Jahrtausend lang nach Erfindung der Segel wurde das Getreide noch von Frauen und Sclaven in Handmühlen gemahlen. Vor den Handmühlen diente ein einfacher Stein zur Herstellung des Mehles. In demselben Verhältniß, in welchem im Laufe der Cultur-Entwicklung die grobe mechanische Arbeit allmählich vom Sclaven auf das Thier, vom Thier auf die Elementarkraft des Wassers, Windes, Dampfes, des Elektro-Magnetismus und der Wärme mehr und mehr abgewälzt wurde, befreite sich auch die menschliche Arbeit nach und nach von den Fesseln, in welche sie in der ältesten Zeit geschlagen worden war. Und wie in der Volkswirthschaft alle Thätigkeitsäußerungen

in einem gewissen Zusammenhange stehen, also hängt wunderbarer Weise die Arbeit mit der Entwicklung ihres tödlichsten Gegensatzes, der Kriegführung zusammen. Verfolgen wir die Kriegführung von unseren Tagen bis in die Urzeit, so tritt sie uns in immer abschreckenderer Weise entgegen. Der Krieg auch in seiner mildesten Gestalt ist eine Barbarei und die einzelnen internationalen Bestrebungen mögen als die frühen Vorboten einer Zukunft gelten, in welcher man dahin gekommen sein wird, die Conflicte der Völker durch geistige Mittel statt durch Gewalt zu lösen. Wenn wir auch noch nicht an diesem Zeitpunct angelangt sind, so gibt uns aber doch schon die Entwicklung der Kriegführung einen Wink, daß wir uns auf dem Wege dazu befinden. Im letzten Kriege waren die Mitglieder des internationalen Vereins zur Pflege der Verwundeten, durch ihr rothes Kreuz kenntlich, für die Verwundeten beider Heere ohne Unterschied thätig und ihre Person heilig. Die verwundeten Gefangenen wurden wie die eigenen Soldaten gepflegt; es wurde nicht bloß keine Contribution auferlegt, sondern der Bedarf des Heeres baar bezahlt. Eigenthum und Person der Bevölkerung des Feindeslandes wurden geachtet.

Sehen wir von da aber nur auf zwei Menschenalter zurück, eine Zeit, deren sich noch jetzt Lebende erinnern, so finden wir, daß nicht bloß das Staatseigenthum ganzer Länder, sondern auch Gemeinden und Privatpersonen gebrandschatzt wurde und daß die Soldaten mit der eigenen Bevölkerung weniger höflich umgingen, als jetzt mit der des Feindeslandes; ja, daß häufig auch die Sicherheit der Person gefährdet war. Gehen wir aber auf den Zeitraum der germanischen Staatenbildung zurück, so finden wir, daß im Feindesland das Grundeigenthum unter die Sieger vertheilt und die Bevölkerung zum Theil zu Knechten oder Hörigen gemacht wurde.

Allein das Loos der Hörigen, welche ein gewisses Recht besaßen und nicht ohne die Scholle, welche sie bebauten, veräußert werden konnten, war ein mildes, im Vergleich zu dem Schicksal, welches die ob ihrer Bildung gerühmten Römer und Griechen über ihre Kriegsgefangenen verhängten, wenn sie sie nicht gar, wie es bei eroberten Städten häufig vorkam, über die Klinge springen ließen. Die Sclaven, zu welchen die grausamen Völker des Alterthums ihre Kriegsgefangenen machten, und darunter Männer und Frauen der höchsten Bildung und der vornehmsten Stände, waren völlig rechtlos und konnten wie das Vieh verkauft, mißhandelt und getödtet werden.

Aus dieser Ursache entsprungen, drückte die Sclaverei der ganzen Wirthschaft der alten Welt ihren eigenthümlichen Charakter auf. Die eigentliche Arbeit lag den Sclaven ob und die Herren beschäftigten sich nur mit den militärischen, politischen, öffentlichen und privaten Verwaltungs-Angelegenheiten, mit Wissenschaft und Kunst, die Römer nicht einmal ausschließlich. Die Kriegführung bestimmte so das Schicksal der arbeitenden

Classen von der ältesten Zeit an bis ins Mittelalter. Nachdem das mit dem Germanenthum vermählte Christenthum die Sclaverei in die mildere Hörigkeit verwandelt, entwickelten sich im Anfang des Mittelalters die ersten Keime freier Arbeit in den Städten.*)

Obwohl die freie Arbeit das Ziel der wirthschaftlichen Entwicklung sein mußte, so hatte sie doch auch ihre Gefahren für die arbeitenden Classen selbst, gegen die bis auf den heutigen Tag noch zu kämpfen und deren Beseitigung das Problem der Zukunft ist. Die Sclavenbesitzer des Alterthums und die Herren der Hörigen des Mittelalters hatten ein dringendes Interesse, dafür zu sorgen, daß ihre Knechte und Leibeignen in gutem, arbeitsfähigem Zustande blieben. In Zeiten der Noth mußten sie daher, um ihren eigenen Vortheil zu wahren, alle Mittel aufbieten und sogar ihr Stammcapital angreifen, um ihre Knechte zu erhalten. Letztere genossen also bei allem Druck, in welchem sie lebten, eine Art Versicherung ihrer Lebsucht und konnten sogar in Zeiten der Hungersnoth sorgloser dahin leben, als freie Arbeiter. Alle wirthschaftliche Vorsorge für die Zukunft war den Herren anheimgegeben, welche die Grundsätze und Erfahrung der Wirthschaftlichkeit von Vater auf Sohn überlieferten. Es war eine Art patriarchalischen Verhältnisses, in welchem die Knechte die Rolle der Kinder und die Herren die Rolle der für sie sorgenden Väter spielten. Als der alte Verband sich lockerte und allmählich aufgehoben wurde, als die dienenden Classen in den Stand der freien Taglöhner und der nach freiem Ermessen sich verdingenden Gehülfen, Handlanger und Dienstboten übergingen, hatten die letzteren mit der Freiheit nicht auch sogleich die Einsicht, den Sinn und die Gewohnheit für die Wirthschaftlichkeit überkommen. Sie hatten im Wesentlichen vor vier Gefahren sich zu hüten, 1) ihrer eigenen

---

*) Am frühesten zeigte sich die Neigung zum Freilassen der Sclaven und Leibeignen in England und zwar bereits nach Wilhelm dem Eroberer. Im Jahre 1102 ging im großen Rath zu Westminster eine Ordonnanz durch, welche den Verkauf von Menschen „gleich Thieren auf dem Markt verbot, wie bis dahin in England allgemeiner Brauch gewesen."

Im Jahre 1247 wurde das Recht ertheilt (alle natürlichen Rechte wurden im Mittelalter ja immer im Wege des Privilegs eingeräumt) Löhne in Geld zu zahlen.

Im Jahre 1350 tritt zuerst der freie ländliche Arbeiter in der Gesetzgebung auf; unterstützt von der Entwicklung der Industrie in den Städten.

Im Jahre 1360 wurde zuerst ein Lohnmaximum (Lohntaxe) gesetzlich festgestellt.

1363 wurde ein Aufwandgesetz gegen die Arbeiter erlassen.

1376 beschwerte man sich im Haus der Gemeinen, daß die Meister gezwungen sind, hohe Löhne zu zahlen, damit ihre Gesellen nicht davon laufen.

1378 wurden Beschwerden vom Lande im Unterhaus darüber erhoben, daß Arbeiter aus dem Ackerbau in die Städte entliefen um dort Handwerker, Schreiber und Seeleute zu werden, — zum großen Schaden der Landwirthschaft. Aus demselben Grunde wurde 1388 ein Gesetz gegen das Umherziehen (Vagabundiren) erlassen.

1488 begann die Gesetzgebung sich mit den Armen zu befassen.

Je größer die Hülfe allmählich wurde, um so geringer die Selbsthülfe.

Sorglosigkeit, 2) vor Jahren der Theuerung, 3) vor Zeiten der Dienstlosigkeit, 4) vor Arbeitsunfähigkeit. Diese Gefahren waren im Anfang, wo der Hörigkeitsverband nur theilweise durchbrochen wurde, so groß, daß die entlaufenen Leibeigenen, um dem Hungertode zu entgehen, oft freiwillig zu ihren Herren zurückkehren mußten. Es war und wird daher stets eine der obersten Aufgaben der Wirthschaftspflege sein, diese Gefahren abzuwenden. Das erste Mittel, welches dagegen aufgewendet wurde, ward von der Kirche geboten, in der Armenpflege, welche durch den großartigen Wohlthätigkeitssinn, den die Geistlichkeit anzuregen wußte, genährt, ungeheure Dimensionen annahm. Ein Theil entlaufener Höriger half die Klöster füllen. In den Städten aber, in welchen ein großer Theil von Hörigen aus dem Lande entwich, wo indessen auch bald das daselbst vorhandene Vorbild sie zur Wirthschaftlichkeit erziehen mußte, half man sich in früher Zeit schon mit der Genossenschaft durch die Errichtung der Gilden und Innungen, welche ein Compromiß zwischen der freien Arbeit und der Dienstbarkeit darstellten, indem die Gesellen noch in einem patriarchalischen Verhältniß zum Meister standen, in dessen Haus, Kost und Zucht sich befanden, wobei sie selbst nach bestandener Prüfezeit sich zu Meistern empor arbeiten konnten.

Durch die Einführung der bedingungslosen Gewerbefreiheit der neuesten Zeit ist auch dieser Verband gelöst, — die Sphynx des Schicksals der arbeitenden Classen dringt aber nur um so gebieterischer auf Lösung ihrer Räthsel.

Während in unserem Jahrhundert die letzten Reste der Leibeigenschaft und der Sclaverei in Europa und Nordamerika schwanden, und auch die Ueberbleibsel der Zunftordnung der Erwerbsfreiheit selbst in so weit Platz machten, daß die Frauen in den meisten Ländern gleichberechtigt mit den Männern wurden, gaben sich viele Bestrebungen kund, um den durch die Freiheit entstandenen Uebelständen abzuhelfen, den Gefahren der Concurrenz zu begegnen und die außerordentlichen Arbeitsstörungen, welche wir oben angedeutet, für die arbeitenden Classen weniger empfindlich zu machen, dieselben überhaupt einer höheren Ordnung der Dinge entgegen zu führen, die man mit dem Schlagwort „Lösung der socialen Frage", zu bezeichnen pflegt. In allen diesen Bestrebungen begegnen wir einer erstaunlichen Einseitigkeit der Diagnose und der zur Heilung vorgeschlagenen Mittel. In erster Linie erblicken wir den den Menschen im Allgemeinen innewohnenden Hang, die Hauptursache von Uebelständen nicht in sich selbst, sondern in Außendingen zu suchen, auch in der Frage der Erwerbsfähigkeit. Bei allen den zahlreichen Bestrebungen für die Verbesserung der Lage der arbeitenden Classen ist selten die Rede davon, daß die Hauptursache der Verschiedenheit der Lage der Menschen nicht in gesetzlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen, sondern in der Natur selbst liegt, welche ihre Gaben in körperlicher und geistiger Hinsicht

ungleich an die Menschen vertheilt hat, so daß die einen, nur zu mechanischer Arbeit tauglich, bei der Gütererzeugung geleitet werden müssen, während die anderen, der höchsten geistigen Anstrengung fähig, bahnbrechend, organisirend und gebietend eine größere Zahl von Arbeitern für einen großen Zweck vereinigen, den diese ohne den leitenden Gedanken und Befehl nicht erreichen würden. Noch weniger hören wir davon sprechen, was die arbeitenden Classen an ihren Leiden selbst verschulden, indem sie ihre Begierden nicht in den Schranken halten, welche die Gesittung und die weise Vorsorge für die Zukunft auferlegt und indem es außerordentlich schwer hält, strenge Ordnung, Pünctlichkeit und Genauigkeit unter ihnen einzuführen, so daß geschickte und zuverlässige Arbeiter in allen Zweigen, vom Dienstboten bis zum feinsten Arbeiter, zu den Ausnahmen gehören. Nur in wenigen erleuchteten Kreisen und Ländern ist die Ueberzeugung zum Durchbruch gekommen, daß diesen beiden Uebelständen nicht anders entgegen gearbeitet werden könne, als durch Erziehung. Statt dessen hören wir in den Arbeiterkreisen, welche am lautesten in der Sache sich vernehmen lassen, Schlagwörter als Ursache ihrer vermeintlichen oder wirklichen Leiden aufstellen, z. B. „die Ausbeutung der Arbeit durch das Capital" und dergl. Ferner wird bei dergleichen Bestrebungen fast niemals ein Unterschied zwischen den verschiedenen Arbeitszweigen gemacht, sondern ein jeder, der gerade das Wort führt, gibt sich für die gesammte Arbeiterwelt aus. Am häufigsten geschieht dies von Seiten der Fabrikarbeiter, welche durch ihr Zusammenleben und durch die geistige Anregung, die der sinnreiche Organismus einer mit Maschinen arbeitenden Fabrik gibt, gewisser Maßen als die Vorposten des Arbeiterheeres zu betrachten sind. So finden wir denn die Diagnose für die allgemeinen Zustände meist nur nach ihrer exceptionellen Lage angestellt. Wie die Diagnose, so sind auch die Mittel, welche zur Heilung vorgeschlagen zu werden pflegen, einseitig gleich jenen des Dorfbarbiers, welcher alle Krankheiten mit Schinken zu curiren vorgab. So sehen wir, wie die Einen Stücklohn, die Andern Productivgenossenschaften, die Dritten den Gewinnantheil, die Vierten Staatshülfe als allein seligmachendes Mittel anpreisen, um die ihrer Meinung nach unerträgliche Lage der Arbeiter zu verbessern, ohne daß sie daran denken, daß die zahlreichste Schichte der arbeitenden Classen, die Dienstboten, sich gar nicht in so erbärmlicher Lage befinden und wenn es doch der Fall wäre, durch jene angegebenen Mittel nicht daraus erlöst würde. Andere erblicken ein Mittel in der Ausdehnung der politischen Rechte, der Einführung des allgemeinen Stimmrechtes, sogar bis auf die Gesetzgebung, ohne zu bedenken, daß, wenn mit den politischen Rechten die Pflichten wachsen, die Erwerbsfähigkeit damit nicht gesteigert wird. Noch Andere glauben ein Universalmittel gefunden zu haben in der Wiederbelebung der religiösen Frömmigkeit, Einfachheit und Zufriedenheit, ohne sich zu erinnern, daß dadurch andererseits wieder die

Sorglosigkeit genährt wird, welche die intensive Entwicklung der Arbeitskraft hindert.

Allein in Sachen, die mit der ganzen Entwicklung des Menschengeschlechtes zusammenhangen, gibt es kein Universalmittel. Da hat jede Zeit, jedes Geschlecht, jeder Stand, jeder Erwerbszweig, ja so zu sagen jedes einzelne Individuum seine eigenen Bedürfnisse und Gebrechen; jeder Fall verlangt seine eigene Diagnose und seine eigenen Heilmittel. Wenn es hierin überhaupt etwas Absolutes gäbe, so dürfte es das Verwerfungsurtheil der Universalmittel sein.

Ein Streben ist allen Erwerbsclassen gemeinsam, die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens so gut und sicher als möglich zu befriedigen. Die Ehre und Unabhängigkeit der Stellung kommt erst in zweiter Linie. Als allgemeines Ziel kann für den Arbeiterstand, nachdem einmal die politischen Fesseln früherer Zeit gefallen, die geschäftliche Selbständigkeit hingestellt werden; allein es kann diese aus inneren und äußeren Gründen nicht von Allen erreicht werden. Der wesentlichste innere Grund ist, daß kein Mensch vonvornherein selbständig sein kann, sondern zuvor eine Schule der Lehrzeit und Erfahrung durchmachen muß, ehe er dazu reif ist. Deßhalb müssen Alle ohne Ausnahme außer der Schule eine bestimmte Uebungszeit unter der Leitung und Aufsicht eines unabhängigen Geschäftsmannes durchmachen, ehe sie im Stande sind, ein eigenes Geschäft selbständig zu leiten. Viele kommen aber in ihrem ganzen Leben nicht dazu, weil ihnen die erforderlichen Eigenschaften dazu abgehen, sei es, daß sie nicht den nöthigen Ueberblick und die Energie besitzen, welche zur Führung eines eigenen Geschäftes nothwendig sind — wie Viele gibt es, welche unter der Leitung eines Andern Arbeiter ersten Ranges sind, während sie zu selbständiger Leitung unfähig sind und dabei verkümmern oder zu Grunde gehen, — sei es daß ihnen von Haus aus die Mittel abgehen, oder daß ihnen die Sparsamkeit fehlt, um solche zu sammeln, oder die Kühnheit, um sie für ein selbständiges Geschäft in die Schanze zu schlagen. Eben so zahlreich sind die äußeren Hindernisse der Erwerbung selbständiger Stellung.

In der großen Masse der gewerblichen, landwirthschaftlichen und commerciellen Erwerbszweige mag es als Regel gelten, daß die unselbständigen Arbeiter oder Gehülfen, welche unentbehrlich sind, aus den jüngeren Altersclassen, die noch in der Schule des Geschäfts sich befinden, genommen werden, allein es gibt eine Anzahl von öffentlichen und privaten Dienstorganisationen, welche von so großem Umfange sind, daß nur der Chef für unabhängig gelten kann und alle übrigen, welche den betreffenden Dienst erlernen, niemals zur vollen Selbständigkeit gelangen können. Zu solchen Erwerbszweigen gehört in erster Linie der Staatsdienst, der Dienst von Gemeinden und Corporationen; der Dienst solcher Unternehmungen, welche großartige

Capitalanlagen erfordern, wie z. B. Eisenbahnen, Canäle, Rhederei, Banken, Versicherungs-Gesellschaften, Bergwerke, Hütten, Spinnereien und andere große industrielle Anstalten.

Sehen wir von den Berufsarten ab, welche ihren Bekennern eine höhere Flugbahn eröffnen, und beschränken wir uns auf die arbeitenden Classen im engeren Sinne des Wortes, so ist in den meisten Fällen in der Landwirthschaft, im Handel und in den Gewerben, sowie in den damit verwandten Verkehrszweigen der Sohn der Knecht oder Gehülfe des Vaters, so lange dieser das Geschäft leitet, um es später selbst zu übernehmen oder ein eigenes zu begründen, wenn der Vater stirbt oder zu einer theilweisen oder ganzen Abtretung des Geschäfts oder Vermögens schreitet. Die Kinder wenig bemittelter Bauern oder Tagelöhner gehen gewöhnlich in Dienst bis zu ihrer Verheirathung, wo sie dann meist sich mehr oder weniger selbständig etabliren, zuweilen auch im Dienste bleiben.

Die Söhne von Handwerkern, kleinen Krämern, Fuhrleuten setzen meist das Geschäft des Vaters fort. Hat ein solcher viele Kinder, so sucht er doch so viel zu erübrigen, um sie irgend ein Handwerk lernen zu lassen. Hat Jemand seine Lehrzeit bestanden, dann hängt es in der Hauptsache nur von ihm ab, eine selbständige Stellung zu erringen, indem er ein exacter, zuverlässiger, geschickter Arbeiter wird und sein Verdienst zusammenhält. Allein da thürmt sich meist der Hauptfeind der arbeitenden Classen dagegen auf, das In-den-Tag- und In-die-Welt-Hineinleben, das flotte Sonntagsprassen, der blaue Montag u. s. w., der Mangel an Aufmerksamkeit und Ordnung — der Schlendrian. Wenn man den arbeitenden Classen nur die Ueberzeugung einprägen könnte, daß das wirksamste und erfolgreichste Mittel zur Besserung ihrer Lage in der eigenen Geschicklichkeit und Wirthschaftlichkeit besteht, statt auf die Anpreisungen eines Universalreceptes socialistischer Quacksalber und Demagogen zu hören, so wäre ihnen schon zum größten Theil geholfen. Es ist z. B. die Entstehung und der ungeheure Aufschwung der Großindustrie seit Ende des vorigen Jahrhunderts zum größten Theil der exacten Arbeit zu verdanken, ohne welche wir die seit jener Zeit eingeführten Werkzeugmaschinen nicht besäßen. Wir können daher nicht oft genug wiederholen, die Geschicklichkeit und Zuverlässigkeit sind die Hauptmittel, um die Arbeiter im Leben vorwärts zu bringen. Hierin ist aber noch eine wahre Riesenarbeit zu thun, denn leider zählen die Guten und Zuverlässigen noch zur geringeren Minorität. Diejenigen Leute, welche wegen der Eigenthümlichkeit und Großartigkeit des Dienstes, in dem sie stehen, oder der Ausdehnung der Anstalt nicht im Stande sind, Selbständigkeit zu erringen, müssen zu anderen Mitteln greifen, um ihre wirthschaftliche Stellung zu verbessern und ihre Kinder auf eine höhere Stufe als sie selbst zu erheben, z. B. zu Sparcassen, Hülfscassen, Altersversorgungscassen, Lebensversiche-

rungen u. s. w., für zahlreiche Familien ist die Auswanderung nach neubesiedelten Ländern empfehlenswerth; in England und Berlin kommt es auch wohl vor, daß ein Fabricant seinen Arbeitern den Weg offen läßt, mittels Erwerbung von Actien Miteigenthümer des Geschäfts zu werden, oder daß der Eigenthümer einer mechanischen Spinnerei dieselbe an seine Arbeiter verpachtet. Doch es ist hier nicht der Ort, auf Beispiele einzugehen, welche Gegenstand der Wirthschaftspolitik und der privat-wirthschaftlichen Erwägung sind. Wir können dieses Capitel nur mit der Wiederholung des Satzes schließen, daß die Arbeiterfrage mit der Frage der Entwicklung des Menschengeschlechtes identisch ist und daß es in dieser socialen Frage kein Universalheilmittel für Gebrechen gibt, sondern daß jeder Fall besonders untersucht und besonders behandelt werden muß.

Arbeitsertrag und Lohn.

Die Arbeit dient, wie wir gesehen haben, dazu die Hindernisse hinwegzuräumen, welche zwischen dem Menschen und den Gegenständen sich aufthürmen, die zur Befriedigung seiner Bedürfnisse geeignet sind. Diese Hindernisse kann der Mensch oft selbst sofort direct bewältigen, indem er sich z. B. Obst vom Baum schüttelt oder Wild auf der Jagd erlegt, oft bedarf es dazu lange Zeit bis z. B. die Früchte reif sind, welche er gesät, oft können die Werthgegenstände, welche er durch seine Arbeit herstellt, seine Bedürfnisse gar nicht unmittelbar befriedigen, er muß sie dazu erst gegen andere austauschen; oft kann er aber auch die Arbeit, welche er unternommen, allein nicht fertig bringen, sondern bedarf dazu der Mitwirkung Anderer. Die Früchte aller dieser Arbeit gehören naturgemäß dem, der sie unternommen, vorbehaltlich der Entschädigung für die Eingriffe in die Rechte Anderer oder für die Dienste Anderer, — sie bilden seinen Arbeitsertrag.

Die arbeitenden Menschen theilen sich daher in Solche, welche ein Geschäft auf eigne Gefahr, für eigne Rechnung, allein oder mit Hülfe Anderer verrichten und in Solche, welche für Rechnung und Gefahr Anderer gegen Vergütung thätig sind. Die Ersteren nennt man Unternehmer im weitern, die Zweiten Arbeiter im engern Sinn; die Errungenschaft der Anstrengungen der letzteren nennt man — Lohn.

Betrachten wir zunächst den Arbeitsertrag des Unternehmers, so gewahren wir, daß derselbe auf einer außerordentlich umfangreichen Stufenleiter sich bewegt: von dem Besenbinder, der für eigne Rechnung und Gefahr sein Geschäft betreibt und sich höchstens von den Mitgliedern seiner Familie helfen läßt, von dem Scherenschleifer, Pfannenflicker, Mausfallenhändler, hausirenden Bürstenbinder und Krämer, Orgeldreher bis zum Börsenspeculanten, Eisenbahnunternehmer und zur gefeierten Kunstsängerin — welch ein Abstand des Arbeitsertrags.

Der Arbeitsertrag richtet sich nämlich in erster Linie nach der Tüchtigkeit des Arbeiters in körperlicher oder geistiger Beziehung, zweitens nach dem größeren oder geringeren Hinneigen zu ausschließlich mechanischer oder zu vorzugsweise geistiger Anstrengung. Die Höhe des Arbeitsertrags hängt ab von der Erziehung und Ausbildung, welche die betreffende Person erhalten hat. Sogar die Seltenheit ist ein maßgebendes Element, so wie die Gunst, oder Ungunst der Jahreszeiten, der Aernten, der politischen und der Handelsverhältnisse. Es gibt nur wenige rein mechanische Arbeiter, welche bei ihrer Beschäftigung die Anstrengung des Geistes entbehren können; von dieser untersten Stufe des reinen Handlangers oder Dessen, der seine Thätigkeit nur als mechanische Triebkraft verwerthet, beginnt eine tausendfältige Stufenleiter, die hinaufsteigt bis zu jener geistigen Thätigkeit, bei welcher das Individuum sich zu seiner Arbeit keiner anderen mechanischen Bewegung zu bedienen hat, als daß es den Mund bewegt, um seine Gedanken zu äußern oder höchstens die Finger zum Schreiben in Thätigkeit setzt. Da geistige Gaben von Natur aus seltener sind und da zu ihrer vollkommenen Ausbildung ein Zusammentreffen vieler günstiger Umstände und die Ueberwindung zahlreicher Schwierigkeiten nothwendig ist, so kann im Allgemeinen angenommen werden, daß der Arbeitsertrag im Verhältniß zum Ueberwiegen der geistigen Thätigkeit steigt. Diese Regel erleidet indessen durch die Einwirkung einer Menge von Nebenumständen zahlreiche Ausnahmen, denn es besteht die Errungenschaft der überwiegend geistigen Arbeit nicht bloß in materiellen Gütern und Werthobjecten, sodern häufig auch zu größerem oder geringerem Theil in Ehre und Ruhm. Geistige und künstlerische Berufsarten, mit denen eine ehrenvolle Stellung verknüpft zu sein pflegt, ziehen natürlicher Weise einen großen Zudrang von Personen an sich, welche sich denselben widmen möchten, ohne auf die Höhe des materiellen Erwerbes sehen zu müssen. Dieses starke Angebot muß den Arbeitsertrag des Einzelnen vermindern. So sehen wir z. B. Geistliche und Officiere, welche der Ehre ihrer Stellung wegen mit einem verhältnißmäßig geringen Gehalt sich begnügen, während sie ihre geistigen Fähigkeiten in der Industrie und im Handel viel gewinnbringender anwenden könnten. Ein Unterschied besteht wieder zwischen der Ehre und dem Ruhm. Während die Ehre den Arbeitsertrag beeinträchtigt, kann er durch Ruhm ungewöhnlich gesteigert werden. Ein gelehrter Forscher kann seine Wissenschaft um wichtige Ergebnisse bereichert haben, seine Schriften können aber doch nur dem engern Kreis seiner Fachgenossen bekannt sein, während ein Anderer, der sich mit dessen Federn schmückt, der aber die Gabe der populären Form besitzt, seinen Namen über die Länder hin verbreitet und mit seinen Schriften Vermögen erwirbt. Der steigende Ruhm einer Opernsängerin ist auch in dem erhöhten Honorar, das sie verdient, bemerkbar. Bei ihr kommt aber noch ein anderes Element hinzu, welches den Ertrag ihrer Thätigkeit erhöht,

das ist der Mangel an Ehre, mit welchem ihr Stand im Allgemeinen immer noch zu kämpfen hat; derselbe bewirkt, daß sehr viele Personen, welche die erforderlichen Gaben von Natur besitzen, sich nicht dazu entschließen können, diesen Beruf auszuüben, und daß also aus Mangel an Concurrenz der Arbeitsertrag steigt.

Die ergiebigsten Eigenschaften zu Gunsten des Arbeitsertrags sind diejenigen, welche von großen Handelsgeschäften und industriellen Anstalten gefordert werden müssen, wenn sie gedeihen sollen; das ist 1) exacte Arbeit, 2) Pünktlichkeit, 3) Ordnung, 4) Gewandtheit im Rechnen, Menschen- und Waarenkenntniß, scharfsinniges, sicheres und rasches Urtheil, Kaltblütigkeit, rascher Ueberblick und Organisations-Talent. Die ersteren Gaben können durch Erziehung angeeignet werden, die letzteren verleiht nur die Natur. Die Gaben der Natur sind von allen die ergiebigsten, und wir sehen daher Leute aus so mittelloser Stellung, daß ihnen sogar die nothwendige Erziehung versagt war, durch eigne Kraft sich emporarbeiten, um die höchsten Stellungen in der Industrie und im Handel einzunehmen. Es sind dies die wirthschaftlichen Soldaten, welche, wie Napoleon sagte, den Marschallstab im Tornister herum führen. Solche Männer, die von der Pike auf die Zinnen des Wirthschaftsgebäudes erklimmen, und denen die gewöhnlichen Mittel der Erziehung fehlten, müssen dafür die rauhe aber gewaltige Schule des Lebens durchmachen, in der so Mancher untergeht, der nicht unabläßig nach einem Ziele strebt und unabläßig mit den ihn umgebenden Gefahren kämpft, welche ihn beständig von seinem Vorhaben abzubringen drohen.

Das sind die Gefahren, denen ein großer Theil der arbeitenden Classen unterliegt, da ihnen der feste Glaube an die Erringung eines höheren Zieles und die eiserne Energie zur Erringung desselben abgeht. Wir haben diese Gefahren schon oben angedeutet; es sind: der Schlendrian und das einsichtslose Festkleben an alten Gewohnheiten, nachdem bereits Neueres, Besseres sich bewährt hat, der Mangel an Umsicht, durch welchen Jemand noch lange in einem Geschäft fortarbeitet, dem bereits längst die Zukunft durch eine neue Erfindung abgeschnitten ist. So mußten z. B. alle Verfertiger von Lichtscheeren nach der Einführung der Stearinkerzen und des Gases zu Grunde gehen, wenn sie nicht bei Zeiten nach einer andern Arbeit sich umsahen; so schmachten Ortschaften, die vom Nagelschmieden leben, in unabwendbarem Elend, weil sie mit den Maschinen nicht concurriren können. Namentlich zeigt sich aber der Schlendrian im Mangel an exacter Arbeit und Pünktlichkeit; und doch ist es nicht so schwer, sich diese letzteren Eigenschaften anzueignen; denn die großen Fabriken mit Maschinenbetrieb liefern den Beweis, indem sie Personen beiderlei Geschlechts, welche nicht einmal eine technische Fertigkeit erlernt haben, in kurzer Zeit einschulen und zu ihrem Betrieb verwenden, der so exact wie ein Uhrwerk zu gehen pflegt. Allein wir können nicht oft genug

wiederholen: außerhalb der Fabrik-Industrie ist die inexacte und unpünktliche Arbeit an der Tagesordnung, die gute in der Minderheit. Zu jenen Gefahren kommen noch der Mangel an Sparsamkeit, Leichtsinn, Genußsucht, Völlerei. Das ist der wahre Knotenpunkt der socialen Frage.

Vom Unternehmer im Allgemeinen, d. h. demjenigen, der für eigene Rechnung und Gefahr arbeitet, unterscheidet sich der Unternehmer im engeren Sinne, d. h. derjenige, welcher zur Ausführung eines Geschäftes noch andere Personen zur Hülfe nimmt, deren Mitwirkung er belohnt. Er unterscheidet sich von diesen Gehülfen nicht bloß dadurch, daß er den Arbeitsplan entwirft und den Gehülfen vorschreibt, was sie zu thun haben, sondern auch dadurch, daß er die Werkzeuge und Materialien anschafft, welche zur Ausführung des Unternehmens nothwendig sind, daß er, wenn das Unternehmen erst nach längerer Zeit vollendet werden kann, oder wenn, sollte es ein ständiges sein, der Ertrag nur nach längeren Fristen eingeht, den Gehülfen auch den Lohn vorschießt, und zwar alles dies auf eigene Gefahr. Der Unternehmer hat daher nicht bloß als geistig höher stehender Arbeiter einen höheren Arbeitsertrag, sondern er muß auch für die Vorschüsse, die er macht an Material und Arbeitslohn, eine gewisse Vergütung nebst einer Prämie für das Risico rechnen, wobei die Wiedererſetzung des vorgeschossenen Capitals selbstverständlich ist. Dieser Arbeitsertrag des Unternehmers, dieser Zins für das vorgelegte Capital, diese Sicherheitsprämie für die zu bestehende Gefahr des Verlustes der Vorlagen wie der eigenen Arbeitszeit, diese drei Elemente sind es, welche man in dem gewöhnlichen Sprachgebrauche unter dem Namen — Unternehmergewinn zusammenzufassen liebt. Dieser Unternehmergewinn pflegt hoch oder niedrig zu sein — die Gunst oder Ungunst der Zeitverhältnisse außer Acht gelassen — jenachdem die Art der Unternehmung mehr oder weniger geistige Eigenschaften erfordert, jenachdem das betreffende Geschäft mehr oder weniger angenehm und mehr oder weniger gefährlich für die Person und das Unternehmungscapital ist.

Betrachten wir noch einmal den Arbeitsertrag für sich allein, so sollte im regelmäßigen Gange der Wirthschaft, im Arbeitsertrage nicht bloß enthalten sein, was die betreffende Person zur Befriedigung ihrer nothwendigen Bedürfnisse braucht, sondern auch ein Ueberschuß, um für die höheren Bedürfnisse der Veredlung des Geistes zu sorgen. Außerdem aber sollte im Arbeitsertrage auch das Erziehungscapital wieder ersetzt und amortisirt werden, welches für die betreffende Person aufgeboten worden ist. Dieses Erziehungscapital mag, statt in Gütern, in der Erziehung der Kinder wieder angelegt werden, aber jedenfalls sollte es im Arbeitsertrage wieder erscheinen, und wo dies nicht Statt findet, da ist die Wirthschaft im Verfall begriffen. In der Regel wird aber das Erziehungscapital thatsächlich im Arbeitsertrage schon deswegen wieder erscheinen müssen, weil die Erziehung zu besseren

Arbeitsleistungen fähig macht. Dies ist so sehr begründet, daß, wenn man bei den meisten Berufsarten eine Berechnung des Capitalbetrages anstellen will, welche die Erziehung eines Individuums gekostet hat, bis dasselbe im Stande war, selbst zu verdienen oder sich selbst zu ernähren, sich herausstellen wird, daß der Arbeitsertrag der meisten Erwerbszweige, wenn man die Amortisation des Erziehungscapitals abrechnet, sowie das übrige Unternehmungscapital außer Spiel läßt, gar nicht so sehr verschieden ist, als manche mit ihrem Loose unzufriedene Arbeiter annehmen. Vergleichen wir nur den Gelehrten- mit dem Taglöhnerstand, so kommt für einen Pfarrer, einen Landarzt, einen Richter, einen Gymnasiallehrer, wenn man das ausgelegte Erziehungscapital in Abrechnung bringt und erwägt, daß der Taglöhner schon vom 15. Jahre an seinen Lebensunterhalt zu verdienen vermag und zu gewissen Ausgaben, die das standesgemäße Auftreten bedingt, nicht gezwungen ist, daß den ersteren nicht viel mehr übrig bleibt, als der gewöhnliche Taglohn.

Der natürliche Arbeitsertrag ist die Befriedigung des Bedürfnisses, um dessentwillen die Arbeit verrichtet wird. Erreicht eine bestimmte Arbeit dieses Ziel nicht, so wird der Mensch, der das Bedürfniß empfindet, einen anderen Weg einschlagen, um zu dieser Befriedigung zu gelangen. Häufig ist auch die Wahl dazu vorhanden. Ernährt er sich von der Jagd und er kann das Edelwild, welches er verfolgt, nicht erlangen, so wird er sich mit niederem Wild und schließlich mit Krähen begnügen müssen. Im tausendfach gegliederten Culturstaat kommt diese directe Befriedigung des Bedürfnisses nur selten mehr vor. Der Mensch arbeitet, um Werthobjecte zu gewinnen, für welche er die Gegenstände seines Bedarfs eintauschen kann. Die natürliche Höhe dieses Arbeitsertrages ist nun die Gewinnung der Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse. Allein diese Bedürfnisse sind, wie wir bereits gesehen haben, außerordentlich elastisch, sowohl nach einzelnen Berufsständen als innerhalb eines Erwerbzweigs selbst. Bei den höheren Berufsarten machen die sonst nothwendigsten Lebensbedürfnisse, Nahrung und Kleidung, den geringsten Theil des Bedarfs aus; ein größerer Theil wird von den Bedürfnissen der Wohnung, der Geselligkeit, geistiger Befriedigung und Erhebung, so wie den Rücksichten, welche man einer gewissen Stellung schuldig ist, in Anspruch genommen. Auch die weniger bemittelten Classen, welche in der Regel von der Hand in den Mund leben und nicht mehr verdienen, als ihr nothwendiger Lebensunterhalt erfordert, deren Sparcasse der Rückgriff auf die Armenpflege, haben einen großen Spielraum in der Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Der ärmste Tagelöhner, wenigstens in den industriellen Staaten, pflegt sein Sonntagskleid zu haben und dem zum Leben durchaus nicht erforderlichen Bedürfnisse des Rauchens zu huldigen. In einer Gegend Deutschlands z. B. hat der ländliche Arbeiter täglich wenigstens zu einer

Mahlzeit Fleisch, während in anderen nur jeden Sonntag solches auf dem Tisch erscheint, in schlechten Zeiten aber Monate lang entbehrt werden muß. Der natürliche Arbeitsertrag sollte, wie bemerkt, je nach der Berufsclasse so hoch sein, daß er nicht bloß die nothwendigsten Lebensbedürfnisse des Individuums deckt, sondern auch dessen Erziehungskosten amortisirt, sei es auch nur in der Form der Erziehung der Kinder, und daß er zugleich seine geistigen Bedürfnisse befriedigen kann, so weit solche bei dem jeweiligen Stande der öffentlichen Bildung sich Geltung machen. Dieses natürliche Maß des Arbeitsertrages kann mehr oder weniger überschritten werden. Dann befindet sich die Gesellschaft in blühendem Zustande: die Kleider, die Wohnungen, die Nahrungsmittel werden zusehends verbessert, wie wir ein glänzendes Beispiel in unserer Generation erfahren haben; die Verkehrsanstalten werden vervielfältigt und ausgedehnt, die Bildungsmittel vermehrt, die öffentlichen Vergnügungen bereichert und die junge Generation durch sorgfältigere Erziehung auf einen höheren Stand der Bildung und der Productivität gebracht. Lüften wir dagegen den Vorhang vor der Kehrseite und betrachten wir, was sich begeben muß, wenn der Arbeitsertrag hinter dem natürlichen Bedürfniß zurückbleibt! Da ist in erster Linie zu unterscheiden zwischen vorübergehender und dauernder Schmälerung des Arbeitsertrags. Bei vorübergehendem Sinken des Arbeitsertrages unter das natürliche Maß, sei es, daß dieses absolut erfolge, indem die Geschäfte sich zeitweise verschlechtern, oder daß es relativ erfolge, indem wegen Theurung der Lebensmittel der gewöhnliche Verdienst nicht mehr so weit reicht, — in einem solchen Falle wird die Sparcasse angegriffen, bezw. vom Capital gezehrt, und wenn dies nicht geht, an den sonstigen Lebensbedürfnissen gespart: statt zur regelmäßigen Zeit ein neues Kleid anzuschaffen, wird mit dem alten sich beholfen, schlechterer Tabak oder schließlich Surrogate geraucht; es wird dem Fleisch entsagt, bis schließlich die Aermsten zur ausschließlichen Kartoffelnahrung herabsinken. Ist die Ursache des Leidens beseitigt, so nimmt die Gesellschaft auch bald wieder ihre behagliche Stellung ein.

Anders verhält es sich bei dauernder Schmälerung des Arbeitsertrages. Dieselbe kann einzelne Familien und Erwerbszweige oder auch ganze Länder treffen. Dann sehen wir an Land und Leuten schon von außen die überhand nehmende Armuth an den mageren Aeckern, den verfallenden Häusern, den zerlumpten Kleidungen und den lungernden Bettlern. Ein solcher dauernder Verfall bei einzelnen Familien, rühre er von selbstverschuldetem oder unverschuldetem Unglück her, ist in der Regel ein Object der öffentlichen oder freiwilligen Armenpflege; denn es kommt nur ausnahmsweise vor, daß solche Familien durch Ergreifung eines neuen Erwerbzweiges mittels eigener Kraft sich wieder emporarbeiten. Trifft eine solche dauernde Schmälerung des Arbeitsertrags einen ganzen Erwerbszweig, wie z. B. die Spinner nach Erfin-

dung der Spinnmaschine, die Schreiber nach Erfindung der Buchdruckerei, dann ist nur zu helfen durch Erlernung und Ergreifung eines anderen Erwerbszweiges. Jede Unterstützung, welche dazu dient, den Widerstand des untergehenden Geschäftszweiges zu verlängern, würde das Uebel nur vergrößern, indem der unaufhaltsame Untergang nur hinausgeschoben und den betroffenen Personen Zeit gelassen wird, im vergeblichen Kampf gegen das Unvermeidliche ihr Hab und Gut aufzuzehren, ihre Körperkraft dahinschwinden zu sehen und endlich gar noch die Energie zu verlieren, deren man zur Gründung eines neuen Geschäftszweiges bedarf. Glücklicher Weise wird es in der Regel so weit nicht kommen, sondern die betroffenen Personen bei Zeiten in anderen Arbeitszweigen Unterkommen suchen. Wir haben ein solches Beispiel erst kürzlich während des amerikanischen Bürgerkrieges erfahren, indem die Arbeiter aus den durch den Mangel an Rohstoff brach gelegten Baumwollenfabriken, wenigstens in Deutschland, in der Landwirthschaft und anderen Gewerben leicht untergebracht wurden.

Erstreckt sich der Verfall aber auf ein ganzes Land (wie z. B. Spanien), dann ist er schwer aufzuhalten, die Bevölkerung nimmt dann ab, indem mehr Kinder und Greise aus Mangel an Pflege sterben, — eine Umkehr zum Aufschwung ist noch schwerer. Die Volkswirthschaft allein kann da nicht helfen.

Früher haben einzelne Volkswirthschaftslehrer zwischen **productiver** und **unproductiver Arbeit** unterscheiden zu sollen geglaubt. Sie verstanden unter unproductiven Arbeitern nicht solche, welche gar keinen Arbeitsertrag erwerben, sondern solche, welche nicht unmittelbar an der Erzeugung eines Gutes oder Werthgegenstandes betheiligt, etwa nur indirect für die Production nützlich sind, indem sie Person und Eigenthum schützen, wie Polizei, Richterstand und Soldaten, oder die Productionskraft steigern, wie der Lehrerstand, oder direct dazu dienen, einen entbehrlichen Genuß zu befriedigen, z. B. Sänger, Musiker, Schauspieler. Diese Unterscheidung ist ganz willkürlich und unhaltbar, oder beruht vielmehr auf einem Irrthum in der Terminologie. Ein Arbeiter ist jeder, welcher Hindernisse hinwegräumen hilft, die der Befriedigung eines rechtmäßigen Bedürfnisses entgegenstehen. So wenig sich nun eine Gränze angeben läßt, wo ein Genußgegenstand aufhört, ein Bedürfniß zu befriedigen, weil die Stufenleiter der Bedürfnisse und der Genußfähigkeit unbegränzt ist, eben so wenig läßt sich zwischen **productiven** und **unproductiven** Arbeitern in dem genannten Sinne unterscheiden. Allerdings läßt sich denken, daß Jemand unnützes Zeug treibt, allein dann ist er eben kein Arbeiter oder verrichtet in dem gegebenen Moment keine Arbeit, sondern nur einen Zeitvertreib, wie die Rehberger in Berlin, als sie 1848 auf Befehl des Magistrats Gräben machten und wieder zuwarfen; denn **Arbeit** setzt **Werthschaffung** voraus und Werthschaffung ist Gütererzeugung oder **Production**.

Der Arbeitsertrag, dessen natürliche Basis das Maß der Befriedigung der Bedürfnisse, wird aber nicht bloß dadurch bestimmt, sondern eben so wesentlich durch Nachfrage und Angebot, und im engeren Sinne durch die Concurrenz. Wird ein Product von dem consumirenden Publicum stark gesucht, so können diejenigen, welche die betreffende Waare verfertigen, einen höheren Preis dafür fordern. Dieser hohe Preis lockt Andere zur Verfertigung derselben Waare, welche nun, in größerer Masse ausgeboten, billiger abgelassen werden muß, wenn man den Kreis der Abnehmer erweitern und die Waare an den Mann bringen will; denn wegen des Gesetzes des Stoffwechsels können Waaren nicht auf unbestimmte Zeit aufgehoben werden. Je schwieriger eine Verrichtung, je seltener die Eigenschaften, welche zur Erzeugung gewisser Güter erforderlich sind, um so geringer pflegt die Concurrenz gleichwerthiger Arbeitskräfte zu sein. Wir sehen daher in den schwierigeren Productionszweigen und in den höheren Berufsarten lucrative und glänzende Stellungen, welche durch keine Concurrenz beeinträchtigt werden. Es sind die glücklichen Loose in der Lotterie des Lebens. Nicht Alle sind so glücklich, bei gleicher oder besserer Begabung solche Loose zu ziehen, weil sehr viel von Erziehung, Familienverbindung, Partei-Unterstützung, Freundschaft und dem Zufall abhängt. Sind ja manche glänzende Stellungen im Staate in gewissen Ländern Monopol bevorrechtigter Classen, wovon namentlich England das in die Augen fallendste Beispiel liefert, indem die jüngeren Söhne des Adels, welche keinen Grundbesitz erben, durch Aemter und Pfründen des Staates erhalten werden. Diametral entgegengesetzt dieser Gattung höherer Berufsarten sind die eigentlichen Pioniere der Arbeiterwelt, die bahnbrechenden Forscher der Wissenschaft, die Erfinder, Entdecker, die commerciellen, financiellen, industriellen, technischen Genies, welche neue große Erwerbszweige schaffen und ins Leben führen. Solche Männer sind unabhängig von der Concurrenz, weil sie ihrer Zeit vorauseilen und in der Regel ihren Lohn schon gefunden haben, wenn die neue Production sich allgemeiner einbürgert. Freilich erheben auch sie sich in der Regel nur auf den Ruinen getäuschter Hoffnungen und Bestrebungen von tausend Anderen, welche nicht so glücklich waren, das angestrebte Ziel zu erreichen, aber es durch ihre Bemühungen doch vorbereiten halfen.

Hat sich eine neue Production, ein neuer Erwerbszweig einmal bewährt, dann pflegt sich die Speculation dessen zu bemächtigen und die Concurrenz mit Macht anzuziehen. Es lassen sich nämlich zwei Beobachtungen in solchen Entwicklungsphasen der Gütererzeugung machen, welche den Hauptvorgang in dem Ringen von Angebot und Nachfrage erklären. Die eine ist die, daß die große Masse der Menschen als Producenten sehr wenig originelle Gedanken hat, gleichzeitig aber sehr habgierig ist. Daher sehen wir, sobald irgendwo in der Production ein neuer Gedanke auftaucht, dessen Erzeugnisse

höheren Preis erzielen, die Concurrenz mit einer wahren Gier sich auf die Herstellung desselben Artikels werfen und sich sehr häufig dabei überstürzen. Denn die Erzeuger einer bestimmten Waare sind nicht im Stande, immer gleich zu übersehen, ob der Markt gesättigt ist. Es wird dann häufig etwas zu viel von dieser Waare gemacht, daß zuletzt der Absatz stockt, der Artikel unter dem Kostenpreis losgeschlagen werden muß und die Producenten genöthigt sind, sich wieder ihrem früheren oder einem anderen Zweige zuzuwenden. Dies ist indessen nicht immer so leicht bewerkstelligt, weil zur Erzeugung mancher Güter kostspielige Anlagen nothwendig sind, die nicht immer wieder zu anderen Zwecken verwendet werden können. Zuweilen sind solche Industrieen genöthigt, eine Zeit lang mit Schaden fortzuarbeiten, in der Hoffnung, daß die Conjunctur sich bessere, um nicht ihr Anlagecapital verlieren zu müssen und die bei ihr beschäftigten Arbeiter außer Brod zu setzen. Die Concurrenz ist am stärksten, je mehr sie sich den Erwerbszweigen nähert, welche sich mit der Herstellung der Gegenstände des nothwendigsten Lebensbedarfs befassen; denn darin ist bei Weitem die Mehrzahl der Menschen beschäftigt. Ihre Gefahr wird aber dadurch auf das geringste Maß beschränkt, daß sie zugleich die größte Zahl der Consumenten, d. h. alle Menschen eines gegebenen Gebietes, als Abnehmer haben. Die Schwankungen zwischen Angebot und Nachfrage sind auch bedeutend gemildert worden, seitdem durch die große Erleichterung der Transportmittel kraft des Dampfes der ungleiche Ertrag der Aernten verschiedener Welttheile ausgeglichen wird. Denn das beste Mittel, die ungleiche Vertheilung der Gütererzeugung oder Ueberproduction an einem Orte und Ausfall am anderen, Aufstauung von Waaren in einem Lande und Mangel daran im anderen, auszugleichen, ist möglichst freier Verkehr, möglichst ausreichende, rasche, billige Transportgelegenheit, möglichst wohl organisirter, mit den Hauptpulsadern des Weltverkehres in Zusammenhang stehender Markt.

Aehnlichen Bedingungen, wie die Bildung des Arbeitsertrages, unterliegt auch — der Lohn.

Lohn ist die Vergütung für die Bemühungen einer für Rechnung und auf Gefahr eines Anderen arbeitenden Person.

Die Lohnfrage ist in neuerer Zeit von zwei Seiten als Agitationsmittel benutzt worden. Auf der einen Seite ist es den Arbeitern in vielen Geschäftszweigen gelungen, durch gemeinsames Zusammenstehen eine dauernde Lohnerhöhung durchzusetzen, anderentheils wurde sie zu demagogischen Umtrieben mißbraucht. Um den letzteren einen Anschein wissenschaftlicher Begründung zu geben, wurden die Aussprüche eines ausgezeichneten ökonomischen Denkers (Ricardo) verdreht und sein angeblicher Satz, „daß der durchschnittliche Arbeitslohn nach dem nothwendigen Lebensunterhalt sich richte“, als sogenanntes ehernes Gesetz in die Welt posaunt. Ricardo's wirklicher Ausspruch lautet

aber etwas anders. Er sagt: „Der natürliche Preis der Arbeit ist derjenige, welcher den Arbeitern im Allgemeinen die Mittel gewährt, zu bestehen und ohne Zu- oder Abnahme ihr Geschlecht fort zu erhalten. Es kommt dabei nicht auf den Geldbetrag an sich, sondern auf die Lebensmittel an, welche man sich damit verschaffen kann. Ein Steigen des Preises der Lebensmittel wird also auch den natürlichen Preis der Arbeit steigen machen und umgekehrt. Der laufende (currente) Preis der Arbeit ist derjenige, welchen die Arbeiter erhalten nach den Verhältnissen von Angebot und Nachfrage. Steht der laufende Preis über dem natürlichen Preis, dann ist das Schicksal der Arbeiter ein befriedigendes; steht aber der Lohn unter dem natürlichen Preis, dann ist das Loos des Arbeiters ein bedauernswerthes, die Armuth erlaubt ihm dann nicht mehr, sich die Gegenstände zu verschaffen, welche die Gewohnheit ihm nothwendig gemacht hat. Dieser Zustand kann sich erst bessern, wenn der laufende Preis der Arbeit wieder zum natürlichen hinaufsteigt, und dies kann nur geschehen entweder dadurch, daß durch solche Entbehrungen die Zahl der Arbeiter abnimmt oder daß die Nachfrage nach solchen steigt. Trotz der Tendenz des Lohnes, auf den natürlichen Preis zurückzukommen, kann er sich doch lange Zeit sehr hoch erhalten, wenn das Capital beständig wächst. Im umgekehrten Fall dagegen, wenn der Capitalvorrath still steht oder sinkt, ist auch eine Verschlechterung des Arbeitslohnes nicht aufzuhalten." Dem von demagogischer Seite aufgestellten sogenannten ehernen Gesetz, „daß der durchschnittliche Arbeitslohn nach dem nothwendigen Lebensunterhalt sich richte", weil, wenn er darüber steige, die Arbeiter-Bevölkerung sich so vermehre, daß die Söhne dem Vater Concurrenz machen, während, wenn er darunter hinabsinke, Arbeiter sterben würden, so lange bis das verminderte Angebot den Lohn wieder steigen mache, haben wir den Satz gegenübergestellt: daß das Maß der Bedürfnisse sich nach dem Lohn richtet. Eine kritische Prüfung der Ricardo'schen Ansicht wird ergeben, daß dieselbe mehr mit dem letzteren als mit dem ersteren Satze übereinstimmt und eine nähere Analyse der Elemente und Verhältnisse, welche die Höhe des Lohnes bedingen, wird diesen Satz beweisen. Zuvörderst müssen wir es als ein frevelhaftes Spiel mit den heiligsten Interessen der arbeitenden Classen im engeren Sinne bezeichnen, wenn man sie auf der einen Seite im Handumdrehen zu ihrem eigenen Verderben schrankenlos sich vermehren und andererseits wie die Mücken hinsterben läßt, um die Wage des Arbeitslohnes der aufgestellten Schablone gemäß sinken und steigen zu machen. So geht es gar nicht zu im wirklichen Leben, wenigstens nicht in der Regel und nur mit der Regel, nicht mit der Ausnahme, hat es die volkswirthschaftliche Untersuchung zu thun. Bevor ein halbes Menschenalter vergeht, bevor der Sohn dem Vater Concurrenz machen kann, bis dahin kann das Capital so gewachsen sein, die industriellen Verhältnisse können sich so gehoben haben, daß Arbeiter

mehr gesucht sind, als vorher, daß die Löhne vieler Erwerbszweige bei steigender Bevölkerung um 25 und 50 pCt. gestiegen sind, — und auf der Kehrseite wird es wenige Arbeiter geben, welche solche Narren sind, daß sie lieber Hungers sterben, als in einem anderen Erwerbszweige oder in einem anderen Lande Beschäftigung zu suchen. Allerdings begibt es sich in blühenden industriellen Zuständen, nach reichen Aernten, daß mehr Ehen geschlossen werden, und auf der Kehrseite bei zeitweilig gedrückten Umständen, daß mehr Kinder, Greise und Kranke aus Mangel an Pflege sterben. Diese Fluctuationen der Bevölkerung werden von der Statistik regelmäßig beobachtet, aber viel mehr noch als Folge des Schwankens der Aernteverhältnisse und der von der Witterung und von zufälligen Epidemieen abhangenden Gesundheitszustände oder eines Krieges, denn als Folge industrieller Verhältnisse.

Da das Motiv der Arbeit die Befriedigung der Bedürfnisse ist, so ist die Basis und der Zweck des Lohnes natürlich auch die Erhaltung des Lebens; allein die Höhe desselben, das größere oder geringere Maß, in welchem der Arbeiter seine Bedürfnisse zu befriedigen im Stande ist, hängt nicht von diesem Bedürfnisse selbst ab, sondern von vielen anderen Umständen. Dies erhellt schon aus dem einzigen Beispiele, daß nach üppigen Aernten, wo der Preis der Lebensmittel sinkt und die Gegenstände des nothwendigen Bedarfs viel billiger zu haben sind, der Lohn, statt daß er, wie man erwarten sollte, sinkt, vielmehr in der Regel steigt; — daß er dagegen bei eintretender Theurung der Lebensmittel unter gleichen Verhältnissen eher die Neigung zum Sinken hat. Diese Erscheinung hat ihren Grund darin, daß im ersten Falle der Capitalvorrath, so wie die Neigung, denselben productiv anzulegen, und demzufolge die Nachfrage nach Arbeitern wächst, während im zweiten Falle die hohen Preise der Lebensmittel zwingen, die Ersparnisse oder sogar das Capital anzugreifen, wodurch die Nachfrage nach Arbeitern sich vermindert, während gleichzeitig das Angebot von solchen sich vermehrt, indem viele Personen durch die Theurung gezwungen werden, mittels Arbeit über die gewöhnliche Zeit ihren Verdienst zu erhöhen.

Analysiren wir die Elemente, welche die Höhe des Lohnes bedingen, so finden wir, daß dieselbe dauernde und wechselnde, subjective und objective Bestimmungsgründe hat, welche sämmtlich unter der allgemeinen Regel der Nachfrage und des Angebots begriffen sind. Dauernde Bestimmungsgründe sind solche, welche in der Leistungsfähigkeit einer Person, eines Erwerbzweiges, eines ganzen Volkes und Landes liegen; wechselnde hangen mit den Schwankungen der Aernte, der politischen und industriellen Verhältnisse (Krieg und Krisen) zusammen. Der wichtigste Bestimmungsgrund der Höhe des Lohnes ist der subjective, d. h. der Grad der Tüchtigkeit des Arbeiters. Eine Person erhält um so höheren Lohn, je künstlichere, geschmackvollere, bessere, brauchbarere Producte sie zu machen im Stande ist; je exacter,

zuverlässiger, prompter, reinlicher, geschmackvoller sie arbeitet; je mehr der Arbeitgeber oder Unternehmer sich auf sie verlassen, je mehr er ihnen selbständige Aufgaben anvertrauen kann. Objectiv richtet sich die Höhe des Lohnes nach dem Reichthum und nach dem verfügbaren Capitalvorrath eines Landes, nach dem Grade der Entwicklung, in welchem die Industrie sich befindet, nach den politischen, socialen und Rechtsverhältnissen, nach dem Stand der Gesetzgebung, der Besteuerung, der öffentlichen Erziehung und Armenpflege, der Verkehrs- und Transportmittel. Die Höhe des Lohnes richtet sich nach dem größeren oder geringeren Grade von Annehmlichkeit oder Gefahr der Arbeit; nach der Beständigkeit, Sicherheit, Ehre der Beschäftigung, nach dem Vertrauen, das dabei nothwendig ist, nach dem Herkommen, nach der Seltenheit des Geschäfts und endlich sogar nach obrigkeitlicher Taxirung.

Ein Arbeiter, der von Haus aus körperlich schwächlich, geistig beschränkt ist, der gar keine Erziehung genossen hat, weder lesen, schreiben und rechnen, noch irgend eine technische Fertigkeit gelernt hat, steht auf der tiefsten Stufe des Lohnes, denn er ist nur als Handlanger, Gänsehirte oder Knecht untersten Grades zu gebrauchen. Auf diese Sorte von Arbeitern allein ist eigentlich die socialistische Definition anzuwenden. Sie befinden sich aber in sehr geringer Minorität, in geringerer noch, als die Fabrikarbeiter, welche selbst in den industriellen Staaten nur 5—6 pCt. der Gesammtbevölkerung ausmachen. Der Lohn steigt in demselben Verhältniß, in welchem der Arbeiter sich von dieser unteren Stufe erhebt, in welchem seine von Natur ererbten oder durch Erziehung gewonnenen Eigenschaften seine körperlichen und geistigen, moralischen und technischen Kräfte sich erhöhen. In einem armen Lande, wo wenig Arbeitsgelegenheit, ist der Lohn natürlich niedriger, als in einem reichen, wo die wohlhabenden Stände durch Sitte und Mittel bewogen werden, viel Gesinde zu halten und dadurch im Arbeitsangebot mit der Industrie zu concurriren, wo überdies das wachsende Capital productive Anlage sucht und deßhalb in steigendem Maßstab um Arbeiter wirbt. Der Arbeitslohn hat natürlich eine steigende Tendenz, wo ein dauernder Friede Unternehmungen begünstigt, die auf lange Zeit hin berechnet sind, wo gesicherte Rechtsverhältnisse, eine freie Gesetzgebung, zweckmäßige Besteuerung und großartige Transportmittel die Gewerbthätigkeit erleichtern und wo durch Vervielfältigung der Beschäftigungsarten die Nachfrage nach Arbeitern steigt, als im Krieg, bei bürgerlichen Unruhen und innerem Verfall, wo die Gewerbthätigkeit dahin siecht. Auch in starkbevölkerten Gegenden und Plätzen ist der Lohn höher, als in schwachbevölkerten, weil durch die größere Theilung der Arbeit und die Vervielfältigung der Beschäftigungsarten die Arbeitsgelegenheit wächst, da die größere Auswahl die Consumenten in höherem Maße heranzieht, und zwar nicht bloß die eigentlichen Verzehrer, sondern auch die

industriellen Verbraucher von Hülfsstoffen für ihre eigene Fabrication. So sehen wir gewisse Industriezweige sich in bestimmten Gegenden, namentlich aber in den Großstädten in immer wachsendem Maße concentriren, weil sie auch ihre Hülfsgewerbe in nächster Nähe vorfinden. Deßhalb zeigt die Praxis, daß in den am dichtesten bevölkerten Ländern und in den größten Städten neben der mannigfaltigsten Arbeitsgelegenheit der höchste Lohn zu finden ist, während Indianerstämme, die nur von der Jagd leben und von denen eine Familie auf die Quadratmeile kommt, oft Hungers sterben. Daraus geht klar hervor, daß John Stuart Mill im Irrthum ist, wenn er behauptet, daß mit der Theilung des Bodens und der Vermehrung der Bevölkerung die Arbeitsgelegenheit sich vermindere und das Loos der Arbeiter sich verschlechtere.

Der Lohn ist höher in einem unangenehmen oder gefährlichen Geschäft, weil weniger Leute sich dazu hergeben, als zu einem angenehmen und sicheren, die übrigen Bedingungen, z. B. Geschicklichkeit und Geschäftslage, natürlich als unter gleichen Umständen vorausgesetzt. Eben so wirkt Beständigkeit, Sicherheit und Ehre der Beschäftigung wegen des größeren Zudranges von Leuten ermäßigend auf den Lohn, während derselbe wieder steigt im Verhältniß zu dem Vertrauen, welches auf den Arbeiter gesetzt werden muß.

Wir haben endlich auch noch der obrigkeitlichen Taxe zu gedenken, welche in manchen Städten noch die Löhne und Waarenpreise gewisser Gewerke festsetzt. Im Mittelalter, wo die Zahl der selbständigen Gewerbetreibenden gesetzlich beschränkt war, bildete die obrigkeitliche Festsetzung der Löhne und Waarenpreise eine im Interesse des Publicums gebotene Schranke. Heute nach allgemeiner Einführung der Gewerbefreiheit hat sie keine Berechtigung mehr und sollten die noch bestehenden Taxen, denen namentlich auch die Rechtsanwalte noch allgemein unterworfen sind, gleich der Brod- und Fleischtaxe aufgehoben werden. Die Betrachtung der Bemühungen zur Erhöhung des Lohnes von Seiten der Arbeiter, namentlich durch Coalitionen zu gemeinsamer Einstellung der Arbeit, gehört zu der Wirthschaftspolitik; jedoch verdient hier angedeutet zu werden, daß Gewohnheit und Herkommen ebenfalls noch einen maßgebenden Einfluß auf die Höhe des Lohnes üben, indem dieser meist nur langsam den wirthschaftlichen Bedingungen folgt. So weit nun Coalitionen oder Verabredungen zu gemeinsamer Einstellung der Arbeit dazu dienen sollen, die volkswirthschaftliche Wirkung rascher zur Geltung zu bringen, sind solche Maßregeln gerechtfertigt.*) Wird dabei aber versucht, einen Druck auf den Willen der einzelnen Arbeiter auszuüben, so ist ein solches Beginnen als Eingriff in die Rechte der Person und die öffentliche Sicherheit, als Bruch des Gesetzes strafbar.

*) In Oesterreich ist es vorgekommen, daß bei den Schwankungen des Papiergeldwerthes Fabrikanten immer sehr rasch folgten, wenn es zu ihrem Vortheil, und sehr langsam, wenn es zum Vortheil der Arbeiter war.

Das Capital.

Als **Gut**, im weiteren Sinne des Wortes, ist jedes Ding zu betrachten, dem durch menschliche Arbeit Werth beigebracht worden ist. Es gibt daher im weiteren Sinne geistige und materielle Güter. Ein geistiges Gut, das durch die Gedankenarbeit früherer Zeit hervorgebracht, ist z. B. die Gestalt des Apollo von Belvedere, ein materielles Gut der Marmor oder die Bronze, aus welchem diese Musterform männlicher Schönheit dargestellt worden ist; ein geistiges Gut sind die wissenschaftlichen Wahrheiten und die Dichtungen, welche die Vorfahren hervorgebracht, ein materielles Gut sind die Bücher und Bibliotheken, in denen sie niedergelegt sind. Wenn man in der Volkswirthschaftslehre schlechtweg von **Gütern** spricht, so sind solche im engeren Sinne, **materielle Güter** — in sachlichen Gegenständen verkörperte Werthe gemeint.

Eine Summe von Gütern nennt man Vermögen, großes **Vermögen** — **Reichthum**.

Nach der Entwicklung des Sprachgebrauchs stellt Vermögen eine Summe von Gütern in allen ihren Entwicklungsphasen und Gesichtspunkten dar, sowohl vom Standpunkt der Erneuerung, Gütererzeugung oder Erhaltung, welche wegen des Gesetzes des Stoffwechsels nothwendig ist, wenn es nicht allmählich in sich selbst zu Grunde gehen soll, als vom bloßen Standpunkt des Genußmittels. Zur näheren Bezeichnung des Vermögens vom ersteren Gesichtspunkt aus ist ein internationales Wort in Gebrauch gekommen — das **Capital**.

Nach der Analogie der Güter unterscheidet man auch zwischen **Capital** im weiteren und engeren Sinne. Im weiteren Sinne versteht man darunter die ganze Gedanken- und Arbeitserrungenschaft der Menschheit. Man nennt daher die verdichteten Gedanken der Vorzeit, welche in der Sprache, in der mündlichen und schriftlichen Ueberlieferung, in Sitten, Gebräuchen, Formen,

Kunstgriffen, Grundsätzen uns aufbewahrt sind — geistiges Capital. Man unterscheidet ferner zwischen öffentlichem, National- oder Volkscapital, d. h. dem für alle Volksgenossen gemeinschaftlichen, zur Benutzung zugänglichen Capital und dem ins Eigenthum des Fiskus, der Gemeinden, Corporationen und der Privatleute übergegangenen Capital. Wo man schlechtweg von Capital spricht, ist nur das letztere gemeint.

Das Capital ist Vermögen, das zur Erzeugung der Güter dient. Alle Mittel und Werkzeuge, deren der Mensch zur Unterstützung seiner Arbeit sich auf dauernde Weise bedient, um für alle Zeit seine Bedürfnisse zu befriedigen, heißt man Capital. Da alle Güter wegen des in der Natur begründeten Stoffwechsels nach kürzerer oder längerer Zeit ihre gegenwärtige Form verlieren und als solche zu Grunde gehen, so müssen sie während dieses Auflösungsprocesses erneuert werden, wenn sie nicht dem Menschen verloren sein und derselbe genöthigt sein soll, seine Arbeit, wie der erste Mensch, von vorne anzufangen, d. h. ohne Werkzeuge und andere Culturmittel. Die Güter in diesem beständigen Erneuerungsprocesse, daß sie wie eisern Vieh erhalten werden, heißt man Capital.

Auf den Staat angewendet, ist das geistige Capital desselben: die Verfassung, die Gesetzgebung, die Volksrechte, die allgemeine Bildung; das Nationalcapital: die Bildungsanstalten, alle Anstalten zur Pflege des Geistes, der Gesundheit und des Verkehrs, z. B. Universitäten, Schulen, Bibliotheken, Museen, Kirchen, öffentliche Denkmäler, Spitäler, Irrenhäuser, Theater, Straßen, Brücken, Canäle, Eisenbahnen, Telegraphen ausschließlich ihres fiskalischen Charakters. Als Staats- oder fiskalisches Capital sind zu betrachten die Domainen, Staatseisenbahnen und Telegraphen, ärarische Gebäude, Servituten und andere Realrechte. Das Capital von Gemeinden und Corporationen besteht in der Regel in Grundstücken, Häusern, Gasanstalten, Wasserleitungen, Forderungen. In seiner ganzen Mannigfaltigkeit erscheint das Capital erst im Besitz des Privatunternehmers. Zuerst begegnet es uns in der Gestalt des Werkzeuges, mit dem die Arbeit ausgiebiger gemacht wird; dann als Nahrung, Kleidung, Wohnung, deren man bedarf, während man arbeitet, sodann als Vorrath in Waaren und Rohstoffen aller Art, welche zu jenem Zweck dienen können, als Hausgeräth, Schiff und Geschirr, Maschinen, Nutzthiere, Gebäude, Grund und Boden und Geld. Die beiden letzteren haben in der volkswirthschaftlichen Theorie das entgegengesetzte Schicksal gehabt, indem die Merkantilisten das Geld allein für das Capital ansahen, und indem die meisten Oekonomisten bis jetzt den Grund und Boden nicht zum Capital rechneten. Letztere begründeten ihre Ansicht damit, daß das Capital ein Arbeitsersparniß sein müsse, welches, um erhalten zu werden, durch immer neue Arbeit fortwährend reproducirt werden müsse. Diesen wirthschaftlichen Proceß nun glaubten sie beim Boden nicht zu erblicken; sie

meinten, derselbe brauche nur ein erstes Mal occupirt zu werden, um dann mit seinen unzerstörbaren Kräften (Adam Smith) oder mit seinen productiven und unvergänglichen Eigenschaften (Ricardo) oder mit seinen unentgeltlichen Naturkräften (J. B. Say) immerfort Früchte zu tragen. Merkwürdiger Weise wurde diese Annahme allgemeines Dogma, obgleich man jedes Jahr sehen konnte, wie der Boden gedüngt wird, also gleich einem anderen Capital einer periodischen Erneuerung bedarf. Dennoch schrieb man nur den in den Boden verwendeten Meliorationen (Ent- und Bewässerungsanlagen, Drainirungen) die Eigenschaft der Capitalanlage bei. Einzelne Stimmen (Hoffmann) traten zwar schon frühzeitig dieser Ansicht entgegen; vollkommen ins Nichts verwiesen wurde sie aber erst durch die große Entdeckung Liebig's über den Stoffwechsel, den die Gewinnung der Aernte im Boden hervorbringt.

Nachdem Liebig bewiesen, daß jeder Boden, von dem man fortwährend Aernten zieht, ohne ihm die Stoffe, welche man ihm durch dieselben entzogen hat, in dieser oder jener Form wieder zurückzugeben, in längerer oder kürzerer Zeit seine Fruchtbarkeit, ja die Eigenschaft, Früchte zu tragen überhaupt verliert und völlig werthlos wird, kann man keinen Zweifel mehr hegen, daß auch der Boden genau die Eigenschaft des Capitals besitzt, und um immer wirksam zu sein, erneuert werden muß.

In den Irrthum, das Geld mit Capital zu verwechseln, gerieth und geräth man durch den Umstand, daß das Geld nicht bloß als Tauschmittel, sondern auch als Werthmesser und Repräsentant des Capitals angesehen und verwendet wird. Sogar gewiegte Kaufleute haben dem Verfasser gestanden, daß sie nach einer dreißigjährigen Praxis über den Unterschied zwischen Geld und Capital noch nicht klar geworden seien; so schwer wird es Dem, welcher mit der Oberfläche sich zu begnügen pflegt, zwischen dem Schein und dem Wesen zu unterscheiden! Das Geld ist nur ein sehr kleiner Theil des Capitals. (Eine Schätzung, die wir hinsichtlich Englands angestellt haben, ergab nur ein pCt.) Durch den Umstand aber, daß alle Capitalwerthe in Geld ausgedrückt und alle Umsätze von Capitalien mittels Geldes gemacht werden, auch Capital in der Regel nur in Gestalt von Geld ausgehändigt wird, sei es als Kaufsumme, Schenkung, Erbschaft, Darlehen oder Rückzahlung, ist das große Publicum stets geneigt, den Repräsentanten für den Repräsentirten zu nehmen.

Ebenso sehr muß man sich hüten verzinsliche Schuldscheine für Capital zu nehmen, seien es persönliche oder hypothecarische Schuldbriefe, Wechsel, Obligationen, Actien, Kuxen und andere Werthpapiere. Solche Werthpapiere sind an und für sich nichts als Maculatur. Sie erhalten ihren Werth nur durch die Person oder durch das Gut, welches sie repräsentiren. Die Höhe desselben wird daher auch nicht absolut durch den Nennwerth bestimmt, sondern durch die Zahlungsfähigkeit des Schuldners

oder den reellen Werth des repräsentirten Objectes; — seien es Private, welche Schuldscheine oder Obligationen ausstellten, seien es Corporationen, Gemeinden oder Staaten; seien die Capital-Objecte Häuser oder Grundstücke, Canäle, Eisenbahnen.

Je nach der Beschaffenheit des Gegenstandes, welcher Capital darstellt, ist zu dessen stofflicher Reproduction ein längerer oder kürzerer Zeitraum erforderlich. Die einen Capitalgegenstände, wie ein großer Theil der Früchte, müssen jährlich erneuert werden, während andere, z. B. Steinhäuser, vorbehaltlich kleinerer Reparaturen Jahrhunderte dauern. Obgleich nun mit Ausnahme des durch den Umlauf der Erde bedingten Jahreswechsels keine feste Gränzlinie gezogen werden kann zwischen dem Capital, welches in kurzen und demjenigen, welches in langen Perioden erneuert wird, weil eben die verschiedenen Güter, welche das Capital darstellen, hinsichtlich ihrer Dauer eine allmählich zulaufende Stufenleiter bilden, so hat man sich doch gewöhnt, das Capital in zwei Gattungen abzutheilen, in umlaufendes und in stehendes. Unter stehendem Capital versteht man solche Werthobjecte, welche bleibend an einem Platz festgebannt sind und entweder gar nicht davon entfernt werden können oder nur so, daß sie ihren Werth verlieren z. B. Grundstücke, Häuser, Brücken, Straßen und Eisenbahnen, Canäle, Telegraphenlinien. Oder es sind solche Werthgegenstände, welche sehr dauerhaft sind und in nur sehr langer Zeit reproducirt werden müssen, z. B. gewisse Arten von Hausgeräth, Schiff und Geschirr, Werkzeuge und Maschinen. Das Geld repräsentirt im Verkehr zwar Umlaufscapital, allein vom Gesichtspunkt als Nationalcapital betrachtet muß es seiner Dauerhaftigkeit wegen zum stehenden gerechnet werden.

Als Umlaufscapital sind in erster Linie die Früchte der jährlichen Aernte zu betrachten, in zweiter Linie alle Werkzeuge, Geräthschaften, Kleider, welche in kurzer Zeit erneuert werden müssen. Vom persönlichen Standpunkt gehört hierzu auch das Geld.

Zwischen dem umlaufenden und dem stehenden Capital besteht eine Wechselwirkung, deren Folgen in der ganzen Culturentwicklung zu Tage treten. Je mehr nämlich ein Geschlecht im Aufschwung begriffen ist, d. h. Erzeugnisse oder Umlaufscapital überspart oder mehr producirt, um so mehr muß es solches, um es vor dem Verderben zu bewahren, in dauerhaftere Gestalt, d. h. in stehendes Capital umzuwandeln suchen. Auf der anderen Seite wird in einem Lande, welches im Rückgang begriffen ist, das stehende Capital aus Mangel an Zuwachs, Erneuerung oder Reparatur allmählich in Verfall gerathen. Beispiele von diesen beiden Richtungen der Entwicklung liegen überall zu Tage. Bei fortschreitenden Zuständen, wo gespart und mehr producirt, als jährlich verzehrt wird, gilt es in erster Linie, die Aernteüberschüsse in dauerhaftere Gestalt zu verwandeln d. h. in solche Güter, welche

nicht jährlich oder alle paar Jahre erneuert werden müssen, um vor dem Verderben geschützt zu sein. Es wird also z. B. mit den Aernte-Ueberschüssen mehr Vieh aufgezogen, es werden die Zugthiere vermehrt und mit deren Hülfe die Aecker besser gepflügt; es wird reichlicher gedüngt, es werden Ent- und Bewässerungsanlagen gemacht, es werden Werkzeuge, Schiff und Geschirr ergänzt, die Wege werden verbessert und die Hütten machen den Steinhäusern Platz. Macht sich ein solcher Fortschritt in einem ganzen Lande geltend, so gewinnt diese allmähliche Umwandlung der Ueberschüsse des Umlaufscapitals in stehendes Capital noch größere Ausdehnung zur Verschönerung des Lebens, zur materiellen und moralischen Hebung des Volkes: die Feldwege werden in Steinstraßen verwandelt, neben den Steinstraßen entstehen die Eisenbahnen, neben den Flüssen Canäle, neben dem Postdienst die Telegraphen. Statt daß die Armen, Kranken und Preßhaften ihre Gebrechen an der Landstraße zur Schau tragen, fängt man an, sie in Palästen zu pflegen. Die Schulräume werden aus elenden Hütten in stattliche Häuser verlegt. Wissenschaft und Künste blühen auf und allenthalben in Schule und Leben wird der Sinn für das Schöne, das Streben nach dem Idealen gehegt und gepflegt. Das Mittel dazu aber sind die durch Sparsamkeit oder Mehrproduction erzielten Ueberschüsse des Umlaufscapitals. — Wo diese fehlen, da erblicken wir die Kehrseite des eben geschilderten Zustandes. Da die Bevölkerung die Tendenz hat, sich zu vermehren, so muß sie ihre Consumtion, welche durch die Arbeit und das reproducirte Capital bestritten wird, einschränken; da vor Allem die nothwendigen Bedürfnisse für die vermehrte Volksmenge zu bestreiten sind, so fallen in erster Linie in steigendem Maßstab die Auslagen für geistige Bedürfnisse und Verschönerung des Lebens weg: Bildergallerien werden ihres Schmuckes beraubt, Theater und Museen verfallen, Hochschulen verschlechtern sich, Volksschullehrer nagen am Hungertuche, Straßen werden grundlos, das Aussehen der Häuser, die Kleidung der Bewohner lassen die überhandnehmende Entbehrung und Armuth erkennen. Mit der Verminderung der Hülfsmittel zur Ausbildung der geistigen Kräfte wird auch die Ergiebigkeit der mechanischen Kräfte geschmälert, die Minderproduction erstreckt sich zuletzt auf die nothwendigen Lebensbedürfnisse, und von da an beginnt die Noth, die Bevölkerung zu drücken, daß die Arbeitskraft noch mehr geschwächt und schließlich die Sterblichkeit vermehrt wird, indem mehr Kinder in den ersten Lebensjahren sowie mehr Greise und Kranke aus Mangel an Pflege unterliegen. Solche Nothstände können Folge von Naturereignissen, Mißwachs, Ueberschwemmung, Erdbeben, oder von menschlichen Uebelthaten, Krieg, langen bürgerlichen Unruhen, verschwenderischen, despotischen Regierungen sein oder auch des allgemeinen moralischen Verfalls des ganzen Volks, — durch welche Ereignisse und Zustände der zur ausreichenden Gütererzeugung erforderliche Capitalstock ge-

schmälert und die Arbeit der ergiebigsten Werkzeuge zur Herbeischaffung der Befriedigungsmittel beraubt wird.

Im normalen Zustand der Dinge nimmt die Wirthschaft den entgegengesetzten Verlauf, und sie muß es sogar in Folge der Solidarität der menschlichen Gedankenthätigkeit, welche wir oben untersucht haben und die jede nachfolgende Generation reicher in Ideen macht, und stärker in Productionsmitteln zur Arbeit schickt, wodurch derselben auch ein größerer Productionsüberschuß zu Theil werden muß. Wir sprechen hier von der Wirthschaft der Menschheit, des Volkes, der Erwerbsclassen im Ganzen ohne Rücksicht darauf, wie das fortwährend in der Reproduction begriffene Capital und dessen Ueberschuß sich unter die einzelnen Familien, Producenten und Arbeiter vertheilt. Diese Vertheilung ist im Allgemeinen sehr ungleich zugemessen in Folge der großen Ungleichheit der Menschen in ihren geistigen und physischen Anlagen, der Familienstellung, Erziehung und des ererbten Gutes. Die Folge davon ist, daß manche Erwerbsclassen nicht mehr Capital besitzen, als in ihren Kleidern, Geräthschaften, Werkzeugen steckt, und daß andere dafür viel mehr Capital besitzen, als zur regelmäßigen Erzeugung der zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nothwendigen Güter erforderlich ist. In Folge ungewöhnlicher wirthschaftlicher Begabung häufen sich zuweilen in den Händen einzelner Personen ungeheure Capitalien auf, welche, so lange sie von solchen geschickten Händen verwaltet werden, höhere Productionsüberschüsse abwerfen, als wenn sie unter weniger geschickte Hände vertheilt wären. Allein nicht in allen Geschäften kann solcher Reichthum erblich erhalten werden, weil viele derselben dem Wechsel unterworfen sind und viele zu ihrer Leitung ungewöhnliche Geschicklichkeit erfordern, über welche man nicht traditionel verfügen kann. Viele solcher Capitalcumulationen erhalten sich nur für eine oder zwei Generationen in der Familie, um sodann durch große Zahl oder Mißrathen der Kinder sich wieder zu zersplittern.

Solche große Capitalien pflegen nun da, wo sie, in einer Hand vereinigt und in große industrielle Anstalten concentrirt, den darin beschäftigten Arbeitern jeden Tag den Reichthum der Familie vor die Augen breiten, — ungewöhnlichen Neid zu erregen. In Zeiten, wo das Bewußtsein der Menschenrechte auch unter die weniger gebildeten Classen dringt, konnte es daher vorkommen, daß unter die berechtigten Meinungsäußerungen und Forderungen, auch unklare und unreine Motive sich mischen. Zu diesen rechnen wir in erster Linie die communistischen Bestrebungen, in zweiter Linie diejenigen socialistischen Agitationen, welche die allein berechtigte wirthschaftliche Basis verlassen. Zu letzteren müssen wir diejenigen französischen Secten rechnen, welche die Uebel der vom Glück weniger begünstigten Menschen dem großen in wenigen Händen concentrirten Capital zuschrieben und sogar nach Vernichtung des Capitals schrieen. Die armen Bethörten glichen jenem Gärtner,

der den Ast, auf welchem er saß, vom Baum sägte. Ein Glück, daß deren Vorhaben nicht gelang.

Soweit solche Angriffe gegen das wirthschaftlich erworbene und concentrirte Capital gerichtet, sind dieselben unberechtigt. Sie gewinnen erst dann ihre Berechtigung, wenn sie gegen Besitzer sich lenken, die ihr Capital einem Monopol, einem Vorrecht, das sie vor ihren Mitbürgern voraus haben, einer Bevorzugung durch die Gewalt des Staats, durch die öffentlichen Mittel vor den übrigen Erwerbsclassen zu verdanken haben. Adlige, welche Staatsdomainen zu einem Spottpreis verpachtet oder geschenkt erhalten, Fabricanten, welche durch Steuererlasse oder hohe Sperr- und Schutzzölle auf Kosten der Consumenten begünstigt werden, Speculanten, welche durch Bestechung und andere unberechtigte Mittel sich Concessionen zu gewinnbringenden privilegirten Geschäften zu verschaffen wissen, Erwerbsclassen, deren Zahl staatlich beschränkt oder durch andere Vorrechte ausgezeichnet werden, sind mit Fug und Recht ein Ziel der Angriffe der Socialisten, welche das Recht haben, die Freiheit der Arbeit, die gleichmäßige Behandlung der Arbeiter von Seiten des Gesetzes zu verlangen: — volle Freiheit, — aber kein Atom mehr, — volle Freiheit, volle passive und active Freiheit d. h. Hinwegräumung aller Hindernisse, welche den Arbeitern entgegenstehen, sei es in Beziehung auf die gewerbliche Niederlassung, sei es in Beziehung auf das Recht der Verehelichung oder bezüglich des Rechts der Unterstützung im Verarmungsfalle; — Hinwegräumung auch des Concessionswesens, welches die einflußreicheren Classen ganz wesentlich vor den Arbeitern begünstigt, weil es ihnen fast ausschließlich dasjenige Werkzeug in die Gewalt liefert, welches die befürchtete Concentrirung des Capitals in wenigen Händen am wirksamsten bekämpft, — die Vereinigung vieler kleiner Capitalien zu einem größeren Zweck mittels der Gesellschaft oder Genossenschaft und Organisation des Credits.

Die freiwillige Vereinigung vieler kleiner Capitalien hat ihr Vorbild eigentlich in der Gemeinde oder im Staat, in welchem die Leistungsfähigkeit und das Vermögen ebenfalls durch die Vereinigung vieler Einzelnen geschaffen werden. Das Zusammenwirken von Genossen zu gemeinschaftlichem Zweck tauchte schon in der germanischen Urzeit auf in der Gestalt von Opfergenossenschaften, aus denen schon damals Kranken- und Sterbecassen und Gegenseitigkeits-Versicherungsgesellschaften gegen Wasser- und Feuersnoth hervorgingen, welche die Vorgänger der späteren Gilden und Innungen bildeten (die Gesellschaftsformen werden im 2. Band näher beleuchtet). Diese Genossenschaftsformen gaben die zusammengeschossenen Mittel für den genannten Zweck einfach aus für die Bestreitung der Kosten eines Opfers, der Krankenpflege, der Bestattung, oder zum Ersatz eines durch Elementarkraft zerstörten Objectes. Die Gesellschaft beschränkte sich auf kleinere Kreise und daher auch auf geringere Capital-Beträge, sie schoß noch

kein Capital zu productiven Zwecken im höheren Maßstab zusammen. Dies erfolgte erst in den Bergwerksunternehmen mittels der Kuxe. Die Kuxe oder der Bergwerksantheil unterscheidet sich wesentlich von dem Gesellschaftsantheil der modernen Capitalgenossenschaft, der anonymen Actiengesellschaft, da die Actie nur für ihren Nominalwerth haftet und die Actieninhaber nur für den Betrag der von ihnen gezeichneten Actiencapitale zum Betrieb des Geschäftes, zu welchem die Gesellschaft gegründet ist, einzuschießen haben. Auch bei solchen Actiengesellschaften, welche unbeschränkte Haftpflicht der Actionäre stipuliren, erstreckt sich dieselbe nur auf die Verbindlichkeit für die Schulden der Gesellschaft solidarisch einzustehen, nicht darauf zu dem Productivfonds der Gesellschaft je nach Bedarf periodische Nachschüsse machen zu müssen. Dies ist aber bei der alten Bergwerksgesellschaft der Fall, dies ist Eigenschaft der Kuxe. Der aleatorische Charakter des Bergbaus bringt es mit sich, daß in einem Jahre zuweilen eine Ausbeute gewonnen wird, welche so beträchtlich ist, daß der Ueberschuß über die gewöhnlichen Zinsen des in das Bergwerk gesteckten Capitals zur Ausdehnung des Betriebs nicht verwendet werden kann und daher unter die Kuxeninhaber vertheilt werden muß, während in einem anderen Jahr zur Bewältigung der Gewässer oder zur Ausdehnung des Baues ein Schacht getrieben, ein Stollen oder eine Wasserkunst errichtet werden muß, welche bedeutende Einschüsse der Kuxeninhaber erfordern.

Die größere Entwicklung der Unternehmungslust, welche die Entdeckung von Amerika und die Auffindung des Weges um das Cap der guten Hoffnung hervorrief, und das Bedürfniß nach großen Handelsgesellschaften geltend machte, brachte die Anwendung der Actiengesellschaft in Aufnahme. Dieselbe wurde, wie wir in den historischen Rückblicken erwähnt haben, im Anfang des 18. Jahrhunderts auf alle möglichen industriellen Unternehmungen angewandt, die kolossalste Anwendung fand sie indessen nach Erfindung der Dampfmaschine durch die Errichtung von Dampfschifffahrtslinien, Eisenbahnen und großartigen mechanischen Fabriken, denen zahlreiche Creditanstalten und Versicherungsgesellschaften sich anschlossen. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß die großartigen Einrichtungen zur Erleichterung des Verkehrs und der Hebung der Production dieses Jahrhunderts dem Gesellschaftscapital der Actiengesellschaft zu verdanken ist, welche selbst im Bergbau mittels Größe des Capitals die Kuxe zu verdrängen droht.

Bisher fand bei der Organisation der Actiengesellschaften die Einschränkung Statt, daß die einzelnen Gesellschaftsantheile in so hohen Nominalbeträgen ausgegeben wurden, daß nur die wohlhabenderen Classen sich bei dieser Art der Capitalanlagen betheiligten. Die Ersparnisse der kleinen Leute wurden vorzugsweise von den Sparcassen aufgenommen, welche die gesammelten Capitalien auf Hypothek oder bei großen Instituten verzinslich anlegen, oder sie wurden von den Anleihen von Staaten und Gemeinden

aufgenommen, welche ihre Obligationen oder Lotterieloose in kleineren Beträgen ausgeben, als die Actien oder Prioritäten von Gesellschaften. Neuerdings ist nun ein Fortschritt, und zwar zuerst in England gemacht worden, dadurch, daß man durch möglichst kleine Abschnitte oder Nominalbeträge der Gesellschaftsantheile auch den ärmsten Classen die active Betheiligung an industriellen Unternehmungen, und dadurch den Eintritt in die große Geschäftswelt, welche unabhängig nach eigenem Ermessen, auf eigene Gefahr, für eigene Rechnung handelt eröffnete. Dadurch, daß man Actien bis zu einem Pfund Sterling herab schuf, und sogar deren allmähliche Einzahlung mittels ganz kleiner Beträge erlaubte, machte man es möglich, daß selbst der Aermste an industriellen Unternehmungen sich betheiligen kann. Die Sparcassen werden daher künftig nur einen Durchgangspunkt bilden für die Ersparnisse der arbeitenden Classen, welche sich allmählich in die Classe der Unternehmer emporschwingen. Auf diesem Wege ist ein nicht geringer Theil der arbeitenden Classen in England Hauseigenthümer geworden, mittels der Free-hold-land und building-societies, die anfangen, auch auf dem Continent Nachahmung zu finden.

Gewinn, Zins und Rente.

Der Ueberschuß, welcher bei der Reproduction des Capitals vom Besitzer und Ausbeuter des Capitals, d. h. dem Unternehmer, nach Ausscheidung des Arbeitsertrages erzielt wird, ist — der **Gewinn**. Ihm gegenüber steht im wirthschaftlichen Geschäft der Capital-Erneuerung — der **Verlust**. Die Begründung und Berechtigung des Gewinnes beruht auf dem Gesetz des Culturfortschrittes durch die Solidarität der menschlichen Gedankenarbeit. Wenn eine Person, ihre Wirthschaft mit nichts beginnend, es dahin bringt, durch ihre bloße Arbeit sich neben der täglichen Nahrung, Kleidungsstücke, Werkzeuge, Geräthschaften, eine Hütte, Vorräthe für den Winter zu erübrigen, was wir fast täglich unter unseren Augen ohne andere Unterstützung vollbringen sehen, so ist es klar, daß dieselbe Person im Besitz von Werkzeugen und jenen anderen Capitalgegenständen im Stande ist, neben der Befriedigung der laufenden Lebensbedürfnisse mehr als vorher zu erzeugen; also nicht bloß das bereits errungene Capital zu erhalten, bezw., in der erforderten Zeit zu reproduciren, sondern auch noch einen Ueberschuß zu erzielen. Mit je vollkommeneren Werkzeugen und Kenntnissen die nachfolgende Generation beginnt, um so höheren Gewinn kann sie erzielen. Beschränkt wird diese Ausdehnungsfähigkeit des Gewinnes durch die **Concurrenz**. Starkes Angebot von Producten in irgend einem Industriezweige drückt den Preis, und in Folge dessen den Gewinn der Producenten, bis die Wirkung, wenn sie lange andauert, auf den Arbeitslohn sich äußert. Erhält sich die Concurrenz oder vermehrt sie sich sogar, ohne daß der Kreis der Abnehmer wächst, so müssen die concurrirenden Geschäfte darauf bedacht sein, an den Erzeugungskosten zu sparen. Von Seiten der weniger einsichtigen Classe derselben geschieht dies leider zuerst fast immer auf Kosten des Arbeitslohnes; außerdem aber werden die Werkzeuge, Maschinen und Fabricationsmethoden verbessert; es werden bessere Bezugscanäle der Rohstoffe zur billigeren Anschaffung derselben oder

Hülfssurrogate gesucht (wie z. B. in neuerer Zeit die Papierfabrication in aller Stille für die ordinären Zeitungspapiere über die Hälfte Holzstoff und Stroh verwendet); es wenden sich diejenigen, welche mit am wenigsten Gewinn oder sogar mit Verlust arbeiten, wieder von dem Geschäft ab, oder gehen zu Grunde. Je schwankender die Chancen eines Geschäftszweiges sind, d. h. je weniger stätig Production und Consumtion in demselben sich ausgleichen, desto größer ist die Gefahr des Verlustes. Da diese Gefahr aber Viele von diesem Erwerbszweige abschreckt, so ist die Concurrenz um so geringer, und kann der Gewinn um so bedeutendere Höhe erreichen. Der Gewinn ist daher am mäßigsten in den am wenigsten Gefahren und Conjuncturen ausgesetzten Erwerbszweigen. Derselbe ist nämlich aus zwei Bestandtheilen zusammengesetzt; aus dem eigentlichen Ueberschuß oder Vortheil, welchen der Gebrauch eines Capitals bei der Gütererzeugung dem Besitzer verschafft und einer Versicherungsprämie gegen die Gefahr des Verlustes. Je größer die Gefahr, desto höher muß die Versicherungsprämie sein. Wenn nun Jemand das Risico für die Reproduction des Capitals und für die Gewinnerzielung dem Eigenthümer desselben abnimmt, indem er den geschäftlichen Umtrieb desselben übernimmt, so sinkt der Gewinn des Eigenthümers auf ein Minimum herab. Dessen Höhe schwankt je nach der größeren oder geringeren Sicherheit, die der Unternehmer gewähren kann, welcher das Capital geborgt hat. Der Gewinnantheil nun, welchen der Eigenthümer eines einem Unternehmer geliehenen Capitals bezieht, heißt — Zins. In der Regel wird ein Capital auf bestimmte Zeit oder, wenn auf unbestimmte Zeit, aufkündbar ausgeliehen. Ist es dagegen ohne Rückzahlungsbedingungen und unaufkündbar ausgeliehen, so daß dessen Werth entweder in Tilgungsraten einer bestimmten Reihe von Jahren oder einfach in höheren Zinsen zurückerstattet wird, so heißt man diese Zinsen — Rente.

Der wirthschaftliche Proceß der Bildung des Gewinnes, des Zinses und der Rente läßt sich am klarsten bis in das innere Getriebe verfolgen, wenn man eine Ansiedlung von ihrem Ursprung an beobachtet. Dieselbe beginnt damit, daß ein Jäger, der außer Büchse, Pulverhorn und einigen Pfund Blei an Capital nichts weiter besitzt, als eine Axt, eine Decke und einen Kessel, in der Nähe eines Flusses einen günstigen Platz auffindet, an welchem er seine Hütte errichtet. Die Jagd auf wilde Thiere und auf Bienen liefert ihm die Häute und den Honig, mit welchem er Pulver und Blei, Salz, Korn, die nothwendigsten Eisenwerkzeuge, Oel oder Kerzen, eine Uhr sich eintauschen kann. Bei einem auf die nächste Ansiedlung gerichteten Indianerüberfall gelingt es ihm, rechtzeitige Hülfe zu bringen und aus der Gewalt der Wilden namentlich ein Mädchen zu befreien, das sich entschließt, die Wildniß mit ihm zu theilen. Als Heirathsgut bringt sie ihm ein paar Kühe, Schiff und Geschirr, Hausgeräthe und Weißzeug ein. Der Jäger,

welcher vorausgesehen, daß er künftig nicht mehr so lange auf der Jagd sein dürfe, hatte vorsorglich Wildfleisch getrocknet, um für eine Zeitlang mit Nahrung versehen zu sein, bis er zur größeren Bequemlichkeit seiner Frau ein neues Blockhaus gebaut, ein Stück Feld eingefriedigt, mit Korn besäet und die Bäume eines Stückes Wald geringelt hatte, um weiteren Platz für den Kornbau zu gewinnen. Die Kühe wurden auf der benachbarten Prairie geweidet, vom weiteren Ertrag der Bienenjagd wurden ein paar Schweine und endlich ein Pflug angeschafft. Der junge Jäger, welcher nun bereits aus dem Nomaden ein Ansiedler geworden, zäunte ein großes Stück Prairie ein, welches er als Squatter oder zu einem Dollar per Acker von der Regierung der Vereinigten Staaten erworben, und bearbeitet dasselbe bereits mittels des Pfluges und zweier Kühe, bepflanzt es mit Mais und Tabak. Der Erlös des letzteren auf dem nächsten Marktort setzt ihn in den Stand, sich einen Knecht zu halten, mit Hülfe dessen er einen Fahrweg bis zur nächsten Ansiedlung herstellt, oder einen Kahn baut, mittels dessen er sich auf dem Fluß mit dem nächsten Marktort in Verbindung setzt. Allmählich wachsen seine Schweine und seine Rinder zu ganzen Heerden an, so daß er auf Fabrication von Butter und Käse und den Verkauf von Schinken und Schweineschmalz bedacht sein muß; während eine wohl assortirte Zucht von Haus- und Welschhühnern seine Küche bereichert. So war Alles im schönsten Gedeihen, eine blühende Schaar von Kindern wuchs heran, das ursprüngliche Capital hatte sich verzehnfacht, als eine einzige Nacht dem ganzen Glück ein Ende machte. Eine Indianerschar war unversehens hereingebrochen, hatte ihm das Haus über dem Kopf angezündet und das Vieh weggetrieben, so daß er noch froh war, durch große Geistesgegenwart und Entschlossenheit sich und seine Kinder auf dem Flußboote zu retten; die Früchte einer zehnjährigen Arbeit waren vernichtet. Ein Ansiedler, der sein Schicksal auf seine eigene Arbeitskraft baut, verzagt indessen nicht. Da die Indianer durch einen allgemeinen Feldzug der Ansiedler, nachträglich durch die Militärmacht der Vereinigten Staaten dauernd aus der Gegend vertrieben wurden, so entschloß sich Hans Dick, so hieß der Ansiedler, seine Farm nicht aufzugeben, sondern sein Blockhaus auf derselben Stelle in vergrößertem Maße wieder aufzurichten. Dieses Unternehmen wurde ihm dadurch ermöglicht, daß ein Geschäftsfreund ihm ein Capital vorschoß, daß der Knecht den Lohn einige Zeit bei ihm stehen ließ und daß eine alte Tante ihm ihr Capitälchen gegen eine Leibrente abtrat.

Das erstere Capital wurde um den Zins einer jährlichen Tabaklieferung dargeliehen. Dem Knechte versprach Hans Dick außer 5 pCt. noch 10 pCt. am Zuwachs des Viehstandes, welcher mit Hülfe eines Theiles des Darlehens wieder ergänzt wurde. Bald wuchsen Haus und Umzäunung wieder aus der Verwüstung empor. Mit jedem Jahr nahmen die Kinder,

mit denen der Ansiedler bis zu einem vollen Dutzend gesegnet wurde, größeren Theil an der Arbeit, mit jedem Jahr rückten auch die Ansiedlungen näher. Bald wurde der Platz, wo seine Farm an den Fluß stieß, ein Landungsplatz für die landwirthschaftlichen Producte, welche nach dem Mississippi hinabgeschickt wurden. Bald erstreckten auch die Dampfschiffe ihre Fahrten bis dahin, und es entstand eine kleine Stadt, die zuletzt gar eine Eisenbahnverbindung erhielt. Die Kinder waren mittlerweile erwachsen. Längst vorher hatte sich Dick das Eigenthum seiner Grundstücke, welche über tausend Acker umfaßten, durch einen rechtsgültigen Kaufbrief gesichert. Zur Zeit, als die Eisenbahn im Project war, waren Speculanten an den Ort gekommen, um neue Stadtviertel anzulegen, in welche der größte Theil von Hans Dick's Grundeigenthum fiel. Dieselben boten 500 Dollars für den Morgen Bauplatz und Hans Dick, nicht faul, schlug zu. Hansens Fleiß war dergestalt mit Glück gesegnet; er war plötzlich zum reichen Mann geworden, konnte das geliehene Capital zurückzahlen und mit dem Knecht abrechnen, welcher bei ihm geblieben war und schließlich eine seiner Töchter heirathete, die Hans flott ausstattete. Derselbe behielt seinen Wohnsitz in dem Städtchen und legte sein Capital zum Theil in Ländereien weiter flußaufwärts an, zum Theil lieh er es auf Hypothek aus, einen Theil aber hielt er bei der nächsten Bank in Contocurrent zur Disposition, um vorkommenden Falls stets Baargeschäfte machen zu können. Die Töchter wurden sämmtlich verheirathet, mit Ausnahme der jüngsten, welche noch bei den Eltern blieb. Jedem der Söhne hatte Hans 2000 Dollars gegeben, mittels deren sie sich weiter oben am Fluß als Farmer niederließen. Einer derselben fand später ein Steinkohlenlager, welches er erschloß und die Kohlen an die Dampfschiffe verkaufte; ein Anderer legte eine Schneidemühle mit Wasserkraft an; ein Dritter machte sein Glück auf eigenthümliche Weise. Das Petroleum-Fieber war bis in seine Nachbarschaft gedrungen; überall suchten die Speculanten nach Quellen. Bei seiner Besitzung war ein kleiner Teich, um den er einst ein paar Fremde herumschnüffeln sah. Bald traten dieselben in seine Wohnung und rückten mit ihrem Vorhaben heraus. Der Eine wollte die Farm kaufen; allein Hansens würdiger Sohn erwiederte, daß sie ihm nicht feil sei. Mit fortgesetztem Weigern brachte er es dahin, daß der Fremde das Zehnfache des Werthes bot. Hansens Sohn schlug unter der Bedingung zu, daß der Kaufpreis baar entrichtet würde, und zog auch bald mit schmunzelnder Miene ab. Nach wenigen Monaten soll der Fremde indessen den gleichen Weg eingeschlagen haben, nachdem er die Farm um einen Spottpreis veräußert. Die Nachbarn erzählten, daß er vergebliche Bohrversuche nach Steinöl gemacht habe. Er sei auf die Vermuthung gekommen, daß Petroleum erbohrt werden könne, durch einen öligen Fleck, welcher auf dem Teiche schwamm, und ein Pfifficus meinte, Hansens Sohn habe, als er Wind von dem Petroleum-

Fieber bekam, eine Flasche Mineralöl in den Teich gegossen. Wie dem gewesen sein mochte, so traf doch das Sprüchwort zu: wie gewonnen, so zerronnen! Denn Hansens Sohn zog mit seinem raschen Gewinn nach St. Louis, wo er den großen Herrn spielte und sein Capital in ein paar Jahren verjubelte, so daß ihm der Alte wieder auf die Beine helfen mußte, indem er ihm eine Farm gegen ein Drittel des Rohertrags in Pacht gab.

In dem angegebenen Beispiel haben wir die Erscheinung des Gewinnes in allen seinen Phasen und Abtheilungen: Den Verlust und den Gewinn des Capitaleigenthümers, der zugleich Unternehmer ist; den Pachtzins, die Rente, die Grund-Rente und den Gewinn-Antheil, so wie den Zins des in fremder Hand befindlichen Capitals. Obgleich derselben Quelle entsprungen, ist die Bewegung des Zinses und des Gewinnes in ihrem Erfolge doch verschieden. Wenn der Gewinn steigt oder fällt, so steigt oder fällt damit nicht zugleich auch der Zins, weil derselbe dabei noch anderen Umständen gehorcht. Zum Aufblühen gewinnbringender Geschäfte ist reichlicher Capitalvorrath nöthig; Ueberschuß an Capital aber drückt den Zins. Werden in einem Geschäftszweige hohe Gewinnste gemacht, so muß die Bewerbung um das Betriebscapital den Zins wieder steigen machen. Wenn nun auch ein Geschäftszweig für längere Zeit so guten Gewinn erzielt, daß er den höheren Zinsfuß ertragen kann, so muß durch die überhandnehmende Concurrenz, welche den Zins fortwährend steigert, der Gewinn zuletzt doch so geschmälert werden, daß er eine Anzahl von Unternehmern veranlaßt, den Geschäftszweig wieder zu verlassen oder einzuschränken. Wenn lange Zeit im Allgemeinen gute Geschäfte gemacht werden, so wächst der Capitalvorrath und drückt den Zins. Wird aber in Folge schlechter Geschäfte wenig Capital erspart, dann steigt der Zins. Hoher Gewinn und niedriger Zins stehen also in Wechselwirkung und umgekehrt; man nimmt deßhalb wahr, daß, abgesehen von vorübergehenden Geschäftsconjuncturen, in industriereichen Ländern der Zins auf die Dauer niedrig und in armen Ländern hoch ist, weil bei den letzteren wenig Capital gespart wird. Hingegen besteht wieder ein Unterschied zwischen Ländern von altem Reichthum, deren Bewohnern mehr daran liegt, ihr Gut sicher zu erhalten, als hohen Gewinn damit zu machen. Diese werden ihre Capitalien weniger in eigene Unternehmungen stecken, als sie, wenn auch zu niedrigem Zins, sicher anzulegen, also z. B. in zuverlässige Hypotheken, solide Staatspapiere, Eisenbahn- und Bank-Actien und Obligationen und in gute kurze Wechsel, während dagegen aufstrebende Länder, Erwerbsclassen und Unternehmer lieber eine weniger sichere, aber gewinnbringendere Capitalanlage vorziehen. Im ersteren Falle sehen wir vorzugsweise alte Handelsländer und Städte, z. B. Holland, Frankfurt, Basel, Lübeck; in dem letzteren Sachsen, America, England. In diesen Ländern, wo die industrielle Unternehmungslust fortwährend der Capitalansammlung voran zu eilen strebt, wird

natürlich höherer Zins geboten, als da, wo eine große Schaar reicher Capitalisten stets zu überlegen hat, wie sie ihre Zinsüberschüsse wieder als sichere Capitalanlage unterbringt. Alle diese theilweisen und vorübergehenden Schwankungen in der wirthschaftlichen Capitalbewegung ändern nichts an der großen Fluctuation des Gewinnes und Zinses, daß nämlich der Gewinn steigt, wenn der Zins niedrig, und sinkt, wenn letzterer hoch ist, daß die Folge hohen Gewinnes niedriger Zins ist und hoher Zins den Gewinn schmälert.

Weil der Unternehmer die Gefahr der Capitalanlage zu ertragen hat, so kann es vorkommen, daß der Zins den ganzen Gewinn und noch mehr verschlingt, wenn die Concurrenz der Unternehmer sehr stark, der Zins hoch, der Gewinn niedrig oder in Folge eintretender Geschäftsconjunctur verschwindend ist. Solche Fälle können aber nur vorübergehend eintreten, weil die Unternehmer von einem Geschäfte, wobei der Gewinn schwinget, sich zurückziehen. In dieser Hinsicht macht sich wesentlich der Unterschied zwischen stehendem und umlaufendem Capital geltend, indem letzteres ohne Weiteres aus einem Geschäft gezogen werden kann, während es bei ersterem meist schwer, oft gar nicht möglich ist. Aus diesem Grunde pflegt die Anlage neuer Unternehmungen, wobei das Capital fest angelegt wird, in der Regel nur mit einer gewissen Vorsicht und in solchen Productionszweigen gemacht zu werden, welche eines regelmäßigen Absatzes in weitem Kreise sicher sind. Industriezweige, welche raschem Wechsel und Conjuncturen unterworfen sind, müssen, wenn sie zu ihrer Einrichtung bauliche Vorkehrungen nöthig haben, dieselben so sparsam und leicht als möglich herstellen, damit sie bei einem Wechsel der Geschäftslage sich leichter daraus zurückziehen können. In dieser Hinsicht spielt bei der Bildung des Gewinnes eine große Rolle — die Gefahr. Die Prämie für die Gefahr, welche der Unternehmer läuft, ist ein wesentlicher Theil des Gewinnes. Je mehr Schwankungen der Absatz eines Artikels ausgesetzt ist, je mehr er der wechselnden Mode unterliegt, je größer also die Gefahr ist, daß die betreffende Waare nach einer bestimmten Zeit gar nicht mehr gekauft wird und der Unternehmer aus dem Geschäft sich zurückziehen muß, um so höher muß die Prämie für das Risico sein, um so höher also der Gewinn, durch welchen der Unternehmer sein eigener Versicherer sein muß.

Auch der Zins kann in vielen Fällen nicht ohne diese Versicherungsprämie bestehen, weil das ausgeliehene Capital nicht immer gegen Verluste sicher gestellt ist, mögen diese nun entspringen aus nachlässiger und unregelmäßiger Zinszahlung oder aus theilweisem oder gänzlichem Einbüßen des Capitals selbst. Ohne die Versicherungsprämie mag das Capital bestehen, welches auf doppeltes Unterpfand von Grundstücken oder von feuerversicherten Gebäuden ausgeliehen ist. In diesem Falle kann der Zins von stehendem

Capital auf die Dauer den niedrigsten Standpunkt einnehmen. Aehnliches mag bei Darlehen gegen Faustpfand gelten, vorausgesetzt, daß man sich Gewißheit über den Werth des letzteren verschafft. Bei Darlehen gegen Bürgschaft muß bereits eine niedrige Versicherungsprämie verlangt, der Zins etwas höher gestellt werden, weil die Sicherheit nicht mehr so absolut ist. Noch höher wird der Zins für Darlehen gegen bloßen persönlichen Credit. Jedoch ist hierbei zu unterscheiden zwischen festen, auf lange Zeit gemachten Darlehen und solchen für kurze Fristen. Der Credit mit umlaufendem Capital hat seine Hauptform in dem Umsatze in Wechseln. Die letzteren bieten, wenn sie eine gewisse Anzahl von Unterschriften solider und ehrenwerther Häuser tragen und nur auf kurze Zeit laufen, so daß man übersehen kann, daß die Vermögensverhältnisse der Unterzeichner sich nicht plötzlich verändern, für solche kurze Zeit eben so große Sicherheit wie hypothecarische Darlehen. Daher kann es vorkommen, daß, wenn bei großer Flauheit der Geschäfte viel müßiges Umlaufscapital sich bei den Banken oder sonst in einzelnen Händen anhäuft, der Zins, der in diesem Handelsverkehr Disconto heißt, noch viel tiefer herabsinkt, als der niedrigste für feste Hypothecar-Darlehen. Dagegen kann bei großer Unternehmungslust der Disconto auch für sichere Anlagen auf eine ungewöhnliche Höhe steigen, wenn die Nachfrage nach Umlaufscapital den Vorrath übersteigt.

Kommt dazu noch größere oder geringere Gefahr, so kann der Gewinn oder Zins eine Höhe erreichen, welche das Capital überholt. Capital in einer Pulvermühle angelegt, muß wegen der Gefahr der Explosion 50, ja 100 pCt. abwerfen, wenn der Unternehmer nicht riskiren will, umsonst zu arbeiten oder sein Capital ganz zu verlieren. Aehnliche Bewandtniß hat es mit den sogenannten Wucherzinsen. Leute, die kein Vermögen besitzen, keine Bürgschaft bieten können, und sonst auch in ihrer Person nicht viel moralische Bürgschaft bieten, müssen, wenn sie ein Darlehen haben wollen, selbstverständlich hohe Zinsen zahlen, damit das Capital sich durch mehrere Fälle selbst versichert. So lange die Gesetze noch bestanden, welche ein Zinsmaximum festsetzten und das Nehmen höherer Zinsen bei Strafe verboten, kam zu der Versicherungsprämie für die Gefahr, welche das Capital lief, auch noch eine Prämie für das Risico, welches die Gesetzübertretung mit sich brachte und die Mißachtung, mit welcher das Geschäft des Geldverleihens betrachtet wurde. Der Zins wurde also noch künstlich erhöht.

Ein weiteres Motiv für die Verschiedenheit des Gewinnes ist die größere oder geringere Häufigkeit des Umsatzes für das Capital. Unternehmer, welche ihr Capital öfter umtreiben, z. B. Specereikrämer, Schlächter, Bäcker, bei denen es 20—50 Mal im Jahre umgesetzt werden kann, müssen sich natürlich jedes einzelne Mal mit bedeutend geringerem Gewinne begnügen, als ein Rheder, dessen Capital erst nach vielen Jahren umgesetzt wird. Wenn es

zuweilen scheinen sollte, daß die ersteren, auf das Jahr gerechnet, doch noch größeren Gewinn von ihrem kleinen Capitale ziehen, als der Exporteur, so kommt dies daher, daß ein großer Theil ihres Einkommens auf Rechnung des Arbeitsertrages zu setzen ist. Wir berühren hiermit wieder die Frage des sogenannten Unternehmergewinnes, welcher von vielen Oekonomisten mit Unrecht als eine besondere Gattung des Gewinnes aufgeführt wird. Der Gewinn ist an und für sich schon der Ertrag des Capitals in der Hand des selbständigen Ausbeuters oder Unternehmers. Ihm gegenüber steht der Zins in seinen verschiedenen Gestalten, als Pachtzins, Miethzins, Disconto, Reporttaxe, Geldzins und Rente, als Vergütung für ein ausgeliehenes Capital.

Der Unternehmergewinn zerfällt vielmehr, wie bereits erwähnt, in Capitalgewinn und Arbeitsertrag. Er richtet sich in seiner Höhe sowohl nach dem Werthe der Arbeit, wie nach dem Risico, welchem das Capital ausgesetzt ist. Der Arbeitsertrag bietet nach den unendlichen Abstufungen der Arbeit von der mechanischsten bis zur geistvollsten so viele Schattirungen dar, daß es allerdings schwer sein mag, ihn immer zu erkennen; dennoch ist er ein Theil des sogenannten Unternehmergewinnes. Der andere Theil ist der Capitalgewinn. Derselbe ist für einen Unternehmer aus dem Grunde höher, als für den Ausleiher, weil die Prämie dazu kommt, welche der Besitzer eines Capitals für die Gefahr bezieht, die das Capital in einem Geschäftsunternehmen zu bestehen hat. Sie ist groß oder klein, jenachdem die Gefahr, der das Capital ausgesetzt, groß oder klein ist. Der Capitalgewinn wird also gering sein, wo die Gefahr gering ist, wie z. B. bei landwirthschaftlichen Unternehmungen, bei den gewöhnlichen Gewerben; der Capitalgewinn wird hoch sein, wo die Gefahr, den Erwerbsstamm einzubüßen, groß ist, wie bei gewissen Fabrikunternehmungen und großen Handelsspeculationen.

Die Zurückführung des sogenannten Unternehmergewinnes gelingt gar vollständig durch die Analysirung des Arbeitsertrages und des Arbeitslohnes. Der Arbeitsertrag darf nur nicht bloß der rein mechanischen Körperanstrengung zugemessen werden, sondern auch der Arbeit, welche der Geist vollbringt. Die Arbeit des Malers besteht nur zu einem kleinen Bruchtheile in der mechanischen Bewegung, welche den Pinsel nach der Leinwand führt; die mechanische Arbeit des Schreibens ist der geringste Theil der Arbeit des Gelehrten. Die Dienste, welche Beide leisten, um sie gegen andere auszutauschen, sind geistiger Natur. Auch der Preis für solche geistige Dinge ist dem Gesetze des Angebots und der Nachfrage unterworfen; da hohe Gaben aber selten sind, das Angebot also gering ist, so werden solche Dienste auch höher belohnt, als rein mechanische, körperliche. Ganz so verhält es sich mit dem Arbeitsertrage, den der Unternehmer bezieht. Ein glücklicher Gedanke, Vorsicht, Gewandtheit, Klugheit, sind alles Dinge und Eigenschaften, welche zu höheren Dienstleistungen befähigen, also höheren Arbeitsertrag verdienen.

Der sogenannte Unternehmergewinn besteht also nur in der Prämie für die Gefahr, welcher das Capital ausgesetzt ist, und für den Dienst, welchen dasselbe leistet (Zins), so wie in dem je nach der geistigen und körperlichen Dienstleistung, je nach dem Werthe der Arbeit bestimmten Arbeitsertrage.

Wir haben an einer früheren Stelle erwähnt, daß ein Theil der französischen Socialisten die Vernichtung des Capitals predigte. So paradox war Proudhon nicht; er wollte nur die Zinsen bis auf Null, das heißt bis auf die Verwaltungskosten, reducirt wissen und hoffte dies durch seine Volksbank zu erreichen. Sein Vorschlag lief aber auf dasselbe hinaus; denn wenn die Dienstleistung des Capitals nicht mehr bezahlt wird, dann wird Niemand mehr Capital herleihen; dann wird die Aufsammlung von Capital aufhören. Da aber die Arbeit in der Gesellschaft ohne Capital unmöglich ist (denn der Lebensunterhalt für die Arbeiter, die Werkzeuge, die Maschinen, die Häuser, die Rohstoffe sind Capital), so würde aus der Vernichtung des Capitals nicht allein der Ruin der menschlichen Gesellschaft, sondern die Vernichtung des Menschengeschlechtes selbst erfolgen. Glücklicher Weise ist die Macht von Schwärmern nicht so groß, um die Menschheit zum Selbstmord zu zwingen; und was den Päpsten mit dem Verbot des Zinsnehmens nicht gelungen ist, das wird auch den Propheten der Barricade nicht gelingen. Die Natur ist stets kräftiger, als die Thorheiten einzelner Menschen.

Ohne den Gewinn könnte das Capital so wenig existiren, wie der Arbeiter, wie der Mensch ohne Nahrung. Dieser Gewinn kann sehr gering werden durch die Fülle des vorhandenen und angebotenen Capitals; er kann aber niemals aufhören, ohne damit auch das Capital in den Untergang zu ziehen.

Die Arbeiter, die ohne das Capital nicht existiren können, müssen allerdings wünschen, daß der Zins möglichst niedrig werde; allein zu dem Ende muß die Ansammlung des Capitals möglichst begünstigt werden, damit durch die Fülle desselben das Angebot vermehrt wird.

Die Reporttaxe oder der Zins für die an der Börse ausgeliehenen Capitalien wird an anderer Stelle behandelt, hier haben wir noch derjenigen Form des Gewinnes und Zinses zu gedenken, welche das Grundeigenthum abwirft. Auch hier ist der Gewinn das Erträgniß des Capitals, beziehungsweise des Hauses oder Grundstückes in Händen des dieselben bewirthschaftenden Eigenthümers, Pächters oder Miethers, und der Zins das Erträgniß des Capitals, welches vom Eigenthümer an einen Anderen ausgeliehen ist. Beim landwirthschaftlichen Betrieb sind beide Arten der Capitalanlagen vereinigt. Ist das Grundeigenthum verpachtet, dann ist der Pächter in der Regel der Eigenthümer des Betriebscapitals an Vieh und Vorräthen. Für dieses Umlaufscapital erwirbt er in der Regel hohen Gewinn, weil es wegen des wechselnden Ertrages der Aernten großen Gefahren ausgesetzt ist.

Der Grundeigenthümer erhält einen sehr niedrigen Zins, der in der Regel 3 pCt. nicht übersteigt, weil sein Capital fast keiner Gefahr ausgesetzt ist und weil außerdem die ehrenvolle Stellung, welche der Grundeigenthümer in der Gesellschaft und oft auch noch in der Gesetzgebung einnimmt, gewisser Maßen auch einen gewissen Bestandtheil der Capitalvergütung bildet. Trotz dieses geringen Ertrages des Grundeigenthümers wird von den meisten Oekonomisten angenommen, daß der Grundeigenthümer außer der Verzinsung des in ein Grundstück verwandten Capitals einen besonderen Ueberschuß genöffe, den sie Grund-Rente heißen. Da wir nach der oben erwähnten Charakterisirung des Grundeigenthums in Folge des Liebig'schen Gesetzes die Existenz einer solchen Grund-Rente läugnen müssen, so sind wir genöthigt, auf diesen Gegenstand hier näher einzugehen.

In der germanischen Welt entstand das Eigenthum durch Eroberung, und verkörperte sich natürlicher Weise hauptsächlich in Grund und Boden. Auch nachdem das Römerreich zusammengestürzt war, die Germanen die Erbschaft angetreten hatten, und ein neuer gesellschaftlicher Organismus im Lehenswesen sich ausgebildet hatte, geschah die Uebertragung des Grundeigenthums von einer Hand in die andere in den seltensten Fällen durch Kauf. Erst als in Folge des Aufblühens der Gewerbe und des Handels in den Städten das bewegliche Capital sich sehr vermehrt hatte, und der grundbesitzende Adel zuerst hauptsächlich während der Kreuzzüge zur Veräußerung größerer Gütercomplexe veranlaßt wurde, kam die Uebertragung des Grundeigenthums durch Kauf häufiger vor, und wurde von da an der Werth eines Grundstücks regelmäßig durch eine Capitalsumme ausgedrückt. Wo nun früher die Grundherren ihr Eigenthum nicht selbst bewirthschaften konnten, sondern es an Colonen, Erbpächter oder Zeitpächter überließen, da mußten diese dem Grundeigenthümer für die Nutznießung des Bodens natürlicher Weise eine Entschädigung geben, selbst für den Fall, wo sie die Urbarmachung des betreffenden Grundstückes, die Besiedelung desselben mit Wohn- und Wirthschafts-Gebäuden u. s. w. auf eigene Kosten unternommen hatten. Diese Vergütung für die Benutzung des Bodens hieß man die Grund-Rente. In Folge dieses ihres Ursprungs wurde sie selbst dann noch von der Capital-Rente unterschieden, als die Lehens-Verfassung zusammenfiel, als die Uebertragung des Grundeigenthums nicht mehr durch die Lehensherren, sondern nur durch Kauf, Tausch, Schenkung und Erbfall vor sich ging, als das bewegliche Capital sich stolz neben das Grundeigenthum stellte, und als man allgemein anfing, den Werth des Grundeigenthums in einer bestimmten Capital-Summe auszudrücken.

Als endlich die Natural-Wirthschaft in die Capital-Wirthschaft überging, als man anfing, für die Volkswirthschaft wissenschaftliche Principien zu suchen und festzustellen, da bemühte man sich, auch die Berechtigung der

Grund-Rente wissenschaftlich zu begründen. Man kam indessen nicht darauf, die Boden-Rente als den Ausfluß, den Gewinn eines durch das Schwert eroberten Capitals zu betrachten, sondern als den Ausfluß eines vom Capital verschiedenen Verhältnisses, des Rechtes des Grundeigenthümers am Boden und an den in demselben liegenden, „unzerstörbaren", umsonst arbeitenden Naturkräften.

Daß das bewegliche Capital das Kind der Arbeit sei, daran zweifelte Niemand; daß das unbewegliche Capital, der Grund und Boden, aber auch nur durch Arbeit occupirt werden konnte — denn die Eroberung ist (wie sehr man auch über diese kühne Behauptung spötteln mag) nur eine andere Art von Arbeit, sie ist die gefahrvollste —, daran dachte man nicht.

Schon bei den ersten Anfängen der Wissenschaft unterschieden die Oekonomisten daher drei Factoren der Güter-Erzeugung: die Arbeit, das Capital und den Boden, und in Folge dessen drei Arten von Einkommen: den Arbeitslohn, den Capitalgewinn und die Grund-Rente.

Adam Smith mißt neben der Arbeit den „unzerstörbaren Kräften des Bodens" die Eigenschaft bei, an und für sich Werth zu schaffen; Ricardo den productiven und „unvergänglichen" Eigenschaften der Erde; Say den Naturkräften (agents naturels); der Fourierist Considerant der rohen Erde. Aus der Definition, die wir oben vom Werthe gegeben haben, geht hervor, daß die genannten Schriftsteller und mit ihnen die meisten National-Oekonomen mit Unrecht den unentgeltlichen Naturkräften die Eigenschaft, an und für sich Werth zu schaffen, beigemessen und die Grund-Rente als den Ausfluß eines besonderen Factors der Güter-Erzeugung betrachtet haben.

Unter „Grund-Rente" verstehen also die Volkswirthschaftslehrer denjenigen Theil an den Früchten des Bodens, welcher nach Abzug der Zinsen oder des Gewinnes für das hineingewandte Capital, und nach Abzug des Arbeitsertrages, dem Eigenthümer des Bodens übrig bleibt. Dies soll das Product der ursprünglichen Kräfte des Bodens sein. Die Boden-Rente ist daher nach Smith, Say, Ricardo u. s. w. zu unterscheiden von der Capital-Rente.

„Boden-Rente", sagt David Ricardo, „wird derjenige Theil von der Production des Bodens genannt, der dem Grundeigenthümer für die Benutzung der ursprünglichen und unzerstörbaren Kräfte des Bodens bezahlt wird. Dies wird aber öfters verwechselt mit Capital-Interessen oder Capitalgewinn, und in der gewöhnlichen Sprache des Lebens wird unter diesem Ausdruck alles das verstanden, was der Pachter dem Boden-Eigenthümer jährlich bezahlt. Wenn von zwei neben einander liegenden Landgütern von gleichem Flächeninhalt und gleicher Fruchtbarkeit das eine alle nothwendigen und nützlichen Oekonomiegebäude besitzt, auch überdies in gutem Stande und

gut gedüngt sich befindet, zweckmäßig mit Zäunen und Gräben versehen ist, während das andere keinen dieser Vorzüge hat: so wird natürlich für den Gebrauch des einen mehr Pacht bezahlt, als für den des anderen; aber in beiden Fällen wird das, was dem Boden-Eigenthümer bezahlt wird, Boden-Rente genannt. Es leuchtet indessen ein, daß nur ein Theil von der Summe, welche jährlich für das bessere Landgut bezahlt wird, für die Benutzung der ursprünglichen und „„unzerstörbaren"" Kräfte des Bodens Ersatz ist; der andere Theil wird für die Benutzung des Capitals gegeben, das zur Verbesserung des Bodens und zur Errichtung der Oekonomiegebäude angewandt worden ist. Adam Smith nimmt manchmal das Wort „„Boden-Rente"" in dem strengen Sinne, welchen ich ihm stets beigelegt wünsche, aber weit öfter in der gewöhnlichen und gemeinen Bedeutung. Er erzählt uns, daß die Nachfrage nach Bauholz und der daraus hervorgehende hohe Preis desselben in den südlichen Ländern Europa's Ursache gewesen sei, daß man in Norwegen Länder verpachtet habe, die vorher keine Boden-Rente abgeworfen hätten. Ist es aber nicht einleuchtend, daß diejenigen, welche, wie er es nannte, Boden-Rente zahlten, keine andere Absicht hatten, als die kostbaren Bäume zu erhalten, mit denen der Boden bedeckt war, um durch den Verkauf derselben ihr Geld mit Gewinn wieder zurückzubekommen? Wenn hingegen, nachdem die Holzstämme abgeschlagen, dem Eigenthümer des Bodens irgend eine Summe für die Benutzung des Bodens, sei es, um ihn wieder mit Holz oder auch mit anderen Producten zu bepflanzen, bezahlt würde, so könnte man dies Boden-Rente nennen, da es die Bezahlung für die Benutzung der „„productiven Kräfte des Bodens"" wäre. Aber in dem von A. Smith angeführten Falle wurde das Geld für die Erlaubniß bezahlt, die Holzstämme zu fällen und zu verkaufen, nicht aber für die Freiheit, Bäume anzupflanzen. Auf gleiche Weise spricht er auch von Boden-Rente der Kohlenminen und Steinbrüche, wovon das eben Erwähnte gleichfalls gilt, daß nämlich das Geld, welches in diesem Falle dem Eigenthümer der Mine und des Steinbruchs gezahlt wird, bloß als Aequivalent der Kohlen und Steine gegeben wird, die er herauszugraben erlaubt, ohne daß es sich im Mindesten auf die ursprünglichen, unzerstörbaren Kräfte des Bodens beziehe. In einer Untersuchung, Boden-Rente und Capital betreffend, ist diese Unterscheidung von großer Wichtigkeit; denn es wird sich ergeben, daß die Ursachen, welche das Steigen der Boden-Rente bewirken, ganz verschieden sind von denen, welche auf das Steigen des Capitalgewinnes ihren Einfluß äußern, und daß Beide selten eine und dieselbe Richtung nehmen. In allen Ländern, wo die Civilisation Fortschritte gemacht hat, bleibt das Quantum, welches jährlich dem Boden-Eigenthümer gezahlt wird, mag es reine Boden-Rente oder auch noch Capitalgewinn dazu sein (Pachtgeld) durch die Wirkung entgegengesetzter Ursachen manchmal eine Zeit lang unveränderlich;

manchmal vermehrt, manchmal verringert es sich auch, jenachdem die eine oder die andere Ursache das Uebergewicht erhält. Wenn ich von „„Boden-Rente““ spreche, so wünsche ich, daß man darunter das Geld verstehe, welches der Grundeigenthümer für die Benutzung der ursprünglichen und „„unzerstörbaren““ Kräfte seines Bodens erhält. Bei der ersten Ansiedlung eines reichen und fruchtbaren Landstriches, wo man also für den Unterhalt der bestehenden Population nur eine kleine Strecke urbar zu machen und zu bewirthschaften braucht, oder wo das Capital, welches die Colonisten besitzen, vor der Hand keine größere Ausdehnung der Boden-Cultur erlaubt, gibt es gar keine Boden-Rente; denn Niemand würde wohl Lust haben, für die Benutzung des Bodens einem Anderen etwas zu bezahlen, wenn es Ueberfluß an herrenlosem Boden gibt, der folglich der willkürlichen Benutzung eines Jeden freisteht. Nach dem allgemeinen Gesetze von Vorrath und Nachfrage kann keine Boden-Rente für dergleichen Land bezahlt werden, und zwar aus demselben Grunde, aus welchem man für den Gebrauch von Luft und Wasser und vieler anderer Geschenke der Natur nichts bezahlt. Mit Hülfe einer gegebenen Quantität Materialien, des Drucks der Atmosphäre und der Elasticität des Dampfes kann man Maschinen in Bewegung setzen, welche die menschliche Arbeit bedeutend abkürzen; aber für den Gebrauch dieser Naturkräfte wird nichts bezahlt, weil sie unerschöpflich sind und zu Jedermanns freiem Gebrauche stehen. Auf gleiche Weise macht der Brauer, der Destillateur, der Färber fortwährend von Luft und Wasser in seinem Geschäfte Gebrauch; aber da beide unerschöpflich sind, so haben sie keinen Preis."

Wir sehen bei dieser Stelle, wie leicht man durch die unrichtige Auffassung des Wesens des Werthes in Irrthümer geräth. Nicht weil Luft und Wasser unerschöpflich sind, haben sie keinen Preis, sondern nur so lange sie ohne Dienstleistung zu haben sind. Das Wasser des Meeres ist unerschöpflicher, als alle Flüsse, und dennoch hätte es einen Preis, wenn man es hundert Meilen von der Küste haben wollte oder müßte. Doch wir lassen Ricardo fortfahren:

„Hätte der Boden überall die nämlichen Eigenschaften, wäre er nämlich seiner Quantität nach überflüssig vorhanden und in der Qualität sich überall gleich, so könnte man für die Benutzung desselben nichts verlangen, es müßte denn die ganz besonders günstige Lage einige ungewöhnliche Vortheile gewähren. Bloß darin hat also die Boden-Rente ihren Grund, daß der Boden hinsichtlich seiner productiven Kraft verschieden ist und man bei steigender Bevölkerung auch den Boden von geringerer Qualität oder weniger vortheilhafter Lage in Cultur nimmt. Sobald in Folge wachsender Population Boden vom zweiten Grade der Fruchtbarkeit in Cultur genommen wird, so fängt der Boden, welcher vom ersten Grade der

Fruchtbarkeit ist, an, Boden-Rente abzuwerfen, und der Preis, welcher für seine Benutzung bezahlt wird, hängt von der Verschiedenheit hinsichtlich der Qualität dieses zweierlei Bodens ab. Sobald Boden dritter Qualität in Cultur genommen wird, trägt sogleich der vom zweiten Range Boden-Rente, und diese bestimmt sich wieder nach der Verschiedenheit der productiven Kräfte des einen und des anderen. Der Boden erster Qualität steigt zugleich im Preise; denn er muß eine stets größere Boden-Rente tragen, als der zweiter Qualität, gerade wegen des Unterschiedes beider im Ertrag, bei übrigens gleicher Arbeit und gleichem Capital. So wie die Bevölkerung in dem Grade zugenommen hat, daß Boden geringerer Qualität in Cultur genommen werden muß, um nur den Lebensunterhalt zu gewinnen, so steigt die Boden-Rente alles fruchtbareren Landes." „Boden-Rente", sagt Ricardo weiter, „ist stets die durch Anwendung zweier gleicher Quantitäten Arbeit und Capital in den Producten erhaltene Differenz."

Warum, fragen wir, soll diese Differenz gerade in der Verschiedenheit der Güte des Bodens ihren Grund haben, warum nicht in der Geschicklichkeit und Klugheit des Bebauers? Guter Boden gilt in der Gesellschaft bereits als ein größeres Capital, das in demselben Verhältniß höhere Zinsen fordert, als der geringere Boden weniger Früchte trägt. Und im Urzustande, wo der Boden noch keinen Preis hat, verwirft auch Ricardo die Grund-Rente; überdies wäre da für den Eigenthümer der größere Ertrag, den sein Boden vor einem benachbarten voraus hat, der s. g. Unternehmer-Gewinn.

Der Satz, auf welchen zuvörderst Alles ankommt, ist der: Ist es wahr, daß die productiven, unzerstörbaren Kräfte, welche die Natur uns unentgeltlich liefert, neben der Arbeit (Tausch)-W e r t h schaffen helfen?

A d a m S m i t h sagt: „Bei der Bebauung der Erde arbeitet die Natur gemeinschaftlich mit dem Menschen, und obgleich die Arbeit der Natur nichts kostet, so hat dasjenige, was sie producirt, nichts desto weniger einen Werth, eben so wie dasjenige, was selbst die theuersten Arbeiter hervorbringen."

„Man kann", sagt A. Smith ferner, „die Rente als das Product jener K r a f t d e r N a t u r ansehen, deren Benutzung der Eigenthümer dem Pachter leiht. Sie ist das Werk der Natur, n a c h d e m m a n a l l e s d a v o n a b g e z o g e n h a t, w a s m a n a l s d a s W e r k d e r M e n s c h e n b e t r a c h t e n k a n n.

Dies ist selten weniger, als der vierte, oft mehr, als der dritte Theil des ganzen Boden-Erzeugnisses. Niemals würde eine gleiche Quantität menschlicher Arbeit, in Fabriken angewandt, eine so große Reproduction hervorbringen. In diesem macht die Natur nichts, der Mensch Alles."

Unser großer Lehrer irrte selten so sehr, wie hier. Auf welchen Grundlagen sollte denn jene genaue Berechnung der Größe der Boden-Rente beruhen? Unsere Landwirthe sind froh, wenn sie sehr mäßige Zinsen für das in den Boden fest verwandte Capital erhalten. Warum sollte die Natur in

den Fabriken nicht dieselbe Wirkung äußern? Ist denn die Wirkung des Wassers, des Feuers, des Dampfes, der Elektricität, welche die Maschinen in Bewegung setzen, — sind die chemischen Gesetze, die Gesetze des Falles und der Schwere, welche überall mit einwirken, nichts?

Buchanan adoptirt zwar im Allgemeinen die Theorie Smith's, bemerkt aber dazu: „Smith, indem er den Theil der Boden-Production, welcher den Gewinn des Boden-Fonds vorstellt, als vortheilhaft für die Gesellschaft betrachtet, hat nicht daran gedacht, daß die Rente nur die Wirkung der Theuerung ist, und der Eigenthümer alles, was er auf diese Weise gewinnt, nur auf Kosten der Consumenten gewinnt. Die Gesellschaft gewinnt nichts durch die Boden-Rente; nur eine Classe gewinnt auf Kosten der anderen."

Buchanan hatte hier mit Recht die englischen Zustände im Auge, wo allerdings damals durch die Kornzölle den Grundeigenthümern ein Monopol gewährt war, welches ihnen einen höheren Ertrag aus den Boden-Producten verschaffte. Dieser höhere Ertrag war aber offenbar keine Frucht des Bodens, keine Boden-Rente, sondern eine Monopol-Rente, und die Communisten hatten ganz Recht, wenn sie gegen diesen Mißbrauch ihre Geschosse schleuderten.

Mac-Culloch bemerkt: „Was man eigentlich „„Rente nennt"", ist die Summe, welche gezahlt wird für den Gebrauch der natürlichen Kräfte und der dem Boden innewohnenden Kraft. Sie unterscheidet sich gänzlich von der Summe, welche für Gebäude, Zäune, Straßen und andere Boden-Verbesserungen bezahlt worden ist. Die Rente ist also immer ein Monopol."

Derselben Ansicht sind: Scrope, Senior, Scialoja, Florez Estrada, J. B. Say, Garnier, Blanqui.

Considerant geht von demselben Princip aus, und Proudhon führte dasselbe mit seiner vulcanischen Logik ad absurdum durch das Paradoxon: „Das Eigenthum ist der Diebstahl." Er meinte nur das Grundeigenthum, und wollte mit einem grellen, frappanten Schlagworte das ausdrücken, was obige National-Oekonomen bereits zugestanden hatten, daß es Monopol sei. Sobald man das Monopol zugibt, darf man sich nicht darüber beschweren, wenn ein schärferer Logiker die Consequenz zieht.

„Man muß sich hüten," sagt Storch, „die ursprüngliche Grund-Rente für einen Zins von der Kaufsumme des Grundstückes anzusehen. Zwar kann man sich keine Länderei anders, als durch Kauf, erwerben, wenn in einem Lande aller Boden vertheilt und Eigenthum geworden ist, aber der Kaufpreis bringt nicht die Rente hervor, sondern bezahlt sie; er ist nicht ihre Ursache, sondern ihre Wirkung, und sie geht also dem Kaufe voraus."

Die letztere Bemerkung scheint uns unerheblich; denn von jeder Sache, die man kaufen will, wird vorher der Werth abgeschätzt, ob sie schon einmal verkauft gewesen ist oder nicht, der Werth mag in früherer oder in gegenwärtiger Dienstleistung, in Capital oder Arbeitslohn bestehen. Woher weiß

man denn, daß in dem geforderten Kaufpreise die Grund-Rente mit abgeschätzt ist? Carey hat sogar berechnet, daß die Kaufsumme eines Gutes niemals das dafür nach und nach aufgewandte Capital erreiche. Auch Liebig sagt in seinen „Chemischen Briefen“: „Ich habe, wie Viele vor mir, die Erfahrung gemacht, daß die Fruchtbarmachung eines an sich unfruchtbaren Bodens, wenn dessen Unfruchtbarkeit von dem Mangel an wirksamen Bestandtheilen herrührt, zu Ausgaben nöthigt, welche mehr betragen, als man für den Ankauf des fruchtbarsten Feldes zu machen hätte.“

„Die Boden-Rente“, bemerkt Storch ferner, „kann größer und kleiner werden, während das Grundstück von Einem und demselben Eigenthümer, also für den nämlichen Preis, besessen wird. Die Entdeckung einer Erzader, einer Heilquelle, die Anlegung einer Straße, eines Canals, die Errichtung einer Fabrik oder einer Niederlassung in der Nähe und tausend ähnliche Umstände können die Rente weit über die Zinsen der Kaufsumme erhöhen; andere Umstände können sie auch unter dieselbe herabbringen. Die ursprüngliche Bodenrente beruht einzig auf dem Rechte des Eigenthums. Die Grund-Rente entsteht oder ist um so höher, je näher ein Grundstück dem Markte seiner Erzeugnisse liegt, und umgekehrt.“

Wir haben dazu zu bemerken, daß in einem Lande, wo alles Grundeigenthum vertheilt und die wirthschaftliche Bewegung nicht durch künstliche Mittel: Prohibitiv-Gesetze und Monopole, gehindert ist, der Werth, den die Grund-Rente bezahlen soll, stets in dem Capital stecken wird. Und wenn bemerkt wird, daß die Grund-Rente Schwankungen unterworfen ist, daß sie höher und niedriger stehen, daß also der ursprüngliche Werth des Bodens sich vermehren und vermindern könne, so kann das auch von allen anderen Gütern gesagt werden; sie sind an dem einen Orte mehr werth, als an dem anderen, je nach dem Gesetze von Angebot und Nachfrage. Wenn man von den Naturkräften des Bodens spricht, so kann man auch die Naturkräfte des Menschen anführen. Der Arbeitslohn eines Schneidergesellen mag zwölf Groschen täglich betragen. Nun wird die Nähmaschine erfunden und eingeführt. Der Lohn sinkt auf acht Groschen. Nach einiger Zeit aber werden überseeische Märkte für Kleider eröffnet, und jeder Geselle, der früher mit der Nadel arbeitete, schafft jetzt mit der Nähmaschine. Er verdient dann vielleicht zwanzig Groschen. Ganz denselben Schwankungen sind die Preise der Waaren ausgesetzt. Jemand hat einen großen Vorrath an Eis. Nun stellt sich ein früher Frost ein, die stehenden Gewässer überziehen sich mit einer Eisdecke. Sofort ist das Eis, welches zwei Tage vorher noch zwei Groschen das Pfund gekostet hat, nichts oder beinahe nichts mehr werth, nur so viel, als es Mühe, Arbeit, Dienstleistung erfordert, um es zu holen. Ein Anderer hat einen großen Vorrath an irgend einer Waare; durch eine neue Erfindung wird die Herstellung derselben (z. B. künstliches Mineralwasser)

erleichtert. Sofort fällt der Preis. Denselben durch Nachfrage und Angebot erzeugten Schwankungen ist auch der Preis des Bodens ausgesetzt. Wenn man anführt, daß bei steigender Bevölkerung und zunehmendem Reichthum eines Landes die Bodenpreise, und folglich die Grund-Rente, steigen, so läßt sich ganz dasselbe vom Arbeitslohn sagen. Dieser ist in den industrie- und volksreichen Ländern höher, als in den armen; in England, Holland, Belgien, der Schweiz höher, als in Rußland, Oesterreich, Schweden.

Wenn die „productive Entwicklung der Gesammtwirthschaft eines Landes" die Grund-Rente oder ihr Maß bilden soll, so läßt sich das eben so gut vom Arbeitslohn — namentlich vom Schriftstellerlohn sagen. Die Schriftsteller zahlreicherer, cultivirterer und reicherer Nationen sind weit höher gelohnt, als die weniger zahlreicher, ärmerer und in der Civilisation jüngerer Völker; ein englischer oder französischer Schriftsteller gleichen Ranges verdient mehr, als ein dänischer oder russischer.

Jene Beispiele erhalten aber erst ihre Deutlichkeit, wenn wir uns das Princip noch einmal vergegenwärtigen.

Die Naturkräfte sind umsonst. Der Werth wird erst durch das Urtheil und die Arbeit des Menschen geschaffen. Der Werth repräsentirt frühere oder gegenwärtige Arbeit.

Durch den Fortschritt in der Civilisation werden immer mehr Naturkräfte der menschlichen Arbeit nutzbar gemacht. Die Arbeit kann mit Hülfe jener immer mehr hervorbringen. Der Werth der Arbeit steigt also (Uebergangs-Perioden abgerechnet) stets, während die früheren Dienstleistungen, weil sie unter ungünstigeren Umständen zu Stande gekommen, an Werth verlieren, also gegen die späteren im Nachtheile sind.

Die ursprünglichen Stoffe und Kräfte der Natur erhalten also erst Werth, nachdem der Mensch sie benutzt, in Anwendung gebracht, in die Lage versetzt hat, zur Erzeugung mitwirken zu können. Bei der Luft und dem Wasser, welche in unbeschränkter Fülle vorhanden sind, ist dies nicht zu erörtern; sie sind als unentgeltliche Naturstoffe von allen National-Oekonomen anerkannt. Anders verhält es sich nach diesen mit den Urkräften des Bodens.

Allein jene Urkräfte der Natur liegen nicht bloß in der Luft, im Wasser, im Boden, sondern auch im Dampf, in der Elektricität, im Sonnenlicht, im Magnetismus, in der Schwerkraft und allen jenen Naturkräften, die wir kennen und noch kennen zu lernen das Glück haben werden; sie liegen auch in den Thieren und endlich im Menschen selbst. Alle diese Kräfte sind an und für sich umsonst. Die Muskelkraft des Pferdes, der Geruch des Hundes, die Intelligenz und Erfindungsgabe des Menschen, sie sind unentgeltliche Naturkräfte, so gut wie die „unzerstörbaren" Urkräfte des Bodens. Wenn man

den Besitz der ursprünglichen Bodenkräfte ein Monopol nennen will, dann könnte man auch die höhere Intelligenz eines Menschen ein Monopol nennen; denn höhere Intelligenz eines solchen wirft auch mehr Arbeitsertrag ab, als das gewöhnliche den Menschen zugetheilte Maß von Verstand. Wenn der Besitz eines besseren Grundstückes ein Monopol gewähren soll, so gewährt auch der Besitz eines neuen Gedankens, so lange er nicht bekannt ist, dem Erfinder ein Monopol.

Versetzen wir uns in den Urzustand bei Entstehung einer Gesellschaft, wovon wir ein tägliches Beispiel in Amerika und Australien vor Augen haben. Der Boden sammt seinen freiwilligen Erzeugnissen hat keinen Werth, so lange der Mensch nicht Hand an ihn gelegt hat. Der Werth erscheint überhaupt erst mit dem Menschen. Ein wildes Pferd, das in den weiten Prairieen des Westens von Nord-Amerika umherläuft, hat keinen Werth, so lange es nicht eingefangen ist; der Urwald mit seinen Riesenbäumen hat keinen Werth, so lange der Mensch nicht die Axt angelegt hat. In einem unangebauten, nicht in Besitz genommenen, hundert Meilen von der Civilisation entfernten Landstriche kann das schönste Schiffsbauholz wachsen. Es hat keinen Werth. Kommt nun ein Ansiedler und schlägt Bäume, jagt Wild, rodet Boden, baut ein Blockhaus, pflanzt Mais und Kartoffeln, so erhalten die Producte, die er sich verschafft, den Werth der Arbeit, welche er darauf verwendet, sammt dem Werth früherer Arbeit oder Dienstleistung, welche er machen mußte, um sich die Werkzeuge und die Lebensmittel (im weitesten Sinne des Wortes) zu verschaffen, vermittelst deren allein er sein Werk vollbringen konnte. Erscheint an derselben Stelle ein zweiter Ansiedler, so kann der erste von seinen Producten an den anderen verkaufen. Dieser wird sich aber hüten, mehr dafür zu zahlen, als die Dienstleistung werth ist, mehr, als die Arbeit beträgt, welche der erste Ansiedler auf das Product verwandt hat, mehr, als die Mühe werth ist, die ihm durch das Erzeugniß des anderen erspart wird. Sobald A. für das Holz, das er gefällt hat, mehr Entschädigung verlangen würde, als es B. Mühe kosten würde, es selbst zu fällen, so würde B. sich selbst den Dienst leisten, das Holz zu fällen. Denn da und so lange die Bäume unentgeltlich von der Natur geliefert werden, ist das Holz nicht mehr werth als die Arbeit, welche dem Käufer durch diesen geleisteten Dienst erspart wird. B. kann dem A. mehr vergüten für das Holz, das er zu seinem Blockhause braucht, als dieser selbst dafür Arbeit aufgewandt hat, weil die Jahreszeit schon so vorgeschritten ist, daß er das Holz schleunig braucht, oder weil er nicht so viel Fertigkeit und Kraft im Holzfällen hat; die Arbeit, welche ihm erspart wird, ist also mehr werth, als die Mühe, welche A. aufgewandt hat, um die Bäume zu fällen; sobald aber A. mehr forderte, als B. durch die Dienstleistung des A. ersparen würde, so würde B. die Arbeit selbst verrichten, weil die Bäume von der Natur umsonst geboten

werden. Wenn die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika sich für den Acker wilden, unbebauten Bodens 1¼ Dollar bezahlen läßt, so ändert dies nichts an der Sachlage. Diese Kaufsumme ist nicht die Entschädigung für die „ursprünglichen Kräfte" des Bodens, nicht die Vergütung der (capitalisirten) Boden-Rente, sondern sie ist die Entschädignng für einen geleisteten Dienst, — nämlich dafür, daß die Regierung den Ansiedler in seinem Eigenthume schützt und seine Niederlassung durch öffentliche Verkehrserleichterungen begünstigt. Müßte der Colonist sich auf eigene Faust vor fremden Angriffen vertheidigen, so würde er eine große Zeit des Jahres mit Vorsichtsmaßregeln zubringen müssen, die ihm jetzt größtentheils erspart werden, und statt deren er weit mehr Arbeit vollbringen kann, als die wäre, welche ihm durch die Zahlung eines Dollars per Acker erspart wird. Wo dagegen die Wildniß so entfernt ist, daß der Schutz des Staates nicht ausreicht, da siedeln sich nur Squatter an, die für den Boden nichts bezahlen, und erst, wann die Cultur nachgerückt ist, genöthigt werden, den Preis nachträglich zu entrichten, wann die Vortheile, welche der Staat bietet, schon fühlbar werden.

Aus diesem Beispiele geht hervor, daß die ursprünglichen Kräfte der Natur an sich keinen Werth haben; daß also diejenigen, welche mit J. B. Say u. A. denselben unbedingt Werth beimessen, im Irrthum sich befinden.

Ricardo hat das eingesehen und, wie schon bemerkt, zugestanden, daß bei einer neuen Ansiedlung nur die Arbeit den Werth hervorbringe, daß also die Naturkräfte an und für sich keinen schaffen. Nachdem aber das Princip, welchem die Boden-Rente ihr Dasein verdanken würde, aufgegeben ist, kann auch dessen Consequenz sich nicht mehr halten. Ricardo rettete durch seine glänzende Dialektik nur den Schein.

„Nach den allgemeinen Gesetzen von Vorrath und Nachfrage", sagt derselbe, „kann keine Boden-Rente bezahlt werden, wo es in Ueberfluß herrenloses Land gibt." Ricardo gibt damit offenbar das Princip Preis; denn sobald „die ursprünglichen Kräfte der Natur" Werth erzeugen, so müßte dieser auch einen Preis (Boden-Rente) haben, mag derselbe noch so klein und mit unseren jetzigen Mitteln kaum zu messen sein.

Die ursprünglichen Kräfte des Bodens haben also Werth, oder sie haben keinen Werth. Im letzteren Falle gibt es keine Boden-Rente, im ersteren müssen sie auch einen Preis haben, und wäre es der tausendste Theil eines Pfennigs. Wir wissen nicht, wie man über dieses Dilemma hinaus will.

Wie wollen aber Say u. A. ihr Princip, daß jene Naturkräfte Werth haben, aufrecht erhalten, wenn dasselbe erst dann Platz greifen soll, wann die Erscheinung von Angebot und Nachfrage, ein ganz secundäres Phänomen, auftritt? Ist ein solcher Grundsatz, welcher nur je nach den Umständen Platz greift, ein Princip zu nennen? Da dasselbe in einem unangebauten Lande eine Anwendung nicht finden kann, sollte es dann überhaupt nicht auf einem

Irrthum beruhen? Ein solcher Irrthum kann aber im Staatsleben, wie wir an einer späteren Stelle sehen werden, sehr nachtheilig sein. Von solchen Grundsätzen hängt z. B. die Umlegung von Steuern ab. Nun können ganze Classen der Bevölkerung durch einen solchen Irrthum unverhältnißmäßig bedrückt werden. In der französischen Revolution schaffte die National-Versammlung, von dem Grundsatze der Physiokraten ausgehend, daß nur der Ackerbau Werth producire, alle anderen Steuern bis auf die Grundsteuer ab, und bedrückte dadurch nicht allein die Grundeigenthümer auf die ungerechteste Weise, sondern beraubte auch die Staatscasse eines so bedeutenden Einkommens, daß der Ausfall (gegen 150 Millionen) der erste Anfang zu jener furchtbaren financiellen Krise wurde, die mit dem Assignatenwesen ihren Ausgang nahm.

Glaube man also ja nicht, daß wir hier in fruchtlosem Principienstreit nutzlose Worte verschwenden. Die vorliegende Frage hat eine so ernste, folgenschwere Bedeutung, daß wir nicht gründlich genug in unserem Beweise sein können.

Adam Smith ist, wie wir bereits bemerkten, auf Kosten einer Inconsequenz der Wahrheit am nächsten geblieben; denn nachdem er anerkannt, daß die ursprünglichen Kräfte der Natur Werth hervorbringen, behauptet er, daß alle producirten Werthe eine frische oder alte Arbeit des Menschen darstellen, also angehäufte Arbeit seien. Say, indem er diese Behauptung anficht, macht dabei darauf aufmerksam, daß sie in directem Widerspruche mit dem System der Physiokraten stehe, die nur den Urkräften des Bodens die Eigenschaft zugestanden, Werth zu erzeugen, indem die Arbeit keinen Werth erzeuge, ohne einen Gleichwerth zu consumiren. Say stellt die Frage auf, ob nicht ein gefällter Baum, das freiwillige Product der Natur, einen größeren Werth hat, als den der Arbeit des Holzhackers, der den Baum umhieb. Wir antworten: wo der Boden, auf welchem der Baum wächst, keinen Eigenthümer hat, — nein; wo er einen Herrn hat, der also schon einen Dienst dafür geleistet, einen Preis dafür gegeben, — ja.

Wir haben schon erläutert, daß der Baum im Urwalde, wenn er gefällt ist, durchaus keinen anderen Preis hat, als den Werth der Arbeit, die dem Käufer erspart wird. Auch Ricardo hat dies zugestanden. Wenn der Boden in Nordamerika liegt und zu einem Dollar per Morgen gekauft worden ist, so ist eben ein Dollar Capital darauf verwandt, als Entschädigung für den Dienst, welchen die amerikanische Regierung durch den Schutz des Eigenthums vermittelst ihrer Gesetze und Waffen leistet. Wird ein Baum in einem solchergestalt erworbenen Grundstücke gefällt, so wird der Käufer außer der Arbeit, die ihm erspart wird, auch noch den verhältnißmäßigen Antheil an den Zinsen für diesen Dollar zu entrichten haben, mehr aber nicht, — für die ursprünglichen Kräfte des Bodens nichts, weil der Käufer, sollte der Verkäufer auch

dafür etwas verlangen, sofort selbst einen Acker Land sich kaufen und den Baum selbst fällen kann. Sollte B. dennoch in die Forderung des A. willigen, dann wäre dies nicht, weil er ihm eine Boden-Rente vergüten wollte, sondern aus dem zunächst liegenden Grunde, weil ihm immer noch mehr Arbeit erspart wird. Der Mehrbetrag würde also stets noch auf Conto des Arbeitslohnes kommen. A. kann nämlich von der Natur mit solchen Kräften ausgestattet sein, er kann sich durch Uebung, also durch Aufwand von Capital, so viel Geschicklichkeit erworben haben, daß er einen Baum in einer Stunde fällt, während B. drei Tage dazu braucht. A. wird nun seine Arbeit nicht nach der Mühe abschätzen, welche sie ihm verursacht, sondern nach der Arbeit, die er B. erspart. Durch seine größere Kraft hat A., wenn man es so nennen will, ein Monopol, so lange seine Forderung nicht den Preis übersteigt, um welchen B. sich das Product auf andere Weise verschaffen kann d. h. die Arbeit von drei Tagen —, oder so lange nicht ein Dritter kommt, der mit A. concurrirt, wodurch das Angebot vermehrt wird. Wenn man also von einem Monopol des Bodens sprechen will, so könnte man auch von einem Monopol der Arbeitskraft, der physischen oder geistigen, reden, denn auch sie ist, wie der Boden, auf eine gewisse Zahl beschränkt. Beide Factoren bedingen sich in Beziehung auf Quantität und Qualität wechselwirkend.

Der einzige Grund von Erheblichkeit, den Say für seine eben angeführte Meinung vorbringt, ist, daß einige Naturkräfte Eigenthum werden können, andere nicht. „Unter den Naturkräften", sagt derselbe, „sind einige der Aneignung fähig, d. h. sie können das Eigenthum dessen werden, der sich ihrer bemächtigt, wie ein Feld, ein Wasserbach; andere lassen sich nicht in diesen ausschließlichen Besitz nehmen, sondern verbleiben zum Gebrauche Aller, wie der Wind, das Meer, die Flüsse, die als Lastträger dienen, die physische und chemische Einwirkung der Stoffe auf einander u. s. w. Dieser Umstand ist sehr günstig für die Vermögens-Erzeugung. Jene Naturkräfte, die einer Aneignung fähig sind, wie die Ländereien, würden bei Weitem weniger erzeugen, wenn kein Eigenthümer der Einsammlung ihrer Früchte versichert wäre und mit Zuversicht Capitalwerth darin verwenden könnte."

Unter diesen als unentgeltlich angeführten Naturkräften können wir eigentlich nur die Luft als solche anerkennen, weil sie allein Jedem ohne Mühe zugänglich und umsonst ist. Die Flüsse können Eigenthum werden, das beweisen die Flußzölle; das Meer ist gewissermaßen Eigenthum der Küstenbewohner, die es durch Schifffahrt und Fischfang für sich ausbeuten; die Elektricität ist Eigenthum derjenigen, welche sich im Besitze der Materialien befinden, dieselbe hervorzurufen; das Sonnenlicht wird Werth schaffend durch den Apparat des Photographen; das Feuer hängt von dem Besitze von Holz oder Kohlen ab; auch die Wissenschaft, die Gesetze der Mechanik sind nicht primitives Eigenthum, sie hangen ab von Eigenschaften, die nicht jedem

Menschen gegeben sind. Nur die Luft ist also ein so unaneigenbarer Stoff der Natur, wie die Anhänger der Boden-Rente sie unterscheiden; für den Mann in der Taucherglocke ist auch sie es nicht mehr.

Abgesehen von allem dem, hätte die Theorie der Boden-Rente, selbst wenn sie richtig wäre, doch kein praktisches Dasein, so lange es noch uncultivirten Boden auf der Erde gibt, der in den Bereich von Angebot und Nachfrage gezogen werden kann. Wäre einmal die ganze Erde wie ein Garten bebaut, wären alle Mittel des Capitals, der Menschen- und Maschinen-Arbeit, der Wissenschaft, welche sämmtlich die Boden-Cultur verbessern und die Production erhöhen können, erschöpft, — dann erst würde die Theorie der Boden-Rente, wenn sie überhaupt richtig wäre, in Frage kommen. Allein gerade dann ist sie an sich nicht möglich, weil ein weiterer Mehr-Ertrag des Bodens nicht mehr denkbar ist. Aller Ertrag desselben bis zu einem solchen Culminationspunkte ist aber lediglich ein Product der Arbeit und des Capitals. Alle Vortheile, welche die Güte des Bodens und die Lage der Grundstücke gewähren, sind in einer solchen Epoche längst abgeschätzt und durch Capital bezahlt worden. Von da an kann die Natur nichts Neues mehr bieten, es müßte denn eine Erdumwälzung eintreten. In den zwei Endpunkten der Erden-Cultur, dem Urzustande und dem Culminationspunkte der Cultur, stellt sich also die Boden-Rente als unmöglich dar. Es bleibt uns noch übrig, den Zwischenzustand, in welchem wir uns befinden, zu betrachten.

Wir können bei unserer Darstellung nicht oft genug wiederholen, daß wir zur richtigen Beurtheilung der Wirkung der Naturgesetze einen normalen Zustand voraussetzen müssen, in welchem die freie Wirkung derselben nicht durch Handlungen der Menschen, durch störende Gesetze oder gewaltsame Angriffe modificirt wird. So lange in England die Korngesetze bestanden, welche die Einfuhr von Getreide mit einem hohen Zolle belegten, so lange konnte das Grund-Eigenthum allerdings eine bevorzugte Rente über den Capital-Werth hinaus beziehen. Diese Rente war aber kein Einkommen, welches in Folge eines Naturgesetzes — durch die Wirkung der ursprünglichen Kräfte des Bodens — entstand, sondern in Folge willkürlicher Gewalt, welcher die Menschen sich und die Dinge unterworfen haben. Eben so gut kann ein Bauer mit einem Sack Getreide auf den Markt gehen und einem Consumenten die Pistole auf die Brust setzen, mit der Drohung, ihn zu erschießen, wenn er ihm den Sack Getreide nicht für 100 Thaler abkaufe. Er könnte den Ueberschuß, welchen er, über die verausgabten Productions-Kosten an Capital, Zins und Arbeitslohn, erhält, „Grund-Rente" nennen; jeder Andere würde es aber eine Erpressung heißen.

Das Beispiel ist nicht aus der Luft gegriffen, denn Ricardo stellte seine

Theorie der Boden-Rente hauptsächlich aus dem Grunde auf, um den Ausnahme-Zustand in England theoretisch zu rechtfertigen. Mit Hülfe seiner hinsichtlich der Dialektik glänzenden Gründe gelang es der Regierung fast dreißig Jahre lang, eine mit den Waffen der Wissenschaft gerüstete geistreiche Opposition siegreich zu bekämpfen.

Ricardo sagt: „Bloß darin hat die Boden-Rente ihren Grund, daß der Boden hinsichtlich seiner productiven Kraft verschieden ist, und man bei steigender Bevölkerung auch den Boden geringerer Qualität oder weniger vortheilhafter Lage in Cultur nimmt. Was der Boden erster Qualität bei gleichem Capital- und Arbeitsaufwand **mehr** abwirft, das ist die Boden-Rente; und so geht es fort bis zum Boden von dritter, vierter, fünfter Qualität u. s. w."

Wo Zwangs-Gesetze die Einfuhr von Getreide hindern, da mag Ricardo Recht haben; dies beweis't aber nichts für die Existenz der Boden-Rente. Wo aber freier Verkehr aller Boden-Erzeugnisse der Erde zugelassen ist — und das muß zur richtigen Beurtheilung der Wirkung von Naturgesetzen vorausgesetzt werden, wenn die Volkswirthschaft, nachdem jene einmal festgestellt sind, sich auch mit den Störungen beschäftigen muß, welche die Wirkung dieser Gesetze beeinträchtigen —, da wird der Entwicklungsgang etwas anders sein. Denn es ist durchaus nicht nothwendig, daß die Bodenproducte durch vermehrte Nachfrage (Zunahme der Bevölkerung, des Reichthums) im Preise steigen, um Boden von geringerer Qualität zum Anbau heranzuziehen. Letzteres kann auch aus einer anderen Ursache geschehen und geschieht sogar meistens so.. Es braucht bloß durch die **Entdeckung einer vortheilhafteren Wirthschafts-Methode**, die Erfindung einer Maschine, durch die chemische Düngung, durch den Guano, Drainirung und andere Umstände der Anbau schlechten, sumpfigen oder sonst bisher ungeeigneten Bodens, oder durch die **Anlage einer Straße, eines Canals, einer Eisenbahn** der Absatz erst möglich gemacht zu werden. Dieser Boden kann dann bei gleicher Capital-Anlage eben so viel, vielleicht oft noch mehr hervorbringen, als der zuerst in Cultur genommene Boden. Letzterer hat, weil er zu einer Zeit in Anbau genommen wurde, die in der Wissenschaft, Mechanik u. s. f. noch nicht so weit fortgeschritten war, die noch keine so guten Straßen und Beförderungsmittel, keinen so großen Markt, keine so billigen Werkzeuge, kein so wohlfeiles flüssiges Capital u. s. w. hatte, wahrscheinlich noch mehr Capital erfordert, das jetzt mit dem Boden verschmolzen ist. Dieser Boden kann sogar weniger Rente abwerfen, als der mit Hülfe der neuen Technik in Angriff genommene; ja, wir glauben sogar im Gegensatz zu Ricardo, er wird stets weniger abwerfen. Mit Recht ist wenigstens anzunehmen, daß **Boden von geringerer Qualität** öfter in Angriff genommen wird, weil eine neue Entdeckung, Erfindung, weil die vermehrte Kenntniß der Wissenschaft

und Technik, bessere Communicationsmittel und das billigere Capital in den Stand setzen, solchen Boden zweiter Qualität mit derselben Capital-Anlage und derselben Arbeit eben so nutzbringend anzubauen, als den Boden erster Qualität.

Die Theorie Ricardo's beruht auf der Voraussetzung, daß die Getreidepreise mit der zunehmenden Bevölkerung und dem wachsenden Reichthume steigen. Dies ist aber durchaus nicht erwiesen. Aus der Geschichte der Preise des Getreides geht hervor, daß die Getreidepreise seit 300 Jahren, wenn man die Verringerung des Gold- und Silberwerthes in Rechnung bringt, wenig gestiegen sind. Die Preisschwankungen waren viel häufiger und größer, als heutiges Tages, und wenn die Preise in einem Jahre auch weit tiefer sanken, als bei unserem tiefsten Stande, so überstiegen sie unseren höchsten Stand auch zuweilen bedeutend. Die Beschränktheit des Marktes macht diese Thatsache leicht erklärlich. Bei unseren guten Communicationsmitteln kann sich nicht mehr ein abnormer Ueberfluß an einem Orte aufstauen, an anderen nicht so entsetzlicher Mangel eintreten, daß Hungersnoth entsteht. So viel ist klar, daß unter den damaligen Verhältnissen der Anbau des Landes mehr erschwert wurde, als jetzt. Trotz der Thatsache also, daß die Getreidepreise im Vergleiche zu früheren Jahrhunderten sich, wenn man sie mit den Löhnen vergleicht, verhältnißmäßig günstiger für die Consumenten gestaltet haben, ist der Werth des Bodens in den angebauten Ländern gestiegen, und wurde dadurch der Neubau befördert. Das kam zum Theil von der Vermehrung des Capitals her.

Ricardo geht in seiner Theorie von der Boden-Rente aber auch von einer falschen Voraussetzung aus, die der Amerikaner Carey zuerst aufgedeckt hat. „Wenn man die geschichtliche Entwicklung betrachtet," sagt Carey, „so findet man, daß die zuerst in Cultur genommenen Ländereien nicht den fruchtbarsten, sondern den minder ergiebigen, aber leicht bestellbaren Boden haben. Man findet, daß die Ansiedler sich beständig auf hochgelegenen Ländereien mit leichtem Boden niederlassen, wo Lichten von Urwald und Trockenlegung nur wenig erfordert wird, und welche für die aufgewandte Arbeit nur wenig Ertrag liefern; eben so beständig findet man, daß sie dann die Hügel hinuntersteigen und die niedrigeren und reicheren Ländereien entholzen und entwässern, sobald Bevölkerung und Vermögen zunehmen."

Wenn die Bevölkerung klein und Land daher im Ueberfluß zu haben ist, so beginnt der Anbau stets mit dem ärmeren (zum Anbau aber leichteren und weniger Capital erfordernden) Boden, und muß dies auch thun. Mit der Zunahme der Bevölkerung und des Vermögens wird immer schwererer, der Arbeit größeren Ertrag liefernder Boden in Angriff genommen, und ist dessen Ertrag im Verhältniß zu der darauf verwandten Arbeit in beständigem Steigen begriffen.

Die Colonisation Amerika's beweist die Behauptung Carey's. Ueberall, wo neue Ansiedlungen gegründet werden, wird das Prairieland, wo der Pflug sofort eingreifen kann (vorausgesetzt, daß nicht der ganze Landstrich, der besiedelt wird, mit Urwald bedeckt ist), zuerst in Angriff genommen, weil die Ausrodung bewaldeter Stellen weit mehr Arbeit und Capital erfordert. Der Prairieboden ist aber der sandige, ärmere. Der fette Schlammboden, das sogenannte Bottomland, wird erst viel später in Angriff genommen, wann Capital und Arbeitskraft genügend erstarkt sind, um einen schwereren, aber nachhaltigeren Anbau unternehmen zu können. Amerika gibt überhaupt das einleuchtendste Beispiel einer rein volkswirthschaftlichen Cultur. Dort wird der Bodenbau für nichts Anderes, als eine industrielle Unternehmung angesehen. Der Boden gehört zum Anlage-Capital; er ist stehendes Capital und bildet mit dem Betriebs-Capital das Werkzeug zur Production. Carey betrachtet daher die Boden-Rente nur als Wirkung von ausgegebenem Capital. Zum Beweise führt er mit einem großen Material statistischer Thatsachen und Berechnungen an, daß der Gesammtpreis alles Bodens in irgend einem Lande, z. B. in England oder in den Vereinigten Staaten, bei Weitem nicht so viel betrage, als die Summe, welche ausgegeben worden oder deren Verausgabung selbst jetzt nothwendig wäre, um das Land aus einem Zustande des Urwaldes in seine jetzige Lage zu bringen*).

Wer die Landwirthschaft in dem größeren Theile Europa's kennt, der wird die Rechnung Carey's für richtig halten, auch ohne das für Canäle und Straßen aufgewandte Capital in Anschlag zu bringen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß das Capital, welches in der Landwirthschaft gänzlich angebauter Länder, wie in Deutschland, Frankreich, England, der Schweiz, fest angelegt ist, eine geringere Rente einbringt, als das in jeden anderen Productionszweig geworfene Capital, auch wenn man mit uns die sogenannte Boden-Rente mit den Capital-Zinsen identificirt.

Wie wir bereits oben bemerkt haben, ist die Boden-Rente praktisch gar nicht vorhanden, wenn sie auch theoretisch zu rechtfertigen wäre. Bei der Urbarmachung eines Landes findet diese Theorie keinesfalls Platz, wie die Agricultur-Bewegung in Amerika beweis't. Auch John Stuart Mill gesteht gleich Ricardo zu, „daß die Anhänger jener Theorie nicht behaupten, daß ihr angebliches Naturgesetz Anwendung finde auf ein früheres Stadium in der Urbarmachung und Ansiedlung eines Landes. Für dieses Stadium hätten Carey's Einwendungen eine schwache Begründung. Die Ricardo'sche Theorie sei jedenfalls unhaltbar." Mill, durch die Einwendungen Carey's in die Enge getrieben, sucht die Rente dadurch aufrecht zu erhalten, daß er

*) Principles of Political Economy by H. C. Carey, 1. Theil S. 102—131.

die von Ricardo angenommene Reihenfolge aufgibt. „In welcher Reihenfolge", sagt er, „die Ländereien auch zum Anbau gelangen, diejenigen, welche in Proportion zu der für ihre Cultur erforderlichen Arbeit den mindesten Ertrag geben, werden stets den Preis der landwirthschaftlichen Producte bestimmen. Alle übrigen Ländereien werden eine Boden-Rente bezahlen, welche einfach dem Ueberschuß ihres Ertrages über dieses Minimum gleich kommt. Welche unvorsichtigen Ausdrücke auch gelegentlich bei Erläuterung des Gesetzes der Boden-Rente gebraucht worden sein mögen, die eben erwähnten Sätze enthalten alles, was je dabei ins Auge gefaßt war."

Wir können keineswegs zugeben, daß die schlechtesten Ländereien den Preis der landwirthschaftlichen Producte bestimmen; denn es gibt viele Ländereien, welche nicht einmal das hineingewandte Capital verinteressiren, und die ihre Eigenthümer selbst bebauen müssen, nur um einen mäßigen Arbeitslohn zu beziehen. Es sollte uns vielmehr dünken, daß derjenige den Preis macht, der am billigsten produciren kann, und das wäre reicherer Boden oder solcher, welcher weniger Capital-Anlage erfordert hat. Wenn dem so ist, dann fällt auch der von Mill für die Existenz der Boden-Rente angeführte Grund.

Wir haben aber behauptet, praktisch sei die Grund-Rente gar nicht vorhanden. In einem cultivirten Lande, wo der sämmtliche Grund und Boden vertheilt ist, wo die wirthschaftliche Bewegung nicht durch hindernde Gesetze, nicht durch Majorate und Fideicommisse gestört ist, wo Gesetze über Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit der Bauerngüter nicht hindern, daß das Grundeigenthum in diejenigen industriellen Hände gelange, welche es am productivsten zu bewirthschaften wissen, in einem solchen Lande, wo das Grundeigenthum durch Kauf, Tausch, Schenkung, Erbschaft leicht von einer Hand in die andere übergeht, da hat jedes Grundstück seinen capitalisirten Werth. Die Summe des Ertrags, welcher nach Abzug des Betriebs-Capitals, Arbeitslohnes und der Amortisationskosten des stehenden, aber abnutzbaren Capitals (Gebäude) von dem jährlichen Roh-Ertrag eines Grundstückes übrig bleibt, bildet die Zinsen des Anlage-Capitals; und diese sind in der Regel, im Vergleich zu Capital-Verwendungen in anderen Industriezweigen, die geringsten. Der capitalisirte Rein-Ertrag eines Grundstückes ist die Summe, welche dem Werthe desselben gleich kommt, wenn der Preis auch nach den jeweiligen Conjuncturen schwankt; und dieser Werth beträgt eher weniger, denn mehr, als die bis zum Verkaufe darauf verwandten Dienstleistungen. Ein Grundstück, das bei gleichem Betriebs-Capital und gleichem Arbeitslohn weniger abwirft, ist weniger werth, hat also auch einen geringeren Preis, als ein anderes. Ein Grundstück dagegen, welches bei gleichen Productionskosten einen höheren Ertrag liefert, hat einen höheren Werth, wird mit einem größeren Capital angekauft werden müssen, und nach Abzug der höheren Zinsen

für dieses Capital eben so wenig noch einen Ueberschuß abwerfen, als das Grundstück von geringerer Qualität, also geringerem Preise. Sollte ein Grundstück aber dennoch eine Differenz zu seinen Gunsten darbieten, so fragt es sich immer noch, wie viel davon dem sogenannten Unternehmer-Gewinne, d. h. dem Gewinne des Betriebs-Capitals, der Prämie für die Gefahr, welche dieses laufen kann, und dem Arbeitslohn in seiner vollen Bedeutung, also auch der Intelligenz des Landwirthes, zugetheilt werden muß. — So urtheilt die Praxis.

Die Anhänger der Boden-Rente mögen eine solche Darstellung eine triviale nennen; denn ob die Grundstücke stets ihren Herrn wechseln, also ihr Preis stets in Capital abgeschätzt wird, dessen Zinsen den Reinertrag darstellen, oder ob das Grundstück in derselben Hand bleibt, — unzweifelhaft ist es, daß der Ertrag der Grundstücke absolut steigt, wenn mit der Zunahme der Bevölkerung und dem Wachsen des Capitals die Preise der Bodenproducte in die Höhe gehen, und daß dadurch auch ein Steigen des Werthes der Grundstücke hervorgebracht wird.

Obwohl das Steigen der Preise der Boden-Erzeugnisse, wenn überhaupt, lange nicht in dem Maße Statt findet, wie die Anhänger der Boden-Rente angenommen haben, so wollen wir doch den Gegenstand auch von dieser Seite beleuchten.

Betrachten wir die wirthschaftliche Bewegung in Beziehung auf den Grund und Boden, so sehen wir, wie Anfangs das Grundeigenthum nur den Arbeitslohn abwirft. Ehe die Siedlungen mit ausreichenden Verkehrsmitteln versehen sind, wird es den Ansiedlern schwer, wenn nicht unmöglich, ihre Producte nach ihrem Werth zu verkaufen, d. h. im Verhältniß zu dem Capital und der Arbeit, welche darauf verwandt worden sind. Werden dann Straßen und Canäle gebaut, werden die Colonieen in das Netz der Eisenbahnen gezogen, dann können die Producte besser abgesetzt werden; Arbeitslohn und Capitalgewinn werden größer. Sofort wächst die Nachfrage nach Grundeigenthum, und dessen Preis steigt. Hat nun derjenige, welcher von Anfang an ein Grundstück in dieser Gegend besessen, darum eine Boden-Rente vor demjenigen voraus, welcher den Boden zu höherem Preise ankaufen mußte? Keineswegs. Der Gewinn, welcher ihm durch das Steigen des Getreidepreises zu Theil wird, ist nicht die Frucht der unentgeltlichen Kräfte der Natur, des Bodens, die nach- wie vorher wirksam sind, sondern er ist nichts, als der Unternehmer-Gewinn, d. h. der Arbeitsertrag im weitesten Sinne des Wortes, und der Capitalgewinn einschließlich der Prämie für die Gefahr, der er sein Capital bei der Anlage in einer wilden Gegend ausgesetzt hat. Daß diese Gefahr nicht gering ist, beweist die in Amerika häufig vorkommende Erscheinung wieder verlassener Ansiedlungen. Das Gleiche kann von Bauplätzen gesagt werden.

Das Steigen des Preises der Bodenproducte hat auch seine sehr gemessene Gränze; denn sobald die Colonie in das große Netz der Verkehrswege gezogen ist, hat sie die Concurrenz der entfernteren Gegenden auszuhalten. Sobald der neue Boden mehr Gewinn abwirft, als den gewöhnlichen Arbeitslohn und mittleren Capitalgewinn — oder, wollen wir der Kürze wegen sagen, den Unternehmergewinn —, dann werden sofort Viele sich auf den Landbau, auf die Cultivirung des jungfräulichen Bodens werfen und durch die Concurrenz die Preise wieder auf das gewöhnliche Niveau des Arbeitslohnes und des Capitalgewinnes herabdrücken. Der Capitalgewinn selbst kann nicht zum Monopol werden, weil immer noch unangebautes Land in der Nähe ist, welches mit dem gewöhnlichen Maße von Arbeit und Capital in Cultur gesetzt werden kann. Zwischen Capital und Arbeit selbst besteht wieder eine gewisse Concurrenz; denn sobald das Capital sich vermehrt, so sucht es neue Beschäftigung, die Nachfrage nach Arbeitern und der Arbeitslohn steigt, und damit vermindert sich der Capitalgewinn. Diese Verminderung des Capitalgewinns geht wieder bis zu der Gränze, wo das Capital anderswo lohnendere Beschäftigung findet und sich zurückzieht; dann fällt wieder der Arbeitslohn, bis er neues Capital heranzieht. So geht natürlich die wirthschaftliche Bewegung im Großen; denn rasch kann das Capital sich nicht vom Grundeigenthum zurückziehen, selbst wenn es mit Schaden arbeitet. Auch können bei dieser Darstellung Ausnahmefälle nicht in Betracht kommen, wie sie durch Mißwachs, Krieg, Ueberschwemmungen, Handelskrisen, unbesonnenen Speculationsschwindel hervorgerufen werden.

So geht es nun fort, bis der gesammte Grund und Boden in Privathände übergegangen ist. Von diesem Augenblicke an wird bei zunehmender Bevölkerung die Nachfrage nach Grundeigenthum steigen, und höhere Preise werden für die Grundstücke bezahlt werden.

Die Zunahme der Bevölkerung konnte nur durch eine Vermehrung der Production von Boden-Erzeugnissen und eine Erhöhung des Arbeitslohnes hervorgerufen sein. Sobald aber die Bevölkerung sich vermehrt, so steigt das Angebot von Arbeit, die Capitalien werfen sich mit größerer Lebendigkeit und in größerer Masse auf die Ausbeutung des Bodens und vermindern durch gegenseitige Concurrenz den Gewinn.

Dazu kommt noch ein Umstand. Sobald die Bevölkerung dichter anwächst, sobald mit ihr, wie die Erfahrung nachweist, die Production des Bodens und dessen Werth steigt, so wird Capital angesammelt; dieses überschüssige Capital zieht die überschüssige Arbeiter-Bevölkerung in Industrie-Unternehmungen, in den Handel. Industrie-Unternehmungen und Handel aber, weil sie eine höhere Geistesanstrengung erfordern, als die Bodencultur, weil das Capital bei ihnen größerer Gefahr ausgesetzt ist, liefern größeren Capital-Gewinn und Arbeitslohn; sie vermehren das Capital daher viel

rascher, als dieses im Landbau vermehrt wird. Solche Prosperität wird natürlich wieder zur Vermehrung der Bevölkerung beitragen, und nun wäre der Augenblick gekommen, wo die günstiger situirten Grundeigenthümer durch ein Steigern der Preise der Bodenproducte ein Monopol ausüben, wo sie Boden-Rente beziehen könnten; sei es, daß nach der Ricardo'schen Theorie Boden von schlechterer Qualität in Anbau genommen wird und somit der bessere eine Rente trüge, sei es, daß der Boden, welcher näher am Markte liegt, bei gleichen Productionskosten und gleicher Capital-Anlage, höheren Ertrag liefert. In einem solchen Augenblicke wird mehr Capital sich auf den Boden werfen; dasselbe wird allerdings dadurch den Preis der Grundstücke steigern und diejenigen, welche sie zu dem Zeitpunkte besitzen, bereichern, allein eine Boden-Rente entsteht dadurch noch keineswegs. Der Boden wird hier ein Werkzeug, dessen das Betriebs-Capital und die Arbeit sich bedienen, um zu produciren. Große Capitalien werden sich auf die Landwirthschaft werfen, um den Boden mit allen Mitteln, welche die Wissenschaft und die verbesserte Technik darbieten, auszubeuten. Das aus der Industrie und dem Handel herströmende überschüssige Capital wird, weil es vor Allem eine sichere Anlage sucht, sich mit geringerem Gewinne begnügen; es würde mit den übrigen Grundbesitzern in Concurrenz treten und dadurch sowohl, wie durch die vermehrte Production die Preise der Producte wieder herabdrücken, wenn diese überhaupt nicht durch die Mitbewerbung des Welthandels verhindert worden sind, das Niveau zu überschreiten.

Unserer Meinung nach wäre es eine plausiblere, weil durch die Praxis scheinbar unterstützte, Anschauung, die Existenz der Boden-Rente zu beweisen, wenn man den Satz aufstellte:

Die Boden-Rente kommt von der durch das Anwachsen des National-Wohlstandes vergrößerten Nachfrage nach Grundstücken.

Eine solche Begriffsbestimmung würde die Ricardo'sche Theorie ganz überflüssig machen; denn es wäre für die Existenz der Boden-Rente gleichgültig, wie viel ein Grundstück davon mehr als das andere einbringt; sie könnten sämmtlich Boden-Rente liefern, wofern ihr Ertrag den Gesammt-Aufwand an Capital und Arbeitslohn überstiege; es können auch bloße Bauplätze darunter begriffen werden, die an und für sich gar keinen Ertrag abwerfen, aber doch unter Umständen bedeutend im Werthe steigen.

Wenn nun bei wachsendem National-Wohlstande die Nachfrage nach Grundstücken steigt, mit ihr aber folgerichtig die nach Arbeitern und somit der Arbeitslohn, dann vermindert sich der Capitalgewinn. Wo bleibt aber dann die Boden-Rente? Sie würde also capitalisirt in der Summe stecken, welche dem bisherigen Eigenthümer über den Preis bezahlt worden ist, zu welchem er oder seine Vorfahren das Grundstück erworben haben. Wir wollen es nun dahingestellt sein lassen, ob dieses Capital wirklich schon der

Summe von Werthen gleichkommt, welche für die Cultivirung des Grundstückes allmählich ausgegeben worden ist; wir wollen unerörtert lassen, daß die Getreidepreise in den Jahrhunderten nur unmerkliche Veränderungen erfahren haben, daß der Arbeitslohn mit dem Anwachsen des Capitals fortwährend im Steigen begriffen ist, daß die Concurrenz das Entstehen einer Boden-Rente von selbst verhindern würde; — was aber ist denn jenes Steigen des Preises der Grundstücke bei vermehrter Nachfrage anders, als die Wirkung eines Gesetzes, dem jede Waare gehorcht? Der Grund, daß die beschränkte Menge des Bodens das Monopol hervorrufe, ist kein Grund, denn er erstreckt sich auf alle Dinge dieser Erde, mit Ausnahme der Luft.

Sobald mit dem wachsenden Reichthum eines Landes die Bodenpreise steigen, ist dann nicht auch die Kehrseite zu betrachten, wo mit überhandnehmendem Pauperismus, wo durch Krieg, Bürgerzwist, Seuchen, Handelskrisen und große Umwälzungen im Verkehr, durch neue Entdeckungen oder Erfindungen, die Bodenpreise so sinken, daß die Eigenthümer ruinirt werden? Ist nicht gerade der Fall, daß die auf den Boden verwandten Capitalien größer waren, als der spätere Preis desselben, der vorherrschende? In Europa wenigstens kann man es nachweisen. Läßt sich nun nicht die Erhöhung der Preise des Bodens, aus welcher man die Boden-Rente folgern wollte — die Entschädigung für früheren oder künftigen Verlust — die Prämie nennen, vermöge welcher es dem Grundeigenthümer überhaupt möglich wird, den Boden zu bebauen?

Der Boden ist gerade wie jede andere Waare; er hat wie jede Waare seinen Preis, ist wie jede Waare auf ein gewisses Quantum beschränkt und richtet die Höhe seines Preises nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage. Zwischen dem Boden und den Gütern herrscht eine Wechselwirkung, die vollkommene Gegenseitigkeit bedingt.

Es gründet Jemand zu günstiger Zeit eine Zeitung. Der Moment ist so glücklich gewählt, die Arbeitskräfte sind so tüchtig, äußere Umstände dem Unternehmer so gewogen, daß es gelingt, mit einem Aufwandscapital von 2000 Thalern die Zeitung so zu basiren, daß sie durch ihre eigenen Einnahmen gedeckt ist. Nach Verlauf von 10 Jahren hingegen wirft sie eine so bedeutende Rente ab, daß der Eigenthümer sie für eine Summe von 32,000 Thalern verkauft. Diese gewonnenen 30,000 Thaler, sind sie etwas Anderes, als das Capital, um welches ein Grundstück im Werthe steigt, sobald die Gegend, in welcher es liegt, sich mehr bevölkert, wohlhabender und industriekräftiger wird? — Sie sind, sagt man, Unternehmer-Gewinn, Prämie für die Gefahr des Unternehmens; denn der Speculant konnte eben so gut 20,000 Thaler auf die Zeitung verwenden und diese schließlich zu Grunde gehen. Ganz richtig; allein eben so verhält es sich mit Grundstücken. Wenn die Stadt, in welcher ein solches liegt, fortwährend an Population zunimmt,

dann steigt der Preis des Bodens gewiß; allein wenn der Straßenzug sich verändert, wenn z. B. eine Eisenbahn gebaut wird, welche die Stadt umgeht, dann vermindert sich auch die Geschäftsthätigkeit, und der Werth der Grundstücke sinkt eben so bedeutend. Jener Gewinn ist also nur die Prämie für die vielen Fälle, wo eine Entwerthung des Grundes und Bodens eintreten kann. Eine reelle Vermehrung des Werthes des Bodens wird nur bewerkstelligt, wenn Arbeit und Capital zur Verbesserung desselben verwandt werden. Der errungene Gewinn vertheilt sich aber dann unter diese beiden Factoren. Der steigende Werth eines Grundstücks bei wachsender Population hat also keinen anderen Ursprung, als der steigende Werth eines anderen Capitals, das zu irgend einer Production aufgewandt ist, wie z. B. zu einem Zeitungs-Unternehmen.

Die Stoffe zu den Waaren, welche die Industrie verarbeitet, kommen aus dem Boden. Wenn man nun annehmen will, daß die Bodeneigenthümer mit ihren Stoffen ein Monopol ausüben wollten, so könnten die Industriellen nicht minder ein Monopol mit der Kunst ihrer Arbeit ausüben. Denn die geistigen und körperlichen Fähigkeiten, welche den Handel und die Industrie beleben, deren Producte, wie die Anhänger der Boden-Rente behaupten, unbeschränkt sein sollen, sind jedenfalls in geringerer Anzahl vorhanden, als der Boden und die Bodenarbeiter. Die feineren Arbeiter, die Gelehrten, die Erfinder, die Künstler üben dann jedenfalls ein Monopol über den gewöhnlichen Handarbeiter, den sogenannten Tagelöhner aus. Was sie über die Zinsen, die Amortisation des Capitals, welches sie zu ihrer Ausbildung verwandt, und über den gewöhnlichen Arbeitslohn hinaus verdienen, das wäre ein Monopol, das wäre eine Vergütung, eine Bezahlung für die unentgeltlichen Dienste, welche die „ursprünglichen Kräfte der Natur" leisten; denn ursprüngliche, unentgeltliche Kräfte der Natur sind es doch, welche den Gelehrten befähigen, die Gesetze der Mechanik zu erforschen, den Mechaniker in Stand zu setzen, diese Gesetze anwenden und vollkommenere Werkzeuge der Production kennen zu lernen. Sollen wir nun den größeren Lohn, den solche höhere Gaben erwerben, eine Leibes- oder Geistes-Rente — ein Monopol nennen? Gut, dann wollen wir auch die Existenz der Grund-Rente zugestehen. Dann hat aber auch der stärkere Handarbeiter eine Leibesrente vor dem schwächeren, der gesunde vor dem kränklichen u. s. w. Diesen Gedanken in System zu bringen, hat, wie wir weiter unten sehen werden, in der That Schäffle versucht.

Nehmen wir die Dienste, welche uns die Natur unentgeltlich bietet, dagegen in ihrer engeren Bedeutung, so verkörpern sie sich in den Stoffen. Wir erzielen keine Stoffe, sondern erhalten sie von der Natur. Die Masse von Stoffen, welche sich auf der Erde befindet, ist weder einer Vermehrung, noch einer Verminderung fähig. Was wir thun, ist nur, daß wir diese Stoffe

in Bewegung setzen und sie zu einer anderen Form umschaffen, oder in eine Lage versetzen, die sie vorher nicht hatten, wodurch sie nützlicher, brauchbarer werden, als bisher, und in Beziehung auf die menschliche Gesellschaft durch die aufgewandte Mühe, Dienstleistung, den Werth erhalten.

Die Stoffe, welche uns die Natur bietet, sind an sich — wenn auch nützlich, brauchbar — werthlos. Sie erhalten ihren Werth erst durch die auf sie gewandte Arbeit. Denn die Stoffe sind für alle Menschen gleichmäßig da, und man könnte nur zweierlei unter ihnen unterscheiden: 1) solche Stoffe, die im Verhältniß zum Menschengeschlecht in unbegränztem Vorrath vorhanden sind, wie Luft und Wasser; und 2) solche Stoffe, deren Vorrath begränzt ist, wie die Bestandtheile der Erdoberfläche und Erdrinde, Mineralwasser u. s. w. Mit Luft und Wasser braucht sich die National-Oekonomie gar nicht zu beschäftigen; sie hat nur mit Stoffen zu thun, deren Anzahl verhältnißmäßig beschränkt ist. Da aber solche Stoffe aus der Erdoberfläche oder Erdrinde kommen, so sind die Grundstücke nicht in beschränkterer Zahl vorhanden, als alle übrigen Stoffe. Sie sind denselben Gesetzen unterworfen, namentlich dem Gesetz von Nachfrage und Angebot. Grundstücke sind, wie andere Stoffe, ein Agglomerat von Atomen. Diesem Agglomerat wird durch größere oder geringere Arbeit, durch eine größere oder kleinere Anzahl von Dienstleistungen größerer oder geringerer Werth beigebracht. Nun richtet sich der Werth nach dem Aufwand von Mühe, der Preis nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage. Kommen wir auf unser Beispiel vom Eise zurück. Es hat Jemand einen großen Vorrath von Eis den Sommer über liegen. Noch vor Anbruch des Winters entsteht ein Typhus, und das Pfund Eis wird zu vier Groschen verkauft. Der Werth dieses Eises besteht nur in der Dienstleistung der Arbeit und des Capitals, die aufgewandt werden mußten, um das Eis in den Eiskeller zu schaffen und letzteren selbst herzustellen: der Preis desselben aber richtet sich nach Angebot und Nachfrage. Am 5. November z. B. war das Eis noch vier Groschen werth; in der Nacht tritt ein strenger Frost ein, die stehenden Gewässer überziehen sich mit einer Eisdecke, und das Eis ist gar nichts mehr werth, oder besser nur so viel werth, als Mühe erforderlich ist, es sich selbst zu holen.

Diesem Gesetze sind alle Stoffe, denen durch Dienstleistung Werth beigefügt ist, unterworfen.

Roscher unterscheidet (Grundsätze der National-Oekonomie I. S. 53, §. 34) „solche Naturkräfte, welche mit einzelnen Grundstücken verbunden sind, folglich angeeignet, aber auch erschöpft werden können"; und dann spricht er (S. 288 §. 152) wieder von „unerschöpflichen Naturkräften des Bodens". Dies ist ein Widerspruch. Unerschöpfliche Naturkräfte auf einer und derselben Bodenfläche gibt es nicht; das hat Liebig längst bewiesen.

Jeder Boden ist nach einer bestimmten Anzahl von Aernten erschöpft und trägt zuletzt, wenn die entzogenen Stoffe nicht wiederersetzt werden, gar nichts mehr. Wiederersetzt werden diese Stoffe oder Kräfte durch Aufwand von Capital und Arbeit; und für die zuerst vorhandenen Kräfte, welche Aernten ermöglichten, mußte ein verhältnißmäßiges Capital, bzw. Arbeit aufgeboten werden.

Wie oben bemerkt, sagt J. B. Say: „Unter den Naturkräften sind einige der Aneignung fähig, d. h. sie können das Eigenthum dessen werden, der sich ihrer bemächtigt, wie ein Feld, ein Wasserbach; andere lassen sich nicht in diesen ausschließlichen Besitz nehmen, sondern verbleiben zum Gebrauche Aller, wie der Wind, das Meer, die Flüsse, die als Lastträger dienen, u. s. w."

Gestützt auf diese Bemerkung, stellt Jemand zu Gunsten der s. g. Boden-Rente folgendes Beispiel auf: Ein Ansiedler kommt in eine noch unbebaute Gegend Nordamerika's und sucht sich den schönsten Strich Landes heraus. So wie er den Kauf mit dem Regierungs-Bevollmächtigten abgeschlossen und seinen Dollar per Acker bezahlt hat, langt ein Anderer an, der sich neben ihm eine gleiche Anzahl von Morgen kauft und sich darauf niederläßt. Nun trifft es sich, daß das Besitzthum des Ersteren, den wir A. nennen wollen, bedeutend fruchtbareren Boden hat, als das des Anderen. Die Folge davon ist, daß A. bei gleicher Capitalanlage und gleicher Arbeit mehr ärntet, als B. Ist nun der Mehrertrag, welchen das Grundstück des A. liefert, nicht eine Grund-Rente? Er hat doch nichts dazu gethan, er hat keine größere Dienstleistung verrichtet als B. um diesen höheren Ertrag herbeizuführen!

Darauf haben wir zu erwidern, daß der genannte höhere Ertrag nur der Arbeitsertrag, die Belohnung, nur die Prämie für die Dienstleistung des Verstandes ist, mit welchem A. das bessere Grundstück ausgewählt hat; oder wenn dieses das einzige von solcher Qualität ist, und wenn B. überhaupt Land von solcher Beschaffenheit nicht finden kann, dann ist dieser höhere Ertrag der Lohn für die Klugheit, die A. hatte, zuerst zu kommen; er ist die Prämie für das aufgewandte Capital — der Unternehmer-Gewinn. Der Gewinn ist ein- für allemal gemacht; A. konnte eben so gut in der Lotterie gewinnen; eine Boden-Rente erwächst also nicht daraus, weil das Grundstück des A. einen höheren Capitalwerth hat, als das des B., und deßhalb höheren Ertrag liefern muß.

Wir können noch weiter gehen; wir können annehmen, durch das Grundstück des A. läuft ein Bach, der nur, so weit er dessen Gebiet durchschneidet, den nöthigen Fall hat, um eine Mühle zu treiben. A. verpachtet den geeigneten Platz einem Unternehmer, der eine Mühle da erbaut. A. bezieht eine beträchtliche Pachtsumme. Er hat also einen noch bedeutend höheren Ertrag von seinem Grundstück, dessen Besitz er nur dem Umstande zu

verdanken hat, daß er zuerst kam. Dennoch fällt dieser ganze höhere Ertrag nur auf Rechnung des Unternehmer-Gewinns. Denn A. konnte auch eine falsche Speculation machen, wie es täglich in Amerika geschieht; der Strom der Ansiedlung konnte nach einer anderen Richtung sich lenken, wo noch besserer Boden oder günstigere Verkehrsverhältnisse gefunden worden waren. A. erhielt keine Straßen; er konnte seine Producte nicht absetzen, und mußte, wenn er nicht in der Wildniß ein Thierleben führen wollte, sein Besitzthum im Stiche lassen, für welches er Capital und Arbeitslohn verschleudert hatte. Für diese Gefahr des Ruinirtwerdens ist die Prämie, welche er in dem anderen Falle erhält, nicht zu hoch. Damit nicht genug. A. kann auf seinem Boden eine Bleimine, eine Diamantengrube finden. Auch daraus entsteht keine Boden-Rente. Die Auffindung einer solchen Diamantengrube fällt in dieselbe Kategorie, wie der Lotteriegewinn. Das große Loos ist die Prämie für die fast gewisse Gefahr, daß hunderttausende Andere ihren Einsatz verlieren. Solchen Umständen, im gewöhnlichen Leben „Glücksfälle" genannt, begegnen wir jeden Tag. Das alles gehört in die Kategorie des sogenannten Unternehmer-Gewinns.

Prittwitz macht die Bemerkung: „Man hat die Productivität des Bodens und die Möglichkeit einer eigentlichen Boden-Rente bestreiten wollen, indem man behauptet, kein Boden könne einen Ertrag geben ohne menschliche Arbeit. Dies kann zugegeben werden, ungeachtet viele Triften, die niemals cultivirt worden sind, einen Ertrag abwerfen. Allein dieses stößt die Thatsache nicht um, daß die Eigenthümer von mehr oder weniger fruchtbaren Grundstücken bloß aus dem Eigenthumsrecht auf diese Grundstücke einen Vortheil ziehen, eben so, wie umgekehrt sie und ihre Vorfahren nur darum veranlaßt worden sind, sich auf die eine oder andere Weise in den Besitz dieser Grundstücke zu setzen, weil daraus für sie ein in Geld zu schätzender Werth hervorging, der eben die Boden-Rente darstellt."

Wir können aus dieser Erklärung kaum entnehmen, ob Prittwitz den Begriff der Boden-Rente aufgeben und nur das Wort beibehalten will, oder nicht. Wenn er, wie wir vermuthen müssen, aus dem Besitz einer Trift, die niemals cultivirt worden ist, aus dem Eigenthumsrechte, welches eine Rente gewährt, auf die Existenz der „Grund-Rente" schließen will, so haben wir zu bemerken, daß eben das Eigenthumsrecht auf diese Trift nicht ein freiwilliges Geschenk der Natur, und die Rente nicht ein Ausfluß ihrer ursprünglichen Kräfte ist, sondern daß dasselbe durch irgend eine Arbeit, irgend eine Dienstleistung, welcher Art diese auch sei, erworben worden, und daß jene Rente nichts Weiteres ist, als der Zins für diese frühere Dienstleistung, die gleichbedeutend mit Capital ist. Es ist ganz gleichgültig, welcher Art diese frühere Dienstleistung, diese Arbeit gewesen ist. Das Grundstück kann ursprünglich durch Tausch oder durch Eroberung erworben sein. Beim

Tausch ist selbstverständlich ein gewisses Capital der Preis; der künftige Ertrag bildet die Zinsen dieses Capitals und kann nicht Grund-Rente genannt werden. Ist bei der Eroberung etwa kein Aequivalent hingegeben worden? Im Gegentheil; das Eigenthum ist in einem solchen Falle mit dem kostbarsten Gute erkauft, mit **Blut**. Bei der Eroberung ist das occuppirte Grundstück die Prämie für die Gefahr, welcher der Unternehmer sein höchstes Capital, das Leben, ausgesetzt hatte; es ist zugleich die Entschädigung für das an Kriegskosten aufgewandte Betriebs-Capital. Nicht einmal bei der Eroberung ist sonach die Entstehung einer Grund-Rente nachzuweisen; auch da haben wir Capital und Zins.

Indem wir diesen wichtigen Abschnitt schließen, geben wir uns der Hoffnung hin, durch die Länge der Beweisführung nicht ermüdet zu haben. Das Princip, das wir vertheidigten, ist das Fundament unseres Systems; wir können uns bei den übrigen Gegenständen um so kürzer fassen. Glaube man namentlich nicht, daß die Controverse praktisch von geringer Bedeutung sei; denn gerade die bisherige Theorie von der Boden-Rente schneidet bei der Steuer-Gesetzgebung der meisten Länder tief ins Fleisch ein. Wir dürfen nur wiederholen, daß die **Grundsteuer** auf die Existenz der Boden-Rente basirt ist; daß in vielen Staaten eine Haupt-Steuerlast auf den Grundeigenthümern von vornweg vor allen Anderen ruht, weil man nach der Theorie der Boden-Rente annahm, daß sie eine Begünstigung von der Natur erhielten, die den übrigen Staatsangehörigen versagt ist. Wird man unsere Entwicklung dann noch für überflüssig halten, wenn man hört, daß die Grundsteuer, wofern nicht die übrigen Classen der Bevölkerung ihrerseits auf entsprechende Weise zu den Steuern auf anderem Wege herangezogen werden, daß die Grundsteuer, wo sie die Grundeigenthümer neben den anderen Steuern noch obendrein trifft, während die übrigen Capitalisten vielleicht leer ausgehen, eine schreiende Ungerechtigkeit ist? Wird man bedauern, unserer Darstellung gefolgt zu sein, wenn sich während derselben die Ueberzeugung aufdrängt, daß die directe Einkommensteuer allein die gerechteste ist?

Die Anschauung über die Natur der Boden-Rente, welche wir so eben zu beweisen versucht haben, wird von **Hoffmann***), **Carey** und **Bastiat****) getheilt. Hoffmann sagt u. A.: „Der Begriff von einer Boden-Rente, wie das physiokratische System ihn aufstellt, erscheint überhaupt als eine eitle Täuschung. Es ist allerdings durchaus wahr, daß der Mensch unter keiner Bedingung aus Nichts Etwas machen kann; so wie seine Seele zur Offenbarung ihres Wollens und Wirkens in der Sinnenwelt eines Körpers als

*) **Hoffmann**, Lehre von den Steuern, vermischte Schriften.
) **Bastiat, Harmonies économiques.

Werkzeuges bedarf, so braucht der mit diesen Werkzeugen ausgerüstete Mensch auch ferner einen körperlichen Stoff, um Arbeit daran zu verrichten. Diesen Stoff beut ihm die Natur in seinen äußeren Uebungen dar; aber er wird nur nutzbar für ihn, indem er sich denselben durch Arbeit aneignet. Die Frucht dieser Arbeit ist der natürliche Lohn derselben; sie gehört dem Arbeiter in so fern ganz, als der Stoff, woran, und die Hülfsmittel, womit er dieselbe verrichtet, sein Eigenthum ist. Lieh ein Anderer ihm diesen Stoff oder die Mittel zur Förderung seiner Arbeit, so kann dieser sich wohl berechtigt achten, einen Antheil an dem zu erlangen, was durch die Arbeit hervorgebracht wurde, welche sein Beistand möglich machte. Die Miethe ist nun die Rente, und zwar insbesondere die Boden-Rente, wenn sie für Darreichung eines unmittelbar von der Natur hervorgebrachten Stoffes entrichtet wird. Solcher Stoff wird in der Regel ausschließliches Eigenthum eines Menschen, weil der Raum auf dem Erdboden es ist, worin er sich befindet, und worauf die Natur ohne menschliches Zuthun hervorbringt; daher der Name Boden-Rente. Der Empfänger dieser Rente wäre offenbar ein ganz unnützes Mitglied des Staats- oder Gemeindeverbandes, wenn er bloß die Früchte der Arbeiten verbrauchen hülfe, ohne dafür irgend etwas zur Förderung der gemeinsamen Wohlfahrt zu thun; und die Vertheilung des Erdbodens zum ausschließlichen Eigenthum einzelner Menschen — womit doch geschichtlich das Erheben des Menschengeschlechts über einen bloß thierischen Zustand beginnt — wäre sodann eine der verderblichsten Erfindungen menschlicher Thorheiten."

Hoffmann weist in der eben erwähnten Abhandlung nach, wie dem nicht so sein dürfe, daß der Empfänger der Boden-Rente kein fauler Pflegling auf Kosten des Schweißes der Arbeiter sein soll, daß er vielmehr zur edelsten und höchsten Wirksamkeit für die Wohlfahrt des Menschengeschlechtes berufen, und die Rente nur der wohlverdiente Lohn seiner Arbeiten ist. „Alles, was der Eigenthümer des Bodens als Rente desselben empfängt, ist nicht minder ein Erzeugniß der Arbeit, als dasjenige, was der Handarbeiter unter der Benennung Arbeitslohn zu seiner freien Verfügung behält. Es ist ein merkwürdiges Beispiel von der Unvertilgbarkeit solcher Meinungen, welche nur der menschlichen Selbstsucht schmeicheln, daß der Glaube fortbesteht, die Boden-Rente sei die Frucht der Naturkräfte, welche vereint mit menschlichen Kräften nutzbare Sachen hervorbringen. Wie so ganz allein es von menschlicher Arbeit abhängt, ob irgend ein Raum auf dem Boden eine Rente gewähren soll, das bezeugen wohl am unverkennbarsten die Preise der Bauplätze im Innern reicher Städte. Ein Boden, der durchaus keine nutzbare Pflanze hervorzubringen vermag, nackter Fels, reiner Thon, ist eben der beste Baugrund, welcher vielfältig noch bedeutend höher, als mit einem Thaler für den Quadratfuß, bezahlt wird; aber derselbe Raum wird schon in geringer Ent-

fernung von der Stelle, worauf ihn der Mensch so hoch zu nützen vermag, als sogenanntes Unland völlig werthlos: und wo solcher Boden in Massen vorkommt, wo die schwache Bevölkerung ihn nicht zu bewältigen vermag, wird er das andauerndste Hinderniß des Gedeihens menschlicher Thätigkeit, eine Wüste, vor deren Schrecken auch die Kühnsten erbleichen. Während solche Zeichen vor Aller Augen stehen, erscheint die Boden-Rente noch einer bei Weitem überwiegend großen Mehrheit verständiger und erfahrener Staatswirthe als die sicherste und unwandelbarste aller Einkommensquellen, und deßhalb als der auserwählteste aller Gegenstände der Besteuerung. Bis jetzt hat England allein, vielfach voranschreitend auf den Bahnen zur höheren Bildung, seine Grundsteuer ablöslich gestellt. Die Macht der Grundherrlichkeit beruht nicht auf dem Besitze von Bodenraum, sondern auf der Möglichkeit, mittels ihres Eigenthumsrechtes auf diesem Raume über die Kräfte der Menschen zu verfügen, welche denselben bewohnen oder sonst benutzen. Der Werth einer russischen Grundherrschaft wird noch jetzt nicht nach dem Maße der Bodenfläche, welche sie umfaßt, sondern nach der Zahl der Erb-Unterthanen geschätzt, die dazu gehören."

Die Beweisführung, welche den Ursprung der Grund-Rente auf die Seltenheit zurückführen möchte, und welche neuerdings von G. Schmoller wieder aufgegriffen wurde, hat eine schlagende Widerlegung durch M. Wilkens erhalten. Nach des Ersteren Behauptung gewährt der Boden einen Renten-Ueberschuß über den früheren Capital- und Arbeits-Aufwand, weil er nur in beschränkter Qualität vorhanden ist. Würde man beweisen können, daß der Boden nicht mehr beschränkt ist, als die anderen Stoffe, welche mit unserem Planeten zusammenhangen, so würde man auch bewiesen haben, daß es keine Rente aus der genannten Ursache gebe. Es ist also zu untersuchen, ob der Boden beschränkt ist. Vom physikalischen Standpunkt ist der Boden nicht beschränkt; er dehnt sich über die ganze Erde aus und wird nur unterbrochen durch bodenfreie Felsenmassen, Eis und große Wasserscheiden. Der Boden wird immerwährend neu gebildet, seine Quantität nimmt zu durch die Wirkungen der Gletscher, des Wassers, der chemischen Elemente und Gase, der Luft. Der Boden ist also auch im Sinne von Schmoller nicht beschränkt, da seine Quantität fortwährend vermehrt wird. Jeder Mensch kann Boden in Besitz nehmen, wenn dieser nicht schon in Besitz eines Anderen ist. In diesem Fall kann er es rechtlich nicht, weil er das Eigenthum eines Anderen ist. Der Boden wird also beschränkt durch das Eigenthum, und es ist mithin das Eigenthum die Ursache der Beschränktheit des Bodens. Eigenthum aber entsteht durch Arbeit. Folglich gibt es keine Rente, welche aus anderer Ursache, als aus Arbeit und aufgesammelten Arbeitsergebnissen (Capital) entspränge.

Wir haben oben erwähnt, daß Schäffle versucht hat, den höheren

Arbeitsertrag und Gewinn, welchen ungewöhnliche Naturanlagen und die Gunst der Verhältnisse einzelnen Personen gewähren, als ein allgemeines Rentensystem darzustellen. Er sagt: „Die Renten sind Ertragewinne, nicht übliche Unternehmergewinne, höchster Ueberschuß dessen, der bei ungleichartigen Productionskosten unter den günstigsten Verhältnissen producirt. Solche Gunst der Verhältnisse beruhe im Glück des Fundes, der Absatz- und Bezugsquellen, der Wahl der Einkaufszeit, oder im Unterschied der Wirksamkeit der Productivkräfte, der Lage nach Himmelsgegend und Markt, so im Gebiete der Landwirthschaft und des Häuservermögens (Grund-Rente, Häuser-Rente) oder in der persönlichen Geschicklichkeit diese auf virtuoser Ausbildung oder seltener Naturbegabung (meist untrennbar auf beiden, so die Ueberschüsse ausgezeichneter Künstler und Gelehrten), in der „Conjunctur", in Fabrications-Geschäftsgeheimnissen und Handwerksvortheilen, beim Industriellen, Großhändler und Handwerker. Schäffle analysirt die Rente als 1) Vergeltung der wirthschaftlichsten Appropriation der Außenwelt, der Geltendmachung der niedrigsten Productionskosten; 2) die Vergeltung der wirthschaftlichsten Classification der Arbeitskräfte und 3) der Leihcapitalien; 4) Vergeltung besonderer vom Staate geschützter Erfindungs-Thätigkeit und 5) Vergeltung der Aufsuchung der productivsten fixen Capitalien.

Wir halten diesen Versuch, eine neue Quelle des Einkommens außer dem Arbeits-Ertrag und Capitalgewinn aufzuweisen, für eine eben so dogmatische Künstelei, wie die Aufstellung eines besonderen Unternehmergewinnes. Denn die Aufstellung eines besonderen Begriffes läßt sich nur bei qualitativen, nicht bei quantitativen Unterschieden rechtfertigen. Will man solche ungewöhnlich bedeutende Arbeits-Erträge und Capitalgewinnste, welche großer geistiger oder körperlicher Geschicklichkeit einer Person oder einem glücklichen Zufall ihre Entstehung verdanken, als eine besonders geartete wirthschaftliche Einkommensquelle classificiren, so müßte man mit demselben Recht eine wirthschaftliche Kategorie für ungewöhnliche verschuldete oder unverschuldete Verluste aufstellen. Die Stufenleiter, welche sich in der wirthschaftlichen Production zwischen dem größten Verlust und dem höchsten Gewinn erstreckt, zählt so viele und so allmählich ineinander übergehende Sprossen, daß sich nur in den wenigsten Fällen die Gränze angeben ließe, an welcher ein solch hoher Arbeits-Ertrag oder Gewinn sich ausscheidet, der als eine außerordentliche Einkommenquelle unter dem Namen „Rente" charakterisirt werden könnte. In der That hebt Schäffle seine besondere Renten-Theorie dadurch wieder auf, daß er die Rente im Allgemeinen „die Prämie der wirthschaftlichen Versorgung und Vorausberechnung der gesellschaftlichen Bedürfnisse" nennt und beifügt, daß demgemäß Rentenbezüge aus jedem wirthschaftlichen Fortschritt für diejenigen hervorquellen, welche diesen Fortschritt vollziehen und Rentenvernichtungen für diejenigen, welche sich überholen lassen. Die Frage

läuft schließlich auf einen Wortstreit hinaus. Im Grunde generalisirt Schäffle nur das Verfahren Ricardo's, indem er die besondere Classification des höchsten Ertrages vom Boden auf die übrigen Productionsquellen, namentlich den Menschen erstreckt. Aber gerade in dieser Bezeichnung eines höchsten Ertrages als besonders qualificirter Einkommenquelle liegt der wirthschaftliche Irrthum, weil wie bemerkt, eine Gränze nicht gezogen werden kann. Um eine solche qualitativ berechtigte Einkommenquelle auszuscheiden, müßte man wesentliche Gattungsverschiedenheiten und ihnen eigenthümliche Wirthschaftsprocesse auffinden können. Forschen wir aber den Ursachen, welche der Verschiedenheit des Arbeits-Ertrages und Capitalgewinnes zu Grunde liegen, nach, so finden wir drei Fundamental-Verhältnisse. Das erste besteht in der Verschiedenheit der Geschicklichkeit der Menschen, als Folge verschiedener körperlicher und geistiger Begabung oder Ausbildung durch die Erziehung. Die zweite Ursache liegt in dem Näherrücken des Marktes durch Dichterwerden der Bevölkerung oder Vermehrung der Transportmittel, in Folge deren der Preis der Grundstücke und der Arbeitslohn steigt, während der Capitalzins sinkt. Die dritte Ursache, welche den Arbeits-Ertrag und den Gewinn bedingt, ist das Ergebniß der Gedanken-Solidarität der Menschen. Man denke sich einen Liebig, Kirchhof, Oerstedt, Watt, Arkwright, Nasmyth, von Taubstummen bedient, auf einer wüsten Insel aufwachsen, so hätten sie weder das Gesetz des Stoffwechsels bei der Bodenbepflanzung, noch die Spectral-Analyse, welche unseren Blick bis zur Erkenntniß der Stoffe der anderen Himmelskörper schärft, noch die elektro-magnetische Kraft, vermöge deren die Gedanken jetzt um den Erdball fliegen, noch die Dampfmaschine, noch die Spinnmaschine, noch den Dampfhammer erfunden. Sie konnten dies nur, indem sie auf den Forschungen der vorangegangenen Geschlechter fußten. Solche wissenschaftliche und technische Entdeckungen und Erfindungen sind wie die Früchte eines Baumes allerdings das höchste Erzeugniß dieses pflanzlichen Organismus, haben aber nur der Gesammtwirkung seiner Säfte ihre Entstehung zu verdanken. Die Erfinder können nichts hervorbringen, ohne die allgemeine Gedankenarbeit der Menschen; hingegen stehen die Fortschritte, welche sie hervorbringen, ihren Mitmenschen zur Vervollkommnung ihrer eigenen Werthschaffung zu Gebote.

Diese Fortschritte der Cultur-Entwicklung, welche die Productionsmittel vermehren, und jene Annäherung des Marktes durch verbesserte Transportmittel oder Dichterwerden der Bevölkerung, welche den Bodenpreis und den Arbeitslohn erhöht, sind Gemeingut und allen Leuten des betreffenden Landes oder Landstriches zugänglich, welche davon Gebrauch machen wollen. Ob sie aber davon Gebrauch machen, hängt von ihrem Verstande ab; — und hier sind wir an dem eigentlichen Springpunkte der Frage angelangt. Die ganze Charakterisirung von Schäffle's Rente, die wir oben aufgeführt, läuft in

ihren fünf Punkten auf den Verstand hinaus. Es verdient einfach Jedermann im Allgemeinen im Verhältniß zu dem Verstande, den er bei seiner Arbeit anwendet. Der Umstand, daß der Gelehrte vielleicht bei Aufwand von höheren geistigen Mitteln weniger verdient, als der Börsenspeculant, ist nur eine scheinbare Ausnahme, denn er trägt auch nicht das Risico, welches der Kaufmann bestehen muß, und außerdem kommt auch noch die Ehre und Annehmlichkeit einer Stellung mit in Betracht. Will man also überhaupt eine solche Renten-Theorie aufstellen, so müßte man sagen, der höhere Verstand zieht eine Rente; man wäre aber gleich wieder bei derselben Verlegenheit angelangt, daß man nicht zu sagen wüßte, wo die Gränze des höheren Verstandes anfängt, wenn man nicht etwa die mechanische Handlanger-Arbeit als Schablone oder Maß der verstandlosen Arbeit gelten lassen und alles, was darüber hinausgeht, als Rentenquelle bezeichnen wollte.

Wir glauben somit bewiesen zu haben, daß es weder eine Grund-Rente im Ricardo'schen, noch eine Arbeits- oder Verstandes-Rente im Schäffle'schen Sinne gibt und daß alles Einkommen sich auf den Arbeits-Ertrag und den Capitalgewinn zurückführen läßt.

Allerdings gehört noch ein volkswirthschaftliches Mittel dazu, um das Capital immer in die productiven Hände zu bringen, ohne daß diese Eigenthümer desselben zu sein brauchen — der Credit; und dieser ist nicht durch den Verstand bloß zu haben, sondern muß durch das Vertrauen des capitalsparenden Publicums und durch Vermögensbesitz erworben werden, was bloß durch langes wirthschaftliches und redliches Betragen der creditsuchenden Person, ihrer Familie, der Firma oder Nation möglich ist, — also durch persönliche Eigenschaften, welche nicht bloß von Gaben der Natur entspringen, sondern durch Erziehung und namentlich durch Selbsterziehung angeeignet werden.

Dieser wirthschaftlichen Selbsterziehung stehen freilich unökonomische Gewohnheiten eines Theiles der arbeitenden Classen sehr im Wege.

Der Preis.

Wenn der Mensch ein Bedürfniß nach einem Genußgegenstande fühlt, den er sich nicht durch eigene Arbeit direct verschaffen kann, oder zu dessen Erreichung ihm die Anstrengung zu groß däucht, so ist er gern bereit, einen Werthgegenstand, welcher in seinem Besitz ist und nach dem er ein weniger dringendes Bedürfniß fühlt, oder den er in größerer Zahl besitzt, so daß er davon entbehren kann, — gegen diesen begehrten Genußgegenstand hinzugeben. Der Andere, welcher im Besitz des begehrten Genußgegenstandes ist, muß desselben nicht selbst bedürftig sein und den dafür gebotenen Werthgegenstand höher schätzen, wenn er dazu bewogen werden soll, denselben zu vertauschen. In der Gedankenthätigkeit beider Personen geht eine Schätzung vor sich, durch welche der Werth der betreffenden Güter gemessen wird. Ein Jeder wird überlegen, einestheils wie viel Arbeit und Aufwand von Capital ihm die Herstellung des eigenen Gutes gekostet hat, und anderntheils, wie viel Mühe und Capital erspart wird durch den Dienst, den der Andere ihm leistet, dadurch, daß er ihm sein Gut überläßt. Es geht nicht bloß eine beiderseitige Schätzung des Werthes der beiden Güter vor sich, sondern es folgt auch noch eine Unterhandlung zwischen dem Begehrenden und zwischen dem Inhaber des begehrten Gutes, um sich darüber zu verständigen, ob das für den Genußgegenstand angebotene Werthobject dem Besitzer des ersteren so viel an Arbeit ersetzt oder ihm so wünschenswerth ist, daß er entschlossen ist, denselben dafür hinzugeben, also auszutauschen. Jede der beiden Personen mißt vorher, ob der Dienst, welcher ihm durch Ueberlassung des Gutes geleistet wird, nicht bloß den Werth ersetzt, sondern noch eine größere Annehmlichkeit bereitet. Das Maß dieser beiderseitig geleisteten Dienste ist der **Preis**.

Während der Werth schon bei den einzelnen Menschen zur Geltung gelangt, erscheint der Preis erst in der Gesellschaft Mehrerer.

Anfangs beruht der Preis bloß in dieser ideellen Schätzung des Verhältnisses zweier ausgetauschter Dienstleistungen durch die beiden handelnden Personen. Da nun aber nicht alle Güter theilbar sind und von den untheilbaren die Einen viel höher im Werth stehen, als die Anderen, so mußte sich das Bedürfniß geltend machen, zum Zweck der Erlangung ungewöhnlicher Genußgegenstände sich solcher Güter zu bedienen, welche allgemein begehrt und theilbar sind, weil der Tausch durch sie erleichtert wurde, denn die mühselige, umständliche jedesmalige Abschätzung der beiden Tauschgegenstände wurde vereinfacht. Man wählte zu solchen allgemein gebrauchten, den Tausch erleichternden Gütern Getreide, Salz, Häute, Vieh, und später Kupfer, Eisen, Silber und Gold. Um den Preis in diesen Waaren ausdrücken zu können, bedurfte man zweier anderer wirthschaftlicher Begriffe — die Zahl, das Maß und das Gewicht. Jahrtausende mußten sich die Menschen ohne Metall behelfen; nachdem die Gewinnung des Kupfers, Eisens, Silbers und Goldes gefunden war und nach und nach die Völker mehr oder weniger damit versehen wurden, verdrängten dieselben allmählich die anderen Tauschmittel. Zuerst hatte man Stücke von verschiedener Größe und Gewicht, die man beim jedesmaligen Bedarf wieder wog; dann aber kam man darauf, Stücke Kupfer, Eisen, Silber, Gold von verschiedenem Gewicht für ein- und allemal abzutheilen und mit dem Zeichen des Gewichts oder der Bruchzahl desselben durch Prägung zu versehen. Um Gewicht und Gehalt (Schrot und Korn) dieser Stücke zu gewährleisten, drückte die Obrigkeit noch ihren Stempel darauf, und man hatte — die Münze, das allgemeine Welttauschmittel — das Geld.

Wie neben den eisernen Werkzeugen unter den Aermeren noch Bronze und Steingeräthschaften in Gebrauch waren, so kam auch das Geld erst nach und nach in Umlauf. Anfangs hatten es nur die Reichen und die reicheren Völker. In den Rechtsbüchern der alten Germanen, wie Karl der Große sie aufschreiben ließ, waren die Preise der Gerichtsbußen (des Wehrgeldes) sowohl in Geld als in Vieh ausgedrückt. Mit dem Gelde hatte man nicht bloß ein allgemein gültiges Tauschmittel, sondern auch einen sicheren und bequemeren Preismesser. Das Geschäft des gegenseitigen Austausches der Güter war von da an sehr erleichtert.

Der Preis ist einer der einflußreichsten Factoren der wirthschaftlichen Entwicklung; deßhalb verdienen die Elemente und Erwägungen, welche zu seiner Bildung mitwirken, näher untersucht zu werden. Wenigstens zwei Personen sind nothwendig, um den Preis zu bilden, — ein Liebhaber und der Besitzer eines Gutes, d. h. ein Käufer und Verkäufer. Der Liebhaber findet durch einen Genußgegenstand sein Bedürfniß angeregt. Er prüft zuerst, ob dieses Gut auch wirklich im Stande ist, sein Bedürfniß zu befriedigen, sodann wie viel Arbeit er aufbieten müßte, um sich in den Besitz desselben zu

setzen. Statt der eigenen Arbeit kann er sich auch der Hülfeleistung eines Anderen bedienen; oder er kann ein anderes Gut, einen anderen Capitaltheil, am bequemsten in Gestalt von Geld, dafür hingeben. Dabei wird er überlegen, wie viel Arbeit es erfordern würde, den gewünschten Genußgegenstand selbst zu machen, oder welche Productionskosten zur Herstellung der Waaren oder des Geldes nöthig waren, die er dafür hingeben will; oder wie viel Arbeit oder Productionskosten ihm erspart werden, wenn ihm ein Anderer, also etwa der Besitzer, denselben liefert. Einen ähnlichen Gedankenproceß macht der Verkäufer durch. Ist er Producent der gesuchten Waare, so ist es natürlich sein Beruf und Interesse, so viel als er herstellen bezw. entbehren kann, abzulassen, um sich dafür die Mittel zur Befriedigung seiner anderen Bedürfnisse zu verschaffen. Hat er einen Kaufliebhaber gefunden, so muß er untersuchen, ob derselbe seinerseits Werthgegenstände oder Geld als Ersatz dafür bieten kann, d. h. also, ob er zahlungsfähig ist. Dann erst beginnt die gegenseitige Unterhandlung, bei welcher jeder der beiden Paciscenten etwas Vortheilhafteres zu erhalten sucht.

So lange die Unterhandlung sich auf zwei Personen beschränkt, sind die maßgebenden Factoren der Preisbildung die Elemente des Werthes: das Maß des Bedürfnisses, die Brauchbarkeit des Befriedigungsmittels und die Productionskosten, welche erspart werden, wenn man den Gegenstand vom Verkäufer geliefert erhält, oder die Productionskosten des Tauschmittels. Sobald aber noch mehr Personen auf den Schauplatz treten, dann kommt ein neues mächtiges Element der Preisbildung hinzu — Angebot und Nachfrage.

Dabei ist zunächst ins Auge zu fassen, daß der Begriff von Käufer und Verkäufer ein relativer ist. Der Käufer von Waare ist Verkäufer von Geld, und der Verkäufer von Waare ist Käufer von Geld. Beides, Geld und Waare, müssen gleichmäßig gesucht sein, wenn ein Geschäft, der Abschluß eines Kaufes zu Stande kommen soll. Wenn nun mehr als zwei Personen in den Handel sich mengen, so wird der Preis erhöht oder gedrückt, jenachdem mehr Kauf- oder Verkaufsliebhaber auf dem Platze sind. Sind viele Ausbieter von Waare da und wenige Kaufliebhaber, so ist der Preis niedrig, und umgekehrt. Der Preis der Waare ist hoch, wenn wenig Verkäufer und viele Käufer da sind; in diesem Fall ist zugleich der Preis des Geldes niedrig, das Geld als Waare betrachtet und nicht in seiner Eigenschaft als Preismesser.

Nachfrage und Angebot selbst werden bedingt von den übrigen wirthschaftlichen Hauptfactoren, von dem Capitalvorrath und von der Zahl der Arbeiter. Wenn bei starkem Vorrath von verfügbarem Capital der Disconto sinkt, so steigt der Preis von Waaren und Werthpapieren, weil man das müßige Capital darin anzulegen sucht und dadurch die Nachfrage erhöht.

Ist dann durch Ueberspeculation der disponible Capitalvorrath erschöpft, so steigt der Disconto und mehr Waaren müssen zum Verkauf ausgeboten werden, wodurch deren Preis wieder sinkt.

Oft hat man einen Unterschied gemacht zwischen Realpreis und Marktpreis. Der Realpreis ist ein unwissenschaftlicher Ausdruck, der die Sache eher verdunkelt; er bedeutet eigentlich die Herstellungskosten. Die Bezeichnung „Marktpreis" ist gewisser Maßen eine Tautologie, weil der Preis ohnehin das Ergebniß von Angebot und Nachfrage, d. h. des Marktes, ist; sonst könnte man auch Verkauf- und Kaufpreis unterscheiden, während dies, richtig gesagt, Forderung und Gebot ist. In der Praxis aber kann man allerdings von Marktpreisen als solchen sprechen, welche von sämmtlichen Verkaufslustigen eines gewissen Gebietes und an einem Centralpunkte unter Mitwirkung der Kaufliebhaber und nach Untersuchung der Waare festgestellt worden sind. Die normalste Entwicklung nimmt der Preis auf dem Weltmarkt, der durch die Börsen repräsentirt wird, indem da bloß noch nach Mustern oder Titeln gehandelt wird. Der Preis heißt an der Börse Cours; es werden da auch Verkauf- und Kaufpreise (Brief und Geld) unterschieden.

Der Preis einer Waare ist aus drei Bestandtheilen zusammengesetzt: dem Antheil der Arbeit, dem Capital, das für die Herstellung der Waare aufgeboten werden mußte, und dem Gewinne beziehungsweise dem Zinse. Diese Zusammensetzung des Preises muß genau beachtet werden, wenn man die Schwankungen desselben richtig beurtheilen und berechnen will.

Das Capital besteht aus umlaufendem: aus Verwandlungs- und Hülfsstoffen und fertigen Gütern (indirecte Steuern, die vom Producenten vorgeschossen werden müssen, sind auch darunter zu rechnen), und aus stehendem Capital: Grundstücken, Häusern, Werkzeugen. Das erstere muß ganz wieder im Waarenpreise erscheinen, von dem letzteren nur die Tilgungs-Prämie für die schließliche Abnutzung desselben. Da die letztere Kategorie unter dem Capital-Gewinne erscheint, so wollen wir unter dem für die Herstellung einer Waare verwandten Capital nur das erstere verstehen.

Je civilisirter das Land ist, desto vielfacher ist die Zusammensetzung des Waarenpreises, weil durch die größere Arbeitstheilung die verschiedenen Theile einer Waare von mehr Unternehmern verfertigt werden. Ein so einfaches Product, wie das Bier, welche Summe von Dienstleistungen ist nicht darin angehäuft! Der Landmann, welcher die Gerste baute, der Oekonom, welcher den Hopfen zog, der Grundbesitzer, welcher das Holz zum Heizen des Kessels und zur Verfertigung der Fässer lieferte, alle diese haben Arbeitslohn und Capital aufgewandt, welche sammt dem Gewinne in dem Erlös für das Bier wieder erscheinen müssen. Der Brauer selbst hat nicht allein zur Herstellung seiner Gebäulichkeiten und Geräthschaften Capital

angelegt, sondern auch solches aufgewandt, um die Geschicklichkeit des Brauens zu erlernen. Für das erstere muß er Gewinn, für das letztere höheren Arbeitslohn beziehen.

Dennoch gibt es in anderen Ländern Waaren, deren Preis aus nichts besteht, als aus dem Arbeitslohne. Der sogenannte Rheinkiesel, welcher dem Diamant so ähnlich sieht, das Rheingold haben keinen anderen Werth und Preis, als den Lohn für die unmittelbare Arbeit, welche erforderlich ist, um sie zu suchen. Der Preis von wilden Beeren und Schwämmen hat auch keinen anderen Bestandtheil, als den Lohn für die unmittelbare Arbeit des Lesens*).

Will man die Veränderungen im Waarenpreise untersuchen, so muß man vor Allem prüfen, wie groß der Antheil jedes der drei Elemente an einer Waare ist, wie weit Capital und Arbeit zu ihrer Herstellung mitgewirkt haben, und wie hoch der Capital-Gewinn sich belaufen muß, um Zinsen und Versicherungs-Prämie zu decken. Nur auf solche Weise ist die Bewegung im Waarenpreise zu beurtheilen und zu berechnen.

Es gibt Waaren, bei welchen der Antheil der Arbeit, des umlaufenden Capitals und des Gewinnes für das stehende Capital ein gleicher ist; bei den meisten ist der eine oder der andere dieser Factoren vorherrschend. Je nach dem Antheil aber, welchen Arbeit, Capital und Gewinn bezw. Zins am Preise der Producte haben, ist derselbe ein durch das Wachsen des Reichthums des Landes steigender oder fallender. Dieser Umstand ist für die Lage der Arbeiter selbst sehr wichtig, denn die Lage der Arbeiter verbessert sich beim steigenden Capital-Reichthum nach zwei Richtungen hin.

Da nämlich bei anwachsendem Capital der Zins fällt, während der Arbeitslohn durch die vermehrte Mitbewerbung steigt, so sinkt bei allen denjenigen Waaren, in welchen das Capital den größeren Antheil hat, der Preis. Dies ist besonders in den Productionzzweigen der Fall, wo ein großer Theil des Capitals durch Maschinen repräsentirt wird, die mit stets

---

*) Wir mußten uns deßhalb wundern, als der Berichterstatter des Finanz-Ausschusses der hannover'schen Zweiten Kammer, der spätere Minister Lindemann, im Sommer 1850 bei dem Etat der Domainen-Forst-Verwaltung den Umstand, daß der Ertrag der Forsten mit den Verwaltungskosten in keinem Verhältnisse stand, durch die Auszählung der Vortheile vergessen zu machen suchte, welche einige Accidentien der Bevölkerung brächten, und erwähnte, daß aus den gesammten Preisel- und Pickbeeren (Heidelbeeren) gegen 60,000 Thaler gelöst würden. Der sonst scharfsinnige Berichterstatter hatte nicht daran gedacht, daß diese 60,000 Thaler eine wahrscheinlich nur ärmliche Vergütung für die Arbeit des Sammelns sind, daß diese Summe unter den Vortheilen, welche eine theure Domainen-Verwaltung anfwiegen sollen, durchaus nicht aufgezählt werden kann. Wenn in dieser Hinsicht bemerkt werden sollte, daß die Kinder, welche diese Beeren gesammelt haben, sonst doch nichts verdient hätten, so können wir erwiedern, daß, wenn sie nur zu Hause besser rechnen gelernt hätten, dieses ersparte geistige Capital in späteren Tagen größeren Gewinn gebracht haben würde.

geringerem Aufwande von Arbeit eine gleiche oder größere Menge von Producten liefern.

Betrachten wir zunächst das schon angedeutete Beispiel: die Bierbrauerei. In diesem Geschäfte ist erforderlich: 1) an stehendem Capital: ein Gebäude, das die Kessel, die Kühlschiffe, die Keller, die Schenklocale enthält; dazu in der Regel noch ein Felsenkeller; endlich Fässer, Gläser und Geschirr; 2) an umlaufendem Capital: Gerste, Hopfen, Holz; 3) eine Anzahl von Brauknechten und Schenken als Arbeitskräfte. In dem Preise für das jährlich gebraute Bier müssen nun wieder erscheinen: 1) die Zinsen für das unter 1 aufgezählte stehende Capital nebst Amortisations- und Versicherungs-Prämie; 2) das umlaufende Capital nebst dem Gewinne, welcher größer sein muß, als die Zinsen des ersteren, weil das Capital größere Gefahr läuft, denn das Bier kann durch irgend einen äußeren Umstand während des Brauens mißrathen oder nachher verderben; 3) der Lohn für das Arbeits-Personal; 4) der Arbeitsertrag des Bierbrauers, Braumeisters bezw. das Gehalt dessen, der das Geschäft leitet. Bei diesem Geschäfte nun werden 1, 3 und 4 wenig Einfluß auf die Veränderung der Bierpreise äußern, desto mehr aber das umlaufende Capital. Zunächst wird es darauf ankommen, daß der Brauer das stehende Capital vollständig ausnutzt, weil die Zinsen dieselben bleiben, ob er wenig oder viel braut. Dem wirthschaftlichen Principe gemäß wird er also so viel brauen, als seine Keller Fässer nur zu fassen, seine Kessel und Kühlschiffe nur zu leisten vermögen, oder so weit der Absatz reicht. Je größer also das Verhältniß des umlaufenden Capitals zum stehenden, um so größer der Capital-Gewinn, um so eher kann der Brauer mit einem niedrigeren Preise sich begnügen. Aus diesem Grunde machen große Brauereien, in welchen das umlaufende Capital im Verhältnisse zum stehenden die höchste Mitwirkung erreicht, den meisten Gewinn. Auf den Preis des Bieres wirkt zunächst ein der Preis der Gerste und des Hopfens, welcher letztere nach den verschiedenen Aernten sehr schwankend ist. Eine Aenderung im Preise der Gerste ist aber doch maßgebender, als eine solche im Preise des Hopfens, weil erstere einen viel größeren Bestandtheil des Bieres ausmacht. Wir sehen also nach schlechten Gerste-Aernten den Preis des Bieres steigen, nach guten fallen. In langen Perioden bewahrt indessen dieser Bestandtheil des Bierpreises eine große Gleichmäßigkeit, weil der Preis der Gerste im Verhältnisse solcher langen Zeitabschnitte große Festigkeit bewahrt. Zwar finden wir, daß in Baiern und Schwaben die Bierpreise seit zwanzig Jahren fortwährend im Steigen begriffen sind. Dies kommt aber weniger von dem Steigen des Getreidepreises an sich her, als von der durch erleichterten Verkehr vermehrten Nachfrage aus entfernteren Gegenden; denn während die Bierpreise in Baiern fortwährend im Steigen begriffen sind, wurden sie in Norddeutschland und Frankreich fortwährend niedriger. Das Fallen des

Bierpreises in Norddeutschland haben verschiedene Ursachen bewirkt, nicht nur eine Ermäßigung der Gersten- und Hopfenpreise, nämlich: die vermehrte Geschicklichkeit der Arbeiter, die Verbesserung in der Anwendung der Werkzeuge und Maschinen, endlich die vermehrte Concurrenz, weil durch die in dem Geschäfte allmählich sich anhäufenden Capitalien der Gewinn vermindert wurde. Durch Anwendung von Dampfmaschinen zum Pumpen des Wassers, zum Maischen u. s. w. kann viel Arbeit gespart und können somit die Productionskosten gemindert werden. Die Verbesserung der Werkzeuge, die Vergrößerung der technischen Geschicklichkeit und der Einsicht in den chemischen Proceß, die durch geistige Ausbildung verbesserte gewerbliche Fähigkeit hat nicht wenig dazu beigetragen, die Erzeugung des Bieres in Norddeutschland zu erleichtern, die Gefahr vor Mißrathen zu vermindern und die Erzeugungskosten zu verringern, so daß die Mitbewerbung die Preise herabdrücken mußte. Uebrigens richtet sich der Preis für kurze Perioden nicht nach den nothwendigen Productionskosten, sondern nach den billigsten. Wenn ein Brauer durch zweckmäßige Anwendung von Maschinenkraft, durch ein Verfahren, welches ihm die bessere Ausbeutung der Gerste möglich macht, also durch größere geistige Geschicklichkeit, seine Productionskosten vermindert und seinen Bierpreis herabsetzt, so müssen ihm bei gleicher Qualität die anderen Brauer nachfolgen, auch wenn sie Schaden hätten; sie müssen das verbesserte Verfahren auch zu erlernen suchen. Erspart ein Brauer durch eine zweckmäßigere Heizung des Kessels an Brennmaterial, dann kann er bei gleichem Aufwande wieder mehr produciren und den Preis ermäßigen. Der verminderte Preis lockt die Consumenten, vermehrt die Verzehrung, die Kundschaft erweitert sich und wirkt durch die vermehrte Nachfrage wieder auf eine Erhöhung des Preises, wenn nicht die übrigen Brauer durch die Concurrenz gezwungen worden wären, auch ihren Preis zu ermäßigen und so das Angebot zu vermehren. In einigen alten Reichsstädten besteht noch die Einrichtung, daß von Leuten Bier gebraut wird, die ein Geschäft nebenbei haben, z. B. von Bäckern, Gasthof-Besitzern. In der Stadt Hof z. B. existirt eine städtische Brauerei, die solchen Bürgern zur Benutzung frei steht. Da diese Gewerbsleute bloß in Nebenstunden Bier brauen und zugleich weniger Gewinn für stehendes Capital brauchen — denn die Abgabe für die Benutzung des städtischen Kessels beträgt nicht so viel, als der Zins für das stehende Capital einer eigenen, noch so kleinen Brauerei ausmachen würde —, so können sie aus diesem Grunde billiger produciren und mit größeren Brauereien concurriren, welche den Vortheil haben, größeres umlaufendes Capital zu benutzen und sich mit geringerem Gewinne von demselben begnügen zu können.

Solche und ähnliche Umstände wirken überall bei der Bestimmung des Preises ein. Dieselben sind, sobald man die allgemeinen Gesetze kennt, leicht in jedem einzelnen Falle zu ermitteln. Unsere Aufgabe kann dies nicht sein, auch

wenn der Raum es gestattete. Wir wollten nur durch ein Beispiel eine Anleitung geben. Wir kehren zu den Gesetzen zurück.

Wir haben oben bemerkt, daß die Erhöhung des Arbeitslohnes bei steigendem Reichthum eines Landes noch keineswegs ein Steigen der Waarenpreise verursachen müsse, weil der Antheil des Capital-Gewinnes bezw. Zinses am Preise ein um so kleinerer werde, so daß also die Lage der Arbeiter in solchem Falle eine fortwährend sich verbessernde ist. Anders verhält es sich mit Waaren, bei denen das Capital nur einen geringen Antheil hat. Der Preis solcher Waaren würde durch Erhöhung des Arbeitslohnes allerdings auch steigen. Bei der Uhren-Fabrication z. B. beträgt die Arbeit die Hauptsache. Das Capital, welches für das Metall der Uhrwerke aufgeboten werden muß, ist kaum der Rede werth. Ein Pfund Roheisen, das nur einige Groschen kostet, kann zu einem Werthe von 100,000 Thalern gebracht werden, wenn man es in Uhrenfedern verwandelt. Ein Spitzenschmuck kann 7000 Thlr. kosten, während der Preis des dazu verarbeiteten Flachses nur 1 Thlr. beträgt. Wenn in einem solchen Gewerbszweige der Lohn der Arbeit steigt, dann muß auch der Waarenpreis steigen, weil die größte Vermehrung des Capitals den Gewinn nicht so erniedrigen kann, um die Erhöhung des Lohnes aufzuwiegen, vorausgesetzt, daß nicht durch eine Verbesserung der Maschinen, durch eine zweckmäßigere Productions-Methode, durch Erweiterung des Marktes und dadurch ermöglichte weitere Theilung der Arbeit auf anderer Seite wieder an den Arbeitskosten gespart wird. In einem solchen Productionszweige wird eine Vertheuerung des Rohstoffes wenig oder keinen Einfluß auf den Preis der Waare haben, weil ein zu kleiner Bruchtheil auf jede einzelne käme.

Es drängt sich hier eine wichtige Betrachtung auf. Die Industrie jedes Landes wird in ihrer Mannigfaltigkeit und Fülle ganz davon abhangen, in welchem Maße die Factoren der Production in demselben vorhanden sind. Dieses Verhältniß ist von der Handels-Gesetzgebung meistens übersehen worden. Geblendet von dem aufblühenden Reichthume mancher Länder, haben die Regierungen anderer Länder, in denen dieselben Bedingungen nicht vorhanden waren, mit denselben Mitteln die Industrie ihrer Bevölkerung heben wollen, und haben sie nur gehemmt. Es kann nämlich durchaus nicht einerlei sein, ob in einem Lande das stehende Capital, oder das umlaufende, oder die Arbeitskraft verhältnißmäßig vorherrschend ist; denn genau von diesem Verhältnisse hängt es ab, welche Industriezweige für das eine und das andere Land passen. Daß jedes Land alles mache, was es braucht, widerstrebt schon dem Principe der Theilung der Arbeit, der Verschiedenheit des Klima's und der Ungleichheit der Menschenracen.

Ein Land, das arm an Capital und reich an Arbeitskraft ist, wird solche Industriezweige hervorsuchen und begünstigen müssen, welche wenig

Capitalaufwand und viel Arbeit erfordern, wie z. B. der Jura und der Schwarzwald die Uhren-Fabrication, die Holzschnitzerei, die Strohflechterei, Appenzell die Weißnäherei und die Stickerei, Geislingen die Elfenbeinschnitzerei.

Ein Land, das reich an Capital und Arbeitskraft ist, wird sich auf die Massen-Production von Gegenständen des allgemeinen Bedarfs werfen, da es durch langen Credit die Concurrenz besser aushalten kann, als andere, wie England mit seiner Eisen- und Baumwoll-Industrie.

Ein anderes Land, das im Verhältnisse zur Fülle seines Capitals arm an Arbeitskräften ist, wird sich, wie Holland, vorzugsweise auf den Handel verlegen.

Ein Land hingegen, das reich an stehendem Capital (Grundstücken), aber arm an umlaufendem und an Arbeitskräften ist, muß sich vorzugsweise dem Ackerbaue und der Viehzucht widmen, um erst durch Aufsammlung von beweglichem Vermögen das Werkzeug hervorzubringen, das zukünftigen zahlreicheren Generationen zur industriellen Production dienen soll. In dieser Lage befindet sich Rußland, America und auch ein Theil von Deutschland.

Ein ganz vergebliches Bemühen ist es aber, dem Mangel eines dieser Factoren durch künstliche, durch Zwangsmittel abhelfen zu wollen. Der Mangel an Arbeitskraft kann allenfalls durch Maschinen ersetzt oder ergänzt werden, das fehlende Capital aber nicht anders, als durch allmähliche Ersparung.

Es ist daher eine durchaus fehlerhafte Handelspolitik, wenn Länder, die den Capitalreichthum Englands nicht besitzen, doch in denselben Industriezweigen mit den Briten concurriren wollen, und, wo sie in freier Mitbewerbung dazu nicht im Stande sind, durch Zwangsmittel der Zoll-Gesetzgebung sich zu helfen suchen. Sie fügen sich dadurch nur selbst den Schaden zu, daß sie weniger Werthe erzeugen, als sie bei richtiger Erkenntniß der Productionszweige, die ihnen frommen, hervorbringen würden. Diese Erkenntniß wird aber am besten in der freien wirthschaftlichen Bewegung gewonnen; sie wird bei künstlichen Treibhausmitteln nur getrübt. Während in der freien Mitbewerbung die Capitalien und Arbeitskräfte sich denjenigen naturwüchsigen Productionszweigen widmen, die im Welthandel concurriren können, werfen sie sich bei künstlicher Zoll-Gesetzgebung (wie Prohibitiv-Zöllen) auf die begünstigten Industriezweige, deren Gewinn dann gleich einer Steuer vom inländischen Consumenten erhoben wird und wodurch also die Capital-Ansammlung beeinträchtigt und das Capital aus naturwüchsigen Industrieen in Treibhausanstalten gelockt wird.

Wir können hinsichtlich des Waarenpreises folgende Regeln aufstellen, welche für die Beurtheilung jedes einzelnen Falles als sicherer Maßstab dienen können: Bei wachsendem Capital-Vorrath hat der Zins, wie wir gesehen

haben, eine fallende, der Arbeitslohn hingegen eine steigende Tendenz. In dem Verhältnisse also, in welchem angeliehenes Capital und Arbeitskraft zur Erzeugung einer Waare mitwirken, wird der Preis der Waare eine steigende oder fallende Tendenz haben, geringer oder größer je nach der Masse von Capital, welche verhältnißmäßig erfordert wird. Aber nicht allein das Anwachsen des Capitals vermindert den Zins und wirkt drückend auf den Preis der Waaren, sondern auch die fortwährend sich vermindernde Gefahr, welcher das Capital ausgesetzt ist. In demselben Maße, in welchem die Civilisation eines Landes steigt, in welchem die Verkehrswege, die Sicherheit, die Rechtspflege u. s. w. sich verbessern, vermindert sich die Gefahr, das Capital zu verlieren, vermindert sich somit der Zins. Je mehr also das Capital anwächst, je geringer die Gefahr wird, und je größer der Antheil des Capitals an der Production einer Waare ist, um so mehr wird der Preis derselben eine fallende Tendenz haben. Es ist dabei wieder nicht außer Auge zu lassen, daß der Gewinn sich unabhängiger davon bewegt, weil er mit dem durch die geistige Arbeit des Unternehmers gewonnenen Arbeitsertrag zusammenhängt und weil das eigene Betriebscapital des Unternehmers (z. B. des Pächters) mehr Gefahren ausgesetzt zu werden pflegt. Wächst das Capital, so erhöht die steigende Mitbewerbung der Capitalisten den Arbeitslohn, und die Arbeiter haben den doppelten Vortheil stets sinkender Preise vieler Verbrauchs-Gegenstände und stets wachsenden Lohnes. Natürlich hat diese steigende Tendenz eine gewisse Gränze. Steigt der Lohn fortwährend lange Zeit hindurch, dann wird die Befriedigung der Lebsucht so erleichtert, daß die Heirathen unter den arbeitenden Classen sich vermehren, daß namentlich die Erziehung und Ausbildung der Kinder begünstigt und sodann durch vermehrtes Angebot von Arbeitern, wenn nicht das Capital wieder einen neuen entsprechenden Zuwachs erlangt hat, der Lohn gedrückt wird. Auch die Erfindung neuer Maschinen und verbesserter Productions-Methoden wirkt vorübergehend drückend auf den Arbeitslohn, weil sie für eine Zeit lang einige Arbeitskräfte entbehrlich macht, bis durch die Reduction des Waarenpreises die Consumtion wieder gestiegen ist und diese mehr Kräfte als vorher in Arbeit setzt. Letzteres ist in der That gewöhnlich der Fall. Bei der Erfindung neuer Maschinen ist zwar stets eine schlimme Uebergangszeit zu überwinden, aber nach kurzer Frist befinden sich die Arbeiter in der Regel besser, als zuvor; denn das Princip ist unfehlbar, daß auch der Zustand der Arbeiter als Consumenten sich verbessern muß, wenn bei Aufwendung einer gleichen Summe von Arbeit eine größere Masse von Producten erzeugt wird. Die Ergänzung der Menschen-Arbeit durch Maschinenkraft trägt wesentlich zur Verminderung der Preise bei, namentlich bei denjenigen Waaren, bei welchen die Arbeit der überwiegende Factor ist. Wir sehen daher auch die Preise solcher Waaren, bei welchen die Hauptstoffe die unedlen Metalle bilden, wo also der Antheil

des Capitals geringer ist, als der des Arbeitslohnes, fallen, so oft entweder durch die Erfindung einer Maschine oder durch eine zweckmäßigere Productions-Methode, durch größere Theilung der Arbeit menschliche Dienstleistung erspart wurde. Sind die Voraussetzungen entgegengesetzt, so tritt natürlich auch die umgekehrte Wirkung ein. Bei sinkendem Capital-Vorrathe und steigendem Gewinne ist die Tendenz des Preises, trotz des fallenden Arbeitslohnes, eine steigende. Es gibt freilich auch Ausnahmen, wie z. B. im Falle einer Revolution, wo Jeder baares Geld in Bereitschaft zu halten sucht, das baare Capital sich verkriecht, bei mangelnder Unternehmungslust auch die Consumtion eingeschränkt wird und der Arbeitslohn zugleich mit dem Waarenpreise fällt; allein die Krankheit ist das Gegentheil der Regel.

Lange andauernde Wirkung auf die Preise haben also: 1) Vermehrung oder Verminderung des Capitals; 2) Vermehrung oder Verminderung der Arbeitskraft, durch absolute Verminderung des Angebots der Arbeiter, wodurch auf die Preise in steigender Tendenz gewirkt wird, durch vermehrte Maschinenkraft, die eine herabdrückende Einwirkung auf die Preise hat; 3) Umwälzungen im Geld-System.

Die Veränderung der Preise der Producte in kurzen Perioden wird hervorgebracht: 1) durch das Schwanken des Preises der Rohstoffe; 2) durch das Schwanken des Preises der Lebensmittel; 3) durch außerordentliche Störungen des normalen Verkehrs: Krieg, Unruhen, Handelskrisen.

Das Schwanken des Preises der Rohproducte ist größer oder kleiner, je stäter oder veränderlicher die Einwirkung der Natur ist. Die Boden-Producte, deren Erzeugung von dem Wechsel der Witterung und der Temperatur abhängt, schwanken von Jahr zu Jahr im Preise weit mehr, als die Erzeugnisse der Bergwerke, welche von solchen wandelbaren Einflüssen nicht abhangen. Weil der Ausfall der Aernte von der Witterung abhängt, deren Gesetze uns noch unbekannt sind, so ist die Größe derselben veränderlich von Jahr zu Jahr, und mit ihr auch der Preis. Das Getreide, der Wein sind größeren und öfteren Preisschwankungen ausgesetzt, als die Metalle und das Holz, und unter diesen diejenigen wieder den geringsten, wo das Material in unbegränzter Fülle vorhanden ist. Diejenigen Waaren, bei welchen die gemeinen Metalle den Hauptstoff bilden, oder Holz, das der Beschaffenheit seines Wachsthums gemäß auch von Witterungswechseln nichts zu leiden hat, sind Preisschwankungen, die aus solchen Gründen hervorgehen, nicht ausgesetzt. Ihre Preisbewegung geht ohne Störung nach den oben aufgestellten Gesetzen vor sich. Vermöge der Ansammlung des Capitals und der vermehrten Anwendung der Maschinenkraft sind daher die Eisenwaaren, auch die feineren, welche im Verhältnisse zu dem für den Rohstoff aufgewandten Capital mehr Arbeit erfordern, stät im Preise gefallen.

Das Schwanken der Waarenpreise in Folge einer Aenderung der

Geldwährung oder einer Aenderung im Vorrathe des edlen Metalles ist nur ein scheinbares; denn wenn z. B. eine Anhäufung der edlen Metalle, wie nach der Entdeckung von Amerika, geschieht und dadurch die Preise der Waaren steigen, so sind eigentlich nicht letztere gestiegen, sondern der Werth des Metalles hat sich vermindert. Eben so verhält es sich mit dem Papiergeld. Die viel besprochene und viel untersuchte Erscheinung des unter dem Einflusse des Papiergeldes erfolgten Steigens der Waarenpreise ist entweder eine verhältnißmäßige Entwerthung des Papiers, die in der Regel aus zu großer Fülle des letzteren herrührt oder aus dem geringen Vertrauen, welches dasselbe genießt, weßhalb eine Prämie für den möglichen Verlust verlangt wird, die eben in dem höheren Waarenpreise besteht; oder sie ist eine reelle Vertheuerung der Güter durch übertriebene Speculation und Genußsucht, welche eben mittels der durch Papier künstlich geschaffenen Capitalien hervorgerufen werden. Wo die Papier-Circulation nur von Zettelbanken ausgeht, die eine solide Metalldeckung haben und bei Vorzeigen stets baar einlösen, ist diese Erscheinung nicht zu befürchten.

Auf die Dauer kann der Preis eines Gutes in der Regel nicht unter die Erzeugungskosten fallen, und eben so wenig über die Summe des üblichen Arbeitslohnes, Capitals und Capital-Gewinnes steigen, welche den Preis bilden. Denn wenn im ersteren Falle der Preis einer Waare die Herstellungskosten nicht mehr erreicht, dann wird die Production vermindert oder suspendirt werden, bis durch vermindertes Angebot die Nachfrage steigt; oder Capitalien werden sich aus diesem Zweige zurückziehen und auf andere werfen, bis die Summe der Production mit der Consumtion wieder in Einklang steht. Der Preis eines Gutes kann das übliche Maß des Capital-Gewinnes und des Arbeitslohnes nicht übersteigen; denn sobald dies der Fall wäre und der eine oder der andere Factor der Production einen ungewöhnlichen Gewinn oder Lohn bezöge, so würden sich sofort, durch so schöne Aussichten angezogen, mehr Arbeiter und mehr Capitalien zur Mitbewerbung einstellen und durch das vermehrte Angebot, die vermehrte Production den Preis wieder auf das übliche Maß herabdrücken. Auf die Dauer, sagten wir, kann der Preis eines Gutes nicht unter die Erzeugungskosten sinken. Ist dies einmal geschehen, und er hebt sich trotz der verminderten Production nicht, dann ist dies ein Beweis, daß die Nachfrage nach der Waare im Aufhören begriffen ist, daß sie ohne Zweifel durch ein besseres oder billigeres Gut vortheilhaft ersetzt ist und daß deren Production überhaupt aufhören muß (z. B. die Ersetzung der Armbrust durch das Schießgewehr).

Dagegen ist es nicht die höchste Summe der Erzeugungskosten, welche den Preis bestimmt, sondern die niedrigste. Ricardo behauptet, der Preis richte sich nach dem Producenten, der unter den ungünstigsten Umständen hervorbringe. Dies ist ein entschiedener Irrthum; der

Preis richtet sich weit eher nach demjenigen Erzeuger, der unter den günstigsten Umständen producirt. Denn der letztere kann den Preis niedriger stellen als der erstere; und dieser muß, will er sein Product verkaufen, mit geringerem Gewinne fürlieb nehmen, ja mit Schaden verkaufen. Wenn der Producent, welcher unter den günstigsten Umständen erzeugt, den ganzen Markt versehen könnte, so bliebe dem ersten Producenten gar nichts Anderes übrig, als unter denselben Bedingungen zu verkaufen. Da nun aber dies schwerlich der Fall sein wird, da die Nachfrage größer sein wird, als das Angebot des unter den günstigsten Umständen Producirenden, so werden auch die Erzeugnisse der weniger begünstigten Erzeuger zur Mitbewerbung herangezogen, und der Preis steigt höher als die Erzeugungskosten des begünstigten Producenten oder als der Preis, welchen dieser fordern könnte. Da zugleich bei dem letzteren Preise der unter den ungünstigsten Umständen Arbeitende sein Capital, so weit es ihm irgend möglich wäre, aus dem Geschäfte zurückziehen würde, so müßte der Vorrath des Productes allmählich geringer werden und das geringere Angebot, gleichwie oben die größere Nachfrage den Preis steigern. Wir sehen also, daß Ricardo mit der Behauptung: das unter den ungünstigsten Umständen geschaffene Product fixire den Preis, nicht Recht hat; daß aber auch der unter den günstigsten Umständen Producirende den Preis allein nicht machen kann, wenn er nicht den Bedarf allein zu versorgen vermag, und daß also der Preis mit Einwirkung des Verhältnisses von Angebot und Nachfrage das Resultat der Bewegung jener beiden Extreme ist und somit in die Mitte fällt. So finden wir denn hier, wie bei allen Dingen, in der Mitte die Wahrheit.

Gesetzt den Fall, der Besitzer eines großen Güter-Complexes verdoppelte plötzlich mit verhältnißmäßig geringen Kosten durch die Einführung der Drainage den jährlichen Ertrag seines Bodens, ohne daß der Strom des Angebots sich bereits nach dieser Gegend hin gerichtet hätte, so würde er aus seinem Capital bei gleichem Preise größeren Gewinn ziehen; er könnte also, um z. B. sein Capital rasch umzusetzen und bald die Aernte zu verkaufen, sich mit geringerem Gewinne, mit niedrigerem Preise, begnügen. Die Consumenten würden sich an ihn wenden, und wenn die Consumtion den Vorrath der benachbarten Grundeigenthümer nicht erreichte, so müßten diese, um ihr Product zu verkaufen, an ihrem Preise so viel nachlassen, bis die Billigkeit der Waare die Vermehrung der Consumtion wieder hervorrufen würde.

Hingegen kann der Fall vorkommen, wo der Preis das übliche Maß des Gewinnes und des Arbeitslohnes, der mittleren, ja, der höchsten Herstellungskosten weit übersteigt. Dann ist er eine Frucht des Monopols, das entweder 1) ein natürliches oder 2) ein künstliches ist. Dieses Monopol kann nämlich liegen: 1) in der Art der Erzeugung der Waare und der

Beschaffenheit des Ortes, wo sie hergestellt wird; 2) in der willkürlichen Beschränkung des Productions- und Consumtionskreises derselben. Zu dem Monopol ersterer Art können wir a. z. B. das Tabaks-Monopol rechnen, das sich manche Staaten vorbehalten haben, das Salz-Monopol, weil ihr Ertrag dem ganzen Staate zukommt; b. den Vortheil, welcher aus Gewerbs-Geheimnissen herrührt; c. endlich den Nutzen, der aus der besonderen Beschaffenheit oder Lage eines Grundstückes (als Werkzeuges der Production), z. B. einer günstigen seltenen Weinlage entspringt. Als Monopole der zweiten Art sind vorzugsweise die Vortheile anzusehen, welche Fabricanten in Betreff der Producte, die sie erzeugen, oder Handels-Gesellschaften in Hinsicht der Waaren, die sie aus Colonieen importiren, vor dem Auslande genießen, durch hohe Aus- oder Eingangs-Steuern, Prohibitiv- und Schutzzölle. Solche erhöhen den Preis der betreffenden Waaren, weil die Concurrenz ausländischer Waaren vom inländischen Markte ausgeschlossen oder beschränkt wird.

Aber auch das Monopol kann den Preis einer Waare nicht auf eine willkürliche Höhe steigern. Denn entweder ist Mitbewerbung in dem betreffenden Productionszweige durch die Erzeugung eines Ersatz-Gutes, welches das bestehende Bedürfniß ebenfalls zu befriedigen vermag, möglich oder nicht. Im ersten Falle wird der hohe Preis bald andere Capitalien herbeiziehen und die Concurrenz das Angebot vermehren; im zweiten Falle wird die Zahl der Consumenten, je nach der Größe ihres Bedürfnisses oder Vermögens, früher oder später von Stufe zu Stufe abnehmen, bis zuletzt mehr Producte als Consumenten vorhanden sind und der Monopolist genöthigt wird, den Preis seiner Waare zu ermäßigen, wenn er sie nicht verderben lassen will. Der Preis des Rübenzuckers kann gerade um so viel höher sein, als der Zoll auf Colonial-Zucker beträgt; sobald die jetzt im Zollvereine vorhandenen Fabricanten mehr fordern wollten, so würden die Consumenten sofort Colonial-Zucker kaufen. Und wenn der Colonial-Zucker für das Bedürfniß nicht ausreichte, dann würden sofort Capitalisten auf die Errichtung von Rübenzucker-Fabriken sich verlegen und die Consumenten würden inzwischen weniger Zucker, vielleicht mehr Honig verzehren. Die Flasche vom besten Steinberger mag zu 15 Gulden noch leicht Abnehmer finden; sobald der Producent 150 Gulden dafür verlangen würde, dann möchten sich wenige Consumenten dazu finden und der Monopolist wäre gezwungen, am Ende den Preis so weit zu ermäßigen, bis er wieder Verzehrer fände, wenn er es nicht vorziehen sollte, sein Product verderben zu lassen.

Das Monopol des Gewerbs-Geheimnisses kann bestehen entweder 1) in einer Methode, eine gewisse Waare besser oder billiger zu erzielen, oder 2) eine Waare zu erzeugen, die kein Anderer hervorbringen kann, z. B. eine gewisse Maschine, eine Farbenmischung u. a. m. Im letzteren Falle wird der Inhaber eines Patents den Preis bis zu einer gewissen Gränze erhöhen, im

ersteren ihn wenigstens auf der gewöhnlichen Höhe erhalten und dadurch größeren Gewinn beziehen können.

Diese leitenden Grundsätze geben einen sicheren Maßstab zur Beurtheilung der einzelnen Fälle.

In Geschäften, welche zünftig begränzt sind und dadurch ein Monopol genießen, setzt zuweilen die Obrigkeit die Preise der Waaren fest (Polizeitaxe). Diese Taxirung muß natürlich aufhören, sobald die Arbeit frei wird. Der Preis pflegt in Geld ausgedrückt zu werden. Von diesem handelt der nächste Abschnitt.

Wir haben gesehen, daß bei normalem Fortschritt der Cultur-Entwicklung das geistige und materielle Capital anwächst, die Preise der Grundstücke und der Arbeit steigen. In Folge der Ausdehnung der durch Wissenschaft und Technik zu höherer Productionsfähigkeit gebrachten Industrie steigen auch die Preise der Rohstoffe, mit Ausnahme solcher, welche an gewissen Stellen gerade in ungewöhnlicher Fülle vorhanden sind, z. B. Steinkohlen, Eisenstein, Kupfer, stellenweise auch Getreide, Früchte und Holz. In den sehr bevölkerten Ländern ist das letztere in stetem Steigen begriffen, so daß es wegen der Höhe des Preises bereits zu vielen Verwendungen durch Eisen ersetzt werden muß. Am deutlichsten offenbart sich dies in der Entwicklung der großen Industrie, in welcher während des Steigens der Rohstoffe bei fortwährender Ausdehnung der Production durch die Anwendung sinnreicher Maschinerie die Arbeitskosten mehr vermindert werden, als der Preis der Rohstoffe steigt, und so die wohlthätige Erscheinung sich darbietet, daß der Preis der Werkzeuge und vieler nothwendiger Stoffe zur Bekleidung neben dem Steigen der Preise des Rohstoffes und des Lohnes im Sinken begriffen sind.

Während diese Preisveränderungen in langen Perioden vor sich gehen, gibt es zwei andere, die in kurzen Perioden große Schwankungen aufweisen. Es sind die Modeartikel und die Bodenfrüchte. Modewaaren pflegen bei ihrem ersten Erscheinen sehr hohe Preise zu erzielen, weil ihr Vorrath am Anfang, wo man noch nicht weiß, daß sie Eingang finden werden, noch gering ist und viele Leute zuerst in Besitz derselben sein wollen. Dazu gehören sogar gewisse Nahrungsmittel, z. B. Gemüse, welche frühzeitig auf den Markt kommen. Hält sich die Mode eines Artikels längere Zeit, so pflegen sich so viele Producenten auf dessen Anfertigung zu verlegen, daß sie trotz der erhöhten Nachfrage den Preis allmählich drücken. Kommt die betreffende Waare aber außer Mode, da wird sie gar zu Schleuderpreisen losgeschlagen.

Die Preise der Bodenfrüchte sind je nach dem Ausfall der Aernten öfteren großen Preisschwankungen ausgesetzt. Im Mittelalter, wo der Transport aus einem Lande in das andere so schwierig war und so lange dauerte, kam es vor, daß der Preis ums 25-fache schwankte. Solche harte Gegensätze

kommen bei der Natur und Ausdehnung unserer heutigen Transportmittel nicht mehr vor und werden sich im Laufe der Entwicklung noch immer mehr vermindern, so daß bald alle Erdtheile mit Lebensmitteln auf dem Weltmarkt concurriren.

Einen sehr mildernden Einfluß auf den Stand der Preise des Getreides, der Colonialwaaren, der Metalle hat der Speculationshandel und das Börsengeschäft, von welchen noch an späterer Stelle die Rede sein wird. Durch das Ausgleichungsgeschäft, die Arbitrage, wird der Preis der Edelmetalle jetzt mittels des Telegraphen täglich in allen Handelsplätzen Europa's ausgeglichen, indem die mit diesem Geschäft sich befassenden Häuser an den Plätzen Kaufaufträge ertheilen, wo der Preis gefallen, und da verkaufen lassen, wo er gestiegen.

Durch das Zeitgeschäft des Speculationshandels wird der Getreidepreis oft auf mehr als ein halbes Jahr hinaus ausgeglichen und dadurch gewissermaßen die Rolle des sorglichen Hausvaters oder Schiffscapitäns übernommen. Denn, indem die Speculationshändler zuerst von allen Seiten den Ausfall der Aernten zu erfahren suchen und bei ungünstigem Bericht höhere Preise bieten, zwingen sie die gesammte Privat- und industrielle Consumtion zum zeitigen Sparen und beugen dadurch einem zu frühen Aufzehren der spärlichen Aernte und damit der Hungersnoth vor.

Das Geld.

Der reine Tausch der Naturalien ohne Vermittlung des Geldes kommt noch vielfach in den neuen Ansiedlungen Amerika's vor. Eine der anschaulichsten Schilderungen dieses Zustandes findet man in dem Briefe einer Sängerin des „Theatre Lyrique" in Paris, Frl. Zelie, welche das Abenteuer gewagt hatte, vor wenigen Jahren auf den Inseln des stillen Oceans Concerte zu geben. „Gestern", heißt es darin, „hat der König Makea zum dritten Male persönlich unserem Concerte beigewohnt. Er ist vom schönsten Schwarz und hat in seinem Palast, wenn man eine Bambusrohr-Hütte so nennen darf, auf dem Crucifix, welches die Missionare im Jahre 1857 zurückließen, auch den Heiland schwarz anstreichen lassen. Man muß den unermeßlichen stillen Ocean durchschifft haben, um solche Dinge zu sehen. Unser Concertsaal war ein großer Schuppen, in dem man lange getrocknete Fische aufbewahrt hatte. Die Fische sind fort, aber der Geruch ist geblieben. Indessen war weder in dem Palast seiner schwarzbraunen Majestät, noch auf der ganzen Insel ein geeigneter Raum für unsere Uebungen. Du hast vielleicht in einem Roman von Leon Gozelan die Erzählung einer Schauspiel-Einnahme in natura gelesen. Dieser Spaß ist uns hier in Wirklichkeit widerfahren. Der König hat aus Mangel an Geld, selbst an kleiner Münze, mit gravirten Cocusnußflaschen bezahlt. Auf der einen befindet sich seine Silhouette; ich hebe sie Dir auf, meine liebe Tante; Du kannst eine Zuckerdose daraus machen lassen, indem Du einen Fuß anbringen läßt. Du wirst Deinen Kaffee trinken, indem Du daran denkst, daß Deine arme Zelie sie mitten im Archipel geholt hat, den man die „Freundschaftsinseln" heißt, ohne Zweifel, weil man da nur Wilde antrifft, so wie die benachbarten „Gesellschaftsinseln" wahrscheinlich so heißen, weil sie beinahe gänzlich unbewohnt sind. Auf mich fiel, wie Du Dir denken kannst, der größere Theil des Programms, und deßhalb kam mir auch der größere Theil der Einnahme zu.

Ich erhielt allein ein Drittel; die Campana, Feriotti und mein Bruder, unser unermüdlicher Kapellmeister, theilten sich in den Rest. So habe ich also im Tausch gegen ein Lied aus der Anna Bollena, für ein Duo der Norma und Adalgisa, für eine Arie aus der Lucia, und für die Melodie: „O welche Lust, Soldat zu sein", als Zahlung meines Antheils der 860 Billette gestern Abend Folgendes eincassirt: drei Schweine, 23 Welschhühner, 44 Hühner, 500 Cocusnüsse, 1200 Ananas, 120 Maß Bananen, 120 Kürbisse und 1500 Orangen. Was nun machen mit dieser Einnahme? In der Halle zu Paris würde sie wohl 4000 Francs werth sein, vorausgesetzt, daß die Cocusnüsse und Bananen noch in gutem Zustande. 4000 Francs wären nicht übel für das Absingen von fünf Stücken, obgleich nach dortigem Maßstab nicht ganz eine Sau auf das Lied kommt, oder nicht ganz fünf Welschhühner! Aber hier, wie alles das Zeug wieder verkaufen, wie es zu Geld machen? Die Sache liegt so, daß kaum zu hoffen ist, daß man bei den Insulanern Geld findet, welche das Vergnügen, uns zu hören, selbst mit Kürbissen und Kokusnüssen bezahlt haben. Die wenigen Münzen, welche auf der Insel vorkommen, dienen zur Bezahlung der Steuern, weil seine Majestät Makea sich nicht dazu versteht, daß man seine Kisten mit Gemüsen und Geflügel ausstaffire. Was ist also mit dieser Einnahme zu machen? Soll ich sie verzehren? Aber überschlage, liebe Tante, meinen gestrigen Einnahmeantheil, rechne dazu den der zwei anderen Concerte und denke ein wenig darüber nach, was Deine arme Zelie mit einem solchen Speisezettel anfangen soll. Man sagt mir, daß ein Speculant von der benachbarten Insel Mangéa (sie verdient ihren Namen, diese Insel, wenn sie meine Beute verschlingt) morgen kommen soll, um mir und meinen Kameraden Kaufofferten in klingender Münze zu machen. Inzwischen geben wir unseren Schweinen, um sie am Leben zu erhalten, die Kürbisse zu fressen, die Puter und die Hühner verzehren die Bananen und die Orangen, so daß ich, um den animalischen Theil meiner Einnahme zu erhalten, den vegetabilischen opfern muß."

Diese humoristische Schilderung der lustigen Pariserin zeigt einleuchtend, mit welchen Schwierigkeiten der Tausch und die Reproduction des Capitals ursprünglich zu kämpfen hatten. Sie macht klar, wie die Gesellschaft bald dahin streben mußte, möglichst dauerhafte Güter als Tauschmittel zu gebrauchen und wie man wahrscheinlich zuerst darauf kam, die nutzbaren Hausthiere als solche zu wählen, weil sie am leichtesten dauernd zu ernähren und durch Nachzucht fort zu erhalten sind, während Getreide sich nur wenige Jahre aufbewahren läßt. Daß den Germanen das Vieh als Tauschmittel diente, haben wir bereits erwähnt, aber auch die Römer scheinen in der ältesten Zeit es zu diesem Zwecke verwendet zu haben, denn der Name des Rindviehes ist die Stammwurzel der lateinischen Bezeichnung des Geldes (Pecus pecunia).

Lange vor der Gründung Roms war indessen das Metallgeld aufgekommen.

Nach neueren Forschungen reicht es bis hinter die homerische Zeit zurück und war wahrscheinlich eine assyrische Erfindung.*) Die Entdeckung der Edelmetalle und die Kunst, sie vom Erze auszuscheiden, mußte natürlich jener Einrichtung vorausgehen, welche dem ganzen Handel und Wandel der Menschen höheren Aufschwung gab.

Gold, Silber und Kupfer, zuerst von den Reichen als Schmuck gebraucht, wurde bald der Gegenstand des Begehrens der Armen. Da das Edelmetall leicht in die kleinsten Bruchtheile zerlegbar, weil dem Verderben nicht ausgesetzt, leicht aufbewahrbar, wegen des im Verhältniß zu seiner Geschätztheit geringen Umfanges leicht transportirbar, so wurde es endlich von Allen lieber als andere Waaren zum Umtausch von Dienstleistungen und Arbeits-Producten verwandt.

Zuerst mußte Edelmetall bei jedem Tausche besonders gewogen werden. Da dasselbe indessen seinen Gehalt unverändert behält, oder vielmehr nur mittels Abnutzung in unendlich langer Zeit an demselben verliert, so kam die Gesellschaft, um Zeit und Mühe zu sparen, bald auf den Einfall, eine Anzahl größerer und kleinerer Stücke Goldes und Silbers ein für alle Mal abzuwägen und zur Kenntniß ihres Gewichts mit einem Zeichen zu versehen. So entstand die Münze — das **Geld**.

In solcher Weise ist das Geld also ursprünglich nichts als eine Waare, und sie unterschied sich nur von anderen Waaren dadurch, daß sie die gangbarste, beliebteste war.

Als eine Waare ist das Geld daher auch dem Gesetze des Preises, der Wirkung von Angebot und Nachfrage, unterworfen, d. h. es fällt im Preise, wenn der Vorrath stark und die Nachfrage der anderen Waaren schwach, es steigt, wenn der Vorrath gering und die Nachfrage stark ist. Da indessen die Production des Goldes und Silbers mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist, da es nicht in großer Menge offen zu Tage liegt und nur durch viele Dienstleistungen hervorgebracht werden kann, da ferner die Auffindung großer Gold- und Silberlager sehr selten ist, so ist das Edelmetall wenigstens in kürzeren Perioden den wenigsten Preisschwankungen ausgesetzt. Da also die Gold- und Silbermünzen oft während eines ganzen Menschenalters durch ihre Gepräge constant denselben Werth anzeigen, d. h. da, die Unveränderlichkeit anderer Waaren vorausgesetzt, während einer solchen Periode stets eine und dieselbe Quantität Waaren mit demselben Geldstück erkauft werden kann, so gewöhnte man sich daran, in dem Münzgepräge ein unveränderliches

*) Eine sehr beachtenswerthe Forschung publicirte kürzlich darüber A. N. Bernaedakis im Maiheft (1870) des Journal des Economistes. Sehr interessant ist dessen Nachweis, daß die Namen der Münzen regelmäßig von den Zeichen und Figuren genommen wurden, welche darauf geprägt waren.

Werthmaß zu erblicken, nach welchem die anderen Güter gemessen, abgeschätzt werden könnten. Es kam endlich so weit, daß man in dem Gepräge die Hauptsache und in dem Metallgehalt nur die Nebensache erblickte.

Die Grundbedingung des Werthes ist nämlich, wie wir gesehen haben, die Brauchbarkeit, die Consumtionsfähigkeit. Die Brauchbarkeit als Zierath war es, welche ursprünglich die Benutzung des Edelmetalls als Tauschmittel veranlaßt hatte. Nachdem dasselbe indessen Geld geworden war, verschwand die Rücksicht auf diese Brauchbarkeit. Vermittels des Geldes konnte man sich ja alle anderen Waaren, also auch Zierathen aus Edelmetall, verschaffen. Es wurde also bald nicht mehr auf die Nutzbarkeit des Geldes als Zierath Rücksicht genommen, sondern nur auf das Gepräge; es wurde bloß darauf gesehen, daß dieses Gepräge, daß der Gehalt der Münze von der Gesellschaft, vom Staate garantirt war.

Von diesem Stadium nun, wo das Gepräge schon die Hauptsache, der Gehalt die Nebensache war, sehen wir bereits in ältester Zeit Beispiele. Die Spartaner schlugen eiserne Münzen, die Römer in den ärmeren Zeiten der Republik solche aus Kupfer. Bei den Malayen und Chinesen gibt es Zinn- und Messinggeld, bei den Senegambiern Eisenmünzen, in Rußland auch Münzen aus Platina. Kaiser Friedrich II. gab während der langwierigen Belagerung von Parma Ledergeld aus, welches willig angenommen und später eingelöst wurde; die Chinesen hatten schon zu Marco Polo's Zeit (13. Jahrh.) Papiergeld.

Zuerst war das Geld also Waare und Tauschmittel; später aber, in dem vorgeschritteneren Zustande der Gesellschaft, ist es zugleich „Werthanzeiger" und „Repräsentant des Capitals".

Der Staat führte einen legalen Münzfuß ein und garantirte den Werth der Münzen. Dadurch wurde das Geld dem Gesetze von Nachfrage und Angebot entzogen, d. h. der Werth der Münzen aus demjenigen Edelmetall, welches der Staat zur gesetzlichen Basis des Münzfußes genommen hatte (sei es Kupfer, sei es Gold, sei es Silber oder zwei zusammen), wurde constant: deren Preis vermindert sich nicht bei großem Vorrath und erhöht sich nicht bei vermehrter Nachfrage. Die Schwankung geht vielmehr auf die übrigen Waaren über, bis das Gleichgewicht durch Geldsendungen aus oder nach dem Auslande wieder hergestellt wird.

In jedem Lande wird innerhalb eines bestimmten Zeitraumes eine gewisse Anzahl von Tauschen (sei es in directen Dienstleistungen oder in Waaren) bewerkstelligt. Zu diesen Tauschen ist eine gewisse Summe von Geld, nicht mehr und nicht weniger, erforderlich. Wird der Vorrath an Geld bei einer stets gleich bleibenden Anzahl von Tauschen plötzlich vermehrt, so muß, da der Preis des Geldes eben ein gesetzlich feststehender ist, der Preis der Waaren sich erhöhen; wird der Vorrath an Geld vermindert, so muß der Preis der

Waaren fallen, weil eben eine geringere Anzahl von Geldstücken dieselbe Summe von Tauschen bewerkstelligen muß.

Wir setzen dabei voraus, daß das betreffende Land in keinem Verkehr mit dem Auslande steht. Findet ein solcher aber Statt, und in einem Theile des Auslandes ist nicht dieselbe Erscheinung eingetreten, so werden Waaren, welche durch eine Verminderung des Geldvorrathes im Inlande im Preise gefallen sind, die höheren Preise in jenem Theile des Auslandes aufsuchen und durch ihren Verkauf wieder den Geldvorrath im Inlande vermehren. Wird dieser nun aber so vermehrt, daß die Preise der Waaren wieder über das gewöhnliche Niveau steigen, dann werden die Waaren vom Auslande eingeführt und durch Baar-Rücksendungen der Geldvorrath vermindert werden, bis das Gleichgewicht wieder hergestellt ist.

Aus diesem Verhältnisse kommen wir mit mathematischer Sicherheit zu der wichtigen Folgerung, daß große Staaten, im Ganzen genommen, durch Vermehrung oder Verminderung ihres Geldvorrathes weder reicher, noch ärmer werden, sondern daß nur die einzelnen Individuen dadurch reicher oder ärmer werden können, wie wir denn z. B. sehen, daß Frankreich einen weit größeren Vorrath an Edelmetallgeld hat, denn England, und letzteres doch weit reicher als Frankreich ist.

Der Umstand, daß das Geld als Werthmesser fungirt, hat die nach dem Schein urtheilende Menge zu dem Irrthum verleitet, daß das Geld an sich selbst das Capital, der Reichthum sei. An und für sich genommen, hat aber das edle Metall, aus welchem das Geld verfertigt wird, neben seiner beschränkten Nützlichkeit nur so viel Werth, als Dienstleistungen erforderlich waren, um es zu produciren. Eine Vermehrung der Quantität der edlen Metalle bringt dem Weltmarkte gegenüber nicht mehr, ja, fast weniger Veränderung hervor, als die jeder anderen Waare. Die Annehmlichkeiten des Gebrauchs goldener und silberner Gefäße und Schmucksachen mögen vermehrt werden, auf das Geld selbst hat die größere oder geringere Menge edlen Metalles höchstens den Einfluß, daß die Geldstücke geringeren oder größeren Werth erhalten, daß für ein größeres oder kleineres Stück eine gleiche Quantität anderer Waaren abgegeben wird, daß also nur die Kaufkraft des Geldes sich verändert, während weder Capital, noch Reichthum in Beziehung auf die Allgemeinheit sich vermehren oder vermindern. Gold und Silber sind außerdem ein so geringer Theil der Güter, des Capitals, des Reichthums, daß die vorhandene Masse dieser edlen Metalle für das National-Vermögen als solches, wie schon bemerkt, von geringer Bedeutung ist. Ist die vorhandene Menge Goldes groß, so gibt ein großes Stück Gold einen gewissen Werth an, ist die vorhandene Masse hingegen gering, so wird für ein kleineres Stück dieselbe Quantität von Gütern gegeben. Eine Veränderung im Vorrath der edlen Metalle mag allenfalls den Gebrauch von Luxus-Artikeln

schmälern oder vermehren, auf den National-Wohlstand wird sie wenig Einfluß haben; es hat nur je ein größeres oder kleineres Stück Geld denselben Werth und Preis. Wenn es vorkommt, daß in armen oder financiel zerrütteten Ländern das edle Metall seltener wird, so ist diese Erscheinung nicht Ursache der Zerrüttung, sondern nur Symptom.

Im Weltverkehr äußert daher ein Unterschied im Metallvorrath nur wenig Wirkungen. Wenn man von der Entdeckung neuer Goldgruben große Umwälzungen in der Güterwelt erwartet, so irrt man sich. Bei einer solchen können Einzelne, wie bei einer Lotterie, gewinnen; der Reiz des Goldes mag ein Mittel zur Gründung neuer Colonieen sein und so mittelbar zur Cultur beitragen; die Speculation mag durch momentane, locale Anhäufung von Umlaufscapital zu neuen Unternehmungen angeregt werden: die Menschheit im Ganzen wird sich aber durch eine solche Vermehrung des Gold-Vorrathes wenig bereichern. Freilich setzen wir dabei voraus, daß der Verkehr bereits so weit mit Geld gesättigt ist, daß der Umsatz keine Störung erleidet, und nicht die Zuflucht zum Tausch in Naturalien genommen werden muß. In neuen Ansiedlungen ist trotz des Reichthums an Land, Vieh und Getreide die Armuth an allen übrigen Waaren und daher auch an Geld so groß, daß oft noch zu diesem Auskunftsmittel zurückgegriffen werden muß. Der zur Bewerkstelligung der Umsätze in einem Lande erforderliche Vorrath von Metallgeld ist eben auch ein Theil des vorhandenen Capitals und kann nur durch allmähliches Sparen erlangt werden. Ein hinreichender Vorrath an Metallgeld bildet daher einen wesentlichen Theil des Reichthumes eines Landes, indem er die Umsätze erleichtern hilft. Da, wo sich baares Geld momentan aufstaut, oft als Zeichen, daß Capital in anderer Gestalt, an einem anderen Orte nicht hinreichend reproductiv umgesetzt wird, reizt es meist auch zu neuen Unternehmungen, welche die Erwerbsfähigkeit und Blüthe eines Volkes zu vermehren pflegen. Wie wichtig die Rolle des Geldes auch ist, und wie oft es überall im Verkehr das Capital repräsentirt, so bildet es doch nur einen sehr geringen Theil desselben. Eine Berechnung in einem späteren Theile dieses Werkes hat ergeben, daß der Vorrath an Gold- und Silbermünzen in Großbritannien nur etwa den 100. Theil des Gesammtcapitals, und nur etwa den 20. Theil der Umsätze ausmacht. Indessen ist der Metallgeld-Vorrath in den civilisirten Ländern nicht überall gleich groß. So besitzt Frankreich, wie schon angedeutet, im Verhältniß zur Bevölkerung ungefähr doppelt so viel als England. Die Ursache dieser Erscheinung liegt darin, daß man sich in England, namentlich in dessen Handelsmetropole London, in welcher alle Adern des Weltverkehrs zusammenströmen, auch noch künstlicher Umsatzmittel und Einrichtungen bedient, welche durch den Credit hergestellt werden, von dem bald die Rede sein wird.

Wir sehen also, daß die Wirthschaft mit wenigen Tauschmitteln beginnt

und wenn sie eine gewisse Höhe derselben erreicht hat, dieselben wieder im Verhältniß zur Zahl der Umsätze vermindert und durch Creditmittel ersetzt. Diese Creditmittel aber sind ein zweischneidiges Schwert, oder sie sind einem Gute zu vergleichen, welches, gleich Speisen und Getränken, mit Maß genossen, ernährt, im Uebermaß, tödtet. Wir werden daher sehen, wie Staaten, welche einen Theil ihres Metallgeld-Umlaufes durch Creditmittel ersetzen, um eben so viel Capital sparen, während andere, welche von derselben Maßregel einen unmäßigen Gebrauch machen, ihren Verkehr in tiefe Zerrüttung stürzen.

Der Umstand, daß, bevor ein Verkauf von Gütern bewerkstelligt wird, der Preis vorher in Geldzahl festgesetzt wird und daß Geldmünzen hinwiederum dazu dienen, den Gegenwerth einer gelieferten Waare zu leisten, so wie der Umstand, daß auch bei Käufern von liegenden Gütern der Preis in Geld ausbezahlt wird und daß auch dargeliehenes Capital im Moment der Verabfolgung und der Rückzahlung immer in Gestalt von Geld erscheint, so wie endlich daß vorräthiges Umlaufscapital in den Cassen der Bankhäuser, des Staates, der Corporationen und der Privatleute sich in Gestalt von Münze anzuhäufen pflegt, — hat dem Gelde in den Augen des Publicums und namentlich auch der Kaufleute eine so zu sagen mysteriöse Rolle zugetheilt.

Die Aufgabe des Geldes als Tauschmittel wird fortwährend verwechselt mit seiner Rolle als Repräsentant des Capitals, oder vielmehr Geld und Capital wird für ein und dasselbe gehalten. Die Folge davon ist, daß man gleich den alten Mercantilisten meint, ein Land könne nie genug Geld haben, während in Wahrheit nur der Capitalvorrath möglichst groß sein darf und sein sollte, während jeder Betrag an Geldvorrath, welcher das Bedürfniß oder den Umfang an Umsätzen überschreitet, überflüssig ist und müßig im Kasten liegen muß. Wenn es im Geschäftsleben daher heißt: das Geld ist rar, das Geld ist theuer, oder Geld ist wohlfeil, so ist in der Regel flüssiges Umlaufscapital darunter verstanden. Dieses Umlaufscapital besteht allerdings zum größten Theil in anderen Gütern, als Geld, denn letzteres, das fortwährend circulirt, repräsentirt eine 10- bis 25fach höhere Summe von Umsätzen; allein der größere oder geringere Vorrath an baarem Gelde in den öffentlichen Cassen deutet nicht sowohl an, daß mehr oder weniger Capital in allen möglichen Gütern vorhanden sei, sondern daß es weniger oder mehr in den verschiedenen Productionszweigen festgerannt, mehr oder weniger verfügbar ist. Während es unmöglich ist, daß der einzelne Producent den Bedarf des ganzen Marktes genau übersehe, um sich vor Ueberproduction und Ueberspeculation zu hüten, ist es der sogenannte Geldmarkt oder dem Wesen nach richtiger Capitalmarkt, welcher als Manometer dient, um daran zu sehen, ob nicht einzelne Industriezweige überfüllt sind, ob nicht die Speculation

eine verfehlte Richtung einschlägt und ob überhaupt eine richtige Harmonie zwischen der Gütererzeugung und dem Absatz herrscht. Der Ausruf „Geld ist theuer" bedeutet also allerdings in erster Linie, daß in den Banken und öffentlichen Cassen weniger Geld zur Disposition steht, eigentlich aber bedeutet er, daß entweder aus irgend einer Ursache nicht genug Capital gespart wird oder daß in der industriellen Erwerbsthätigkeit nicht die richtige Harmonie herrscht.

Hingegen kann es in der That auch vorkommen, daß das Geld als solches, als Umsatzmittel, häufiger oder seltener ist und daß mit Recht von höherem oder niedrigerem Preise des Geldes gesprochen werden kann. Dies bezieht sich aber dann immer nur je auf die Münzen in dem einen oder dem andern Edelmetall, auf Silber oder auf Gold, und kommt meist nur im Großhandel an den Börsenplätzen vor, wo die Arbitrageure durch ihre Kaufs- und Verkaufsordres und bei längeren Differenzen durch wirkliche Sendungen die Edelmetallpreise über alle Länder ausgleichen.

Die wirthschaftlichen Rollen einerseits des Umlaufs-Capitals, und andererseits des Geldes als Umsatzmittels laufen so nahe neben einander hin, daß eine Verwechslung um so leichter möglich ist, als das Umlaufs-Capital zu gleicher Zeit durch das Geld bei jedem Umsatz gemessen und repräsentirt wird. Es gehört daher ein scharfer Blick und eine sorgfältige Untersuchung dazu, um diese Rolle jedes Mal zu unterscheiden und aus einander zu halten, und es ist ferner erklärlich, wenn die Kaufleute, nachdem sie durch Ueberspeculation den Vorrath an verfügbarem Capital erschöpft, oft sogar den Staat um Vermehrung der Umlaufsmittel anrufen, daß ökonomistische Quacksalber und socialistische Wunder-Doctoren jedes Mal, wenn ein Land sich in financieller Noth, d. h. in Capitalmangel, befindet, die Regierung desselben mit Recepten bestürmen, von denen eines der ersten die Ausmünzung des Boden-Capitals, d. h. die Erneuerung der Assignatenwirthschaft ist.

Was man im Geschäftsleben Geldklemme heißt, ist in der Regel eigentlich Knappheit an Capital, welche sich dadurch fühlbar macht, daß der Zins für das umlaufende Capital, der Disconto, steigt. Das Geld selbst braucht dabei gar nicht rar zu sein, denn gewöhnlich pflegt die Klage über Geldmangel von Solchen auszugehen, welche ihre Speculationen über ihre Kräfte ausgedehnt haben oder denen überhaupt die Mittel zu eigenen Unternehmungen fehlen. Der Disconto kann hoch stehen und dennoch die öffentlichen Cassen, namentlich die der Banken ziemlich gefüllt sein. Andererseits aber kann Capitalmangel durch wirkliche Geldklemme bedeutend empfindlicher gemacht werden, oder es kann eine Geldklemme eintreten zu einer Zeit, wo disponibles Umlaufs-Capital in Fülle vorhanden ist und für ganz sichere Anlagen der Disconto nicht einmal hoch steht. Dieser letztere Fall pflegt einzutreten in Zeiten, wo die Gemüther von ungewöhnlicher Besorgniß

erfüllt sind, z. B. bei Ausbruch eines Krieges oder bürgerlicher Unruhen. In solchen Perioden fangen viele Geschäfte an zu stocken und Capital wird eher müßig, allein die kriegführenden Parteien, welche viel baares Geld nöthig haben, raffen alle verfügbare Münze an sich; andererseits werden häufig sogar noch Anleihen dazu erhoben. In dem zweiten Fall treibt die Angst, alles verfügbare Geld zurückzuziehen, zu verstecken oder zur Flucht bereit zu halten. In beiden Fällen „verkriecht" sich das Geld nicht aus Capitalmangel, sondern noch aus dem Grunde, daß vieler Leute Verdienst geschmälert wird, was von der Verschiebung des Capitals herrührt. In ruhigen Zeiten kann vorübergehende Knappheit des Geldes bei großen Märkten vorkommen. Für solche Gelegenheiten sollten die Banken ihre Behälter erschließen, und dies ist die Gelegenheit, wo sich die Brauchbarkeit einer Zettelbank erweisen kann. Zur Zeit des berliner Wollmarktes z. B. soll die preußische Bank dem Handel mit einem Mehrbetrag von 25,000,000 Thlr. zu Hülfe kommen, indem sie so viel mehr discontirt. Der Fall, wo eine bestehende Capitalnoth durch Geldklemme noch erschwert wird, ist in drei Handelskrisen (1847, 1857, 1866) in London vorgekommen, indem in Folge der unzweckmäßigen Einrichtung der Bank von England bei der gesetzlichen Beschränkung der Discontomittel ein panischer Schrecken unter der Geschäftswelt ausbrach, der Jedermann veranlaßte, den wegen des Gebrauchs der Checks ohnedies geringen Baarvorrath zu verstecken. Der Beweis, daß die Capitalnoth der Krisis durch wirkliche Geldklemme bis zum Stillstand aller Geschäfte cumulirt worden war, liegt darin, daß die Noth augenblicklich aufhörte, nachdem die Regierung die betreffende fehlerhafte Bestimmung des Bankgesetzes bis auf Weiteres außer Kraft gesetzt hatte.

Das wesentliche Merkmal zwischen der Capital- und Geldklemme besteht darin, daß die erstere in der Regel eine länger andauernde wirthschaftliche Calamität, die letztere eine kurze krampfhafte Erscheinung ist, welche bei richtiger Einsicht rasch und leicht gehoben werden kann, weil man in der Regel über die Mittel dazu verfügen kann, weil häufig sogar bloße moralische Mittel genügen, — während wirkliche Capitalnoth gar nicht plötzlich gehoben werden kann, sondern nur durch langes Sparen, durch jahrelange Mehrproduction.

Eine gesunde Lage der Volkswirthschaft erfordert also, wie wir sehen, regelmäßigen Geldumlauf; je rascher derselbe, um so mehr wird verdient. Zur Zeit, wo die Transportmittel noch sehr wenig ausgebildet waren, mußten Stauungen der Umlaufsmittel auf der einen und Geldklemmen auf der anderen Seite häufiger vorkommen. Je ausgedehnter und besser organisirt die Transportmittel, um so geregelter und rascher kann der Geldumlauf vor sich gehen. Die wesentlichste Erleichterung des Umlaufes der Umsatzmittel haben die Creditmittel und Crediteinrichtungen, namentlich die Zettelbanken, mit sich

gebracht. In den großen Handelsstädten, wie z. B. in Hamburg und Amsterdam, hatte sich schon vor der Gründung von Zettelbanken das Bedürfniß geltend gemacht, sich von den bei herrschender Silberwährung kolossalen Metalltransporten wenigstens in der Stadt zu emancipiren, indem man das Silber in einer Girobank deponirte und die Forderungen umschrieb. Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, von Welttheil zu Welttheil erfolgt die Ausgleichung der Waarentransporte in erster Linie durch ein Creditmittel — den Wechsel. Zu wirklichen Geldsendungen im Großen schreitet man nur, wenn der Preis des Silbers oder Goldes an dem Bestimmungsorte gestiegen ist oder bei außerordentlichen Baarbedürfnissen.

Bei fortschreitender Culturentwicklung und ihr entsprechenden Verkehrsmitteln häuft sich das Edelmetallgeld immer mehr in großen Reservoirs an; man bedient sich immer mehr zum Umlauf der Creditmittel, und während so die Menge des im Cours befindlichen baaren Geldes abnimmt, vermehren sich gleichzeitig dennoch die Umsätze, die Production und der Reichthum. Es mag daher nunmehr einleuchten, wie unbegründet die noch immer häufige Klage ist: „Das schöne Geld geht aus dem Lande!"

Das Geld mag aus dem Lande gehen; es kommt nur darauf an, was man dafür bekommt. Wäre man in Frankreich so thöricht, uns für einen Thaler ein Fuder Wein abzugeben, dann wäre es recht vortheilhaft für uns, recht viele Thaler nach Frankreich wandern zu lassen.

Wir haben schon an früherer Stelle gesehen, daß es ein ganzes handelspolitisches System gegeben hat, das sogenannte Mercantil-System, welches von dem Grundsatze ausging, daß der Reichthum vorzugsweise in Geld bestehe. Dieses System ist in Spanien vom Staate ins Leben geführt worden und hat jenes Land an den Bettelstab gebracht, eben weil „das Geld im Lande blieb". Das geschah folgender Maßen. Zur Zeit der Entdeckung von Amerika war Spanien ein gewerbthätiges, reiches Land von 24 Millionen Einwohner. Das Ausland bezog viele Industrie-Erzeugnisse aus Spanien. Als später die Gold- und Silber-Production in Amerika große Massen dieser edlen Metalle aus den Colonieen nach dem Mutterlande strömen ließ, wollte man, jenem Princip getreu, diesen stets wachsenden „Reichthum" dem Lande erhalten; und die Regierung erließ ein Verbot der Ausfuhr dieser edlen Metalle, welches so streng gehandhabt wurde, daß es in der That wirksam war. Da nun das Bedürfniß nach Geld, wie das nach jeder anderen Waare, in jedem Lande eine gewisse Summe nicht überschreitet, da jedes Volk nur eine bestimmte Quantität von Getreide, Vieh, Tuch, Eisen, Wein braucht, und folglich auch nur eine bestimmte Anzahl von jener Waare, die das Werkzeug des Austausches zwischen den Producenten und Consumenten ist, eine bestimmte Summe von Geld, brauchen kann, so muß, wird dieses Maß nicht erreicht, eine Einfuhr, wird es überschritten, Ausfuhr eintreten. Da nun aber

in Spanien durch die fortgesetzte Importation von Gold und Silber der erforderliche Bedarf an Geld überschritten, die Ausfuhr von Geld aber gleichwohl verhindert oder erschwert wurde, so mußte dieses nothwendiger Weise durch seine Masse im Preise fallen; oder, was dasselbe ist, die Preise aller anderen Waaren, der Preis der Arbeit stieg in entsprechendem Verhältnisse. Bei steigendem Preise der Lebensmittel und erhöhtem Arbeitslohne war die Industrie Spaniens ihrerseits genöthigt, die Preise ihrer Erzeugnisse zu vertheuern. Dies rief die Concurrenz des Auslandes ins Leben. Was Frankreich, England, Italien, die Niederlande bis dahin aus Spanien bezogen hatten, das erzeugten sie bald billiger selbst, und Spanien ging es wie dem König Midas, es verhungerte bei seinem Golde. Von 24 Millionen Einwohnern war das gesegnete Land zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, freilich auch unter Mitwirkung der Inquisition, bis auf 8 Millionen herabgesunken.

Ein wesentlicher Unterschied in der Schnelligkeit und Größe des Geldumlaufs besteht zwischen gewerblich mehr oder weniger entwickelten Ländern und Gegenden. Die Geldsumme, welche in der Stadt zu hundert Umsätzen dient, wird auf dem Lande vielleicht nur ein paar Mal umgesetzt oder gar Jahre lang im Kasten versteckt, in Kriegszeiten gar vergraben, so daß es Jahre lang, oft erst nach Jahrhunderten wieder ans Licht kommt. So wurden im 30jährigen Kriege in Deutschland unermeßliche Schätze vergraben, und jetzt geschieht dasselbe allgemein in Indien und China.

Die Höhe des Geldumlaufs ist periodisch auch wesentlich bedingt durch die Verschiedenheit der Aernten. Bei ungewöhnlicher Höhe der Getreidepreise kann man gezwungen werden, Getreide aus Ländern zu beziehen, die man nicht mit Waaren bezahlen kann. Ein Land wird dadurch zu kolossalen Geldsendungen ins Ausland gezwungen, welche nicht bloß ein tüchtiges Loch in das verfügbare Capital reißen, sondern auch noch eine wirkliche Geldklemme hervorrufen können. Kaiser Nikolaus von Rußland hat in einem solchen Falle Frankreich einen großen Dienst erwiesen, indem er etliche 20 Millionen Franken baares Geld in französischer Rente anlegte, die er der Bank von Frankreich abkaufte.

Je gesicherter und erleichterter der internationale Verkehr vor sich geht und je mehr in demselben das baare Geld durch Creditmittel ersetzt wird, um so glatter geht die Circulation vor sich, so lange sie nicht durch außergewöhnliche Ereignisse gestört wird. Solche Ereignisse können freilich dann in den Industrie- und Handelsländern Störungen von einer Furchtbarkeit hervorrufen, welche man in den bloßen Ackerbauländern nicht kennt. Um solchen Krisen vorzubeugen, erfordert es Freiheit des Verkehrs und wohlorganisirte Credit-Einrichtungen.

So wie es in der Culturgeschichte einen Uebergang gegeben hat vom

reinen Tausch zur Benutzung von Tauschmitteln in Gestalt von Vieh, also gab es auch eine fortschreitende Entwicklung nach Einführung der Metalle. Zuerst bediente man sich des Kupfers; die alte römische Währung war auf das Pfund Kupfer gestellt. Mit dem Anwachsen des stehenden Capitals, wovon das Edelmetallgeld, welches in einem Lande vorhanden ist, als Nationalcapital betrachtet, einen Theil bildet, gingen die Römer zur Silberwährung und zuletzt zur Goldwährung über. Ein ähnlicher Verlauf läßt sich auch in der neueren Zeit wahrnehmen. Mit der Erweiterung des Verkehrs wird der Transport des Silbers zu kostspielig, und da man im Welthandel Creditersatzmittel in Gestalt von Banknoten in der Regel nicht verwenden kann und die Compensation durch den Wechsel nicht überall ausreicht, das gleiche Gewicht an Gold aber gegenwärtig 14- bis 15mal mehr werth ist, als Silber, also um so viel billiger zu transportiren ist, so ist die Einführung der Goldwährung im Welthandel bei fortschreitender Culturentwicklung nur noch eine Frage der Zeit.

Unter **Währung** versteht man die gesetzliche Festsetzung des Metalles oder der Metalle, aus welchen die Münzen geprägt sein sollen, welche bei Zahlung rechtlich gegründeter Forderungen genommen werden müssen. Es gibt daher eine Silberwährung, wo nur das Silber zu gesetzlichen Zahlungen zugelassen ist, und in gleicher Weise Goldwährung, da, wo nur Goldmünzen zu gesetzlichen Zahlungen angenommen werden. Doppelwährung aber gilt da, wo sowohl Silber- als Goldmünzen zur Zahlung von legalen Forderungen angenommen werden müssen. In neuerer Zeit galt in einigen Staaten die Doppelwährung, z. B. in America, Frankreich, Italien und der Schweiz. Da das Gold aber verhältnißmäßig theurer war, so mußte man lange Zeit in Frankreich, wenn man Goldmünzen haben wollte, Agio zahlen. Mit der Auffindung der ergiebigen Goldlager in Californien und Australien wurde der Goldvorrath in Amerika und Europa so vermehrt, daß das Verhältniß sich umdrehte; da das Gold eine Zeit lang verhältnißmäßig billiger wurde, als Silber, so ließen die Speculanten bei der freigebigen Einrichtung der französischen und englischen Münzstätten millionenfach Goldmünzen prägen, um die Zahlungen in Gold zu machen und Silber dagegen auszuführen. Diese Silberausfuhr, gesteigert noch durch kolossalen Begehr aus Ost-Indien und China, wo die Silberwährung herrscht, nahm solchen Umfang an, daß sogar die Scheidemünze betroffen wurde und es zuletzt oft schwierig wurde, im gewöhnlichen Verkehr Goldmünzen gewechselt zu erhalten. Um dieser Calamität abzuhelfen, waren die genannten Staaten genöthigt, die kleine silberne Münze, welche zum Umwechseln nöthig ist, geringerhaltig auszuprägen. Den Anfang machten die Vereinigten Staaten von Nordamerika; dann folgte die Schweiz und endlich wurde unter den Staaten des Frankensystems (Frankreich, Italien, Belgien, Schweiz, Rumänien,

Griechenland) ein Münzvertrag abgeschlossen, durch welchen diese Staaten sich verpflichteten, ihre kleinen Silbermünzen mit einem gewissen gleichmäßigen Zusatz von Kupfer auszuprägen, wodurch die Speculation verhindert wird, sie auszuführen und einzuschmelzen. Damit war in diesen Staaten factisch die Goldwährung eingeführt, denn Silbermünzen brauchen zu gesetzlichen Zahlungen nur bis zum Betrag von 100 Frs. angenommen zu werden. Gleichwohl konnte sich Frankreich nicht entschließen, auf das Recht der vollwichtigen Ausprägung von Silberthalern (zu 5 Frs.) zu verzichten, und zwar aus einem Grunde, der näher geprüft zu werden verdient. Man fürchtet nämlich, indem man sich bindet, die gesetzlichen Zahlungen bloß in Einem Metall zuzulassen, daß bei irgend großen Umwälzungen des einen oder anderen Metalles, welche den Preis des Metalles der bestehenden Währung verändern, diejenigen, welchen durch Verträge aus längerer Zeit her Zahlungsverpflichtungen auferlegt sind, geschädigt werden können. Schon jetzt steht der Preis des Goldes trotz der bedeutenden Goldausbeute in Californien und Australien unerklärlich hoch; würden nun noch die Staaten der Silberwährung: Holland, Deutschland, Indien, plötzlich die Goldwährung einführen, so müßte wegen dieser ungeheuer vermehrten Nachfrage der Preis des Goldes noch viel bedeutender steigen, oder da es tarifirt wäre, der Preis des Silbers und aller anderen Waaren entsprechend sinken. Dadurch würden aber alle Schuldner, welche vertragsmäßige Zahlungen in der gesetzlichen Währung zu machen haben, einen empfindlichen Verlust erleiden. Da nun der französische Gesetzgeber lieber die Schuldner als die Gläubiger begünstigen wollte und die Doppelwährung einführte, um der Regierung die Wahl zu lassen, je von dem billigeren Metall zu prägen und dadurch die Schuldner zu schützen, so ließ sich die französische Regierung bei Abschluß des Münzvertrags nur bezüglich der kleineren Münzen von 2 Frs. abwärts bewegen, von dem angenommenen Princip abzugehen. Ein ähnliches Verhältniß waltet auch noch in Preußen ob, indem da zwar im Allgemeinen die Silberwährung besteht, aber die kleineren Silbermünzen unter einem Thaler doch geringerhaltig ausgeprägt werden und das Gold, wenn auch nur in geringer Quantität vorhanden, doch zu einem festen Course an den Staatscassen angenommen wird.

Um den Schwankungen zu entgehen, welchen der Preis der Metalle in längeren Perioden ausgesetzt ist, oder welche durch Aenderung der Münzverfassung vorkommen können, suchen sich manche Gläubiger dadurch zu helfen, daß sie die Zahlung in einer bestimmten Münze ausmachen. Allein auch dieses Auskunftsmittel gewährt keine vollkommene Sicherheit, denn es hat schon Perioden gegeben, in welchen der Preis beider Metalle sich bedeutend änderte. So ist zum Beispiel in den zwei Jahrhunderten nach der Entdeckung von Amerika der Preis des Goldes und Silbers um das Sechsfache gesunken, und seit 1200 Jahren etwa um das Zehnfache. Adam Smith meint daher,

man solle sich für so lange Verträge wie z. B. Erbpacht, nach einem anderen Tauschmittel und Preismesser umsehen, als das Edelmetall, das in den Jahrhunderten gleichmäßiger bleibe, dies sei Getreide. Auch der Arbeitslohn lasse sich leicht daran messen.

In manchen Staaten hat man diesem Umstande Rechnung getragen, indem man einen Theil des Gehaltes der Beamten in Naturalien, beziehungsweise Getreide aussetzte. Bei anderen war man in Folge der steigenden Bedürfnisse und der erhöhten Preise mancher Artikel, z. B. der Wohnung und des Fleisches, genöthigt, zu Gehaltserhöhungen zu schreiten. Ob die genannten Preiserhöhungen die Folge einer Werthverminderung der Edelmetalle in der neuesten Zeit seien, ist eine Frage, welche wir im zweiten Bande untersucht haben.

Der Credit.

Der Credit ist Vertrauen. Im engeren Sinne ist er die zeitweise Uebertragung des Eigenthums eines Capitals. Wenn der Ersparer eines Capitals nicht in der Lage ist, dasselbe productiv anzuwenden oder umzutreiben, so muß er, will er dasselbe überhaupt in seinem Bestand aufrecht erhalten, einen Unternehmer suchen, welcher diese wirthschaftliche Arbeit übernimmt. Er muß das Capital ausleihen, wenn er davon einen Nutzen haben, ja wenn er es wegen des Gesetzes des Stoffwechsels überhaupt nicht verlieren will. Der Credit erfüllt so die überaus wichtige wirthschaftliche Aufgabe der Uebertragung der müßigen Capitalien in diejenigen Hände, welche sie am productivsten anzulegen wissen, d. h. in die Hände der Unternehmer. Er erfüllt die Rolle, welche das Gesetz der Schwere in Beziehung auf das Wasser ausübt, indem es dasselbe auf ein gleichmäßiges Niveau vertheilt, wenn irgendwo eine Leere eingetreten war; er erfüllt die Rolle des Herzens im animalischen Organismus indem es das Blut gleichmäßig in die Adern vertheilt. Denn der Credit ist das wirthschaftliche Band, welches den Sparer mit dem Unternehmer, den Capitalisten mit dem Arbeiter verknüpft, welches bewirkt, daß der Reiche den Armen sucht, daß der Einflußreiche um den Unbemittelten sich bewirbt, um mit dessen Hülfe sein Capital zu erhalten, — daß der Arbeiter den Capitalisten aufsucht, um seine körperlichen und geistigen Kräfte productiv zu bethätigen und dadurch sowohl sich selbst und seine Familie zu erhalten, als auch für das allgemeine Beste zu wirken. Je entwickelter die Organe und Werkzeuge des Credits, je reicher gegliedert seine Organisation, um so vollkommener kann diese Aufgabe erfüllt werden, um so weniger bleibt Capital müßig liegen, um so mehr kann solches reproducirt und gespart werden, um dadurch fortwährend die Mittel und Werkzeuge zu stärken und zu verbessern und die Kenntnisse und Geschicklichkeit zu erhöhen, mittels welcher die Gütererzeugung vergrößert und dadurch die Quellen des

Wohlstandes, der Bildung, der Zufriedenheit und überhaupt des Glückes der Menschen vermehrt werden. Möglichst vollkommenes Zusammenbringen des Capitals mit dem Arbeiter, so daß kein Werkzeug, keine Maschine, kein Vorrath, kein Grundstück oder Gebäude unbenutzt, kein bewährter, neuer Gedanke unausgebeutet bleibe, und daß andererseits kein arbeitsfähiger Mensch unbeschäftigt sei, so daß schließlich die Armenpflege sich auf die Kranken, Greise und Kinder beschränkt — das ist die Aufgabe des Credits.

Mit Lösung dieser Aufgabe ist seine Rolle erschöpft; er kann nur die möglichst zweckmäßige Vertheilung des Capitals bewerkstelligen, er kann dadurch die Gütererzeugung fördern und so mittelbar zur Ansammlung neuer Capitalien beitragen; — selbst aber unmittelbar neues Capital schaffen, beziehungsweise darstellen, kann er nicht. Es gibt nur einen einzigen Fall, in welchem durch den Credit scheinbar ein neues Capital geschaffen wird, und zwar bloß durch den öffentlichen Credit, nämlich mittels der Creirung von papierenen Ersatzmitteln der Münze — durch Papiergeld und Banknoten. Bei diesen Creditmitteln haben wir die Erscheinung, daß, soweit das von dem Umfang der Umsätze gebotene Maß nicht überschritten wird, Papiergeld in großen Summen über die zur Einlösung derselben gehaltene Baarschaft hinaus gleich baarem Gelde vom Publicum angenommen wird. Der Staat oder die Creditanstalt, welche dieses Papiergeld oder diese Noten emittiren, genießen auf diesem Wege die Zinsen für ein Capital, zu dessen Erzeugung nur verschwindend kleine Productionskosten aufgewendet wurden, allein auch da ist kein wirkliches Capital geschaffen! Jener Ueberschuß an papierenen Circulationsmitteln, welcher baare Münze ersetzt, ist nur der Schuldschein für Vorschüsse, welche das Publicum dem Ausgeber des Papier- oder Creditgeldes macht, die Obligation für den Credit, welchen es demselben gewährt, und zwar unverzinslich gewährt, so daß die Zinsen dem Papiergeld-Ausgeber zufallen. Wenn trotzdem der Engländer Macleod behauptet, daß Credit Capital aus Nichts schaffen könne, so hat er damit bewiesen, daß sein Auge nicht scharf genug ist, um die Oberfläche zu durchdringen. Um seine Behauptung anschaulich zu machen, gebraucht Macleod das Beispiel des Wechsels. Durch den Wechsel könne es vorkommen, daß der Werth einer Waare in zwölffachem Betrag circulire. A. verkaufe an B. eine Waare um tausend Frs. und ziehe sofort einen nach 3 Monaten zahlbaren Wechsel auf ihn. B. verkaufe die Waare am anderen Tage an C. und setze ebenfalls einen Wechsel von 1000 Frs. auf ihn in Circulation, ebenso verfahren (Gewinn oder Verlust beim Nominalbetrag des Wechsels außer Acht gelassen) noch zehn Andere im ersten Monat. Die Folge davon sei, daß während zwei Monaten 12,000 Frs. Umlaufscapital circulire, das gleich baarem Geld in vielen Fällen als Zahlung dienen könne, und für welche doch nur 1000 Frs. als substantielle Unterlage vorhanden seien; 11,000 Frs. seien also für

zwei Monate aus nichts geschaffen. Man traut seinen Augen kaum, wenn man solche Behauptungen bei einem Schriftsteller liest, der von seinen Anhängern als ein Regenerator der Volkswirthschaftslehre gepriesen wird. Gegen diese Theorie war Law ein nüchterner und solider Praktiker. Mit demselben Rechte wie jene Wechsel müßte man sämmtliche Staatspapiere und industrielle Actien und Obligationen für reelles Capital halten, und man braucht nur eine Riesenschnellpresse in Bewegung zu setzen, um alle Menschen zu Millionären zu machen. Diese Werthpapiere sind aber in Wahrheit nur der Schuldschein, für ein etwa in einer Eisenbahn productiv angelegtes Capital, dessen Zinsen vom Schuldschein-Inhaber bezogen werden, oder für ein etwa im Kriege in Gestalt von Lebensmitteln, Kriegsmaterial, Pferden verzehrtes Capital. Von obigen 12 Wechseln repräsentirt nur einer die verkaufte Waare, die 11 anderen repräsentiren die Zahlungsfähigkeit ihrer Trassanten in reellem Capital, das nicht doppelt verwendet werden, sondern nur den Besitzer wechseln kann.

Wir haben oben den öffentlichen Credit erwähnt und knüpfen daran die Eintheilung des Credits in öffentlichen und privaten. Außerdem unterscheidet man Personal- und Realcredit. Der Privatcredit hat die Aufgabe der Vertheilung des Capitals unter die Producenten, der öffentliche Credit hat den Zweck, dem Staat die Capitalmittel zur Erfüllung seiner Aufgaben zu verschaffen. Personal- und Realcredit werden unterschieden nur hinsichtlich der Natur der Sicherheit, welche sie gewähren, indem bei dem Realcredit Grundeigenthum oder Faustpfänder als Sicherheit dienen, während beim Personalcredit das einfache Vertrauen auf die Redlichkeit, Zahlungsfähigkeit, Erwerbsfähigkeit des Schuldners, beziehungsweise seiner Bürgen dazu hinreichen, dieser Person darlehensweise ein Capital zu verschaffen. Je nach diesen verschiedenen Richtungen des Credits dienen anders geartete Werkzeuge und Einrichtungen.

Der Realcredit zerfällt in zwei durchaus verschiedene Abtheilungen, — in den eigentlichen Hypothekarcredit und in den Faustpfandcredit. Der letztere wird auch Lombardcredit genannt; wahrscheinlich weil er zuerst im größeren Maßstabe bei den Kaufleuten der Lombardei in Uebung kam. Speciel wird das Darlehensgeschäft bei den Banken „Lombard" genannt. Dieser Credit dient in der Regel zur Unterstützung des kaufmännischen Verkehrs. Als Faustpfand dienten da Werthpapiere, Gold- und Silberbarren, Pretiosen und zuweilen auch andere Waaren. Dazu kommt noch der Faustpfandcredit im kleinen Verkehr und bei den Pfandhäusern. Der letztere wird hoffentlich mehr und mehr dem Personalcredit durch Errichtung von Creditgenossenschaften Platz machen. Der Lombardcredit hingegen ist ein unentbehrliches Element im Geschäftsverkehr, das jede Bank und jedes Bankhaus in den Bereich der Geschäfte aufnehmen muß. Dieser

Art des Credits ist in der Regel eine kurze Gränze von drei Monaten gesteckt. Nur bei wenigen Creditanstalten ist diese Gränze statutarisch länger angesetzt. Doch kann ein Darleben, wenn es drei Monate gestanden hat, in der Regel auf Verlangen des Borgers auf weitere drei Monate verlängert werden. Da, wo Unterpfand von Werthobjecten als Sicherheit zum Contocurrentcredit dient, bei welchem das Creditcapital jährlich öfters umgesetzt wird, nimmt man den Jahresabschluß gewöhnlich als Gränze an, an welcher der Vorschuß gedeckt sein muß.

Der Hypothekar-Credit dient zur Unterstützung des Grundeigenthums; er gewährt Grundeigenthümern Darlehen auf Unterpfand von Grundstücken oder Gebäuden auf eine längere Reihe von Jahren oder auf unbestimmte Zeit, aufkündbar oder unaufkündbar. Der Betrag des Darlehens erreicht bei Häusern gewöhnlich die Summe, mit welchen dieselben bei der Feuerassecuranz versichert sind, bei Grundstücken die Hälfte, seltener 2 Drittel oder Dreiviertel des abgeschätzten Werthes. Im Privatverkehr kommen Hypothekar-Darlehen bei Grundstücken in der neueren Zeit am häufigsten zum Zweck der Erbtheilung vor; sodann zum Zweck landwirthschaftlicher Verbesserungen, z. B. Ent- und Bewässerungs-Anlagen, Errichtung von Gebäuden oder Vermehrung des Umlaufscapitals. Bei Gebäuden kommt das Hypothekar-Darlehen am häufigsten vor zum Zweck der Erleichterung des Häuserbaues, da der Unternehmer wenigstens in aufblühenden Gegenden einen Gewinn erzielt, welcher die üblichen Zinsen nicht unansehnlich übersteigt. Auch Corporationen, Gemeinden, Landschaften und Staaten kommen häufig in den Fall, Hypothekar-Anleihen abzuschließen, wofür sie Bergwerke, Waldungen, Eisenbahnen, Domainen als Unterpfand verschreiben. Gesetzlich gut geordnetes und wohlorganisirtes Hypothekenwesen ist eines der wichtigsten Elemente zur Stärkung des Credits und der Erwerbsfähigkeit eines Landes. Einerseits muß eine zweckmäßig eingerichtete Hypotheken-Ordnung bestehen und andererseits Boden-Creditanstalten, in welchen die Nachfrage und das Angebot von Capital zu fester Anlage sich concentrirt. In ersterer Hinsicht ist das Haupterforderniß, daß öffentliche Bücher gehalten werden, in welchen die Hypothekarschulden mit genauer Bezeichnung der dafür haftenden Grundstücke und Häuser eingezeichnet werden. Diese Einrichtung ist sehr alten Ursprunges, denn nach Böckh bestand sie, wie wir schon an anderer Stelle angeführt haben, in ähnlicher Weise im alten Athen, indem an den Grundstücken selbst Marksteine errichtet waren, auf welchen die darauf haftenden Schulden verzeichnet wurden. Außer der ersten Bedingung, daß die Hypothekenbücher öffentlich zur Einsicht zugänglich sein müssen, ist es ein zweites Erforderniß, daß Hypothekar-Forderungen bei eintretendem Concurs ganz von selbst und ohne vom Gläubiger angemeldet zu sein, vom Gericht in ihrem Pfandrecht geschützt werden. In Ländern, wo diese Bestimmung nicht besteht, sondern wo Hypothekar-Gläubiger

gehalten sind, bei jedem Concurs ihre Pfandforderungen ausdrücklich anzumelden, widrigenfalls sie ihr Vorpfandrecht verlieren, muß der Hypothekar-Credit so erschwert werden, daß das Capital Anlage in industriellen und Staatspapieren sucht oder in andere Staaten zieht, wo bessere Hypotheken-Ordnungen bestehen; denn die Capitalisten werden in Ländern, wo den Hypotheken-Ordnungen solche Mängel ankleben (Canton Bern) genöthigt, die Amtsblätter genau zu lesen oder wenn sie fürchten, daran verhindert zu werden, einen Vermögens-Administrator zu halten, der dieses Geschäft regelmäßig für sie besorgt. Dies verursacht aber einestheils Kosten, anderntheils ist nicht jedes Risico beseitigt, wenn auch das Hypotheken-Amt verpflichtet ist, dem Gläubiger von einem ausgebrochenen Concurs Meldung zu machen. Vielerlei Zufälligkeiten können bei einer solchen Einrichtung vorkommen, welche eine rechtzeitige Anmeldung des Hypotheken-Capitals hindern und dadurch den Gläubiger in Schaden bringen. Da der Capitalist Sicherheit und Bequemlichkeit in der Regel höheren Zinsen vorzieht, so wird er die directe Hypotheken-Anlage in einem solchen Lande zu vermeiden suchen, wenn nicht eine gut eingerichtete Hypothekenbank die betreffende Sorge für die Sicherheit und Bequemlichkeit des Gläubigers übernimmt. Hypotheken-Capital wird, wo auch letztere fehlt, seltener und theurer werden.

Die andere Hauptbedingung eines guten Hypothekenwesens ist, daß nicht zu viele privilegirte Vorpfandrechte bestehen, d. h. solche, welche gesetzlich schon im Allgemeinen von selbst auch den Darlehen auf erste Hypothek vorgehen. Zu solchen gehören z. B. das Vorpfandrecht des Staates auf fällige Steuern, dasjenige gewisser laufender Schulden (Begräbnißkosten u. s. w.), das Vorpfandrecht von Vormundschaftsgeldern u. s. w. Es gibt Gesetzgebungen, in welchen solche Vorpfandrechte eine Zahl erreichen (in einigen Cantonen der Schweiz bis auf zwölf), welche den Hypothekar-Credit nicht wenig schwächt. Solche Gesetze sollten im Interesse der Landwirthschaft reformirt werden.

Die Hypothekar-Darlehen werden auf zweierlei Art abgeschlossen, entweder mit Privat-Capitalisten oder mit Boden-Creditanstalten. Die ersteren bewilligen ihre Darlehen in der Regel nur aufkündbar, d. h. sie behalten sich das Recht vor, jederzeit deren Zurückzahlung nach vorheriger, viertel- oder halbjähriger Aufkündigung verlangen zu können. Diese neuere Art der Gewährung des privaten Bodencredits war eine empfindliche Erschwerung im Vergleich zum Gültenkauf, dessen wir oben in der ersten Abtheilung (S. 54) erwähnt haben, und wodurch, um das päpstliche Zinsverbot zu umgehen, Privatcapitalien durch einen Scheinkauf unaufkündbar auf Grundstücke gegeben wurden. In Folge dessen machte sich mit der Zeit das Bedürfniß geltend, eine Einrichtung zu treffen, durch welche die Nachtheile der freien Capitalbewegung, die einerseits zwar die Production wesentlich bereichert,

aber andererseits den Gültenkauf verdrängt hatte, wieder gemildert oder aufgehoben würden. Man kam auf die Idee, dem Bodencredit wieder günstige Bedingungen zuzuführen durch gesellschaftliche Organisationen. In den Nachwehen des siebenjährigen Krieges in Preußen war es, wo zuerst bei Kaufmann Büring in Berlin der Gedanke auftauchte, die verschuldeten Grundbesitzer durch eine solidarische Genossenschaft derselben zu erleichtern. Nach zehnjährigen Bemühungen gelang es ihm, Friedrich II. für seinen Plan zu gewinnen, und es entstanden die landschaftlichen Creditanstalten, bei denen jeder Genosse mit seinem ganzen Grundeigenthum für die Schulden Aller mit haftete, die Genossenschaft aber in Stand gesetzt wurde, dem darlehensbedürftigen Grundbesitzer das Capital unaufkündbar zu bewilligen, so lange er die Zinsen regelmäßig zahlte und das Gut nicht durch schlechte Wirthschaft ruinirte. Zugleich wurde dem Schuldner die Rückzahlung durch allmähliche Amortisation so erleichtert, daß ein fleißiger Mann fast unmerkbar wieder schuldenfrei werden konnte.

Ein Uebelstand war indessen bei diesen Boden-Creditgenossenschaften, daß die Schuldner das Darlehenscapital statt baar, in Obligationen der Gesellschaft erhielten, welche sie erst versilbern mußten, wodurch sie Zeit und Geld verloren. Um auch diesen Uebelstand zu beseitigen, kam man endlich in unserem Jahrhundert auf die Gründung von Actien-Hypothekenbanken oder Credit-Instituten mit flüssigem Gesellschaftscapital. Diese Hypothekenbanken zahlen in der Regel ihre Darlehen in klingender Münze aus und sorgen selbst für die Unterbringung der Pfandbriefe oder Obligationen, wozu sie auch mehr Muße und Gelegenheit haben. Auch bei vielen dieser Banken sind die Darlehen mit Ausnahme ganz kleiner Beträge unaufkündbar, unter der Bedingung der Amortisation. Einige unter ihnen (Schweiz) pflegen aber auch Hypotheken-Darlehen auf eine bestimmte Reihe von Jahren zu bewilligen. Eine wichtige Seite des Verkehrs der Hypothekenbanken ist der Umsatz ihrer Obligationen oder Pfandbriefe. Scheinbar unbedeutende Umstände bei ihrer Emission können einen großen Einfluß auf ihre Unterbringung bei den Privatcapitalisten und folglich auf die größere oder geringere Ausdehnung und Entwicklung des Instituts äußern. Es muß nämlich dabei in das Auge gefaßt werden, daß selbst das bedeutendste Stammcapital einer Hypothekenbank nur einen kleinen Theil ihrer disponiblen Mittel ausmacht; daß sie vielmehr den Vermittlungspunkt zwischen Schuldnern und Capitalisten bildet, wobei das Stammcapital mehr als Garantie dient. Es ist daher wichtig, daß die Pfandbriefe oder Obligationen so eingerichtet sind, daß sie möglichst leicht im Handel aufgenommen werden, d. h. börsenfähig sind. Eine Hypothekenbank kann den Absatz ihrer Obligationen erleichtern oder erschweren, je nach der Einrichtung derselben. Eine Anstalt, wie z. B. die berner Staats-Hypothekenbank, welche nur Capitalien im Ganzen aufnimmt und dafür Gesammt-

Obligationen ausstellt, kann natürlich weniger Darlehensmittel aufbringen, als eine Hypothekenbank, die Obligationen in kleinen gleichmäßigen Nominalbeträgen in Umlauf setzt, welche an der Börse Cours haben und im Handel circuliren. Ferner ist von Wichtigkeit, ob diese Obligationen auf eine bestimmte Reihe von Jahren rückzahlbar oder ob sie unaufkündbar sind. In letzterem Fall hat es die Hypothekenbank in ihrer Hand und es muß ihr freistehen, ihre Obligationen, jenachdem der Cours für sie günstig steht, oder dieselbe verfügbare Gelder hat, an der Börse zurück zu kaufen. Dadurch wird der Speculation eine Schranke gesetzt und der Preis möglichst gleichmäßig zu Gunsten der Anstalt erhalten.

Der persönliche Credit zerfällt in solchen, welcher dem Borger allein gegen einen Schuldschein oder gegen das bloße mündliche Versprechen der Rückzahlung oder gegen Bürgschaft von einer oder mehreren Personen bewilligt wird. Bei kleinen Schulden und Leuten, die kein eigentliches Geschäft führen, dient zur Sicherung von Personalschulden der ersteren Gattung auch wohl das Ehrenwort des Schuldners; im großen kaufmännischen und Bankverkehr werden dagegen oft kolossale Summen einer einzelnen Person ohne Bürgschaft oder Schuldschein anvertraut. Der geringere Theil des reinen Personalcredits ohne Bürgschaft ist derjenige, welcher bei Gelddarlehen bewilligt wird. Am meisten kommt derselbe im Waarenverkehr vor. In diesem unterscheidet sich der reine Buchcredit und der Wechselcredit. Der erstere ist im Kleinhandel und im Verkehr der Krämer und Handwerker mit ihren Kunden gebräuchlich. Eines der hervorragendsten Beispiele im ersteren liefert der deutsche Buchhandel, in welchem der Großhändler dem Detaillisten Buchcredit bis auf 17 Monate bewilligt und zuweilen einen Theil desselben noch verlängert. Bei dem Verkehr zwischen Detaillisten und Kunden pflegt je nach der Localität halbjährlich oder zu Neujahr abgerechnet zu werden; zuweilen wird aber dieser Credit durch die Säumigkeit der Kunden mißbräuchlich auf mehrere Jahre hinaus verlängert. Namentlich sind es reiche Leute, welche in dieser Hinsicht am rücksichtslosesten verfahren. Der größte Mißbrauch wird in dieser Hinsicht von einem Theil der Aristokratie mancher Länder getrieben, indem der Geschäftsmann unter einer Art stillschweigender Coalition gebannt ist, so daß er, wenn er durch Uebersendung von Rechnungen oder Mahnbriefen sich lästig macht, seine ganze Kundschaft in diesem Kreise verliert. Besonders in London wird über solches Verfahren von Seiten eines Theils der englischen Aristokratie geklagt. Manche Geschäftszweige dürfen, wenn sie ihre Kundschaft behalten wollen, nicht einmal Rechnungen einschicken. Manche sind genöthigt, periodisch ihre Zahlungen einzustellen und zu liquidiren, um ihre Forderungen gerichtlich einziehen zu lassen. Von einer Buchhandlung ist es uns speciel bekannt, daß sie zu diesem Zweck alle 5 Jahre sich bankerott erklärte und nachdem sich bei der Liquidation herausgestellt hatte, daß

die Activen die Passiven überstiegen, ihren Laden wieder eröffnete, ohne die Gunst ihrer Kundschaft verloren zu haben, welche ihr das unverschuldete Unglück nicht nachtragen konnte oder wollte. Die Außenstände waren gerichtlich eincassirt. Bei solcher Geschäftsbehandlung muß der Gewinn natürlich ein sehr bedeutender sein, weil Verlustprämie und Verzugszinsen mitgedeckt werden müssen. Die Preise der Waaren in solchen Geschäften sind daher unverhältnißmäßig hoch und bilden einen scharfen Contrast zu den Preisen derjenigen Läden, wo baar bezahlt werden muß. Denn das einzig unmittelbar wirksame Correctiv für diesen Unfug ist eben der Preis. Beseitigung einer solchen Unsitte durch Collectivmaßregeln der Gläubiger anzustreben, wie dies von Seiten der Handwerker in einigen deutschen Städten versucht wird, ist ein zweischneidiges Schwert und die Verbesserung durch Einwirkung der öffentlichen Meinung zu erwarten, ist ein außerordentlich langsamer Weg. Eine andere Art des einfachen persönlichen Credits ist der Baarcredit, Blancocredit bei einem Bankhause oder bei einer Creditanstalt oder Genossenschaft. Dieser kann genommen werden, indem man sich ein Darlehen auf bestimmte Zeit oder auf laufende Rechnung bewilligen läßt, wobei Summen zu unbestimmter Zeit entnommen und zurückgezahlt werden. Bei dieser Art von Credit besteht weiter keine Sicherheit, als das Vertrauen auf die Person des Borgers. Die zweite Gattung des persönlichen Credits ist das Darlehen gegen Bürgschaft, welches überhaupt die älteste Art desselben gewesen zu sein scheint. Dieser Credit zerfällt wieder in den ebengenannten und den in Gestalt des Wechsels, welcher stets die Bürgschaft mehrerer Unterschriften zu genießen pflegt.

Wie die Anweisung ihren Ursprung der Gefahr zu verdanken hat, welche mit der Versendung großer Summen in weite Ferne verbunden ist, wie sich Kaufleute von einem Geschäftsfreunde Anweisungen an einen anderen außerhalb des Landes, welcher dessen Schuldner war, geben ließen, wie der Reisende das Papier mit in die Stadt oder auf die Messe nahm, wohin er sich begab, und sich dort das Geld geben ließ; wie er aber, wenn er nicht selbst an jenen Ort kam, die Anweisung einem dritten Kaufmann übergab, welcher dorthin reiste und schließlich das Geld erhob, welches er bei seiner Rückkehr zahlte oder, wenn sie sich gegenseitig kannten, auch gleich erlegte: wie die Anweisung so von einer Hand zur anderen wanderte und durch Ueberschreibung allmählich zum Wechsel sich umgestaltete, — das haben wir in einem früheren Abschnitte schon erläutert.

Der Unterschied der Anweisung vom Wechsel liegt darin, daß durch die erstere immer nur ein einzelnes Geschäft abgeschlossen wird, während beim Wechsel eine Masse von Geschäften vermittelt werden kann. Die Anweisung ist der Auftrag an eine zweite Person, einer dritten eine bestimmte Summe zu zahlen. Der Wechsel ist ein Auftrag an eine bestimmte Person, einer

dritten oder an deren Ordre einer vierten, fünften u. s. w. eine gewisse Summe zu zahlen.

Der Wechsel gewährt zweierlei Vortheile: 1) Ersparung des Transportes des Geldes und der damit verbundenen Kosten und Gefahren, so wie geringere Abnutzung des Metalls; 2) Credit, indem er ein in der Zukunft fälliges, bezw. jetzt gerade müßiges Capital schon in der Gegenwart flüssig macht. Der Gebrauch des Wechsels setzt regelmäßig wiederkehrende Geschäfte und guten Ruf voraus, so daß er vorzugsweise vom Handelsstande angewandt wird, dem er zum großen Theil, namentlich bei weiten Entfernungen, das Geld ersetzt.

Zur Ausstellung eines Wechsels gehört 1) der Aussteller oder Trassant, 2) der Bezogene, Trassat — wenn er den Wechsel acceptirt hat, Acceptant genannt —, der die Zahlung leisten soll; 3) eine Person, an welche oder an deren Ordre bezahlt werden soll, der Remittent. — Wird der Wechsel von diesem auf einen Anderen übertragen, so heißt diese Operation Indossament, der Uebertrager oder Verkäufer des Wechsels Indossant oder Girant, der Käufer des Wechsels Indossat oder Giratar.

Die Höhe des Preises der Wechsel hängt, wie der Preis jeder Waare, von der Nachfrage und dem Angebote ab. Würde ein Volk von dem anderen, mit dem es in Verkehr steht, eben so viel kaufen — seien es Waaren oder Werthpapiere —, als es ihm verkauft, so wäre, vorausgesetzt, daß die Geld- und Credit-Verhältnisse gleich sind, die Zahl ihrer Forderungen auf beiden Seiten gleich, und ihre Wechsel ständen pari. Da dieses aber selten der Fall ist, sondern ein Land bald mehr, bald weniger an das andere verkauft, so ist auch der Cours der Wechsel veränderlich. Der natürliche Preis derselben hängt ab von der Fracht und dem Porto, welche die Uebersendung des Metalles kosten würde, von der Länge der Zeit, welche dazu erforderlich ist, d. h. den Zinsen, welche inzwischen erwachsen, und von der Gefahr, welche damit verbunden ist. Sobald ein Wechsel mehr kostete, würde man das Metall selbst überschicken.

Machen wir uns die Sache anschaulich. Sehr selten werden die Güter, welche importirt und exportirt werden, direct ausgetauscht, sondern A in Oesterreich exportirt an B in Frankreich; C in letzterem Lande schickt Waaren an D in Oesterreich; und so ins Tausendfache fort. Statt daß nun der Importeur in Oesterreich direct an den Exporteur in Frankreich seine Schuld in Metallgeld einsendet, gibt letzterer einen Wechsel auf den österreichischen Einführer ab, den der österreichische Exporteur bei letzterem versilbern und damit sein Guthaben erhalten kann, während er seinen Schuldner anweist, sein Soll an den französischen Exporteur abzutragen.

Ist nun der Waaren-Austausch zwischen zwei Ländern oder Städten gleich, so ist, wie wir gesehen haben, eine Zahlung durch Geld gar nicht

erforderlich; die Summen der Forderungen und Schulden können so in jedem Lande, an jedem Orte gegenseitig ausgeglichen werden; zwischen entfernteren Gegenden ist dies die regelmäßige Art der Bezahlung.

Wenn nun aber die Ausfuhr eines Landes die des anderen übersteigt, und dasjenige Land, welches mehr Werthe eingeführt hat, nicht im Stande ist, die letzteren durch seine exportirten Güter zu decken, dann müßte es baares Geld hinschicken. Da nun aber baares Geld Kosten verursacht, so zieht ein Jeder natürlich die Zahlung in Wechseln vor. Wenn nun die Nachfrage nach Wechseln damit steigt, so muß auch ihr Preis steigen; man zahlt Agio für einen Wechsel.

Ist dagegen mehr exportirt als importirt worden, und es müßte Geld remittirt werden, so werden viele Wechsel nach dem Auslande angeboten; dann fällt der Preis der Wechsel durch das vermehrte Angebot. Wenn dann Jemand einen Wechsel verkaufen will, dann muß er etwas am Nominalpreise desselben nachlassen; er muß Disconto gewähren; natürlich nur so weit, als das Porto für die Baarsendung nicht erreicht wird.

Die Differenz im Güter-Verkehr ist also die erste Ursache des schwankenden Wechselcourses. Der Wechselcours steigt je nach Höhe der Differenz stets so hoch oder fällt so niedrig, bis es für das betreffende Land vortheilhafter wird, baares Geld zu versenden oder einzuführen.

Sobald ein Land aber baares Geld zu versenden genöthigt wird, sagt man: „Der Wechselcours ist ungünstig."

Eine andere Ursache des Schwankens des Wechselcourses sind die Veränderungen in der Zufuhr von Edelmetall aus den solches producirenden Ländern. Wird z. B. London oder die Bank von England sehr mit californischem oder australischem Gold überführt, und der Goldwerth sinkt in dessen Folge, so wird Gold nach dem Continent geschickt, um den dortigen höheren Preis aufzusuchen. Wechsel sind dann wieder weniger gesucht, und der Wechselcours sinkt. Ist dagegen ein anderes Mal in Folge der starken Silberausfuhr nach dem Orient starke Nachfrage nach continentalem Silber, so steigt der Wechselcours nach dem Continent, weil daselbst die Wechsel fast überall in Silber ausgezahlt werden.

Eine dritte Ursache des Schwankens des Wechselcourses ist die Differenz in der gesetzlichen Geldwährung. Wenn in einem Lande, wie z. B. in Frankreich, doppelte, d. h. Gold- und Silber-Währung existirt, und wenn durch starke Goldzufuhren aus den golderzeugenden Ländern der Preis des Goldes gegen das Silber etwas sinkt, so wird Silber aus dem Verkehr dieses Landes gezogen, um es zu dem in England, resp. in Asien bestehenden höheren Preise zu verwerthen. In Folge dessen steht der Wechselcours in Frankreich niedrig, in England auf Frankreich hoch. Die Ursache dieser Schwankung aber ist die doppelte Währung, weil bei der einfachen Silberwährung das Gold keinen

tarifirten Nominalwerth haben, einfach im Preise sinken und das Silber daher nicht verdrängen würde. Ein anderer Fall ist der, wo das gesetzliche Zahlungsmittel zum Theil in Papiergeld, in Banknoten oder in Staatscassa-Scheinen besteht, wo diese aber in so großer Anzahl ausgegeben worden sind, daß sie gegen Silber im Preise sinken. Da Tratten nach dem Wechselrecht in Gold oder Silber zu zahlen sind, so sinkt der Wechselcours auf ein solches Land, sobald dessen Papiergeld in Zwangscours angenommen werden muß, um den Betrag der Differenz, welche zwischen Papier und Metall besteht.

Auf den Wechselcours wirken noch wesentlich ein der Stand und der Vorrath der Werthpapiere und die Politik.

Die Banken discontiren in der Regel nur Wechsel, welche am Platze selbst zahlbar sind, d. h. sie kaufen Wechsel, die am Platze innerhalb einer bestimmten Frist fällig sind, und ziehen vom Nominalwerth derselben ihren von Zeit zu Zeit festgesetzten Zinssatz ab. Dieser Zinssatz ist verschieden, jenachdem die Wechsel kürzer oder länger zu laufen haben. Für Wechsel auf lange Sicht wird höherer Zins bezahlt als für andere, weil sie für weniger sicher angesehen werden. Hinsichtlich der Güte oder der größeren und geringeren Sicherheit der Wechsel schwankt der Discontosatz im Privatverkehr gerade wie der Capital-Gewinn an und für sich, je nach dem größeren oder geringeren Risico.

Die Banken selbst haben ihre bestimmten Vorschriften, bei deren Erfüllung sie präsentirte Wechsel discontiren, z. B. das Vorhandensein von wenigstens zwei Unterschriften; im Disconto-Satz machen sie aber zwischen mehr oder weniger sicheren Wechseln keinen Unterschied, indem bedenkliche Tratten ganz zurückgewiesen werden. Auch auswärtige Wechsel „kaufen" die Banken zuweilen. Hinsichtlich dieses Geschäfts richten sie sich aber nicht nach ihren eigenen Disconto-Vorschriften, sondern nach dem Wechselcours und nach dem Stande des Marktes im Allgemeinen.

Wie es bei der Einfuhr und Ausfuhr, bei der Production und Consumtion eines Landes stets das Vortheilhafteste ist, wenn eine vollkommene Ausgleichung Statt findet, so ist es auch am besten in der Handelsbewegung, wenn der Wechselcours al pari steht oder demselben möglichst sich nähert.

Uebrigens ist es durchaus nicht nothwendig, daß die Forderungen zwischen zwei Ländern stets gegenseitig ausgeglichen werden; dies kann oft erst durch dritte und vierte geschehen; denn die Handels-Republik umfaßt in sich alle civilisirten Länder und Flecke der Erde.

Der Cours wird durch den beständigen Wechsel-Verkehr der Handelsstädte regulirt, und Zahlungen auf allen solchen Plätzen werden oft durch ganz fremde Wechsel bewerkstelligt. Man kann eine Schuld in Paris mit einem Wechsel auf Berlin bezahlen; und wenn der Cours auf Berlin dort ungünstig ist, nach Wien dagegen günstig, so trassirt man den Wechsel auf Wien, und

so kann er immer weiter wandern, bis er an einen Ort kommt, wo der Cours auf Berlin günstig steht. Die Banker gleichen Verschiedenheiten im Course schon von selbst aus, indem sie auf einander trassiren und am Ende des Jahres abrechnen.

Ein Vortheil des Wechsels ist dessen bestimmte Umlaufszeit und eigene Jurisdiction. Jede andere Schuld kann leicht hinausgeschoben werden, und der Gläubiger selbst ist häufig gezwungen, Nachsicht zu gewähren, um keinen Kunden zu verlieren. Bei einer Wechselschuld ist dies unmöglich; es hängt hier nicht mehr von dem Gläubiger ab, zu warten, selbst wenn er dazu geneigt wäre, weil noch andere Kaufleute dabei betheiligt sind, die auf Bezahlung dringen und dringen müssen, da sich ihre Geschäfte danach richten. Es würde für alle Giranten Unannehmlichkeiten zur Folge haben, wenn der Wechsel nicht auf den Tag bezahlt würde. Wird er zurückgewiesen, so wird sogleich nach dem beschleunigten Gerichtsverfahren des Wechselrechtes Klage erhoben. Die pünktliche Berichtigung eines Wechsels ist daher die erste Sorge jedes soliden Kaufmannes, und nichts erschüttert seinen Credit mehr, als Nachlässigkeit in dieser Beziehung. Ein protestirter Wechsel hat häufig den Sturz des ganzen Hauses zur Folge.

Wichtig ist der Wechsel ferner als Credit-Papier. Er erlaubt einem Kaufmanne, mit größerem Capital zu arbeiten, als er besitzt oder gerade flüssig hat, und Geschäfte zu unternehmen, die zwar solide sind, wozu er aber die Baar-Mittel nicht vorräthig hat. Wenn Jemand die Gewißheit oder die Wahrscheinlichkeit hat, in drei Monaten die Waaren, mit denen er speculiren will, zu verkaufen, oder auf andere Weise Mittel bis dahin zu erhalten, so stellt er einen Wechsel auf diese Zeit aus und gewinnt dadurch eben so viel, als wenn er mit eigenen Mitteln gearbeitet hätte. Wenn z. B. die Kaffee-Aernte schlecht ausgefallen ist und man voraussehen kann, daß in einigen Monaten der Kaffee bedeutend steigen werde, so kann ein Kaufmann die bestehenden niedrigen Preise noch benutzen, um Vorrath zu sammeln, indem er einen Wechsel auf eine Zeit ausstellt, wo er gewiß ist, den Kaffee verkauft zu haben. Eben so kann ein Handwerker, der als solide bekannt ist, Bestellungen ausführen, ohne die nöthigen Mittel dazu zu besitzen. Er weiß, daß seine Arbeit gleich bei der Ablieferung bezahlt wird oder daß er binnen drei Monaten sich das Geld jedenfalls verschaffen kann. Er stellt daher einen Wechsel auf drei Monate aus und kauft damit das Material, welches er zur Bestellung braucht. Auf der anderen Seite kann der Kaufmann, der Credit empfängt, auch wieder seinen Kunden Credit schenken, weil er mit den Wechseln, die er von jenen erhalten hat, wieder den Großhändler bezahlt.

Das Wechsel-Geschäft mit fremden Orten bildet in den großen Handelsstädten einen Haupt-Geschäftszweig der Banken. In England heißen sie danach Banks of remittance. Sie dienen zur Uebertragung von großen

Summen, sie ersparen die Fracht, die Gefahr, und erhalten jedem Platze seine Umlaufsmittel. Die Bank von England, welche durch ihre Zweigbanken mit allen Theilen des Landes in Berührung steht, besorgt Geldsendungen gegen Entrichtung des Postporto's für die Anweisung. Zu demselben Zwecke dienen die Post-Bills in England wie Banknoten, welche überall angenommen werden.

Ein weiterer Vortheil des Wechsels ist der schnellere Umlauf der Capitalien, welchen er bewirkt und der auch dem Kaufmanne wieder erlaubt, mehr Käufe in derselben Zeit abzuschließen, als er sonst gekonnt hätte. Ein Getreidehändler, der von Odessa Getreide nach Marseille und Rotterdam schickt, kann dasselbe nicht so billig abgeben, wenn er bis zur Rückkunft des Schiffes oder bis zum Verkauf des Getreides warten muß, um neue Einkäufe zu machen. Kann er aber auf Grund dieser Getreidesendung auf den Kaufmann in Marseille, welcher das Getreide kauft, einen Wechsel ziehen und bei der Bank verkaufen, so kann er neue Käufe abschließen. Dieser schnellere Umlauf ist nicht allein für ihn selbst vortheilhaft, indem er sein Capital öfter umsetzt, sondern auch für den Producenten und Consumenten.

Der Wechsel ist zugleich eine bequeme Weise, Bürgschaft zu leisten. Wenn der Aussteller eines Wechsels nicht sicher genug scheint, so kann er denselben von einem Freunde, der als solide bekannt ist, giriren lassen, wodurch dieser für jenen Bürgschaft leistet, weil jeder Girirende für den Wechsel haftbar ist. Dabei hat ein Wechsel für den discontirenden Banker den Vortheil, daß er denselben, wenn er vor der Verfallzeit Geld braucht, wieder verkaufen kann. Wenn der Wechsel auf keinem wirklichen Geschäfte beruht, sondern systematisch zur Abwehrung von Geldverlegenheit benutzt wird, so entsteht daraus der Mißbrauch der sogenannten „Wechselreiterei", wo ein Wechsel durch einen anderen gedeckt wird. Da auf diese Weise die Wechsel sehr lange umlaufen und daher eine große Menge von Kaufleuten dabei betheiligt ist, so ist die Rückwirkung und der Nachtheil für den Handel immer sehr bedeutend, wenn sie schließlich nicht bezahlt werden.

Aufmerksame Bank-Directoren pflegen solche Gefälligkeits- oder Accommodations-Wechsel an ihrem regelmäßigen Wiederkehren und an ihren gleichmäßigen und runden Beträgen sehr leicht zu erkennen. Kellerwechsel sind solche Accommodations-Papiere, bei welchen der Trassat oder Acceptant ein Strohmann — in der Börsensprache auch „Pferd" genannt — ohne alles Vermögen ist, dem die Deckung zur Zeit des Verfalles gegen eine Vergütung übersandt wird.

Bei Berücksichtigung der Güte eines Wechsels kommt nicht allein das Vermögen des Ausstellers in Betracht, sondern auch die Art dessen Geschäftsbetriebes und ob er in Folge dessen pünktlich zahlen kann. Landwirthe und Fabricanten werden daher weniger Wechsel-Credit haben, als Kaufleute, deren

Ausstände schneller eingehen und die im Nothfalle ihr Waarenlager verpfänden können. „Fabricanten, die vom Schutzzolle leben,“ sagt Hübner, „kann natürlich wenig Credit gewährt werden, da ihre Fabriken werthlos sind, sobald die Schutzzölle abgeschafft werden.“ Die besten Wechsel sind von den Producenten auf die Großhändler und von diesen auf die Detailhändler, wobei ein wirklicher Kauf zu Grunde liegt. Wechsel im täglichen Verkehr zwischen Handwerkern und ihren Kunden werden von Manchen für schädlich gehalten, sind aber für erstere sehr bequem, weil sie auf Wechselschulden sicherer zählen können, als auf Buchschulden, und dann werden Leute, die auf ein bestimmtes Einkommen, das in Terminen eingeht, angewiesen sind, dadurch in den Stand gesetzt, die günstigen Conjuncturen des Handels zu benutzen. In der Regel werden drei Unterschriften von den Banken verlangt; doch begnügen sie sich auch oft mit zweien. Für Privat-Banken kann selbst Eine Unterschrift, wenn sie von einem reichen Hause herrührt, besser sein, als drei. Wechsel mit Einer Unterschrift werden nur gegen Unterpfand discontirt. Unterschriften von creditlosen Leuten schaden nur der Güte des Wechsels, selbst wenn solide Giro's dabei sind.

Der Credit, haben wir oben gesagt, ist das Mittel, durch welches das Capital, d. h. das Werkzeug der Production in diejenigen Hände gebracht wird, welche es am productivsten anzuwenden wissen; er ist das Mittel, wodurch die vorhandene Arbeitskraft auf die leichteste Weise zur Production in Thätigkeit gesetzt, durch welches so viel als möglich verhindert wird, daß Capital oder Arbeitskraft müßig sind.

Wir sehen auf der einen Seite zu vielen Zeiten, ja, vielleicht immer, eine größere oder kleinere Anzahl von Arbeitern beschäftigungslos. Zugleich sehen wir auch eine größere oder kleinere Anzahl von Gütern zu jeder Zeit absatzlos da liegen, als sogenanntes todtes Capital, welches aber, in Umlauf gesetzt, in die rechten Hände gebracht, Arbeiter beschäftigen oder zur Reproduction consumirt würde, um in anderer Gestalt mit Gewinn wieder zu erscheinen. Der Arbeiter, welcher beschäftigungslos ist, muß doch leben, auch während der Zeit, wo er nichts zu arbeiten hat, nicht produciren kann; denn das Verhungern ist Gottlob zur seltenen Ausnahme geworden. Er wird also leben von seinen Ersparnissen, von Schulden, oder von Almosen. Dieses Capital wird unproductiv consumirt, das heißt: es erscheint nicht wieder mit Gewinn. Alles, was solche Arbeiter also verzehren, während sie nicht beschäftigt sind, ist purer Verlust für das National-Capital. Auch die Besitzer von nicht umlaufendem oder nicht zur Production verwandtem Vermögen, welches z. B. in Gestalt von Geldstücken im Kasten oder in der Erde vergraben, welches in Gestalt von überjährigem Getreide, von Holz, Tuch, Stiefeln, Eisenwaaren, Hüten auf Lager liegt, verlieren Gewinn, wenn es zu lange ohne Verwendung bleibt.

Das Vermögen, welches unproductiv verzehrt wird, ist beträchtlicher, als man glaubt. Außer den müßigen Arbeitern müssen wir auch der arbeitsfähigen Armen gedenken.

Aus Porter's „Progress of the Nation" lernen wir z. B., daß allein in England und Wales die Armentaxe in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts jährlich ungefähr 6 Millionen Pfund Sterling, also über 41 Millionen Thaler verschlang, wie wir aus folgender Tabelle ersehen:

Im Jahre:	Zahl der Bevölkerung:	Betrag der Armentaxe:	Aufwand per Kopf:
1801:	8,872,980	4,017,873 Pfd. St.	9 Shl. 1 Penny,
1811:	10,163,676	6,656,205 „	13 „ 1 „
1821:	11,978,875	6,358,703 „	10 „ 7 Pence,
1831:	13,897,187	6,798,888 „	9 „ 9 „
1841:	15,911,757	4,911,498 „	6 „ 2 „

Die auffallende Abnahme der Armensteuer in den letzten Jahrzehnten ist schon der guten Wirkung der Revision des Armengesetzes zuzuschreiben, welche die Hülfsleistung auf ein zweckmäßiges Maß reducirte.

Da nun die nachgewiesene Armensteuer in England und Wales schon 30—40 Millionen Thaler beträgt, so können wir daraus schließen, welche Summen überhaupt und auch in Deutschland von unbeschäftigten Arbeitern unproductiv consumirt werden mögen. Die Armensteuer wird aber nicht bloß Kranken und Arbeitsunfähigen gereicht, sondern auch solchen, die gesund sind, aber keine Beschäftigung erhalten können. Beschäftigung könnten sie aber ganz gut erhalten, wenn das Capital, welches sie jetzt unproductiv verzehren, sammt den Vorräthen von Gütern, welche längere Zeit auf Absatz lauern, in den rechten Händen wäre, die es reproductiv zu benutzen verständen, also nicht allein jene müßigen Hände beschäftigen, sondern auch das jetzt von solchen unproductiv consumirte Capital mit Gewinn wieder erlangen würden.

Dieses Geschäft nun übernimmt der Credit und seine Maschinen — die Banken.

Der große Personal-Credit in den Vereinigten Staaten bewirkt, daß dort weder Capital noch Arbeitskraft auf eine bemerkbare Weise je unthätig sind, was man von den meisten übrigen Ländern nicht behaupten kann; er ist eine der Ursachen, warum in Nordamerika auf den Kopf mehr Werth producirt wird, als in irgend einem anderen Lande.

Diese Wirkungen des organisirten und persönlichen Credits in den Vereinigten Staaten treten in dem Berichte eines gut unterrichteten Reisenden sehr klar hervor. „Ich fragte", erzählte derselbe, „in Philadelphia einen allgemein als geschickt bekannten Wagenbauer ohne Vermögen: Können Sie eine größere Bestellung übernehmen? — O ja! antwortete der Mann, ich übernehme eine Bestellung von 20,000 Dollars und noch weit mehr, und

verlange bloß bei Ablieferung der Wagen Bezahlung in Wechseln auf sechs Monate Zeit. So wie ich nämlich den Contract abgeschlossen habe, gehe ich in ein großes Holz-Depot und suche mir den ganzen Bedarf an Holz und Brettern aus; der Holzhändler gibt mir auf bloße Vorweisung des Contracts Credit auf wenigstens acht Monate, innerhalb deren ich die Bestellung ausführe. Auf gleiche Weise erhalte ich Eisen, Leder, Messing und was ich sonst brauche gegen Credit von acht Monaten. Nun brauche ich aber noch baares Geld, um jede Woche meine Arbeiter zu bezahlen; ich stelle einen Wechsel aus, den ein oder zwei Freunde indossiren und welchen ich bei einer Bank verkaufe. So arbeite ich ruhig fort, und wenn ich nach Ablieferung der Wagen mit Wechseln auf sechs Monate Zeit bezahlt werde, so rechne ich mit dem Holzhändler und allen anderen ab und bezahle sie mit den empfangenen Wechseln. Der Holzhändler selbst hat seinen Lagervorrath bei Weitem nicht bezahlt; er erhielt das Holz aus dem Innern des Landes von Waldbesitzern, welchen die Banken schon Vorschüsse darauf machten, als man die Bäume zu fällen anfing. Derselbe Fall ist bei dem Eisenhändler und allen, die mir creditirten. Sie gaben mir Waaren auf Credit, die sie selbst noch nicht bezahlt hatten; die ersten Erzeuger haben aber von den Banken bedeutende Vorschüsse hierauf erhalten. So geht es hier mit allen Geschäften. Wir unternehmen Alles auf Credit. Wer hier etwas gelernt hat, thätig und rechtschaffen ist, findet Credit und Geld, um jedes vernünftige Geschäft durchzuführen. Zuweilen geschieht es, daß die Speculation fehl schlägt und der Unternehmer bankerott wird; dann gleicht er sich mit seinen Creditoren aus, gibt ihnen, was er hat, und beginnt von Neuem. Es gibt Leute, welche vier bis fünf Mal in ihrem Leben fallirten, jedes Mal neu anfingen und immer wieder Credit fanden, weil man sie als thätige und rechtschaffene Leute kannte. Die Banken und übrigen Creditoren verschmerzen einzelne Verluste sehr leicht, weil die Masse ihrer Geschäfte so groß ist, daß sie im Ganzen genommen doch immer hinreichenden Gewinn machen."

Von den Widersachern dieses großen persönlichen Credits wird die Gefahr des Bankerotts zu sehr in die Wagschale gelegt und übersehen, daß die Fallimente in keinem ungleicheren Verhältnisse zur Masse der Production und des Gewinnes stehen, als in Europa. [Carey behauptet sogar, die Fallimente betrügen in Nordamerika im Verhältnisse zur Production weniger, als in Frankreich.] Es wird von jenen ferner entgegnet: daß die Production, wenn z. B. jener Wagenbauer die Bestellung nicht hätte ausführen können, darum doch nicht unterblieben wäre, weil ein Anderer die Bestellung übernommen hätte. Dies ist möglich, allein im Allgemeinen ist sicher anzunehmen, daß ein Theil solcher Bestellung unterblieben wäre, weil der Besteller gerade sein Vertrauen in die Geschicklichkeit und den Geschmack des genannten Handwerkers gesetzt hatte. Außerdem wird ein Geschäftsmann, der auf Credit

arbeitet, also die Mittel zu seinem Geschäftsbetrieb noch nicht selbst besitzt, sondern sich erst erwerben will, wahrscheinlich billiger arbeiten, als ein reicher, der schon einen gewissen festen Geschäftskreis hat und nur durch neue Concurrenz gezwungen wird, seine Preise zu ermäßigen. Die Besteller können meistens nur einen bestimmten Preis für eine Waare zahlen, so daß, wenn dieser Preis höher geschraubt wird, die Waare keinen Absatz findet, wenn dagegen der Preis ermäßigt wird, die Consumtion sofort zunimmt. Denn man darf nicht vergessen, daß die Consumtion außerordentlich elastisch ist; sie kann auf ein Minimum des Unentbehrlichen reducirt, sie kann aber auch mehr, als man sich gewöhnlich denkt, ausgedehnt werden.

Die Mittel, welche den Credit befestigen und vermehren, sind so zahlreich wie die, welche die Production vergrößern. Beide gehen Hand in Hand. Friede, geordnete Staatszustände, sparsamer Staats-Haushalt, Sicherheit und Raschheit des Rechtsganges, Freiheit des Verkehrs und der Industrie, Sicherheit der Person und des Eigenthums, gute Volksbildung, Einsicht in die Hypotheken-Bücher, in die Fonds-Ausweise der Versicherungs-Gesellschaften und Banken, und wie diese Dinge noch alle heißen mögen, heben die Geschicklichkeit, den Fleiß, die Sparsamkeit und das Vertrauen, dessen Milchbruder der Credit ist.

In England ist das Vertrauen allgemein. Der Banquier creditirt dem Fabricanten und dem Oekonomen. Diese geben gern ihrerseits dem Kaufmanne Credit, weil sie das Vertrauen haben, daß er sie bezahlen wird. Letzterer bewilligt dem Krämer Credit, welcher seinerseits dem Arbeiter creditirt. Alle sind gleichmäßig im Stande, die Production ansehnlich zu vermehren mit Hülfe eines Capitals, welches in anderen Ländern aus Mißtrauen zum Theil todt da liegt, hier aber für die Benutzung Zinsen empfängt. Der Oekonom nimmt gern die Noten der englischen Bank, und statt seine Ersparnisse im Kasten zu verschließen, vertraut er sie arglos den Sparcassen und Privatbanken an, welche — wie ein geordnetes Arteriensystem das Blut — das Capital zur Gesundheit der Staatskörpers so gleichmäßig vertheilen, daß nirgends eine Stockung, nirgends eine Leere eintritt. Die Folge dieses allgemeinen Vertrauens ist es, daß wenig oder gar kein Capital unproductiv bleibt, daß die zum Austausch erforderliche Münze geringer ist, als z. B. in Frankreich, wo die Summe der Production (relativ zur Bevölkerung, wie absolut) kleiner ist; daß das übrige Metall folglich zur Erweiterung des Welthandels benutzt werden kann; kurz, daß die Production vermehrt und das Wohlbefinden des Volkes verbessert wird.

„Es ist äußerst selten," sagt Franz Grund in seinem Buche über die Amerikaner, „daß es einem armen Deutschen oder Franzosen gelingt, Eigenthum zu erwerben. Er kommt nur mühevoll und langsam vorwärts, und sein Credit ist selten höher, als sein wirkliches Vermögen. In America ist

das Umgekehrte der Fall. Man vertraut den Menschen im Verhältniß zu ihrem ehrlichen Namen und ihrer Geschicklichkeit. Fleiß, Ausdauer, Geschicklichkeit, Unternehmungsgeist, Bekanntschaft mit den Verhältnissen des Marktes, kurz, jede moralische Eigenschaft eines Geschäftsmannes vermehrt seinen Credit eben so sehr, wie der wirkliche Belauf seines Vermögens."

„In einem Lande," schreibt Michael Chevalier, „dessen Organisation den Handel begünstigt und welches ein wohlgeordnetes Credit-System hat, sind die Thaler des Kaufmannes und die Waaren, welche er in seinem Laden hat, nicht sein einziges Capital. Der wesentlichere Theil desselben ist die Geschicklichkeit, welche er erworben, die Verbindungen, welche er angeknüpft hat, der Werth, den man seinen Worten beilegt. Dies alles macht ein Capital, das durch Feuer nicht zerstört werden kann, welches allen Gefahren trotzt. Dank diesem moralischen Capitale, welches so hoch angeschlagen wird in Ländern, die Handelsgeist besitzen, kann in New-York ein Kaufmann, der 200,000 Frs. besitzt, Geschäfte für 1, ja, für 1½ Million machen. In Paris würde derselbe Mann unter den nämlichen Umständen nur mit Mühe Geschäfte bis zu ½ Million machen können."

Ohne den Credit bleibt manches Capital längere oder kürzere Zeit müßig liegen, geht manches Talent zu Grunde, welches seine Kräfte aus Mangel an Capital nicht in Thätigkeit setzen kann. Wenn der Credit also auch den wirklichen Betrag des Capitals eines Landes nicht unmittelbar vermehren kann, so vermehrt er doch durch den beschleunigten Umlauf dessen productiven Gebrauch.

Dieser Zweck soll durch das Bankwesen erreicht werden. Das Depositen-Geschäft z. B. vermittelt, daß die kleinsten Summen, welche Jemand aufspart, oder die er aufbewahrt, um die laufenden Ausgaben des Haushaltes oder des Geschäftes zu bestreiten, so lange productiv verwandt werden können, bis jene Ausgabe wirklich zu machen ist. Die Banker wissen aus Erfahrung, welche Summe ungefähr den Umlauf ihres Geschäftskreises vermittelt; sie können dem Bedürfnisse mit einer unverhältnißmäßig geringeren Summe Genüge leisten, als wenn Jeder seinen Baarfonds selbst aufbewahrt. In England, namentlich in London, hat fast Jeder seine Rechnung beim Banker. Er behält so wenig als möglich Baarfonds im Hause. Die Folge davon ist, daß in Großbritannien bei einer weit größeren Jahresproduction als in Frankreich dennoch der jährliche Umsatz, wie gesagt, mit einer geringeren Summe baaren Geldes bewerkstelligt wird, als in letzterem Lande. Der Abrechnung der londoner Geschäftsleute im Clearing-House haben wir schon an anderer Stelle gedacht. „Man rechnet," sagt Roscher, „daß gegenwärtig in England $^{9}/_{10}$ aller Zahlungen ohne Hülfe von Geld oder selbst Banknoten gemacht werden, sondern Alles durch Compensation bei den Bankern oder im Clearing-House zu London."

Der durch das Bankwesen organisirte Credit bewirkt in anderer Weise dasselbe, was gute Straßen, Canäle, Eisenbahnen. Wie diese den Umlauf der Waaren an sich vom Producenten zum Consumenten beschleunigen, so beschleunigt jener den Umlauf des Werthes derselben.

Wo der Umlauf des Capitals nicht durch eine solche Credit-Maschine wie eine Bank vermittelt, beschleunigt wird, da ist viel mehr müßig liegendes Capital erforderlich, um die laufenden Ausgaben zu decken: der Gewinn wird also dadurch vermindert.

Die Vermehrung in den Erleichterungen des Verkehrs und Austausches, sagt Carey, welche aus einer Vermehrung der Läden, Factoreien, Banken entspringt, die Verbesserung der Straßen u. s. w. vermindert den Bedarf an Capital. Der Mann, welcher seinen Bedarf an Specereien, an Baumwollenwaaren jeden Tag vom Fabrikanten und Materialienhändler beziehen kann, wird sich höchstens mit dem Bedarf einer Woche versehen, während der Andere, der 500 Meilen von diesem entfernt wohnt, gezwungen ist, sich Vorrath auf 3—6 Monate anzulegen. Der Erstere kann mit 1000 Dollars einen Handel von demselben Umfange betreiben, wie der zweite mit 5000 Dollars; und dieser kann seinerseits so viel thun, wie ein Dritter, der 1000 Meilen von dem Fabrikanten und Materialienhändler entfernt wohnt. Wenn die drei Kaufleute jeder ein Capital von 10,000 Dollars besitzen, so kann der erste 9000 zu anderen Geschäften verwenden, der zweite 5000 Dollars, der dritte nichts, weil er sein ganzes Capital braucht, um den Umlauf seiner Specerei- und Baumwollenwaaren zu bewerkstelligen.

In derselben Weise wird ein Mann, der in der Nähe eines Ladens lebt, wo Geld gekauft oder verkauft wird — einer Bank, in die er das volle Vertrauen setzt, daß er seinen Bedarf da täglich haben kann, nicht mehr Geld zur Hand halten, als ihm für seinen täglichen Bedarf unentbehrlich ist. Andere hingegen, die in einer Entfernung von 500 oder 1000 Meilen vom Banker wohnen, sind gezwungen, ihren Geldbedarf für Wochen, vielleicht für Monate bereit liegen zu haben. Dem ersten können einfach 100 Dollars genügen, während die letzteren 1000 oder 5000 Dollars liegen haben müssen, um ihren Geldbedarf zu sichern.

Geld wird gebraucht, um den Austausch zu erleichtern; gerade so wie Wagen. Wenn die den Verkehr erleichternden Mittel gering sind, dann ist eine große Quantität Geld nothwendig, um einen gewissen Belauf von Tauschen zu bewerkstelligen. Wenn die Straßen schlecht sind, dann sind viele Wagen erforderlich, um eine kleine Quantität von Waaren zu transportiren. Sobald die Erleichterungen des Verkehrs vermehrt werden — sobald Läden zum Geldhandel an Anzahl wachsen — ist fortwährend eine geringere Quantität Geldes zum Umlaufe nöthig, während die Quantität der bewerkstelligten Tausche fortwährend zunimmt. Sobald Straßen und Eisenbahnen erscheinen,

tritt ein beständiges Abnehmen der Quantität von Wagen ein, während die Quantität der transportirten Waaren beständig wächst. Eine einzige Guinee wird in London eben so viele Tausche bewerkstelligen, als zehn Guineen in den meisten Dörfern Englands, als zwanzig in den Grafschaften Cumberland und Westmoreland, als hundert in den Hochlanden und als vielleicht tausend auf den Orkney-Inseln. Ein einziger Karren auf der Eisenbahn transportirt so viel Güter, als ein Dutzend Wagen auf der besten Straße oder sechshundert in der Nähe des Felsengebirges.

Jede Vermehrung in den Erleichterungen des Verkehrs, die von einer Vermehrung der Bevölkerung und des Capitals herrührt, ist also stets begleitet von einer relativen Verminderung in der Quantität des umlaufenden Geldes für eine gegebene Zahl von Tauschen. Jede Vermehrung des Vertrauens in Banknoten strebt dahin, den Betrag des umlaufenden Geldes in Gold oder Silber zu vermindern. Eine weitere Zunahme des Vertrauens könnte bewirken, daß Privatscheine, Wechsel u. dergl. Banknoten, Gold, Silber ersetzen. Eine fernere Abnahme in dem erforderlichen umlaufenden Gelde würde hier mit einer Erhöhung der Production Hand in Hand gehen. In London werden täglich Millionen ausgetauscht mit weniger Gold, Silber oder Banknoten, als erforderlich sind, um in Buenos-Ayres ein paar Tausend Rindshäute zu kaufen. Je kleiner der Belauf an Capital ist, das in Gestalt von Geld verwandt wird, um den Tausch zu erleichtern, desto größer ist die Quantität desjenigen Capitals, welches gebraucht wird zur Herstellung von Maschinen und Werkzeugen zur Vermehrung der Production. Mit dem Wachsen der Bevölkerung und des Capitals, so wie dem des Vertrauens ist eine beständige Vermehrung der Production verbunden, ohne eine entsprechende Vermehrung der Quantität des umlaufenden Geldes.

Der Credit kann ohne Vertrauen in die Sicherheit des Eigenthums nicht existiren, so wenig wie ohne die Gewißheit des Bewilligers eines Darlehens, dasselbe zur bestimmten Zeit zurückzuerhalten. Niemand trennt sich von seinem Eigenthum, wenn er nicht weiß, daß ihm ein Gegenwerth dafür zurückgegeben wird. Niemand nimmt eine Note, einen Schein, einen Wechsel für seine Dienstleistungen, wenn er nicht glaubt, daß jene gewissenhaft eingelöst werden.

Die Wichtigkeit des Vertrauens in die Rechtschaffenheit unserer Nachbarn wirft außerordentliches Licht über die Geschichte selbst. Civilisation, Sicherheit des Eigenthums, Redlichkeit und Credit gehen Hand in Hand. In einem Lande, wo der Credit im Steigen ist, muß also auch die Redlichkeit im Steigen sein. Wir kommen hier auf eine Erscheinung, unter deren Einflusse die neue Welt eine ganz andere Entwicklung durchmachen wird, als das Alterthum. Das alte Rom, auf Raub gegründet, statt auf Arbeit, gerieth hauptsächlich deßhalb in Verfall, weil mit dem zunehmenden Reichthum der Römer die

Sittenlosigkeit und Unredlichkeit überhand nahm. Bei uns nimmt der Reichthum durch die Arbeit zu, durch die Vermehrung des Credits. Da aber Redlichkeit von Credit unzertrennlich ist, so steht der neuen Welt erst der Verfall bevor, wenn einmal die industrielle Bewegung entschieden rückwärts gehen sollte. Unsere Gesellschaft ist deßhalb auf eine festere, moralischere Grundlage gebaut, als die des Alterthums.

Auch ein anderes jener eingewurzelten Vorurtheile wird durch die Wissenschaft vernichtet, jener Wahn nämlich, daß unsere Vorfahren, namentlich die Deutschen der Vorzeit und des Mittelalters, redlicher und sittlicher gewesen seien, als wir. Wer nicht vielleicht schon durch Meiners' „Historische Vergleichungen" eines Anderen belehrt worden ist, dem sollte doch die Thatsache die Augen öffnen, daß der Credit im Mittelalter entweder gar nicht vorhanden, oder, auch wo ein Verbot des Zinsnehmens nicht galt, sehr theuer war. Zehn Procent für ein dargeliehenes Capital zu nehmen, war damals etwas ganz Gewöhnliches, während die holländische Regierung zu Adam Smith's Zeit so viel Vertrauen genoß, daß sie zu zwei Procent Capitalien erhielt. Hätten die Päpste statt des Verbotes, Zins zu nehmen, und statt die Schuldner zu begünstigen, lieber ein Gesetz erlassen, welches die Gläubiger gegenüber böswilligen Schuldnern schützte, hätten sie statt Kreuzzüge gegen die Sarazenen einen Kreuzzug gegen die Raubritter aufgerufen, die Weg und Steg unsicher machten, — dann würden sie in der That den Zinsfuß auf ein für die damalige verkehr- und capitalarme Zeit billiges Maß herabgedrückt haben, weil sie durch ihre Maßregel die Sicherheit des Eigenthums, das Vertrauen und somit den Credit gehoben haben würden.

Wir sehen auch heute in den Ländern, wo Sicherheit des Eigenthums, geordneter Rechtsgang u. s. w. herrscht, den Credit in Flor, d. h. billig, wie in Holland, England, Preußen, — und den Credit gering, also theuer, in Rußland, in der Türkei, in Indien u. s. w., weil Eigenthum und Person da einer sehr zweifelhaften Sicherheit genießen.

Dort ist der Zinsfuß niedrig, hier ist er hoch; dort ist die Production umfassend, hier ist sie gering.

Der öffentliche Credit tritt auf in Gestalt von Darlehen an Staaten, Landschaften, Gemeinden und Corporationen. Er zerfällt ebenfalls in Credit gegen Unterpfand und in solchen ohne Hypothek. Letzterer theilt sich wieder in Darlehen ohne Sicherheit und in solche gegen Bürgschaft. Auch bei Staaten treffen wir nämlich Anleihen, die gegen Unterpfand von Domainen, Eisenbahnen oder Zolleinkünften, oder solche, die auf Bürgschaft anderer Staaten gemacht werden oder eigentlich solche ohne eine bestimmte Sicherheit.

Diese Darlehen theilen sich in verzinsliche und unverzinsliche. Die verzinslichen Anleihen bestehen entweder aus einfachen Obligationen oder

aus Prämienloosen. Solche Schuldscheine oder Werthpapiere sind so wesentliche Repräsentanten des irgendwo angelegten oder für einen Zweck verbrauchten Capitals, daß sie in ungeheuren Beträgen den Besitzwechsel des Capitals vermitteln und sogar zur Bildung eigener Märkte, der **Effectenbörsen**, Anstoß gaben, von welchen in einem anderen Theile dieses Werkes die Rede sein wird.

Die **unverzinslichen** öffentlichen Anleihen bestehen aus Zwangsanleihen, welche entweder direct eingetrieben werden, oder indirect mittels Banknoten oder Papiergelds.

Wir sind damit bei demjenigen Creditmittel angelangt, welches am häufigsten und vollkommensten das Metallgeld zu ersetzen pflegt. Wir werden die ersteren hier nur flüchtig berühren, weil sie bei der Beleuchtung der Banken an späterer Stelle ihre eingehende Erörterung finden.

Ihrem Princip nach ruhen Banknoten und Papiergeld auf gleicher Basis, welche ihre unverbrüchliche Einlösbarkeit in baarem Gelde ist. Bei Staatspapiergeld, wo keine Einlösungscassen bestellt sein sollten, werden letztere durch die Annahme des Papiergeldes bei sämmtlichen Staatscassen an Zahlungsstatt bei Entrichtung von Steuern, Gebühren, Zöllen, Post- und Telegraphentaxen ausreichend ersetzt. Es besteht nur ein nicht qualitativer, sondern quantitativer Unterschied zwischen Staatspapiergeld und Banknoten, indem letztere nicht über den Bedarf an Umlaufsmitteln hinaus vermehrt werden können, weil der Ueberschuß stets sofort an die Einlösungscasse zurückfließt, es müßte denn von Seiten des Staates der Zwangscours angeordnet werden.

Durch den Zwangscours aber wird die Banknote identisch mit dem Staatspapiergeld.

Staatspapiergeld und Zwangscours-Banknoten bergen in sich einen großen Reiz zur Uebertreibung durch die Leichtigkeit, mit welcher das Publicum vermöge dieses Mittels zu **Vorschüssen** bewogen wird, weil es gar nicht merkt, daß es solche Vorschüsse gibt, indem es Papiergeld annimmt. Die Leichtigkeit, mit welcher der Schuldner sich auf diese Weise Credit verschafft, reizt ihn gar zu leicht, davon im Uebermaß Gebrauch zu machen. Da nun aber Papiergeld nur die Münze in ihrer Function der Vermittlung der Umsätze ersetzt und da die Umsätze sich nach dem Maß der Geschäfte richten, also an eine bestimmte Zahl gebunden sind, so wird, wenn das leichter zu beschaffende Umlaufsmittel auf dem Markte erscheint, das schwerer zu beschaffende, den wirklichen Werth in sich tragende, d. h. das Metallgeld vom Schauplatz verschwinden, sei es, daß es in das Ausland verschickt oder in die Casse verschlossen wird. Diese Bewegung wird bei fortwährender, rücksichtsloser Vermehrung des Papiergeldes sodann dahin führen, daß auch die Scheidemünze verschwindet; ist dieses geschehen, dann müssen wegen des Ueberflusses an Umsatzmitteln, die Preise der Waaren steigen. Von da an

muß Agio für Silber- und Goldmünzen bezahlt werden, und da bei der Willkürlichkeit der Emission und den Schwankungen der Umsätze sämmtliche Differenzen in der Vorrathssumme an Umsatzmitteln stets nur in den Waarenpreisen ausgedrückt und notirt werden, so pflegen dieselben so zu schwanken, daß eine Sicherheitsprämie dazu kommt, welche die Preise noch beträchtlicher steigert und eine allgemeine Beunruhigung, Unsicherheit und Lähmung der Geschäfte hervorruft, welche am Wohlstand und an der Gesundheit des Landes zehrten und jeweilen im Stande des Silber- oder Gold-Agios (Valuta-Verschlechterung) und in Folge dessen im Wechselcours ihren Ausdruck finden.

Das Eigenthum.

Ein unzertrennlicher Begleiter der Arbeit, der Güter-Erzeugung ist das Eigenthum. Wenn Jemand bewogen werden soll zu arbeiten, Güter zu schaffen, so muß ihm auch der Genuß dieser Güter gesichert sein, denn ohne diese Sicherstellung würde er sich wohl hüten, alle die Mühe, Entsagung und Arbeit sich aufzuerlegen, welche die Production erfordert. Der Producent muß gesichert sein, daß ihm der Genuß der von ihm hervorgebrachten Güter nicht durch einen Dritten geraubt wird; das Recht dieser Sicherstellung ist das Eigenthumsrecht.

Das Eigenthum ist das Recht der unbeschränkten Verfügung über Güter. Das Eigenthum wird erst durch den Staat ein gesichertes Recht, nur der Staatsschutz ermöglicht ja auch die Ansammlung des Capitals und mit Hülfe desselben den Fortschritt in der Cultur.

Das Eigenthumsrecht ist ein Product der Gesellschaft, des Staates, es ist je nach den Bedürfnissen der Gesellschaft und des Staates in Umbildung und Entwicklung begriffen.

Wenn der Staat auch einerseits dem Eigenthum erst den wirksamen Schutz verliehen hat, so hat er sich doch wieder Eingriffe in das Eigenthumsrecht zum gemeinen Besten erlaubt (das Expropriations-Gesetz).

Dennoch läßt sich das Eigenthum auch naturrechtlich begründen.

Vermögen ist eine Summe von Gütern. Güter werden durch Dienstleistung hervorgebracht. Dienstleistung geschieht durch Arbeit, Arbeit durch die Kräfte des Menschen. Diese Kräfte aber sind dem Menschen immanent, unveräußerlich, sie gehören ihm allein und müssen sein ausschließliches Eigenthum sein, weil mit der Entäußerung oder mit der Vernichtung derselben der Mensch als Individuum aufhört zu existiren, sei es durch Sklaverei oder durch den Tod. — Da nun die Güter — und wir verstehen darunter Güter im engeren Sinne, Stoffe, denen durch menschliche Arbeit Werth beigebracht

ist — das unmittelbare Product der Kräfte des Menschen sind, so muß der Mensch auch dasselbe Recht der unbeschränkten Verfügung über die Güter, die er hervorgebracht, haben, wie über seine eigenen Kräfte: das ist das Eigenthumsrecht.

Es ist, mit anderen Worten, ein unbestreitbares Naturgesetz, daß der Mensch bestimmt ist und das Recht hat, zu leben. Leben kann er nicht ohne die Mittel der Existenz. Diese Mittel muß er sich durch Arbeit verschaffen. Wenn er nun nicht ein unbeschränktes Verfügungsrecht über seine Arbeitsproducte hätte, wenn er nicht verzehren dürfte, was er hervorgebracht hat, so hätte er weder die Lust noch die Mittel, die Bedürfnisse seiner Existenz zu befriedigen; er könnte nicht produciren und müßte zu leben aufhören.

Die Güter-Erzeugung, das Vermögen, das Capital sind also untrennbar mit dem Begriff des Eigenthums verschmolzen. Ohne Eigenthumsrecht gibt es kein Capital; da dieses aber das souveraine Werkzeug der Production, der Existenz und der Fortbildung des Menschengeschlechts ist, so ist es die Pflicht des Staates, das Eigenthum möglichst zu schützen und namentlich Eingriffe in dasselbe von seiner Seite so viel als möglich zu vermeiden, sie wenigstens überall da zu vermeiden, wo nicht die Gesellschaft in Gefahr ist (wie z. B. bei der Expropriation, denn auch diese darf nur dann gesetzlich vom Staate erzwungen werden für ein Werk, wenn ohne dessen Herstellung die Gesammtproduction, also rückwirkend auch die des Einzelnen Gefahr liefe.

Eine der Hauptursachen, weßhalb Griechenland, die Türkei, Aegypten, Kleinasien und der ganze Orient so sehr in der Cultur zurückgeblieben, ist die Unsicherheit des Eigenthums, und in Folge dessen die geringe Capital-Ansammlung. Man zieht da aus dem Boden mit so wenig Mühe und Kostenaufwand als möglich, was derselbe bei der Milde des Klima's halb und halb von selbst trägt, und hebt den allenfallsigen Ueberschuß des Ertrags in Gestalt von Geld oder Edelsteinen auf, diese sorgfältig verbergend vor den gierigen Blicken der Regierungs-Beamten. Aegypten hat an und für sich immer noch dieselben Bedingungen der Fruchtbarkeit wie zur Zeit des Baues der Pyramiden, der Nil hat sein Wasser und dessen befruchtende Eigenschaften nicht verloren; mittels der Fortschritte der Technik der neueren Zeit könnten weite Strecken, die jetzt wüst liegen, durch Bewässerung mit Nilwasser befruchtet werden. Allein das Land war unter der Türkenherrschaft tief verkommen, weil die Bauern nie wußten, der wievielste Theil ihrer Aernte ihnen als Steuer abgenommen werden würde, und weil sie deßhalb so wenig als möglich arbeiteten. Seit Mehemet Ali, der das Nilland der europäischen Cultur aufschloß, haben sich die Verhältnisse bedeutend gebessert, und da jetzt bereits Eisenbahnen und der Suez-Canal eröffnet sind, so kann das Land bei einiger Ordnung in den Eigenthums-Verhältnissen einer besseren Zukunft entgegen gehen.

Ein Ausfluß des Eigenthums ist das Erbrecht. Ursprünglich scheint letzteres durch das Miteigenthum entstanden zu sein. Wie wir bereits bemerkt haben, läßt sich ein geordnetes Eigenthumsrecht erst mit der Bildung der Gesellschaft denken. Die ersten Formen der Gesellschaft traten auf bei den patriarchalischen Hirtenvölkern und Nomaden. Bei denselben war noch kein abgegränztes Grundeigenthum vorhanden; die einzelnen Familien aber besaßen ein Eigenthum an ihren Heerden und deren Erzeugnissen. Der Familienvater war der Gebieter der Familienglieder und der Herr des Eigenthums. Da die Söhne aber bei Lebzeiten des Vaters mit erwerben halfen, so begründete sich auf solche Weise auch ein Miteigenthum, und wenn der Familienvater starb, so ging das gesammte Eigenthum naturgemäß auf die Söhne über, ohne daß es einem Fremden eingefallen wäre, Einspruch dagegen zu erheben. Auf diese Weise entwickelte sich das Erbrecht historisch Hand in Hand mit dem Eigenthumsrecht und mit dem Staate.

Das Erbrecht läßt sich aber gewisser Maßen auch naturrechtlich begründen. Die Physiologie lehrt uns, das Gebrechen der Eltern sich oft auf Kind und Kindeskinder vererben. Wenn das Uebel nun in Folge einer Natur-Nothwendigkeit sich vererbt, warum soll es nicht auch mit dem Guten, mit den Gütern so geschehen?

Vom wirthschaftlichen Standpunkte ist das Erbrecht so unentbehrlich wie das Eigenthumsrecht, wegen der Wichtigkeit der Ansammlung des Capitals. Das Naturgesetz, welches das Menschengeschlecht zur Fortentwicklung bestimmt, ist so wenig zu läugnen, wie das Gesetz des Wachsthums. Diese Fortentwicklung ist nur mittels des Capitals möglich, dieses großen Triebrades der Civilisation. Die Ansammlung des Capitals würde aber sehr gestört werden, wenn man außer sich selbst Niemanden hat, für den man sparen kann, wenn man gar kein Interesse daran hätte, Ersparnisse zu hinterlassen. Dies wäre der Fall, wenn kein Erbrecht existirte, denn wenn dieses auch durch Schenkung bei Lebzeiten ersetzt werden kann, so sind doch die Wenigsten geneigt oder in der Lage, sich von ihrem Eigenthumsrecht, so lange sie leben, zu trennen. Diese Gründe sind denn auch zu allen Zeiten instinctmäßig gefühlt worden; mit wenigen Ausnahmen und Modificationen hat das Erbrecht bei allen Völkern existirt.

Die Kinder stehen denen, welchen sie das Dasein verdanken, in der That so nahe, daß wenig Einsprüche gegen das Erbrecht für Descendenten erhoben werden; dagegen haben Viele mit zum Theil sehr plausiblen Gründen gegen das Erbrecht der Seitenverwandten sich erhoben. Sogar ein sonst scharfsinniger Oekonomist, John Stuart Mill sagt: „Mir scheint kein Grund vorzuliegen, weßhalb collaterales Erbrecht überhaupt bestehen soll. Wenn weder in absteigender noch in aufsteigender Linie Erben vorhanden sind und keine letztwillige Verfügung getroffen ist, so sollte das Eigenthum

dem Staate zufallen. Es gibt keinen vernünftigen Grund, weßhalb, wie dies dann und wann vorzukommen pflegt, das angesammelte Vermögen irgend eines kinderlosen Geizhalses bei seinem Tode einen entfernten Verwandten bereichern soll, der ihn nie gesehen, der vielleicht gar nicht gewußt hat, daß er mit jenem verwandt sei, bis dadurch etwas zu gewinnen war und der keineswegs größeren moralischen Anspruch an ihn hatte, als der am fernsten stehende Fremde. Wo Collateral-Verwandte wirkliche Ansprüche haben, da sind sie persönlicher Art, und die geeignete Berücksichtigung derselben geschieht im Wege der Vermächtnisse. Diese Pflicht kann vernachlässigt werden, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß dies in Betreff von Verwandten mehr vorkommen sollte, als bei Fremden, welche doch gerade so begründete gleichartige Ansprüche haben können. Wenn nahe Verwandte, als solche bekannt, sich im Zustande der Dürftigkeit befinden, so würde den Umständen gemäß eine Schenkung oder eine kleine Pension, im Falle des Intestat-Nachlasses, wenn der Staat die Erbschaft sich zueignet, ihnen anzuweisen sein."

Auf den ersten Blick läßt sich nichts Billigeres denken, als diese Forderung, die auch schon von vielen Seiten an die Gesetzgebung fast aller Länder gestellt worden ist. Allein unterzieht man dieselbe einer näheren Beleuchtung, namentlich vom wirthschaftlichen Standpunkte aus, so stellt sie sich in einem wesentlich anderen Lichte dar.

Wenn es sich bloß um das Capital handelte, welches ein Geizhals in seinem Kasten verschlossen hatte, dann möchten die Gegner des Erbrechtes für Seiten-Verwandte Recht haben; dann würde durch die Einziehung desselben von Seiten des Staates der Gesellschaft eine Erleichterung verschafft werden können. Allein dies findet nur in sehr seltenen Fällen Statt. Das Erbschafts-Vermögen ist vielmehr in den meisten Fällen in productiven Geschäften angelegt. Entweder ist es auf Hypotheken ausgeliehen und demnach zur Verbesserung eines Landgutes, oder zur Erbauung eines Hauses, zur Errichtung einer Fabrik, oder zum Betrieb einer Werkstätte angelegt worden. Sobald nun der Staat, als Erbe, dieses Capital kündigt und einzieht, muß der Hypothekenschuldner sich nach einem anderen Capitale umsehen, um jenes zurückzuzahlen. Dieses Capital aber muß wieder von einer anderen productiven Beschäftigung weggenommen werden; oder wenn es von Ersparnissen genommen wird, so hindert diese Hinwegnahme doch, daß dieselben productiv angelegt, d. h. zur Vermehrung der Production des Landes verwandt werden.

Der Staat selbst verwendet dieses ihm zugefallene Vermögen nicht productiv; die Erwerbsfähigkeit des Landes würde durch diese Procedur also geschmälert. — Aber nehmen wir selbst an, der Staat ziehe das ihm zufallende Erbschafts-Capital bloß zurück, um es selbst productiv anzulegen; dann besteht jedenfalls der Nachtheil, daß die Zinsen während der Ueber-

gangsperiode verloren gehen; daß die Schuldner in Kosten zur Beischaffung eines anderen Capitals versetzt werden, und daß eben die productive Anlage von Seiten des Staates niemals so gewinnbringend ist, als die bei Privaten, weil diese das Geschäft selbst verstehen, selbst Hand anlegen, Alles besser übersehen und demnach ihren Vortheil besser wahren können. — In der Regel ist es aber gar nicht anzunehmen, daß der Staat das Erbschafts-Capital productiv anlegen werde; und in diesem Falle wird durch die Aufhebung des Erbrechts für Seiten-Verwandte das Capital des Landes vermindert, was stets einen nachtheiligen Einfluß auf die Entwicklung desselben hat. Aus diesem wirthschaftlichen Grunde müßten wir uns daher gegen eine Lösung des Erbrechtes erklären, welche auch sonst immer zur Lockerung der Eigenthums-Verhältnisse beitragen müßte.

Die Bestimmung, daß beim Testiren die Descendenten nicht um den Pflichttheil gekürzt werden dürfen, liegt auch nur im Interesse der Festigung des Erbrechts und rückwirkend des Eigenthumsrechts.

Wenn wir so großes Gewicht auf das Erbrecht, diesen Ausfluß des Eigenthumsrechts, legen, so geschieht es deßhalb, weil eine der socialistischen Secten, welche Bresche ins Eigenthumsrecht schießen wollten, weil die St. Simonisten die Abschaffung des Erbrechts überhaupt verlangt haben, wohl wissend, daß damit das Eigenthum selbst untergraben würde.

Obgleich alle solche Eingriffe communistisch sind, und der Communismus der größte Feind des Capitals ist, weil er den Ansammlungstrieb vermindert, so schafft doch gerade das Capital selbst wieder, je mehr es anwächst, eine gewisse Gemeinsamkeit von Gütern, welche Allen unentgeltlich zu Gute kommen und ihnen bei ihrer Production behülflich sind. In dem Maße, in welchem das anwachsende Capital den Staat bereichert, vermehren sich die Anstalten, durch welche nicht nur die Erzeugung der Güter unmittelbar begünstigt, sondern auch die Arbeiter so erzogen werden, daß ihre Mühewaltung productiver wird. Es vermehren sich nämlich sowohl die unentgeltlichen Communications-Mittel des Staates, als auch die Bildungs-Anstalten, und außerdem verbreitet sich mit dem Zunehmen des Capitals eine solche Menge von Kenntnissen, so viele Erfindungen kommen in sein Gefolge, welche stets die Einsicht und Productionskraft Aller bereichern, zu gleicher Zeit vermindern sich die Preise so vieler Waaren, daß eben gerade die Massen (the million, wie die Engländer so treffend sagen) immer wieder den größten Vortheil davon haben.

Wir haben noch eine andere Seite des Eigenthumsrechtes zu beleuchten. Die ursprüngliche Begründung des Eigenthums ist also der Satz, daß mein ist, was ich hervorbringe. Wenn nun die Erscheinung vorkommt, daß viele Arbeiter trotz dieses Satzes nicht Eigenthümer der Waare werden, welche sie hervorbringen, sondern die Arbeitgeber, so ist dies eben nur Schein. Wir

haben gesehen, daß die Natur ihre Stoffe unentgeltlich hergibt; nun ist aber im heutigen Zustande der Gesellschaft die Mehrzahl der Stoffe durch irgend eine Arbeit schon Eigenthum geworden; die meiste Arbeit wird auf Stoffe gewandt, denen bereits durch frühere Arbeit Werth beigefügt worden war. An das Eigenthum solcher Stoffe hat der Arbeiter, welcher diesen eine andere Form beibringt, durch seine Arbeit allein keinen Anspruch, wohl aber auf den Mehrwerth, welchen er durch seine Mühewaltung hinzugefügt hat. Mittelst des Vertrags mit dem Herrn der Stoffe erhält er ein Aequivalent dieses Werthes im Lohne. Dieser Lohn braucht nicht unmittelbar, auch nicht ganz entsprechend zu sein, — Eines aber steht fest: die in dem Dienstvertrage enthaltene Anerkennung des ursprünglichen Eigenthumsrechtes an den producirten Werthen. Dazu kann als Regel aufgestellt werden: Je mehr der Werth einer Arbeit den bereits früher ins Eigenthum übergegangenen Stoff überwiegt, desto mehr tritt letzterer in den Hintergrund. Daher gewährt auch das römische Recht dem Eigenthümer eines Stückes Leinwand, worauf ein Maler ein Gemälde gemalt hat, nur das Recht auf Entschädigung und keine Vindicationsklage; während hingegen eine solche dem Eigenthümer eines Buches zusteht, das ein anderer gebunden hat oder hat binden lassen. Wenn es richtig ist, was wir gesagt haben, daß das Eigenthumsrecht das Recht der unbeschränkten Verfügung über Güter ist, die man durch Arbeit oder Erbfall erworben, — die anderen Arten der Eigenthums-Uebertragung gehen unsere Wissenschaft nichts an, — so gibt es wie neben der materiellen eine geistige, neben dem Eigenthumsrecht auf greifbare Güter auch ein unbeschränktes Verfügungsrecht über geistige Güter — das sogenannte geistige Eigenthum.

Die Juristen bestreiten die Existenz eines geistigen Eigenthumsrechtes, weil ein solches im älteren positiven Recht — im römischen sowohl als im gemeinen deutschen — nicht anerkannt war.

„Alle Versuche," sagt Gerber in seinem deutschen Privatrecht, „die juristische Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks aus allgemeinen Grundsätzen abzuleiten, insbesondere aus einem sogenannten Schrift-Eigenthume, d. h. einem Eigenthume an dem Inhalt des literarischen Werkes oder aus dem Verlags-Vertrage, mußten jeder näheren Prüfung als gänzlich haltlos erscheinen. Ein wirkliches Eigenthum besteht nur an dem körperlichen Manuscripte und den gedruckten Exemplaren."

Gerber nennt das Eigenthum: die völlige Herrschaft einer Person über eine Sache. Jedoch haben Andere den Begriff desselben weiter bestimmt: das Recht der unbeschränkten Verfügung einer Person über eine stoffliche Sache oder ein dingliches oder persönliches Recht. Die Gränze, welche von der Rechtswissenschaft dem Eigenthume gezogen, ist also, wie aus diesem Mangel an Uebereinstimmung hervorgeht, keineswegs über jeden Streit erhaben.

Erst seitdem die neueste Gesetzgebung das Recht des Urhebers eines geistigen Productes auf Vervielfältigung desselben für eine bestimmte Zeit ausdrücklich anerkennt, besteht für die Juristen ein „Urheberrecht", das sie eine Art Monopol nennen.

Oekonomisten können sich mit dieser formellen Behandlung der Dinge nicht zufrieden geben, weil sie in ihren Principien den Werth nicht wieder in einen geistigen und in einen greifbaren theilen können.

Wie wir schon zur Genüge erörtet haben, producirt der Mensch, indem er Dienste leistet oder indem er durch seine Kräfte Stoff in Bewegung setzt und ihm eine brauchbarere Form beibringt. Die Natur gibt ihre Stoffe und Kräfte überall unentgeltlich; diese erhalten erst den Werth durch die ihnen vermittelst der Mühewaltung, Dienstleistung, Arbeit des Menschen beigebrachte brauchbarere Form oder Lage. Die gewöhnlichen Dienstleistungen und Productions-Arbeiten geschehen durch die Thätigkeit der außen sichtbaren Muskeln des menschlichen Körpers; aber auch zu der mechanischsten Bewegung und Hantierung ist die Thätigkeit des Geistes erforderlich. Die geistigen Productions-Arbeiten oder Dienstleistungen geschehen allerdings durch die Thätigkeit des Gehirns, allein auch sie bedürfen der Vermittlung des Auges, des Ohres, der Hand, des Mundes, um zur Conception und wiederum zur Emanation zu gelangen. Bewegung der äußeren und inneren Organe des Menschen ist bei jeder Production nur in verschiedenem Maßstabe erforderlich. Das Maß und die Form der Production mag verschieden sein; im Wesen und Princip hat sie ganz dieselbe Eigenschaft.

Wenn nun Jemand seine Dienste an greifbaren, materiellen Gegenständen leistet, wenn er greifbare, materielle Producte schafft und sie so zu seinen Eigenthume macht, wenn er somit ein bestimmtes Vermögen erworben hat, welches er nach unserem positiven Rechte Kindern und Kindeskindern vererben kann, so sind es nicht die Stoffe der Natur an sich, aus welchen die Güter bestehen, die jenes Vermögen bilden, sondern nur die angehäuften Arbeiten und Dienstleistungen, welche jenen Stoffen eine gewisse Gestalt, welche ihnen Werth beigebracht haben.

Nun haben wir schon an einer anderen Stelle nachgewiesen, wie die Producte, die Jemand mit Thätigkeit des Geistes hervorgebracht hat, wie die geistigen Erzeugnisse und Dienstleistungen eben so gut einen Werth haben, als die greifbaren, materiellen Erzeugnisse. Diese Werthe haben den gleichen Ursprung, wie die in einer Sache verkörperten, folglich sollten sie auch die gleichen Rechte genießen.

Wenn der Erzeuger eines sachlichen Productes das Recht hat, dasselbe zu verbrauchen, zu verkaufen, zu zerstören, wie er will, wenn er folglich ein Eigenthumsrecht an diesem Gute hat, so sollte ein solches Recht naturrechtlich

auch dem geistigen Producenten zustehen*). Heiße man dieses Recht nun Eigenthum, Privilegium oder nutzbares Recht; die formelle juristische Begriffsbestimmung sei, welche sie wolle, es kann doch die aus einem Naturgesetze entsprungene Berechtigung nicht negirt werden.

Dieser Meinung ist denn auch einer der berühmtesten Rechtslehrer, Karl Salomo Zachariä. Derselbe sagt im dritten Bande seiner vierzig Bücher vom Staate: „Es gibt drei Arten der dinglichen Rechte: das Eigenthumsrecht, das Recht der Dienstbarkeit, das Pfandrecht. — Die Gegenstände der dinglichen Rechte sind entweder körperliche oder unkörperliche Gegenstände. Die der ersteren Art sind entweder Sachen oder Personen; von der letzteren Art: Geisteswerke.“ „Nur dadurch kann der Mensch ein Recht an äußeren Gegenständen erwerben, daß er sich dieselben zueignet, d. h. daß er über sie gebieten will, gleich als ob sie mit seinem Körper ein organisches Ganzes bildeten.“

„Soll der Mensch,“ heißt es an einer anderen Stelle, — „soll unser Geschlecht auf das vollkommenste über die Außenwelt gebieten, (was seine Bestimmung ist), so muß es überhaupt ein Eigenthumsrecht geben. — Denn nur durch Arbeit kann der Mensch seine Herrschaft über die Außenwelt auf das vollkommenste begründen, da es der Arbeit möglich ist und da es der Arbeit bedarf, die Güter dieser Erde zu vermehren, sie umzugestalten und sie so für den Gebrauch tauglicher zu machen. Wer würde sich aber entschließen,

---

*) In Betreff der Schriftsteller kammt der Stoff nur als Unterlage des geistigen Inhalts und des dadurch hervargebrachlen Werthes in Anschlag; er ist im Verhältniß zu demselben gleichgültig. Aber diejenigen, welche gegen das Eigenthumsrecht an diesem Werthe polemisiren, ziehen gewöhnlich das staffliche Element herein, was freilich zn absurden Consequenzen führt.

Der Schriftsteller ist, im Unterschied aan allen übrigen (selbst den Roh-) Producenten, gewisser Maßen Ur-Erzenger; der Werth, den sein Pradnct hat, ist durch seine Arbeit allein entstanden. Die Gedanken seiner Vorgänger, die er weiter spinnt, haben ihm gegenüber keinen Eigenthumswerth; sie sind, so zu sagen, die geistige Luft, unentgeltlich wie Naturkräfte.

Dem Schriftsteller gehört alsa der ganze Werth. Dieser Werth erscheint aber, sofern er ökanamischer Tanschwerth sein sall, nur in Folge der Veraielfältigung durch den Druck u. s. w.. Sein Buch ist wie eine Mine. Der ursprüngliche, erste Eigenthümer, der Entdecker und Occupant — analog dem Schriftsteller — aerkauft sein Eigenthnmsrecht daran an einen Unternehmer, unter dem Vorbehalt, daß er van der jährlichen Ausbeute der Mine eine Tantième erhalte. Der Unternehmer gräbt (er hat ein gewagtes Geschäft unternommen, gerade wie ein Buchhändler; er kann statt der gehofften Goldader nur blinde Nester finden) und findet mehr aber weniger seinen Gewinn. Wäre es gerecht, nach der Ausbeute eines Jahres zu sagen: „Laß nun Andere graben“? Diese Analagie ließe sich noch weiter führen, anch auf das Verhältniß zum Staate nnd die Beschränkung der Dauer des Verlags-Rechtes.

Positiv rechtlich wird die Sache schwieriger wegen der Bestimmung der Gränzen des Urheber-Rechtes; wegen der Frage ferner, ab z. B. die Schriftsteller oder deren Erben ipso jure Ansprüche auf den Werth, resp. Ertrag einer Schrift haben, wenn im Verlags-Vertrage nichts festgesetzt ist (z. B. wegen späterer Auflagen). Diese Fragen sind indeß ökonamisch gleichgültig; sie gehören in das Feld der Jurisprudenz.

seine Arbeit auf eine Sache zu verwenden, wenn er sich die Sache nicht zueignen könnte, d. h. wenn er nicht hoffen dürfte, zu ärnten, wo er gesäet hat? — Diese Begründung des Eigenthums wird durch eine Menge Thatsachen unterstützt. So weit die Geschichte reicht, hatten die Güter dieser Erde in so fern ihre Herren, als sie durch Arbeit erzeugt oder für die Zwecke der Menschen tauglicher gemacht worden waren."

In einer Abhandlung über den englischen International Copright-Act [1838] (s. Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes, 11. Bd.) spricht sich Zachariä offen für die Existenz eines „Schrift-Eigenthums" aus.

„Der ursprüngliche Rechtsgrund alles Eigenthums ist die Arbeit," — sagt er in seiner Begründung — „weil und in wie fern Arbeit gelohnt werden muß, wenn sie verrichtet werden soll, weil und in wie fern das Eigenthumsrecht bald der einzig mögliche, bald wenigstens der vollkommenste Lohn der Arbeit ist. — Nun bedarf es aber der Arbeit der Menschen, um die körperlichen und geistigen Bedürfnisse der Menschen theilweise überhaupt, theils auf das vollkommenste zu befriedigen. Mithin fordert auch das gesammte Interesse der Menschen, daß der Arbeit ihr Lohn, und zwar jener Lohn (das Eigenthum) werde.

„Wendet man nun diese Sätze (die als Lehrsätze keiner weiteren Begründung bedürfen) auf schriftstellerische Arbeiten an, so kann man keineswegs behaupten, daß der Rechtsgrund, welcher für das Eigenthum im Allgemeinen spricht, in seiner ganzen Strenge auch auf das Schrift-Eigenthum anwendbar sei. Niemand würde z. B. den Grund und Boden bearbeiten, wenn er nicht die Gewißheit hätte, daß er die Früchte seiner Arbeit genießen werde. Aber an Schriftstellern würde es auch dann nicht fehlen, wenn die Schriftstellerei keine Vortheile gewährte. Denn die Schriftstellerei ist eine Arbeit, welche schon in sich selbst einen Lohn hat in dem geistigen Genusse, den eine Geistesarbeit verschafft. Gelingt sie, so hat sie einen weiteren Lohn in dem Beifall des Publicums. Schon zu Salomo's Zeiten war des Bücherschreibens kein Ende; und doch findet sich keine Spur, daß damals die Schriftsteller ein Honorar von Verlegern bezogen hätten. Auch sind die Schriftsteller nicht gerade die besten, welche bloß deßwegen schreiben, um Geld zu verdienen. — Gleichwohl würde man auf der anderen Seite zu weit gehen, wenn man aus diesen Sätzen die Folgerung zöge, daß das Schrift-Eigenthum, dasselbe als ein nutzbares Recht betrachtet (und nur in dieser Eigenschaft kommt es hier in Betrachtung), den allgemeinen Rechtsgrund des Eigenthums überhaupt nicht für sich hätte. Es besitzt ihn, wenn auch nicht in seiner ganzen Strenge. Diese Beschränkung des Schrift-Eigenthums läßt sich u. A. in folgender Weise rechtfertigen: Die Arbeit des Schriftstellers unterscheidet

sich von einer jeden anderen Art productiver Arbeiten dadurch, daß sie sich, einmal verrichtet, ohne Zuthun des Schriftstellers so vielmal wiederholt, als die Schrift abgedruckt wird, anstatt daß eine jede andere productive Arbeit an einem bestimmten Körper haftet, d. h. daß eine jede andere Arbeit so vielmal wiederholt werden muß, als sie Producte derselben Art erzeugen soll. — Schriftstellerische Arbeiten stehen allen anderen productiven Arbeiten, was den Aufwand an Zeit und Mühe betrifft, gleich. Der höhere Werth schriftstellerischer Arbeiten kann zwar ihren Preis erhöhen, aber von der allgemeinen Regel, daß der Lohn mit der Arbeit, das Eigenthumsrecht mit seinem Grunde im Verhältniß stehen müsse, kann die Arbeit des Schriftstellers durch ihren höheren Werth nicht ausgenommen werden. Das Schrift-Eigenthum, als nutzbares Recht betrachtet, ist ohnehin eine Art Monopol."

Als Aequivalent für dieses Monopol, meint nun Zachariä, könne gestattet sein, daß das Schrift-Eigenthum etwas beschränkt werde, d. h. daß es für die Dienste des Staates ein Gegenopfer bringe, indem seine Existenz auf eine bestimmte Reihe von Jahren begränzt werde.

Unter den Rechtslehrern selbst ist somit die Meinung über die Rechte der geistigen Producenten getheilt, und, wie Zachariä sich launig ausdrückt, — sowohl die, welche die Frage verneinen, als die, welche sie bejahen, zerfallen wieder in zwei Parteien*). — Die Vertheidiger des Nachdrucks gehen zum Theil so weit, daß sie den Nachdruck nicht nur für rechtlich erlaubt halten, sondern auch ein Verbot des Nachdrucks, wo nicht für widerrechtlich, doch für unpolitisch erklären. (Zu dieser Partei gehörten alle Nachdrucker ohne Ausnahme.) Andere stimmen zwar mit den ersteren in dem Grundsatze überein, daß die Widerrechtlichkeit des Nachdrucks schlechterdings nicht aus allgemeinen Grundsätzen abgeleitet werden könne; sie geben jedoch zu, daß nach Zeit und Umständen Gründe vorhanden sein können, den Nachdruck durch die positiven Gesetze zu verbieten. Sollten übrigens Gründe dieser Art in dem einen oder dem anderen Staate für ein Verbot des Nachdruckes sprechen, so hat das Gesetz nach den Ansichten derselben Partei die Freiheit des Nachdrucks — eine Aeußerung der natürlichen Freiheit — doch immer noch so wenig als möglich zu beschränken. — Die Anderen, die Vertheidiger des Schrifteigenthums, obwohl in dem Grundsatze einstimmig, daß der Nachdruck schon an sich widerrechtlich sei, sind doch wieder in so fern getheilter Meinung, als Einige das Schrift-Eigenthum dem Eigenthum an

*) Einen von Argumenten gesättigten Beweis für das geistige Eigenthum hat gerade auch vom juristischen Standpunkte neuerdings M. K. Besser in seinen neuen Principien der politischen Oekonomie geführt. S. 23. u. f.

Sachen schlechthin, also auch was die Dauer jenes Eigenthums betrifft, gleichstellen, Andere aber annehmen, daß das Schrift-Eigenthum, schon in Folge seiner rechtlichen Beschaffenheit, nicht von derselben Dauer, wie das Eigenthum an Sachen sei, daß seine Wirksamkeit daher, auch aus Gründen des öffentlichen Besten, von den positiven Gesetzen auf eine gewisse — kürzere oder längere — Zeit beschränkt werden dürfe und müsse. Der ersteren Meinung sind mehrere neuere Schriftsteller beigetreten. Sie fragen: „Wenn man zugesteht, daß es ein Schrift-Eigenthum gebe, warum soll dieses Eigenthum nicht eben so, wie jedes andere Eigenthum, auf die Erben und Rechtsnachfolger des Eigenthümers in perpetuum fortgehen?"

Macaulay, welcher sich ganz der Zweckmäßigkeits-Theorie hinneigt, hat sich 1841 im englischen Parlament für eine beschränkte Dauer des Autor-Rechtes ausgesprochen. Er gesteht dem Eigenthume überhaupt keine naturgesetzliche Berechtigung zu, noch weniger der ewigen Fortdauer desselben — dem Erbrecht. Er sagt von dem (gewöhnlichen) Eigenthume: „Ich stimme mit Paley überein, indem ich meine, daß das Eigenthum ein Geschöpf des Gesetzes ist, und daß das Gesetz, welches das Eigenthum erzeugt, nur aus dem Grunde vertheidigt werden kann, daß es ein den Menschen wohlthätiges Gesetz ist." — „Ich vermuthe, daß selbst von denen, welche in den mystischsten und sentimentalsten Schulen der Moral-Philosophie ihre Studien gemacht haben, nur wenige gestimmt sein werden, zu behaupten, daß es ein natürliches Erbfolgerecht gebe, welches älter sei und eine höhere Autorität habe, als irgend ein menschliches Gesetzbuch. Bestände ein solches Naturrecht, so hätten wir Mißbräuche zu entfernen, die weit ernsterer Natur sind, als die, welche sich auf die Frage des Verlagsrechtes beziehen. Denn dieses Naturrecht kann nur Eines sein, und im britischen Reiche bestehen zwanzig Arten der Erbfolge. In England, worauf ich mich beschränken will, vererbt das Land gewöhnlich auf den ältesten Sohn. In Kent theilen die Söhne nach gleichen Antheilen; in manchen Bezirken nimmt der jüngste Sohn das Ganze. Früher wurde ein Theil des persönlichen Eigenthums eines Mannes seiner Familie gesichert, und er konnte bloß über den Rest letztwillig verfügen. Jetzt kann er über das Ganze letztwillig verfügen. — Welches von allen diesen Systemen ist nun mit der ewigen Rechtsnorm übereinstimmend — das Erstgeburts-Recht, oder die Theilung nach Köpfen, oder das Erbrecht der Jüngeren? Sind die Testamente jure divino? Sind die beiden Zeugen jure divino?" — „Ohne Zweifel werden selbst diejenigen, welche behaupten, daß es ein Naturrecht des Eigenthums gebe, einräumen müssen, daß die Regeln, welche die Weise vorschreiben, wie die Habe verstorbener Personen vertheilt werden soll, rein willkürlich sind und ausschließlich auf dem Willen der gesetzgebenden Gewalt beruhen."

Wenn man dem letzten Satze auch beistimmen kann, so sind die obigen

Annahmen Macaulay's, worin er die naturrechtliche Begründung des Erbrechts läugnet, doch unrichtig.

Die Norm, welcher die Menschen, so wie sie den Schauplatz des Daseins betreten, unter allen Zonen gleichmäßig sich unterwerfen, ohne alle Verabredung und Ueberlieferung; die Norm, bei deren Beobachtung — unbeschadet der verschiedenen Nuancen dieser Norm — sie gedeihen, bei deren Verletzung oder Außerachtsetzung sie untergehen, oder doch wenigstens diejenige Cultur-Entwicklung nicht zu machen im Stande sind, zu der sie berufen, — ist doch ein Naturrecht zu nennen. Ein solches Naturrecht ist aber das Recht des Eigenthums. Ueberall, wo das Eigenthum und das Erbrecht ausnahmsweise aufgehoben waren, traten sofort solche Krankheitszustände ein, daß sie laut Zeugniß davon gaben, daß eben ein N a t u r g e s e tz verletzt sein mußte. Wir erinnern nur an die Versuche der Gütergemeinschaft in der Reformation. Sparta, wo das Eigenthum ein beschränktes war, ist in seiner Cultur-Entwicklung der verkrüppeltste griechische Stamm gewesen.

Wir haben oben den ökonomischen Satz aufgestellt: Das Eigenthum ist die Herrschaft über eine Summe von Gütern, d. h. von Werthen. Wir haben ferner nachgewiesen, daß die geistigen Producenten so gut Werth schaffen, wie die materiellen Arbeiter, daß den geistigen Erzeugnissen so gut Werth beizumessen ist, wie den rein materiellen.

Nachdem dieser Vordersatz begründet ist, haben wir die secundäre Frage zu erörtern: Wie ist das Maß des geistigen Werthes zu ermitteln, wie ist der Preis für diesen Werth festzustellen?

Bei einem materiellen wie bei einem geistigen Producte ist der Maßstab des Preises die Dienstleistung, die aufgewandte Mühe, die dem Käufer ersparte Arbeit. Sobald der Käufer bereit ist, den Preis eines Erzeugnisses, wie er sich durch Nachfrage und Angebot festgestellt hat, zu entrichten, dann geht der Werthgegenstand in die Herrschaft des Käufers über und er kann nach Gutdünken über e b e n d i e s e n Gegenstand verfügen. Derselbe Fall tritt ein, wenn Jemand ein geistiges Product, z. B. ein juristisches Gutachten, eine Denkschrift, kauft. Das Eigenthum dieses Erzeugnisses geht mit der Entrichtung des Preises vom Producenten auf den Clienten über. Der Werth des Productes wird aber auch consumirt, sobald das Gutachten bei Gericht eingereicht ist, d. h. sobald es den Zweck erfüllt hat, für den es verfertigt ist. Der Preis eines solchen richtet sich nach den Gesetzen, die wir oben in den Abschnitten über den Werth, den Preis und den Arbeitslohn dargethan haben.

Nun gibt es aber geistige Producte, die nicht sofort, sondern erst in langer Zeit consumirt werden und deren Preis auch nicht mit Einem Schlage erlöst werden kann, weil sie vermöge einer besonderen Eigenthümlichkeit erst vervielfältigt werden müssen. Es gibt geistige Erzeugnisse, welche so langes

Vorstudium, so großen Kostenaufwand erfordern, daß ein einzelner Mensch nur ausnahmsweise im Stande wäre, dieselben ganz zu kaufen, die aber zugleich so beschaffen sind, daß sie Kaufliebhaber unter einer ganzen Nation, unter allen civilisirten Völkern der Erde finden. Vermöge eines sinnreichen Verfahrens, der Buchdruckerei, können diese Erzeugnisse vervielfältigt werden, so weit es Kaufliebhaber gibt. Der Preis dieser Arbeiten geht nicht aus dem einmaligen, dem ersten Verkauf hervor, sondern wird, weil er nur in kleinen Theilen eingeht, erst durch eine Reihe auf einander folgender Verkäufe erzielt. Nun behaupten die Anhänger des streng formellen Rechts, wie es aus der alten Gesetzgebung hervorgegangen ist, daß durch den Verkauf eines einzelnen Exemplars eines Buches an den Käufer mit dem Eigenthum auch das Recht übergegangen sei, dieses Buch durch den Druck vervielfältigen zu lassen und die gewonnenen Exemplare zu verkaufen, d. h. das Recht des Nachdrucks. Zwar wird diese Behauptung auch juristisch bestritten, indem Viele der Meinung sind, daß das durch den Kauf acquirirte Eigenthum eben nur speciel auf das gekaufte Exemplar des Buches, nicht auch auf jenes Recht sich beziehe, und daß es pedantisch und unrichtig sei, ganz neue Verhältnisse, die aus einer durch Erfindungen veränderten Lage der Welt entstanden sind, auch nach dem römischen und dem gemeinen deutschen Rechte beurtheilen zu wollen, die eben solche Verhältnisse nicht kannten; wir wollen die Sache zunächst aber ökonomisch untersuchen.

Nehmen wir ein Buch, zu dessen Erzeugung der Verfasser zwanzigjährige Vorstudien, Reisen und kostspielige Ausgaben machen mußte, die sich bis auf 20,000 Thaler belaufen, zu dessen Veröffentlichung der Verleger, oder der selbst verlegende Verfasser wiederum an Kosten für Druck, Papier und Stahlstiche 20,000 Thlr. hat aufwenden müssen. Der Verleger, da er nicht weiß, welche Aufnahme das Werk bei dem Publicum finden wird, ist nicht im Stande, bei der ersten Auflage sogleich dem Verfasser ein so hohes Honorar zu zahlen, daß jene 20,000 Thlr. sofort wieder ersetzt würden; er kann ihm nur 5000 Thlr. zahlen; und der Schriftsteller muß folglich vier Auflagen abwarten, bis er nur seinen Vorschuß, sein aufgewandtes Capital wieder erhält. Ist dies geschehen, so hat er nur seine baaren Auslagen rückerstattet erhalten; für die Zinsen, für die Versicherungs-Prämie des Capitals und vor Allem endlich für seine eigene Arbeit hat er noch gar nichts. Dafür muß er noch zwei weitere Auflagen abwarten. Darüber kann nun ein Zeitraum vergehen, welcher das Leben des Verfassers weit überdauert. Nun hat aber der Käufer eines der ersten Exemplare des Buches sofort einen Nachdruck veranstaltet. Da er nicht 25,000 Thaler dafür an Capital aufzuwenden, weil er kein Honorar zu zahlen hat und die Stahlstiche nur copiren zu lassen braucht, so kostet ihm die Herstellung einer gleichen Anzahl von Exemplaren, wie der Original-Ausgabe, nur 15,000 Thaler. Der Nach-

drucker kann somit das Buch fast um die Hälfte billiger verkaufen. Dem Publicum ist es natürlich nicht zu verargen, daß es da kauft, wo es seine Waare am billigsten bezieht; es wendet sich sofort bloß an den Nachdrucker, der Auflage um Auflage verkauft, während dem Verleger alle Exemplare liegen bleiben, die er nicht vor dem hergestellten Nachdruck verkauft hatte. Der Verleger hat somit einen Verlust von etwa 25,000 Thalern, der Verfasser hat für seine Arbeit und für sein aufgewandtes baares Capital nur 5000 Thaler. Er ist einer Summe von 15,000 Thalern und des ganzen Werthes seiner Arbeit schlechtweg beraubt. Sein Werth ist ihm gerade nicht durch Anwendung directen physischen Zwanges, aber doch durch eines jener Werkzeuge entwandt, mit welchen die Civilisation die Menschheit bereichert hat. Die formellen Juristen aber sagen: Es geschieht ihm Recht, denn es steht nicht im römischen Rechte, daß es ein Schrift-Eigenthum gebe.

Wir hätten also die Thatsache, daß der Staat zwischen dem Eigenthume von Werthen einen Unterschied macht: daß er das Eigenthum an greifbaren Werth-Gegenständen schützt, weil das römische Recht es geschützt hat, und daß die Producenten von geistigen Werthen vogelfrei sind, weil der Sachsenspiegel ihrer nicht gedacht hat.

Noch weiter: alle untergeordneten geistigen Producte wie z. B. Schriften von Sachwaltern u. s. w., wären geschützt, die höchsten Werth-Erzeugnisse des menschlichen Geistes hingegen, die Ergebnisse der Wissenschaft, durch welche die Menschheit sich die Kräfte der Natur in stets größerem Maßstabe dienstbar macht und dadurch auf immer höhere Stufen der Cultur und des Wohlbefindens emporschreitet, — diese geistigen Producte sollen, weil nicht geschützt, keinen Werth haben!

Wir sind der Meinung: die Gesetze der Volkswirthschaft haben eine tiefere Begründung, als die Gesetze der Legislation; diese müssen sich auf die Dauer nach jenen, nicht jene nach diesen richten, — vorausgesetzt immer, daß man die Gesundheit in dem Volks-Organismus befördern will, denn es könnte auch eine Krankheit zum Gesetze gestempelt werden.

Nach den Gesetzen der Volkswirthschaft haben die geistigen Erzeugnisse nicht minder Werth, als die körperlichen. Das Eigenthum der letzteren wird durch den Staat geschützt, — folglich muß das Eigenthum der ersteren durch den Staat geschützt werden; auf das „Wie“ kommt es dabei gar nicht an.

Wie es außerhalb der menschlichen Thätigkeit keinen Werth, so gibt es auch außerhalb der durch Uebereinkommen und Gesetze geregelten menschlichen Gesellschaft, die man eben Staat heißt, kein Eigenthum.

Außerhalb des Staates ist selbst mein Kopf so lange nur mein eigen, als es nicht einem Stärkeren einfällt, ihn mir abzureißen. Hebt einmal alle Gesetze auf, schickt die Richter und die Advocaten ins Pfefferland, vernichte

jedes Gewohnheitsrecht und Schiedsgericht, dann fragt, wo das Eigenthum bleibt! In der Anarchie gibt es kein Eigenthum.

Wenn somit auch das Eigenthum an verkörperten Werthen ohne den Schutz des Staates nicht bestehen kann, warum sollte dieser Schutz für die geistigen Werthe nicht zulässig sein? — Auf das Mehr oder Weniger kommt es nicht an.

Der Einwand, daß das geistige Eigenthum im alten Rechte nicht aufgeführt sei, ist ein nichtiger. Die Menschheit ist im Fortschreiten begriffen. So gut die Errichtung des Eigenthums überhaupt mit der Gründung der menschlichen Gesellschaft seiner Zeit ein Fortschritt war, so kann in der durch großartige Erfindungen auf einen höheren Standpunkt gebrachten Welt ein neues Verhältniß entstehen, das in den Schutz des Staates eingeschlossen werden muß. So gut die Römer zweierlei Eigenthum kannten, das Dominium und das Mancipium, — so gut das Mittelalter das Lehens-Eigenthum und das Allod unterschied, — so gut können wir ein gewöhnliches und ein geistiges oder Schrift-Eigenthum unterscheiden, gründen, schützen.[4]

Wenn man aus dem Umstande, daß das geistige Eigenthum erst genießbar geworden sei durch die Erfindung der Buchdruckerei und jener anderen Vervielfachungs-Künste, auf dessen Nicht-Existenz schließen wollte, dann könnten wir erwähnen, daß das Alterthum auch vom Wechsel und Wechselrechte, von Staatspapieren und Banknoten nichts wußte, die doch auch gegen Nachdruck geschützt werden müssen.

Wenn man aber nicht der Ansicht ist, daß der Staat auf einem bloßen freiwilligen Vertrage beruhe (J. J. Rousseau), sondern wenn man glaubt, daß die Menschheit in Völkergruppen organisch sich entwickelt, und zu verschiedenen Culturstufen nach naturgesetzlicher Causalität emporsteigt, dann braucht man den Zweck der menschlichen Vergesellschaftung mit dem Urzustande noch nicht für abgeschlossen zu halten; dann kann man glauben, daß Entwicklungsphasen eintreten, wo die Stoffe und Kräfte der Natur mit ganz anderer Einsicht gehandhabt werden, wo Werkzeuge und Begriffe walten, von denen die Vorzeit keine Ahnung hatte, wo neben dem greifbaren auch ein geistiges Eigenthum besteht, — selbst wenn es auf eine andere Art und Weise durch die Gesellschaft geschützt werden müßte, als der Grund und Boden oder ein Sack Geld.

Nachdem wir nachgewiesen, daß die geistigen Producte Werth haben, daß Werthe als solche schon Eigenthum werden können und müssen, daß es also naturrechtlich ein geistiges Eigenthum gibt, kann uns der Umstand nicht stören, daß das römische und das gemeine deutsche Recht nichts davon wissen. Auch das römische Recht hat Verhältnisse gesetzlich geordnet, die einem früheren Jahrhunderte unbekannt waren; und so gut in neuerer Zeit Criminalgesetze zum Schutze der Eisenbahnen gemacht werden mußten, obwohl die

Carolina von Eisenbahnen nichts weiß, so gut kann die Legislation auch das Nutzrecht der Autoren durch Gesetze feststellen und schützen.

Nachdem wir einmal principiel keinen Unterschied zwischen dem Eigenthum von Werthen anerkennen, und das Erbrecht in Bezug auf greifbare Güter besteht, so muß es consequenter Weise auch auf das geistige Eigenthum ausgedehnt werden.

Wir haben schon oben bemerkt, daß Macaulay im Unrechte ist, wenn er dem Erbrechte keine größere Berechtigung zugesteht, als die willkürlicher Menschensatzung. Es ist im Gegentheil sowohl in physiologischer wie in ökonomischer Hinsicht ein Naturrecht, dem die formelle Gesetzgebung nur in verschiedenen Schattirungen Folge gegeben hat.

Das Erbrecht muß auch für die geistigen Werthe vindicirt werden. Nehmen wir ein Beispiel: Ein Vater hat dem einen Sohne 10,000 Thaler in greifbarem Capital hinterlassen; dieser legt dasselbe irgendwie gewinnbringend an, und das Eigenthum an diesem Capital und dessen Gewinne verbleibt ihm und seinen Nachkommen auf ewige Zeiten. Den anderen Sohn hat der Vater studiren, er hat ihn zu seiner ferneren Ausbildung Reisen machen lassen, so daß eine eben so große Summe für seine geistige Entwicklung, für die Ansammlung eines geistigen Capitals verwandt worden ist. Da die Productionsquelle bei dem letzteren mit dem Tode aufhört, so muß derselbe, soll er seinem Bruder überhaupt gleich sein, noch bei Lebzeiten das zu seiner Ausbildung consumirte Capital durch Mehrproduction amortisiren und reproducirt seinen Erben hinterlassen können. Dies kann dadurch geschehen, daß er so hohen Lohn bezieht, daß er das Capital von 10,000 Thalern allmählich in greifbaren Gütern aufspart und seinen Erben hinterläßt, oder daß er geistige Producte erzeugt, deren Eigenthumsrecht eine Nutznießung gewährt, welche allmählich jener Summe gleichkommt. Wir haben in dem Abschnitte über den Arbeitslohn gesehen, daß die Arbeiter desto höher bezahlt werden, je kürzere Aussicht auf Verdienst sie haben, oder je größer die Gefahr ist, bei dem betreffenden Geschäfte zu verunglücken oder es zu nichts zu bringen. Dies mag einer der Gründe sein, warum ceteris partibus diejenigen geistigen Arbeiter, deren erzeugte Werthe sofort consumirt werden, verhältnißmäßig höheren Lohn bei Lebzeiten genießen, als Schriftsteller, deren Producte zum Theil erst von der Nachwelt consumirt werden. Sängerinnen sind besser bezahlt, als Staatsbeamte, und Staatsbeamte, von welchen man so große geistige Eigenschaften fordert, wie von Gelehrten, besser als letztere. Die Gelehrten finden daher ein Aequivalent an dem Autorrechte.

Wir müssen uns aus solchen Gründen für das unbeschränkte Eigenthumsrecht an geistigen Werthen entscheiden, soweit es das Princip betrifft und vorbehaltlich der Veränderungen, denen das Eigenthum im Laufe der

Zeit überhaupt unterliegt; die Nützlichkeitsfrage werden wir weiter unten behandeln.

Dieses volle, ungeschmälerte Eigenthumsrecht oder Urheberrecht an geistigen Werthen kann nun an einen Unternehmer verkauft werden. Dieser Unternehmer, der sogenannte Verleger, tritt damit an Stelle des Verfassers, unbeschadet der Verbindlichkeiten, zu welchen er im Verlags-Vertrage dem letzteren gegenüber sich anheischig macht.

„Nachdem der Verfasser sein Werk verfaßt und niedergeschrieben hat," sagt Zachariä a. a. O., „muß eine neue Arbeit hinzukommen, oder muß — was dasselbe ist, denn ein Capital ist aufgesparte Arbeit — ein Capital verwandt werden, damit das Buch durch den Druck vervielfältigt und so für das Publicum brauchbar gemacht werde. Aber auch diese Arbeit hat einen Rechtsanspruch auf einen verhältnißmäßigen Lohn; mit anderen Worten: der Verleger hat einen Rechtsanspruch auf Vergütung seiner Mühewaltungen, auf Ersatz und Verzinsung seines Capitals. Und dieser Anspruch ist um so besser begründet, da ihm das Interesse des Publicums zur Seite steht. — Das macht keinen Unterschied, ob der Schriftsteller selbst oder ob ein Anderer, zum Beispiel ein Buchhändler, die Schrift verlegt. Auch in dem ersteren Falle sind der Schriftsteller und der Verleger zwei verschiedene Personen oder es sind nur zwei verschiedene rechtliche Eigenschaften in Einer und derselben Person vereinigt. Das Recht des Verlegers ist nun die factische Bedingung der Wirksamkeit des Schrift-Eigenthums, dieses Eigenthum als ein nutzbares Recht betrachtet. Ohne Sicherheit des Verlagsrechtes können literarische Arbeiten, wenn sie anders einen Verleger finden, dennoch nicht dem Schriftsteller das Honorar eintragen, welches er unter der entgegengesetzten Voraussetzung von ihnen zu erwarten hätte; es wird also der Lohn, welcher der Arbeit gebührt und welcher zum Arbeiten aufmuntert oder nöthigt, wenigstens geschmälert. Man wende nicht ein, daß denn doch nicht alle Schriften nachgedruckt oder des Nachdruckes gewürdigt werden. Der Buchhändler muß seinen Gewinn und Verlust im Ganzen anschlagen und mithin dem Verluste, den er durch den Nachdruck des einen oder des anderen Verlags-Artikels litte, durch den Gewinn bei anderen Verlags-Artikeln beikommen. Die wahre Ursache der Unwirksamkeit des Schrift-Eigenthums im Alterthum lag darin, daß, wo und wann Schriften nur durch Abschreiben vervielfältigt werden, eine Controle über die Vervielfältigung einer einmal herausgegebenen Schrift factisch und mithin rechtlich unmöglich ist. Der Schriftsteller hat unter dieser Voraussetzung überhaupt nicht ein Eigenthum an seinem Geisteswerke, nicht ein Dominium materiae, sondern nur ein Eigenthum an seiner Handschrift, nur ein Dominium formae. Anders stellt sich die Sache, wo und wann literarische Arbeiten durch die Druckerpresse oder durch ähnliche mechanische Mittel vervielfältigt werden.

Unter dieser Voraussetzung ist eine Controle jeder Art factisch möglich. Der Verleger hat nur unter der Bedingung ein Verlagsrecht, d. i. ein Recht, die in Verlag genommene Schrift ausschließlich zu vervielfältigen, daß der Verfasser ein Eigenthum an seinem Werke hat; denn der Verleger ist der Bevollmächtigte des Schriftstellers."

Nachdem der Begriff und die Existenz des geistigen Eigenthums einmal ökonomisch festgestellt sind, kommt es, um letzteres in der Gesetzgebung zur Geltung zu bringen, gar nicht darauf an, ob sich eine Analogie in der älteren Gesetzgebung finden läßt, sondern die Legislation ist ja eben da, um die neuen Gestaltungen der stets sich entwickelnden und verwandelnden Gesellschaft in neue Normen zu bringen. Zu allem Ueberflusse gibt es aber dennoch eine — wenn auch entfernte — Analogie in dem gemeinen deutschen Rechte. „Letzteres kennt nämlich eine Classe von Rechten, welche nur durch Privilegien entstehen können, indem das allgemeine Recht, aus welchem die einzelne Berechtigung hervorgeht, fortdauernd bei der Staatsgewalt verbleibt. Dies sind die Gerechtigkeiten, welche durch Verleihung von regalen Rechten begründet werden. Im Allgemeinen ist der Erwerb der Privatrechte von Voraussetzungen abhängig, deren Erfüllung eine durch die gewöhnliche Handlungsfähigkeit der Personen gegebene Möglichkeit ist. Es gibt aber einige Rechte, deren Erwerbung der freien Willkür der Personen entzogen ist, indem der Staat sie ausschließlich in Anspruch nimmt und die Befugniß zu ihrer Ausübung der öffentlichen Gewalt zutheilt. Dies sind nun die sogenannten Regalien." (Gerber.) So gut nun der Staat solche Rechte an Einzelne verlieh, so gut diese nur durch den Schutz des Staates ins Leben treten konnten, so gut kann die Gesetzgebung das ökonomisch begründete geistige Eigenthum schützen.

Nachdem wir hiermit vom Standpunkte des Princips das unbeschränkte Eigenthum an geistigen Erzeugnissen vindiciren zu müssen geglaubt, gehen wir zur Erörterung der Frage über, ob es nützlich sei, dieses Eigenthum auf eine bestimmte Zeit zu beschränken.

Da dasselbe ein Recht ist, dessen Ausübung erst in Folge der Umgestaltung der Neuzeit durch die Buchdruckerkunst u. s. w. möglich geworden ist, so mußte die Gesetzgebung dasselbe erst formel sanctioniren; und da war es natürlich, daß man nur Schritt für Schritt voran ging, indem z. B. die Bundes-Versammlung in Deutschland das Urheber-Recht zuerst auf zehn Jahre nach dem Erscheinen des Werkes und später auf dreißig Jahre nach dem Tode des Verfassers festsetzte. Der Umstand, daß sie das Recht erweiterte, deutete darauf hin, daß sie dasselbe principiel anzuerkennen geneigt war. Macaulay macht darauf aufmerksam, daß eine Bestimmung, welche das Recht auf eine bestimmte Zeit nach dem Tode des Verfassers ertheilt, eine Ungleichheit in sich trägt, weil dann die später erschienenen Werke desselben

Verfassers, also diejenigen, welche der Regel nach die besseren sind, einen geringeren Schutz genießen, so wie auch diejenigen Schriftsteller, welche früh sterben. Er schlägt daher vor, das Eigenthumsrecht auf eine bestimmte Zeit (42 Jahre) nach dem Erscheinen des Werkes festzusetzen, und dieser Vorschlag ist auch mit nur wenigen Abänderungen vom englischen Parlamente genehmigt worden.

Dieses Gesetz erscheint vollkommen zweckmäßig. Die Gründe, welche Macaulay für die Beschränkung des Schrift-Eigenthums auf eine gewisse Zeit vorbringt, wollen uns indessen nicht einleuchten. Sein Gedankengang ist folgender:

„Es ist wünschenswerth, daß wir einen Vorrath guter Bücher besitzen; wir können einen solchen Vorrath nicht haben, wenn die Schriftsteller nicht freigebig belohnt werden, und kein Mittel, sie zu belohnen, unterliegt so wenig Einwänden, als das Verlagsrecht. — Die Nachtheile dieses Verlagsrechtes aber" — fährt der große Geschichtschreiber fort — „sind nicht gering und klein an Zahl. Das Verlagsrecht ist ein Monopol und erzeugt alle die Wirkungen, welche die allgemeine Stimme der Menschen dem Monopole zuschreibt. Nun hat aber das letztere gewöhnlich die Wirkung, die Artikel selten, theuer und schlecht zu machen. Dies ist ein Uebel, das keinen Tag länger dauern darf, als nöthig ist, um das Gute uns zu sichern."

Von dieser Meinung ausgehend, daß das „Urheber-Recht" nicht naturgesetzlich begründet, sondern ein Monopol sei, fügt Macaulay hinzu: „Das Verlagsrecht beruht auf dem Grundsatze, den Lesern zum Vortheil der Schriftsteller eine Steuer aufzuerlegen. Die Steuer ist eine übertrieben schlechte; denn sie lastet auf dem unschuldigsten und heilsamsten aller menschlichen Genüsse, und wir dürfen nie vergessen, daß jede Besteuerung unschuldiger Genüsse eine Prämie für lasterhafte Vergnügungen ist."

Mit derselben Logik könnte man die Weinpreise reguliren wollen, weil sonst das „lasterhafte Vergnügen" des Branntweintrinkens überhand nehmen könnte.

Ohne eine Sicherung des Urheber-Rechtes ist eine gediegene Production geistiger Werke gar nicht möglich; denn nur Wenige mögen und können, ohne irgend eine Aussicht auf Vergütung, die Kosten und die vieljährige Arbeit übernehmen, welche geistige Werke erfordern; noch weniger aber werden Verleger zur Herausgabe eines Werkes sich entschließen können, wenn sie Gefahr laufen, durch den Nachdruck ihr aufgewandtes Capital einzubüßen. Gerade der Schutz des Verlagsrechtes ist innig verwachsen mit dem des Urheber-Rechtes; und es wird durch jenes der Uebergang vom körperlichen auf das geistige Eigenthum gebildet. Der Verfasser riskirt, sofern sein Recht nicht geschützt ist, seinen Lohn, der Verleger ein greifbares materielles Capital. Von diesem Gesichtspunkte aus können diejenigen kaum der Uebertreibung

bezüchtigt werden, welche den Nachdruck mit dem Communismus und anderen Eingriffen in das Eigenthum gleichstellen.

Macaulay nennt das geistige Eigenthum ein Monopol. Er hat Recht, wenn er behauptet, daß Monopole die Waare theurer und schlechter machten. Zugegeben auch, daß das Urheber-Recht ein Monopol wäre, so trifft die genannte Eigenschaft desselben bei geistigen Producten keineswegs unbedingt zu. Die außerordentliche Vervielfältigung und Verbreitung der Werke Schiller's und Goethe's z. B., so lange sie noch Eigenthum der Erben oder der Verleger jener Schriftsteller waren, unterstützt unsere Meinung.

Das eigene Interesse nämlich muß den Verleger geistiger Werke mehr als jeden anderen Producenten überzeugen, daß billiger Preis durch die Erweiterung des Absatzes den Gewinn vermehre. Da es außerdem sehr schwer ist, das Plagiat rechtlich beim geistigen Eigenthum nachzuweisen, so würde, wenn der Eigenthümer eines Geistes-Productes Monopol-Preise fordern wollte, bald eine zahlreiche Concurrenz in Gestalt ähnlicher Producte entstehen, dieselben Gedanken würden in diesem oder in jenem Gewande wiedergebracht werden, so daß der Monopolist endlich durch den eigenen Schaden klug würde. Auch würde der hohe Preis jenes Geistes-Productes den Wetteifer erhöhen und vielleicht noch bessere Producte hervorrufen, welche durch die Mitbewerbung wieder auf den Preis drücken müßten.

Was nun die zeitliche Beschränkung des geistigen Eigenthums betrifft, — so ist das Product nach der vom Gesetz bestimmten Verjährungsfrist entweder noch etwas werth oder nicht. Im letzteren Falle ist die Frage überhaupt bedeutungslos; im ersteren sehen wir nicht ein, warum fremden Leuten, die sich kein Verdienst um die Sache erworben, etwas geschenkt werden soll.

Uebrigens ist die Beschränkung des Urheber-Rechtes auf eine bestimmte Frist im Wesentlichen bedeutungslos. Ein Buch ist gewiß fast immer gerade zu der Zeit am nützlichsten, in welcher es erscheint. Wenn es nun gerade in dieser und vielleicht der nächst darauf folgenden Generation, also etwa ein halbes Jahrhundert lang, Eigenthum des Verfassers oder der Rechtsnachfolger desselben ist: zu was soll die Aufhebung des Eigenthums nach fünfzig Jahren noch nützen? Da hat das Product meistens nur noch einen antiquarischen Werth; und dafür mag auch von den Liebhabern mehr bezahlt werden. — Wo Wohlfahrts-Rücksichten zu Gunsten der Verbreitung geistiger Werke unter das Volk obwalten, da müßte das geistige Eigenthum in der Regel gerade zur Zeit der Production vogelfrei sein, — indem das Erzeugniß, wie gesagt, aller Wahrscheinlichkeit nach gerade dann ein dringendes Bedürfniß befriedigt, durch welches es hervorgerufen worden, das aber vielleicht nach zehn Jahren schon nicht mehr vorhanden, oder völlig befriedigt ist.

Wollte man aber nun in consequenter Durchführung dieser „Wohlfahrts-Theorie" das Schrift-Eigenthum ganz aufheben, dann würde man gleich

jener habgierigen Frau in der Fabel das Huhn tödten, welches die goldenen Eier legte.

Andererseits muß zugegeben werden, daß der Staat, der das Eigenthumsrecht aus Interesse des gemeinen Wohles schützt, auch dasselbe zeitlich beschränken darf, wenn er es für die Gesammtheit als ersprießlich hält.

Macaulay führt als einen andern Nützlichkeitsgrund für die zeitliche Beschränkung des Schrift-Eigenthums die Befürchtung an, daß der Erbe eines Verfassers ein Buch unterdrücken könne. Wir können darauf nur erwiedern, daß ihm kein Gesetz die Unterdrückung eines Manuscriptes verbieten kann, und daß wir nicht einsehen, warum zwischen einem geschriebenen und einem gedruckten Producte deßhalb ein Unterschied gemacht werden soll. Uebrigens muß der Erbe eines Buches immer sehr triftige Gründe zur Unterdrückung desselben haben, weil er sich damit gewisser pecuniärer Vortheile beraubt; und wenn auch Jemand im Stande wäre, aus Fanatismus ein gutes Buch zu vernichten, so wird ein solches Schicksal doch öfter schlechte Werke treffen, wie z. B. jenes Buch des „Infame Marquis de Sades“.

Was wir vom Autor-Rechte in Beziehung auf literarische Producte gesagt haben, gilt auch von anderen geistigen Erzeugnissen, wie Kupfer- und Stahlstichen, Holzschnitten, Lithographieen u. s. w. — Auch die Erfindungen, welche jetzt in den meisten Staaten durch die Patent-Gesetzgebung geschützt sind, müssen wir unter diese Kategorie bringen.

Das Einkommen.

Das Einkommen ist der Ertrag der Arbeit und des Capitals. Was ein Arbeiter mit seiner Hand, oder was einer mit seinem Kopfe verdient, ist so gut Einkommen, wie die Zinsen, welche einem Anderen sein Capital einbringt. Das Einkommen einer Nation ist die Summe der Löhne für die Dienstleistungen aller Arbeiter von physischer oder intellectueller Beschäftigung, die Summe von Gewinn für alle Capitalien der Bevölkerung. Staats-Einkommen ist die Summe der bezogenen Steuern und der Ertrag der Domainen. Zum Einkommen muß alles gerechnet werden, womit man den Lebensunterhalt bestreitet: davon ausgenommen ist hingegen das Capital. Das Capital wird verbraucht, kann aber, wenn es in neuen Gütern wieder erscheint, nicht als Einkommen gerechnet werden. Der Umstand, daß eben in allen Beschäftigungen Capital verbraucht wird, hat Viele zwischen Roh- und Rein-Einkommen unterscheiden lassen. Da das Capital aber eigentlich nur die Gestalt verändert und den gleichen Werth behält, so kann ein Geschäftsmann, der das früher in irgend einer Gestalt ausgegebene Capital in einer anderen Gestalt wieder einnimmt, dasselbe nicht zum Einkommen rechnen. Er hat eben nur eine Einnahme gemacht. Was A. Smith also „rohes Einkommen" heißt, ist genauer ausgedrückt, „Einnahme", und der Begriff des Einkommens braucht daher in keine Sonder-Abtheilungen getrennt zu werden.

Das National-Einkommen besteht also aus dem Werthe sämmtlicher Hand- und Geistesarbeit, sämmtlichen Gewinnes aller Capitalien, die beide in Ackerbau, Manufactur-Industrie und Handel, in Kunst, Wissenschaft und Functionen des Staats-Organismus verwandt sind. Dagegen darf man

nicht den Irrthum begehen, die Zinsen für Staats- oder Privat-Schulden zum National-Einkommen zu rechnen. Denn die Obligationen, welche verzins't werden, sind nur die Repräsentations-Mittel für ein Capital, das anderswo steckt. Die Actien einer Eisenbahn sind nicht ein Capital an sich, sondern nur eine Anweisung auf das Eigenthum der Eisenbahn selbst, und die Coupons auf den Ertrag oder Gewinn derselben. Ein Capitalist, der auf ein Grundstück Geld ausleiht, wird gewisser Maßen für seinen Antheil Miteigenthümer des Grundstückes: seine Schuldverschreibung an und für sich hat das National-Vermögen nicht vermehrt.

Die Consumtion.

Die Bedürfnisse, welche der Verbrauchung vorausgehen, haben, gleich dem Wärmemesser, keinen festen Mittelpunkt. Sie haben nur im tiefsten Standpunkte eine bestimmte Gränze, unterhalb welcher das Leben erstarrt; oberhalb dieser Gränze aber sind sie relativ: was dem einen Stande nothwendiges Bedürfniß, ist dem anderen nur Luxus. Je mehr aber die Bedürfnisse überhand nehmen, desto glücklicher befindet sich die Gesellschaft; denn die Bedürfnisse nehmen nur überhand mit den Mitteln zu ihrer Befriedigung. Das Steigen der Bedürfnisse ist ein Sporn für die Menschen, ihren Fleiß, ihre Sparsamkeit, ihre Kenntnisse und damit ihre Production zu erhöhen. Ein Volk, welches viele Bedürfnisse hat, wird fleißiger, ordnungsliebender und, im Ganzen betrachtet, verhältnißmäßig sparsamer sein, als ein solches, welches nur wenige Bedürfnisse kennt. Ein Vergleich zwischen den Engländern und den Irländern gibt von dieser Wahrheit ein deutliches Bild. Die armen Irländer haben sehr wenige Bedürfnisse, weit weniger als die Engländer; dennoch sind sie neben ihrer Trägheit und Unordnung, wo ihnen die Mittel zur Hand kommen, verschwenderisch*). Ueberhaupt halten die ärmeren Classen, trotz ihrer geringeren Bedürfnisse, ihre Mittel viel weniger zu Rathe, sie haben viel weniger Ordnung in ihren Ausgaben und in ihrer Lebensweise, als die mittleren Stände. Ein Sonntag verschlingt meistens den Verdienst der Woche, während derselbe, weise angewandt, viel reinere und dauerhaftere Vergnügungen hätte bereiten können. Für das Geld, das ein Rausch kostet, hätte ein Arbeiter sich ein Buch oder etwas Aehnliches anschaffen können, was ihm lange dauernden, wiederholten, bildenden Genuß gewährt hätte, während im ersteren Falle nur Reue zurückbleibt.

*) „Wenn man meinen Landsleuten", sagt Lady Morgan, „nur einmal das Bedürfniß nach Strümpfen und Schuhen einflößen könnte, sa wäre ihnen geholfen". Seit dem Zeitpunkt dieser Aeußerung hat sich Irland übrigens bedeutend gehoben.

Bei der Ungleichheit der Bedürfnisse gleicht die Consumtion einer Doppel-Pyramide, welche gegen die Mitte an Umfang zunimmt.

Das Streben, welches das Glück der Menschen vermehren will, muß darauf gerichtet sein, nicht die Bedürfnisse zu vermindern, sondern sie zu vermehren. Eine Erhöhung der Bedürfnisse fordert Vermehrung der Consumtion; größere Verbrauchung ist aber bloß möglich, wo vorher vermehrte Production Statt gefunden hat; denn Erzeugung und Verzehrung stehen in steter Wechselwirkung. Jenes Streben wird also zugleich dahin wirken, die Production zu vermehren. Da nun aber die producirten Werthe wieder das Capital sind, von welchem die Bevölkerung lebt, so müssen sie während der Verzehrung wiedererzeugt (reproducirt) werden; denn jede unreproductive Consumtion würde das Capital angreifen und die Production vermindern. Soll die Lage der Bevölkerung sich verbessern und letztere sich vermehren, so muß sogar immer etwas mehr wiedererzeugt werden, als verbraucht worden ist. Da nun in der menschlichen Pyramide die Production arithmetisch wächst mit der Consumtion, da Erzeugung und Verzehrung in steter Wechselwirkung sich befinden, so wird desto mehr producirt, je mehr die Bedürfnisse in die breitesten Schichten steigen. Wir müssen also dem gemeinen Vorurtheile für das Glück der Genügsamkeit eines Diogenes entgegentreten.

Während aber auf der einen Seite die breiten Schichten der menschlichen Pyramide hinsichtlich der Zahl ihrer Bedürfnisse gehoben werden sollen, weil sie dann auch ihre Production vermehren, so muß die Tendenz der wirthschaftlichen Bewegung doch wieder dahin gehen, die übertriebenen Bedürfnisse zu vermindern, die Spitzen der Pyramide den mittleren Schichten zu nähern, weil die Befriedigung übertriebener Bedürfnisse (Luxus) in der Regel durch irreproductive Consumtion geschieht, durch welche das Capital, die Production somit, vermindert und der allgemeine Zustand der Gesellschaft verschlechtert wird.

Nehmen wir ein Beispiel aus dem Leben, so finden wir, daß Genußmittel, wie das Fleisch von den Hausthieren, die gewöhnlichen Bodenfrüchte, in ihren Stoffwandlungen, wie Getreide, Kartoffeln, Wein, Bier, Branntwein, daß Leinen, Tuch, Leder, Holz- und Eisen-Geräthschaften zur Ernährung und Erhaltung großer Massen der Bevölkerung dienen, während dieselben bemüht sind, anderen Stoffen neuen Werth beizubringen, d. h. zu reproduciren. Sobald man eine Arbeiter-Bevölkerung, die nur an den Genuß von Kartoffeln gewohnt war, dahin bringt, sich mehr von Brod und Fleisch zu nähren, dann wird sie nicht allein dasjenige erzeugen, was letztere Werthe mehr kosten, sondern noch etwas darüber, weil sie kräftiger, gesunder, arbeitstüchtiger wird.

In dieser Beziehung führt Moleschott folgendes interessante Beispiel an: Die Arbeiter in den Schmieden des Departements Tarn wurden lange Zeit

hindurch mit Pflanzenkost genährt. Der Arbeiter verlor durchschnittlich 15 Tage des Jahres in Folge von Wunden und Krankheiten. Im Jahre 1833 übernahm Talebot, der Vertreter von Haute-Vienne, die Leitung der Anstalt. Er traf die Einrichtung, daß Fleisch einen wesentlichen Theil der Diät ausmachte. Die Gesundheit der Arbeiter verbesserte sich in dem Grade, daß nur noch drei Tage im Jahre den Arbeitern verloren gingen. In Folge der Fleischkost gewann jeder Arbeiter zwölf Tage im Jahre. Das würde für zehn Millionen Arbeiter Frankreichs jährlich hundert und zwanzig Millionen Tage ausmachen. Im Rheingau hat man die Beobachtung gemacht, daß die Altersclasse der Conscribirten aus einem schlechten Jahrgange stets geringer an Körpergestalt und öfter krüppelhaft ist, als die, welche nach einem guten Jahre geboren war. Wir sehen also, daß es stets der Production förderlich ist, wenn die breiten Schichten der menschlichen Pyramide zu größeren Bedürfnissen heraufgezogen, wenn die Kartoffel-Esser und Schnapps-Trinker zu Fleisch-Essern und Bier-Trinkern herangebildet werden.

Wie wir aber fast aller Orten auf die alte Regel des Aristoteles stoßen, daß das Mittlere stets das Beste ist, so können wir eben so an einem Beispiele erläutern, daß der Luxus der obersten Schichten nicht minder der Production schadet. Wir wollen gar nicht von den Schwelgereien der Reichen sprechen, nicht von Champagner und Trüffeln. Solche feinere Genüsse können ein Sporn sein zu feinerer Production. Wie viel Werthe aber werden durch die Mode und durch bloße Laune verwüstet! Ein Feuerwerk ist immer eine Summe von Werthen, die unproductiv consumirt wird. Mit dem Salze, welches jene französische Prinzessin im vorigen Jahrhunderte in Versailles sich streuen ließ, um darauf Schlitten zu fahren, wird schwerlich noch eine Speise gewürzt worden sein. In Deutschland können wir uns kaum über Luxus beschweren; aber welche Summen werden vom russischen Adel unproductiv verwüstet, dessen unsinnige Verschwendung, wie gewöhnlich, neben dem tiefsten Elende einhergeht. Wir sehen also, daß die mittleren Consumtionen der Production am günstigsten sind und die Wohlfahrt eines Landes am meisten fördern.

Nun kommen wir zu einem anderen Verhältnisse, welches die Production und die Befriedigung der Bedürfnisse erleichtert. In innigem Zusammenhange mit dem Preise der Güter steht nämlich der Umfang des Marktes. Je größer der Markt, desto niedriger der Preis, und umgekehrt. Die untersten (ärmsten) und die obersten (reichsten) Schichten, die eben einen beschränkteren Markt darbieten, müssen ihre Bedürfnisse theurer bezahlen. Wir werden diese Thatsache nicht näher zu erörtern brauchen. Im Tausche sucht natürlich der Verkäufer so viel als möglich für seine Waare über den Productionspreis zu erhalten, und der Käufer so wenig als möglich dafür zu geben. Das Bedürfniß und die Mittel des Käufers, so wie die Concurrenz anderer Verkäufer

derselben Waare entscheiden schließlich den Preis. Je größer nun die Zahl der Verkäufer, je größer der Markt ist, um so mehr wird der Preis fallen. Was nun dem Producenten an der Höhe des Preises einer Waare durch die Concurrenz entgeht, das kommt ihm durch die Erweiterung des Marktes zurück. Denn wenn Jemand statt hundert Kunden tausend bekommt und sein Capital rascher umtreiben kann, so vermag er mit geringerem Gewinne fürlieb zu nehmen, als vorher.

Wie sich der Markt in diesem Sinne ausdehnt und verkleinert, davon gibt die Statistik ein belehrendes Bild. Aus Porter's „Progress of the nation" entnehmen wir folgende Zusammenstellung der Beschäftigungen der Bevölkerung in England und Wales im Jahre 1841, die männliche und weibliche Bevölkerung zusammengenommen:

Personen mit unabhängigen Mitteln (Reiche) .		445,973
Geistliche	20,450	
Richter	14,155	
Aerzte	18,436	
Lehrer	123,878	
Beamte der Regierung	14,088	
Gemeinde-Beamte	22,125	
Soldaten und Officiere	125,993	
Seeleute	191,992	
. . . . .		531,117
Personen, die im Handel und in Fabriken beschäftigt sind		2,619,206
Personen, welche beim Ackerbaue beschäftigt sind		1,261,448
Personen, welche bei Gewerben beschäftigt sind		673,922
Gesinde		999,048
Pensionäre, Arme und Gefangene . . .		176,206

Zur Gesammt-Summe dieser, außer der letzteren Kategorie, producirenden männlichen und weiblichen Personen von 6,706,920 kommen 9,390,866 Individuen, die den Rest der Gesammt-Bevölkerung von 16,097,786 bilden und aus Greisen, Krüppeln, Weibern und Kindern bestehen.

Wir haben das Verhältniß hier in großen Kategorieen hingestellt; allein die Doppel-Pyramide der menschlichen Gesellschaft ist ein tausendgliedriger Riesenbau, wo jede Stufe kaum merklich der anderen sich anschließt. Bei einer solchen Gruppirung der Consumenten-Classen kann sich der Verbrauch verdoppeln, verdreifachen, verfünffachen u. s. w., sobald durch die Vermehrung des Capitals, durch die Erfindung einer neuen Maschine oder durch irgend eine andere Ursache eine Ermäßigung des Preises einer Waare Statt gefunden hat. In Beziehung auf die Handels-Politik ist diese Frage von der höchsten

Bedeutung. Da bei niedrigen Preisen der Gewinn durch die Masse des Absatzes größer wird, als bei höheren, weil der Markt schließlich über die ganze Erde ausgedehnt werden kann, weil die Production, je größer ihr Markt ist, von um so weniger Zufällen, die an dem einen oder anderen Orte vorkommen, abhängig ist, so müßte das Bestreben einer gesunden Handels-Politik darauf gerichtet sein, einer Ermäßigung der Preise durch Ersparung an den Productionskosten nicht in den Weg zu treten. Wir kommen bei dem Abschnitte über die Steuern (2. Bd.) ausführlicher auf den Gegenstand zurück, können aber hier die Bemerkung fallen lassen, daß hohe Zölle und Steuern wesentlich dazu beitragen, die Productionskosten und folglich die Preise zu erhöhen.

Auch zwischen Markt und Preis herrscht eine Wechselwirkung. Niedriger Preis vergrößert nicht allein den Umfang des Marktes, sondern eben die Ausdehnung des Marktes macht den billigen Preis möglich, indem der Producent bei großem Absatze durch vermehrte Arbeitstheilung, Zeit-Ersparnisse und Vortheile beim Ankauf von Rohstoffen im Großen die Erzeugungskosten vermindern kann. Wenn somit billige Preise und vorzugsweise Erzeugung der Gegenstände des allgemeinen Verbrauchs auf die Production und Consumtion am günstigsten einwirken, die beide stets in harmonischer Wechselbeziehung zu einander stehen müssen, so ist damit noch nicht gesagt, daß gerade alle Consumtionen die billigsten sind, welche auf Gegenstände des billigsten Preises sich werfen. Die Consumtion dauerhafter Gegenstände kann oft wirthschaftlicher sein, wie eine Ausgabe, zu rechter Zeit gemacht, eine viel größere in späterer Zeit verhüten kann. So ist häufig der Verbrauch theurer, aber dauerhafter Artikel der Consumtion sehr wohlfeiler, aber rasch verbrauchter Gegenstände vorzuziehen. Kleider und Werkzeuge, die bei höherem Preise dauerhafter sind, können mit der Zeit billiger zu stehen kommen, als ganz wohlfeile Gegenstände ähnlicher Art, die nicht lange aushalten. Man kann aus diesem Grunde annehmen, daß ceteris paribus der wohlhabende Mittelstand verhältnißmäßig an Kleidern und Werkzeugen mehr spart, als der ärmere Arbeiterstand, weil dieser mehr auf die momentane Billigkeit denn auf die Dauerhaftigkeit sieht.

Dagegen kann die Dauerhaftigkeit wieder so groß sein, daß sie die Consumtion vertheuert. Roscher gebraucht das sehr treffende Beispiel, daß ein Haus, welches 10,000 Thaler kostet und 60 Jahre aushält, weit billiger ist, als ein Gebäude, welches 20,000 Thaler kostet und 400 Jahre dauern soll; denn die Zinsen von den mehr aufgewandten 10,000 Thalern würden in 60 Jahren schon auf 30,000 Thaler angewachsen sein.

Auch die Ordnung bei der Consumtion ist ein wesentliches Moment der Wirthschaftlichkeit. Wer sein Einkommen so zu Rathe hält, daß er seine Einkäufe stets zur rechten Zeit, d. h. dann machen kann, wann der Preis am

billigsten ist, wird wesentliche Ersparnisse erzielen. Der Umstand, daß die ärmeren Classen so häufig ihre Einkäufe zur Unzeit besorgen, weil sie keinen Vorrath gespart hatten, als die Verbrauchsgegenstände am billigsten waren, ist keine der geringfügigsten Ursachen, die sie am Emporkommen hindern. Theuerung drückt auch aus diesem Grunde mehr auf die ärmeren Classen, weil diese nur in kleinen Quantitäten kaufen und, auch wenn die Preise am höchsten sind, kaufen müssen.

„Ein Haus, worin keine Ordnung herrscht," sagt J. B. Say, „wird Jedermanns Beute; es geht bei aller Treue der Dienstboten und trotz aller Sparsamkeit zu Grunde. Es ist einer Menge kleiner Verluste ausgesetzt, die sich in jedem Augenblicke, unter allen möglichen Formen und bei den kleinlichsten Veranlassungen wiederholen. Ich erinnere mich, während eines Aufenthalts auf dem Lande ein Beispiel von solchen kleinen Verlusten mit angesehen zu haben, die eine Haushaltung sich durch ihre Nachlässigkeit zuzieht. Eine Hofthür, die aufs Feld führte, blieb, weil ihr eine Klinke von geringem Werthe fehlte, häufig offen stehen. Jeder Hinausgehende zog zwar die Thür an; allein weil sich außerhalb gar kein Instrument zum Schließen vorfand, so blieb sie dennoch ein Spiel des Windes, und schon mehrere Thiere vom Hofe waren dadurch verloren gegangen. Eines Tages entlief ein schönes junges Schwein und gewann den naheliegenden Wald. Spornstreichs eilte Alles aufs Feld; der Gärtner, die Köchin, die Hofmagd setzten sich wetteifernd auf die Fährte des flüchtigen Thieres. Der Gärtner war der Erste, welcher es erblickte, indem er aber über den Graben sprang, um demselben den Weg abzuschneiden, zog er sich eine gefährliche Verrenkung zu, die ihn länger als vierzehn Tage im Bette hielt. Die Köchin fand bei ihrer Rückkehr die Wäsche verbrannt, welche sie zum Trocknen ans Feuer gehängt hatte; und da die Hofmagd in der Eile den Stall verlassen hatte, ohne das Vieh anzubinden, so zertrat in ihrer Abwesenheit eine Kuh einem Fohlen, das im nämlichen Stalle auferzogen wurde, ein Bein. Die verlorenen Arbeitstage des Gärtners waren wenigstens zehn Thaler werth, die Wäsche und das Fohlen das Doppelte, so daß mithin der Mangel einer Klinke von wenigen Groschen binnen einer halben Stunde einen Verlust von dreißig Thalern herbeiführte, und zwar für Leute, denen die strengste Oekonomie nöthig war, — abgesehen von den Schmerzen der Krankheit, von der Beunruhigung und von allen übrigen Unannehmlichkeiten, die nicht ökonomischer Art sind. Es waren dies keine großen Unfälle und keine schweren Verluste; allein wenn ich hinzusetze, daß der Mangel an Achtsamkeit dergleichen Ereignisse alltäglich veranlaßte und endlich den Ruin dieser rechtschaffenen Familie bewirkte, so wird man gestehen, daß die Sache doch aller Aufmerksamkeit werth sei."

Wie die Production so eingerichtet sein sollte, daß man mit möglichst wenig Arbeit möglichst viel Erzeugnisse erziele, so sollte auch die

Consumtion vorzugsweise zur Wiedererzeugung der verzehrten Werthe mittelbar oder unmittelbar dienen.

Die Consumtionen des Staates können nicht zu den unreproductiven gerechnet werden, sofern der Haushalt weise geordnet ist. Die Handhabung der Rechtspflege, die Aufrechthaltung des Friedens, der Ruhe und Ordnung im Innern befördern so wesentlich die Erzeugung der Güter, daß sie wohl einer Gegenleistung werth sind. Werden freilich große Summen für unkluge Kriege, für unnütze Vergnügungen an Höfen u. s. w. verschwendet, dann ist die Consumtion zu den nicht productiven zu rechnen.

Das Spiel hingegen ist eine Consumtion, die in der Volkswirthschaft keine Veränderung hervorbringt, weil das Geld nur den Eigenthümer wechselt und dieser Wechsel nur Privatpersonen oft unsäglich unglücklich macht. Die verheerendsten unproductiven Consumtionen stellt hingegen die Natur an. Wasser- und Feuersnoth, Hagel und Pestilenz schlagen oft Wunden, die nur nach jahrelangen Anstrengungen wieder geheilt werden können.

Die wirthschaftliche Harmonie wird am gleichmäßigsten aufrecht erhalten, wenn Production und Consumtion in ebenmäßiger Wechselwirkung stehen. Es darf nicht mehr consumirt, als producirt werden, weil sonst der Capitalstock angegriffen und der Arbeit ein Theil des Betriebsfonds entzogen wird. Es darf etwas mehr producirt, als consumirt werden, damit dann durch größere Wiedererzeugung die Bevölkerung und der Wohlstand des Landes sich vermehre; allein es kann in einzelnen Zweigen auch eine Ueberproduction Statt finden, die mit der Consumtion und der Production in anderen Zweigen nicht im Verhältnisse steht; es tritt dann eine Stockung ein, die zu Handels-Krisen führt. Eine solche locale Ueberfüllung eines Productionszweiges kommt in der Regel von Ueberspeculation her, welche andere Canäle geleert und in jene mit Macht sich geworfen hat.

Wir kommen hier an ein Vorurtheil des großen Haufens, das uns veranlassen muß, den Gegenstand so faßlich als möglich zu beleuchten. Es wird im gemeinen Leben nämlich so wenig unterschieden zwischen productiver und unproductiver Consumtion, daß sogar ein Rechtslehrer der Universität Heidelberg einst die Aeußerung fallen ließ, „das von der Armee verzehrte Geld sei wirthschaftlich nicht verloren, weil es im Lande verzehrt werde." Von den wirklichen Productiv-Diensten des Heeres, die in dem Schutze des Landes bestehen, war dabei nicht die Rede.

Den Verschwender sieht der große Haufe unwillkürlich mit günstigeren Augen an, als den Geizhals, und doch ist der letztere ein nützlicheres Individuum der menschlichen Gesellschaft, als der erstere, aus dem einfachen Grunde, weil der erstere Capital verwüstet, während der letztere Vermögen aufsammelt oder, wenn er so thöricht ist, es in Gestalt von Geldstücken im Kasten einzuschließen, doch wenigstens erhält. Der Verschwender entzieht durch

die Consumtion seines Vermögens der Arbeit Capital, während der Geizige das Capital vermehrt oder erhält, welches Hände in Thätigkeit setzen soll. Es ist nämlich eine im Publicum außerordentlich beliebte Redensart, daß reiche Leute, welche viel verzehren, nützlich seien, weil sie viel Geld zu lösen geben. Das mag für kleine Kreise richtig sein, vom Standpunkte der Volkswirthschaft aber, welche das Ganze im Auge haben muß, ist es durchaus falsch.

Reiche Capitalisten, welche sparsam leben und den Ueberschuß der jährlichen Zinsen aufsparen oder ausleihen, oder in Industrie-Unternehmungen stecken, geben, ob mittelbar oder unmittelbar, weit mehr „Geld zu lösen", und leisten zugleich der Gesellschaft einen weit größeren Dienst, weil sie ihr Capital nicht allein der Arbeit für die Dauer als Werkzeug der Production erhalten, sondern es sogar vermehren, folglich einer stets wachsenden Anzahl von Arbeitern lohnende Beschäftigung geben, während die Zahl derer, welche von den Brocken leben, die von des Verschwenders Tische fallen, fortwährend sich vermindert.

Lassen wir die Extreme bei Seite liegen und machen wir uns die Sache durch ein Beispiel augenscheinlich. Zwei Capitalisten haben jeder tausend Morgen Land. Der eine läßt seine Grundstücke in einen englischen Park verwandeln. Er baut ein Schloß darin auf mit prachtvollen Sälen, mit Stallungen, worin ein Dutzend muthiger Pferde wiehert. Seine Keller sind gefüllt mit den Weinen vom Rhein und von Tokay. Eine Schaar reichgekleideter Diener steht auf seinen Wink bereit, bewacht den Palast und beschützt den Park. Die tausend Morgen Landes haben 200,000 Thaler gekostet; die Anlegung des Parkes 10,000, die Erbauung des Schlosses 90,000 Thaler.

Der Andere hat ein gleiches Capital aufgewandt, um seine Ländereien in einen Park zu verwandeln und ein Schloß hineinzubauen. Der Park besteht aber aus Maulbeerbäumen, und der Palast ist die Riesenwohnung, worin die Seidenwürmer ihre Cocons spinnen und tausend Arbeiter die Rohseide für die Manufacturen vorbereiten.

Der Erstere muß jährlich zur Erhaltung des Parkes, des Palastes, der Dienerschaft, der Pferde, zur Bestreitung eines diesem Glanze angemessenen Haushaltes 10,000 Thaler aufwenden.

Der Zweite braucht für die Bezahlung seiner Arbeiter und des Betriebs-Materials ein umlaufendes Capital von 250,000 Thalern, das ihm am Ende des Jahres unverkümmert wiederkehrt, was also gleich dem Capital ist, aus welchem die jährlichen 10,000 Thaler des Ersteren entspringen müssen.

Von Anfang an haben also beide Capitalisten gleiche Verhältnisse: ein stehendes Capital von 300,000 und ein umlaufendes von 250,000 Thalern. Wie sieht es aber am Ende des Jahres aus?

Der reiche Schloßherr hat ohne Zweifel „sehr viel Geld verzehrt", er hat 12 Lakaien ernährt, durch die Gesellschaften, die er gab, dem Weinhändler viel Wein, dem Schlächter viel Fleisch u. s. w. abgekauft; auch die Kaufleute haben für prachtvolle Stoffe, und die Handwerker für sonstige Arbeiten „viel Geld von ihm gelöst", allein Alles ist unproductiv verzehrt worden, und von Allem erscheint nichts mehr in anderer Gestalt wieder. Der Schloßherr ist auf demselben Punkte, auf welchem er vorher war.

Anders sieht es dagegen mit dem Fabrikanten aus. Während der Schloßherr mit dem jährlichen Aufwande von 10,000 Thalern höchstens zwanzig bis dreißig Leute in Brod setzte, beschäftigte der Seidenfabrikant tausend Arbeiter, jeden zu 200 Thalern jährlich, und am Ende des Jahres kam das Betriebs-Capital wieder zum Vorschein mit dem Gewinne für dieses und das stehende Capital. Aus dem Gewinne amortisirt sich der allmählich consumirt werdende Theil des stehenden Anlage-Capitals, so daß, wenn z. B. das Gebäude einmal baufällig wird, dessen Preis schon längst erübrigt ist. Wir rechnen nicht zu viel, wenn wir den Capital-Gewinn des Fabrikanten zu 10 pCt. anschlagen. Dann erhält der Seidenfabrikant aber am Ende des Jahres 55,000 Thaler, von welchen er vielleicht 5000 Thaler für sich verbrauchen und 50,000 zum Capital schlagen kann. Dadurch werden aber weitere zweihundert Arbeiter in Beschäftigung gesetzt, oder die vorhandenen tausend Arbeiter zur Vermehrung ihrer Geschicklichkeit und Thätigkeit besser bezahlt.

Der Mann des Luxus hat mit demselben Capital zwanzig Leute beschäftigt und hat am Ende des Jahres nichts. Der Mann der Arbeit und des Sparens hat, obgleich er ganz comfortabel zu leben hatte, tausend Arbeiter ernährt und 50,000 Thaler an Gewinn erübrigt. Das Capital des Schloßherrn wird mit jedem Tage geringer, weil das Schloß am Ende baufällig wird. Das Capital des Fabrikanten wächst mit jedem Jahre, setzt nach jedem Jahre eine größere Masse von Arbeit in Bewegung.

„Gewiß," wird vielleicht mancher Leser einwenden, „der Fabrikant hat sein Vermögen nützlicher verwandt. Allein diese Wahl der Verwendung des Geldes steht nicht immer frei. Gesetzt den Fall, es ist ein Nichtindustrieller an einem Orte, welcher ein so großes Vermögen hat, und derselbe befindet sich nun einmal nicht in der Verfassung, ein industrielles Unternehmen zu gründen. Ist es dann nicht besser für die Bewohner, wenn er sein Geld verzehrt und den Leuten zu verdienen gibt, als wenn er es aufhäuft? Denn die Maurer, Schlosser, Tischler, Zimmerleute, die Tuchhändler und Spezereikrämer, die Bierwirthe, Fleischer, Bäcker, die Hutmacher, Schneider, Schuhmacher, und wie sie alle heißen mögen, würden „„viel Geld von ihm zu lösen"" bekommen, was sie sonst nicht verdienen würden. Das wäre doch offenbar ein großer Vortheil für die Stadt oder den Ort."

Auf einen solchen Einwurf müssen wir zunächst antworten: Es kommt

darauf an, zu was die Dienste verwandt werden, für welche man allen jenen Handwerkern und Kaufleuten „Geld zu lösen" gegeben hat. Sind die Dienste vielleicht geleistet worden, um ein Krankenhaus, eine Schule zu errichten; — vortrefflich! Dann dient das aufgewandte Capital dazu, Arbeitskraft, die sonst durch Krankheit oder Tod verloren gehen würde, zu erhalten oder im letzteren Falle durch angemessene Ausbildung in der Schule noch productiver zu machen, als sie ohne solche Ausbildung sein würde. Dieses Vermögen ist daher nicht unproductiv consumirt, sondern es erscheint wieder in den Werthen, die von der geretteten oder veredelten Arbeitskraft geschaffen werden.

Ist das Geld aber, mit welchem die Dienste jener Industriellen erkauft wurden, dazu verwandt worden, um einen kostspieligen, nichts hervorbringenden Park anzulegen, oder ein prachtvolles Schloß aufzubauen, oder ein Dutzend Lakaien und müßiger Pferde zu ernähren, dann ist es rein verloren; es ist unproductiv consumirt worden.

„Wie kann es denn verloren sein," wirft unser Zweifler ein, „wenn jene Geschäftsleute Geld gelöst haben, welches sie sonst nicht gelöst haben würden? Sie haben mit dem Gewinne, der ihnen übrig blieb, ihr Geschäft doch um etwas, wenn es auch nur wenig war, verbessert. Hätte der Capitalist, sei er ein Rentier, ein Graf oder Herzog, das Geld aufgespart, so würde die Stadt gar nichts davon gehabt haben!"

Gar nichts? Der Beweis möchte schwer fallen. Gesetzt, der genannte reiche Herr hätte jährlich 12,000 Thaler zu verzehren. „Wenn er nun nur 2000 braucht, so wird er die übrigen 10,000 entweder selbst ausleihen oder dem Banquier übergeben; kurz, er wird sie dem öffentlichen Verkehr überliefern, damit sie nicht müßig liegen, sondern ihm Zinsen bringen. Der Banquier wird die 10,000 Thaler wieder einem Oekonomen leihen, damit dieser sein Gut drainiren lassen kann. Zu diesem Unternehmen wird der Oekonom, welcher vielleicht unmittelbar an der Stadt wohnt, viele Arbeiter beschäftigen müssen, welche die Gräben ziehen, die Thonröhren pressen u. s. w. Diese Arbeiter (und ein productiver Arbeiter kostet in der Regel weniger als ein Lakai, der wenig oder nichts producirt) werden Nahrungsmittel, Kleider, Werkzeuge brauchen. Sie geben also den Bäckern, Fleischern, Schneidern, Schuhmachern u. s. w. wenigstens eben so viel zu verdienen, als die Arbeiter, welche der Capitalist gehalten hätte, wenn er das Capital zur Anlegung eines Parkes verwandt haben würde. Im letzteren Falle erschien aber das Capital nicht wieder, während es bei der Drainirung durch die größere Masse gewonnener Früchte mit Gewinn wiederkommt. Der Banquier konnte die ihm anvertrauten 10,000 Thaler auch dem Schlosser oder Tischler leihen; der Erste erweiterte sein Geschäft damit, stellte viele Gesellen an und warf sich auf die Verfertigung landwirthschaftlicher Maschinen;

der Zweite legte eine Möbel-Fabrik an. In beiden Fällen beschäftigte der Eine oder der Andere mindestens eben so viele Arbeiter, als der Capitalist, wenn dieser unproductive Arbeiten machen ließe, und das Capital kam mit Gewinn bei ihnen wieder zum Vorschein. Die Arbeiter hätten den Industriellen der Stadt mindestens eben so viel „Geld zu lösen" gegeben. Am Ende des Jahres sieht es aber ganz anders aus. Da hat der Rentier, welcher das Geld aufsparte, dasselbe mit Zinsen zurück, also schon 10,500 Thaler, während er bei eigener unproductiver Verwendung gar nichts hätte. Wenn er nun wieder 10,000 Thaler an seinen Jahres-Revenuen ersparen will, so kann er schon 20,500 Thaler ausleihen. Es können noch mehr Aecker drainirt, also die Erzeugung einer noch größeren Menge von Früchten erzielt, es können die industriellen Geschäfte noch mehr erweitert, es können demgemäß noch mehr Arbeiter beschäftigt werden, als vorher, oder, was dasselbe ist, die Arbeitskraft der vorhandenen Arbeiter kann durch bessere Bezahlung verstärkt werden.

„Wie ist es aber dann," versetzt unser Opponent, „wenn der Rentier sein erspartes Capital gar nicht in der Stadt, wo er wohnt, ausleiht, sondern hundert Meilen davon? In diesem Falle lösen die Geschäftsleute der Stadt doch nichts oder nur wenig von ihm!"

Wollen wir sehen! Wenn der Rentier seine aufgesparte Revenue an einem, wenn auch hundert Meilen entfernten Orte anlegt — und wenn wir unser Beispiel verallgemeinern, dann sollen auch die hundert oder die tausend Capitalisten, welche im Lande sind, dasselbe thun —, und dann vermehrt sich die Masse des Capitals im Lande, der Zinsfuß fällt demgemäß, und da das Capital — die aufgesparten Werthe, welche in Geld repräsentirt, mit Geld gemessen werden — gleich dem Wasser, wo es an einer Stelle anschwillt, sofort über die anderen Theile des Landes sich ergießt, oder wie eine Waare, die an einem Orte durch ihren Ueberfluß billiger geworden ist, nach einem anderen Orte zu kommen strebt, wo sie der Seltenheit, also der größeren Nachfrage wegen theurer ist; kurz, da das Capital ein gleiches Niveau zu erhalten strebt, so wird auch die Stadt, in welcher jeder dieser Capitalisten wohnt, ihren Nutzen aus dem billigeren Zinsfuße ziehen. Der Schlosser, der Tischler, der Oekonom, sie alle werden das zur Drainirung, zur Möbelfabrik nöthige Capital leichter und billiger erhalten, auf diese Weise die Nachfrage nach Arbeitern vermehren und somit den Arbeitslohn verbessern.

Der Nutzen, den die Industriellen der Stadt von dem Rentier erwarten, ist doch kein anderer, als rascher Absatz ihrer Producte. Durch nichts wird aber der Absatz mehr erleichtert oder überhaupt vermittelt, als durch Billigkeit der Production. Die Billigkeit der Production wird aber gerade erst möglich durch wohlfeiles Capital; und wohlfeiles

Capital ist nur möglich, wenn viel davon angesammelt wird. Wenn aber, wie in dem einen Falle angenommen ist, das Vermögen unproductiv consumirt wird, dann wird das Capital immer theurer, die Production immer schwerer und folglich der Absatz schwieriger.

Die Frage der Billigkeit der Production ist eine der wichtigsten der National-Oekonomie. Nicht die Nachfrage nämlich ruft allein die Erzeugung hervor, sondern die billige Production vielmehr schafft sich selbst den Absatz.

Nachfrage nach schriftstellerischen Werken war auch vor der Erfindung der Buchdruckerei vorhanden; aber die enormen Preise, welche für Abschriften bezahlt werden mußten, verhinderten eine wesentliche Vermehrung der Production. Die Buchdruckerei schuf sich selbst einen vielfach größeren Absatz durch die Billigkeit und Schönheit ihrer Producte.

In industrie-armen Ländern sind die Producenten viel weniger geneigt, ihren Absatz durch Ersparung in den Productionskosten und folglich billigen Preis zu vermehren, als durch andere Bemühungen. Wir stoßen hier auf ein schweres Vorurtheil.

Der gewerbtreibende Stand pflegt es als ein großes Glück anzusehen, wenn ein Regiment Soldaten, oder eine Universität, ein Amt, eine große Schule u. s. w. nach einer Stadt verlegt wird; er pflegt einen solchen Umstand als eine ergiebige Nahrungsquelle zu betrachten und, wenn eine Versetzung solcher Corporationen an einen anderen Ort eintritt, wie über ein schweres Unglück zu klagen. Der gemeine Mann bedient sich da des Ausdruckes: „Man nimmt uns unser Brod"; oder im anderen Falle: „die Soldaten geben uns doch Brod zu verdienen".

Zieht man aber eine Parallele zwischen Orten, welche auf solche Weise „Brod verdienen", und zwischen anderen, die solcher Hülfsquellen entbehren; vergleicht man Residenzen, Universitätsstädte und sogenannte Amtsorte, Festungen, die ausschließlich diesen Charakter tragen und nicht noch andere Elemente des Verdienstes in sich beherbergen, mit Industrie-Städten: so findet man, daß erstere in der Regel ärmer, weil gewerbsuntüchtiger sind, als die letzteren.

In der That: das Regiment, das Amt, die Universität liefert doch keine Zauberer, die Producte aus nichts schaffen, sondern nur Consumenten, welche den Absatz der Producte der Gewerbsleute der Stadt erleichtern. Ein preiswürdiges Product schafft sich aber den Absatz von selbst. Die Producenten einer solchen Stadt haben nur den Vortheil, daß die Consumenten, welche jene Corporationen schaffen, fast in allen Dingen auf sie angewiesen sind. Die Producenten haben also gewisser Maßen ein Monopol. Das ist das ganze Geheimniß. Das Monopol überhebt die Producenten der Mühe, preiswürdige Waare zu schaffen, die sich ihren Absatz selbst erobert.

Wir finden in solchen Orten die Gewerbserzeugnisse im Vergleich zu anderen Orten in der Regel theurer und schlechter; denn die Concurrenz mangelt, dieser zur Vervollkommnung der Menschen unentbehrliche Sporn. Die Klage, daß eine solche Corporation einer Stadt genommen wird, ist also nur eine Klage über den Verlust eines Monopols der Trägheit.

In Städten hingegen, die ganz auf sich und ihre durch Lage, Klima und Bevölkerung gebotenen Verhältnisse angewiesen sind, entwickelt sich in der Regel eine naturwüchsige Industrie, die weder der Rentiers, noch der Soldaten, noch der Beamten, noch der Studenten, der Badegäste oder des Hofes bedarf, sondern deren Producte sich durch ihre Güte den Absatz selbst suchen, und wäre es jenseit des Oceans. Ein solcher Nahrungsstand ist nicht von Zufällen abhängig, nicht von den Launen einer Regierung oder Gesetzgebung; ihn können nur große Umwälzungen des Handels und Verkehrs stören, welche in den Jahrhunderten vor sich gehen, wo man aber bei Zeiten gewarnt ist, um sich vor Schaden zu hüten. Intelligente Bewohner solcher Städte sehen es daher durchaus nicht für ein Glück an, wenn dieselben durch solche künstliche Consumenten begünstigt werden, weil die industrielle Thatkraft leicht durch die dem Menschen inwohnende Trägheit erlahmt, während sie, auf sich selbst angewiesen, in reger Thätigkeit sich erhält. Ein frappantes Beispiel gibt in dieser Hinsicht Berlin. Anfänglich waren der Hof, Militär und Beamte die Hauptnahrungsquelle der Stadt. Dieselbe vergrößerte sich sehr langsam. Seitdem sie sich aber auf die Fabrik-Industrie geworfen, ist sie, auf naturwüchsiger Production fußend, um den Absatz nicht mehr verlegen und nimmt den raschesten Aufschwung.

Auf solche Weise entsteht ein viel naturwüchsigerer Erwerbsstand, als ein solcher, der von den Sonnenblicken eines Mäcen abhängt.

Allein wenn wir auch alle oben gemachten Einwände gelten lassen, wenn wir annehmen wollen, daß die Industriellen einer Stadt von einem viel verzehrenden Rentier mehr verdienen, als wenn das so vergeudete Geld zur Ernährung von productiven Arbeitern ausgegeben wird, so darf man doch nicht vergessen, daß das allgemeine Interesse stets dem Sonder-Interesse vorgeht. Es ist ganz natürlich, daß das Sonder-Interesse auf Kosten des allgemeinen sich zu bereichern sucht, allein der Staatsmann, die Wissenschaft können sich nicht darum bekümmern. Dem Adel gefielen auch der Zehnte, die Frohnden, die Leibeigenschaft recht gut, er wehrte sich mit allen Kräften des Geistes und des Körpers gegen die Abschaffung derselben; er erklärte Eigenthum, Familie, Religion, Gesellschaft, Sittlichkeit, kurz, was es Theures und Heiliges gibt auf Erden, für bedroht; wie es das gefährdete Sonder-Interesse stets zu thun pflegt; auch den Meistern schmeckten die Zünfte recht gut, und sie drohten mit dem Gespenste des Pauperismus, wenn sie abgeschafft würden, als ob bei gefesselter Arbeitskraft mehr Werthe könnten geschaffen

werden, als bei freier Bewegung. Die Fabrikanten erklären, daß ihre Arbeiter verhungern würden, wenn das Inland ihnen nicht in Gestalt höherer Zölle ihre Waaren theurer bezahle, d. h. eine Armen-Steuer bewillige, die man den Arbeitern ja besser direct bewilligen könnte, wenn eine solche Begünstigung des Müßiggangs überhaupt für zweckmäßig erachtet werden sollte; die hannover'schen Aerzte schrieen, daß die Wissenschaft zu Grunde gehe, wenn dem Wunderdoctor Lampe in Goslar, welcher glückliche Kuren machte, die ertheilte Concession ferner gelassen werde; kurz, wir könnten Bände anfüllen mit Ausführung von Sonder-Interessen; — da es aber unmöglich ist, jedes Sonder-Interesse zu berücksichtigen, da das allgemeine Wohl vorgeht, und in diesem das Sonder-Interesse endlich auch seine Befriedigung finden muß, so kann die Wissenschaft, welche sich mit den Gesetzen der Production und Vertheilung der Güter beschäftigt, nur das allgemeine Interesse im Auge haben. Sie heißt deßhalb Volkswirthschaft, — nicht Adelswirthschaft, Zunftwirthschaft, Fabrikanten-Wirthschaft u. s. w.

Wir kommen nun zu einer anderen Schattirung der productiven oder unproductiven Verwendung des Vermögens. Wir haben oben, um das Princip klar hinzustellen, die Gegenstände etwas schroff ausgemalt. Wir haben das von einem Rentier für Schloß und Park, für Rosse und Lakaien ausgegebene Geld unproductiv verwandtes Vermögen genannt, die Beschäftigung der letzteren eine nichts hervorbringende. Natürlich trifft dies nur zu, wenn man große Kategorieen einander gegenüber stellt. Sonst sind die Elemente so mit einander vermischt, daß sie sich schwer trennen lassen.

Bei der Arbeit kommt es vor Allem darauf an, daß Jeder diejenige treibe, für welche er die meiste Lust und Kraft, das meiste Talent, die größte Geschicklichkeit hat. Auf solche Weise wird er die meisten Werthe schaffen; und das ist die Hauptsache.

Wenn nun ein großer Gelehrter, der für seine Mitmenschen die Gesetze der Natur erforscht, welche dann, in der Mechanik berücksichtigt, auf die Industrie angewandt, größere Production hervorrufen, — wenn ein Staatsmann, welcher durch seinen Verstand und seinen Charakter mehr als ein Anderer berufen ist, die sociale Ordnung aufrecht zu erhalten und dadurch eine Störung der Ernährung zu verhindern, — wenn ein geschickter Mechanicus, der es versteht, Maschinen zu machen, daß viele Arbeit erspart wird, — wenn ein Industrieller, der ein Verfahren erfunden hat, vermittelst dessen die Erzeugungskosten einer Waare verringert, die Production also wieder erleichtert wird, — wenn alle diese zugleich ihre Kleider selbst reinigen, ihre Speisen sich selbst bereiten, selbst die Stiefel putzen und Botschaften besorgen sollten, so würden sie viel Zeit verlieren, welche sie in ihrer

speciellen Fachbeschäftigung nützlicher, gewinnreicher zubringen würden. Während der Industrielle in der Stunde, welche er seiner Fabrikation widmet, einen Thaler verdient, würde er, während er seine Briefe selbst auf die Post trüge, selbst Aufträge ausrichtete, in der Stunde vielleicht nur einen Groschen erübrigen.

Wenn die oben genannten Leute sich also eine Köchin halten, um ihre Speisen zu bereiten, oder einen Bedienten, um die Stiefel zu putzen und die Ausgänge zu besorgen, so können sie ihre ganze Zeit ihrer Fachbeschäftigung widmen, mit welcher sie am meisten Werthe schaffen. Die Köchin und der Bediente sind aber nicht unproductiv beschäftigt, sondern indem sie ihrem Herrn Zeit ersparen helfen, wodurch er mehr hervorbringt, tragen sie mittelbar selbst zur Production bei, produciren selbst, und das Geld, welches zu ihrem Unterhalte verwandt wird, ist productiv verwandt, ist Capital. Eben so kann das Vermögen, welches zur Anlegung eines Parkes, zur Erbauung eines Schlosses verbraucht worden ist, auch nicht ohne Weiteres ein unproductiv consumirtes genannt werden. Wenn z. B. eine angenehme Wohnung, wenn ein schöner Garten dem Körper des Fabrikanten, des Mechanicus, des Gelehrten, des Staatsmannes zuträglich ist, wenn er seinen Geist so heiter stimmt, daß der Gedanken-Proceß leichter wird, — so kann dadurch die Arbeit förderlicher von Statten gehen; es wird besser, das heißt mehr Werth producirt, und jenes scheinbar unproductiv angelegte Vermögen hat mittelbar zur Production beigetragen. Die durch die freundliche Umgebung erheiterte Stimmung kann z. B. den Anstoß dazu gegeben haben, daß der Gelehrte eine wichtige Erfindung in der Chemie machte, über welche er lange vergeblich nachgebrütet hatte und durch welche ihrerseits eine erleichterte Art der Färberei zu Stande gebracht wird, die der Production zu Statten kommt; — jene heitere Stimmung kann dem Mechanicus plötzlich den Gedanken zu einer Verbesserung der Dampfmaschine eingegeben haben, wodurch ein Drittheil am Brennmaterial erspart wird; — sie kann ferner den Staatsmann durch plötzliche Eingebung über einen Irrthum in der Handels-Politik oder über einen financiellen Fehler aufgeklärt haben, in welchem er bisher befangen gewesen war und der die Production gehemmt hatte.

In allen solchen und ähnlichen Fällen war das Vermögen productiv verwandt. Allein es gibt ein gewisses Maß, das nicht überschritten werden darf. Wenn der Gelehrte z. B. zu viele Köchinnen hält, so verderben sie die Kost, und es wird bei höherem Aufwande weniger producirt; wenn der Staatsmann so viele Lakaien hält, daß einer dem andern im Wege steht, so werden die Aufträge am Ende schlechter ausgerichtet und die Production gehemmt; wenn der Industrielle zu viel Vermögen in den Park oder das Schloß steckt, so daß der Gedanke an die verlorenen Zinsen ihm den Anblick

der schönen Bäume und Blumen, der hübschen Tapeten und Gemälde wieder vergällt, so kann das Vermögen allerdings unproductiv vergeudet worden sein.

Das Verdammungs-Urtheil, welches die ökonomische Wissenschaft über die Verschwendung ausspricht, schließt einen weisen, mäßigen Gebrauch der Güter des Lebens nicht aus, der je nach dem Culturzustande des Volkes und des Individuums einer unendlichen Ausdehnung fähig ist; denn die Bedürfnisse sind nach dem sinnigen Gleichnisse J. B. Say's, wie die Wärme, nicht auf ein bestimmtes Niveau zurückzuführen, sondern stets relativ.

Concurrenz und Herkommen.

Die Concurrenz oder Mitbewerbung ist das freie Spiel der wirthschaftlichen Kräfte; sie äußert sich in der Wechselwirkung von Angebot und Nachfrage, welche, wie wir gesehen haben, den Preis reguliren.

Die Triebfeder aller menschlichen Handlangen ist das Bedürfniß; aus dem Drange, dieses zu befriedigen, entsteht der Eigennutz, das Interesse. Nun ist jeder Mensch Producent und Consument zugleich. Als Producent sucht er den höchsten Preis für sein Erzeugniß zu erhalten; als Consument ist er hingegen dabei interessirt, sein Bedürfniß um den niedrigsten Preis zu befriedigen, so wenig als möglich für ein Product zu geben. Ein Jeder bestrebt sich, sein Erzeugniß mit der möglichst geringen Mühe herzustellen und möglich viele andere Consumtionsgegenstände dafür einzutauschen. Da nun Viele in diesem Streben concurriren, so wird der Versuch des Producenten durch die Menge der mit um Käufer Werbenden vereitelt oder im Zaum gehalten.

Wenn nämlich der Erzeuger irgend einer Waare zuerst allein dastände, so könnte er einen sehr hohen Preis für seine Waare verlangen. Dieser hohe Preis würde aber — die freie wirthschaftliche Bewegung vorausgesetzt — bald viele Andere zur Erzeugung desselben Artikels veranlassen; und diese würden, um Kunden zu sich heranzulocken, entweder den Preis herabsetzen oder durch Güte ihrer Waaren sich zu empfehlen suchen.

Wird die Concurrenz so stark, daß sie den Preis sogar unter die Erzeugungs-Kosten herabdrückt, dann werden sich Einige von der Production zurückziehen, oder wenn die Capital-Anlage derart ist, daß sie eine Wanderung nicht zuläßt, dann wird man durch Massen-Production, größere Theilung der Arbeit, billigen Einkauf der Rohproducte und zweckmäßige Maschinen an den Kosten zu sparen suchen, bis die Production sich wieder lohnt.

Ist die Mitbewerbung aber zu gering, dann steigt der Preis; der Producent braucht sich weniger Mühe zu geben; die Waaren werden theurer und schlechter, weil sie wegen ihrer Seltenheit dennoch Absatz finden. Denn da der Mensch seine Bedürfnisse mit so wenig Mühe als möglich zu befriedigen sucht, so wird er auch Producte, für die er doch stets Käufer findet, mit so wenig Sorgfalt und Arbeit als möglich herstellen, und darunter wird natürlich die Güte der Waare leiden.

Da wirkt nun die Concurrenz auf die dem Menschen innewohnende Trägheit wie ein Sporn. Wo ein Mensch fürchten muß, daß ihm durch Concurrenz die Kundschaft geraubt werde, wird er alles Mögliche aufbieten, um seine Kunden durch prompte Bedienung, durch Güte und Geschmack der Waaren und durch wohlfeile Preise an sich zu ziehen. Wohingegen wenig Concurrenz vorhanden oder gar keine, d. h. Monopol existirt, da wird die natürliche Trägheit sehr gefördert, und die Production geräth zuletzt in einen Schlendrian, der theure und schlechte Erzeugnisse schafft.

Unter solchen Umständen sind daher diejenigen Länder die reichsten, blühendsten, wo die Mitbewerbung am freiesten ist. „Die Noth ist erfinderisch", sagt ein Sprüchwort. Damit ist die Bedeutung der Concurrenz mit zwei Worten gesagt. Die Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände in materieller Hinsicht, die Vermehrung des Capitals wird durch die Vergrößerung der Production im Verhältniß zur Menschenzahl bewirkt. Die Vergrößerung der Production geschieht hauptsächlich dadurch, daß man durch weitere Kenntniß der Chemie, Physik und Mechanik immer mehr Kräfte der Natur zur Erzeugung heranzieht und bei gleicher Arbeitskraft eine stets wachsende Summe von Erzeugnissen hervorbringt. Die Naturkräfte werden aber, wie wir bereits gesehen haben, dadurch allmählich herangezogen, daß der aufs äußerste angestrengte Scharfsinn des Geistes die Gesetze der Natur auffindet, sie mit Stoffen in Verbindung bringt und dadurch sowohl zweckmäßigere Productions-Methoden, als auch Maschinen erfindet, welche Arbeit sparen oder, bei gleichbleibender Arbeit, mehr Producte liefern. Erfinderisch wird der Geist aber erst, wenn die Noth in Gestalt der Concurrenz an die Thür klopft. Der Producent muß, wenn er seine Waare durch die Concurrenz auf den Erzeugungs-Preis herabsinken sieht, an den Herstellungskosten zu sparen suchen, wofern er den Productionszweig überhaupt fortsetzen will. Er ist also gezwungen, Alles aufzubieten, um neue, unentgeltlich arbeitende Naturkräfte heranzuziehen, um Maschinen und neue Productions-Methoden zu erfinden und durch zweckmäßige Theilung der Arbeit, so wie durch Geschmack und Güte des Products, den Wünschen der Consumenten zuvorzukommen. Die Concurrenz ist also vorzugsweise den Consumenten vortheilhaft, indem sie die Waaren billiger und besser macht.

Da aber jeder Mensch Consument ist, so ist jeder für die Existenz der Mitbewerbung interessirt. Nun ist er aber nicht bloß als Consument durch die Concurrenz begünstigt, sondern auch als Producent; denn auch die Production verbraucht eine Menge von Waaren; sie kann nur durch Verbrauchung geschehen. Selbst die geringste Production, die des Tagelöhners, ist dabei interessirt, daß die Lebensmittel und Kleidungsstücke, die dieser während seiner Arbeit verbraucht, gut und billig sind. Je besser und billiger die Waaren sind, welche der Producent zur Herstellung seines Erzeugnisses verbrauchen muß, desto besser und billiger kann er auch sein eigenes Fabricat machen. Die Verfertiger von Eisenwaaren sind dabei interessirt, daß das Roheisen gut und billig ist; die Weber und Zeugdrucker, daß sie billiges Garn bekommen; der Bierbrauer ist Consument gegenüber dem Landwirth, der ihm die Gerste, den Hopfen und das Holz liefert; der Landwirth ist Consument gegenüber dem Wagner, dem Schmied u. s. w. Im Grunde genommen, werden nur Dienste gegen Dienste vertauscht. Es ist aber unmöglich, daß die Abschätzung dieser Dienste durch den Dienstleister allein geschehe; sie geschieht in der ungezwungenen Beurtheilung der freien Concurrenz. Diese freie Concurrenz durch Gesetze beschränken, heißt daher ein oberstes Naturrecht des Menschen schmälern, das Recht, zu arbeiten und den geschaffenen Werth zu consumiren, d. h. gegen verbrauchbare Waaren umzutauschen.

Dem Principe nach das Lebens-Element der Volkswirthschaft, erringt sich die Freiheit der Concurrenz doch erst allmählich die Geltung, welche sie verdient, in demselben Maße, in welchem die ökonomische Einsicht der Völker wächst. Wie die Menschen Anfangs meistens von der Einbildung und daher vom Irrthum ausgehen und nur allmählich zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen, so wird auch die Concurrenz namentlich von zwei Gewalten anfänglich niedergehalten: von dem Eigennutz der Bevorrechtigten und von der Gewohnheit, dem Herkommen. Indem der Mächtige — und dies ist in der vorgeschrittenen Organisation der Gesellschaft in der Regel der Staat — durch ein Gesetz die alleinige Production irgend eines Artikels Jemandem vorbehält, schafft er — das Monopol. Das Monopol dictirt die Preise, indem es Mitbewerber von der Erzeugung gewisser Gegenstände ausschließt.

Sehen wir aber ab von diesem Eingriff des Staates in die Concurrenz, so ist der zweite der genannten Factoren, das Herkommen, selbst in der freien wirthschaftlichen Bewegung mächtig genug, der Concurrenz überall hemmend in den Weg zu treten.

Die Gewohnheit ist eine der zwingendsten Gewalten des Lebens, im Guten wie im Schlimmen. Im Guten ist sie die Basis des Bandes, das die Gesellschaft befestigt, der Vaterlandsliebe, der Liebe zur Ordnung und zur

Gesetzlichkeit; im Schlimmen aber ist sie die Ernährerin schädlicher Vorurtheile, welche sich an jedes Streben zur Verbesserung menschlicher Zustände wie ein bleiernes Gewicht hängt. Ueberall daher sehen wir das Herkommen im Kampfe gegen die durch die Wissenschaft bewirkte bessere Einsicht, und nur da, wo durch das Zusammenströmen vieler Menschen der geistige Kampf rascher vollendet, die wissenschaftliche Erkenntniß früher zur Geltung gelangt ist, in großen Städten und an Seeplätzen, im Welthandel sehen wir das starre Herkommen überwunden und die freie Concurrenz in voller Geltung.

„Die Concurrenz", sagt daher John Stuart Mill sehr richtig, „ist in der That erst in verhältnißmäßig neuer Zeit in beträchtlichem Grade das leitende Princip der Contracte geworden. Je weiter wir in der Geschichte zurückblicken, desto mehr sehen wir alle Geschäfte und Vereinbarungen unter dem Einflusse des feststehenden Herkommens. Der Grund ist einleuchtend. Herkommen ist der mächtigste Beschützer der Schwachen gegen die Starken; ihr einziger Beschützer, wo es keine Gesetze oder Regierung gibt, die diesem Zwecke genügen. Herkommen ist eine Schranke, welche selbst bei der unterdrücktesten Lage, worin Menschen sich befinden können, die Tyrannei bis zu einem gewissen Grade zu achten gezwungen ist. In einem unruhigen militärischen Gemeinwesen ist für die erwerbthätige Bevölkerung Freiheit der Concurrenz eine leere Phrase; sie ist nie in der Lage, hiernach ihre Bedingungen zu machen. Es findet sich stets ein Mächtiger, der sein Schwert in die Wagschale wirft, und die Bedingungen fallen so aus, wie er sie uns auferlegt. Obschon aber das Recht des Stärkeren entscheidet, so ist es doch nicht das Interesse, noch auch im Allgemeinen die Praxis des Stärkeren, dieses Recht bis aufs Aeußerste auszubeuten, und jeder Nachlaß davon hat die Tendenz, ein Herkommen, und jedes Herkommen die Tendenz, ein Recht zu werden (die Freiheiten der deutschen Reichsstädte z. B.). Auf diese Weise entstehende Rechte, und in keinerlei Art die Concurrenz, entscheiden in einem rohen Gesellschaftszustande über den Antheil, den die Producenten am Ertrage ihrer Arbeit haben. Ganz besonders sind die Beziehungen zwischen dem Landeigenthümer und dem Bebauer, und die Zahlungen, die der letztere dem ersteren zu machen hat, in allen Gesellschaftszuständen, mit Ausnahme der allerneuesten, durch die Gewohnheit des Landes bestimmt. Niemals, bis zu den jüngsten Zeiten herab, sind die Bedingungen des Landbesitzes, als Regel betrachtet, eine Sache der Concurrenz gewesen. Derjenige, welcher zur Zeit ein Stück Land innehält, wird gewöhnlich so angesehen, als hätte er ein Recht, seinen Besitz zu behalten, so lange er die herkömmlichen Leistungen erfüllt."

Sehr richtig bemerkt Mill ferner, daß der Preis im Detail-Verkehr nur langsam und unvollkommen die Wirkung der Concurrenz empfinde. Oft sind

in verschiedenen Läden derselben Stadt, ja, in demselben Laden für verschiedene Kunden verschiedene Preise. Wie langsam die Bäcker z. B. dem sinkenden Fruchtpreise, wie rasch sie dem steigenden folgen, und wie wenig sie sich durch Concurrenz herabbieten, ist eine bekannte Klage.

Die Gewohnheit ist auch die Ursache der großen Verschiedenheit des Arbeitslohnes in nicht sehr entfernt liegenden Gegenden. Der Arbeiter begnügt sich lieber lange Zeit mit geringerem Lohne, als daß er die Hütte, die Heimath verläßt, an welche seine Erinnerungen ihn knüpfen.

Die freie wirthschaftliche Bewegung ist indessen fortwährend am Werke, die Macht des Herkommens zu untergraben und die Wissenschaft in ihre volle Geltung einzusetzen. Der Großhandel steht schon ganz unter der Herrschaft der Concurrenz, und eben so der Geld- oder Capital-Markt.

Der Markt.

Der Markt entsteht zugleich mit dem Preise, denn der Bildung des letzteren geht das Feilschen, Angebot und Nachfrage, voraus, welche den Markt bilden. Dieser erste Schauplatz, auf welchem Producent und Consument eines Befriedigungsmittels einander begegnen, ist gewisser Maßen die Zelle des Marktes, durch deren Vervielfältigung sich jener große Mittelpunkt des menschlichen Verkehrs entwickelt, an welchem sich die Erzeuger und die Verzehrer der Güter begegnen, um, die Einen ihr Bedürfniß nach Geld, die Anderen ihr Bedürfniß nach Waaren zu befriedigen und durch ihre gegenseitige Wettbewerbung (Concurrenz) einen Mittelpreis festzusetzen, den man den Marktpreis zu nennen pflegt. Der Producent ist Käufer von Geld, der Consument Käufer von Waare. Ein Jeder hat das in der Lebsucht begründete, natürliche Interesse beim Geschäftsabschluß, so wenig als möglich zu geben und so viel und gut als möglich zu erhalten. Dieser Trieb wird gemäßigt oder gesteigert, je nachdem die Mitbewerbung auf derselben oder auf der entgegengesetzten Seite sich befindet; er wird gezügelt, wenn der Producent nicht allein Waare derselben Qualität zum Verkaufe ausbietet, sondern mehrere oder viele Producenten neben ihm; er wird gesteigert, wenn im Gegentheil nur ein Producent oder weniger Erzeuger da sind, während viele Consumenten nach derselben Waare verlangen. Deßhalb liebt der Producent die Concurrenz der Consumenten, und fürchtet die Concurrenz der Producenten, während umgekehrt die Consumenten den Wettbewerb der Verkäufer lieben und den der Käufer scheuen.

Der Preis der Waaren und des Geldes richtet sich aber nicht bloß nach der Zahl der concurrirenden Verkäufer und Käufer, sondern nach der Quantität und Qualität der ausgebotenen und verlangten Waaren, ohne Rücksicht auf die Zahl der Verkäufer. Hat der Producent gar keinen Concurrenten, so hängt er in seiner Preisforderung bloß von dem Bedürfniß und der

Zahlungsfähigkeit des Käufers ab, er kann einen höheren Preis fordern, der auf einem natürlichen oder gesetzlichen Monopol beruht. Ein gesetzliches Monopol genießt z. B. der Staat durch das Tabaks- und Salzregal; — ein natürliches Monopol genießt eine besonders günstige Weinberglage, die Havannah bezüglich des Tabaks.

Ein solcher Monopolpreis mußte auch einst für die Muscatnüsse bezahlt werden, nachdem die Holländer ganze Schiffsladungen davon verbrannt hatten. Eine eigenthümliche Erscheinung boten bis vor Kurzem die Preise der englischen Kohlen, welche nach den Häfen der Ostsee für 16 Schilling per Tonne geliefert wurden, während man in England 30 Schillinge bezahlen mußte.

Der natürlichste Standpunkt des Preises wird aber auf dem Markt geschaffen, weil er die richtige Mitte nicht bloß zwischen dem Angebot der Verkäufer und der Nachfrage der Consumenten bildet, sondern auch zwischen dem Producenten, der am theuersten und zwischen demjenigen, der am wohlfeilsten arbeitet, zwischen den Consumenten, die am wenigsten Bedürfniß und denen, die am meisten empfinden, zwischen denen, welche die höchste und denjenigen, welche die geringste Kaufkraft besitzen. Wer den Markt nur oberflächlich betrachtet, sieht zuerst nur die Verkäufer und glaubt, dieselben müßten einander durch ihre Concurrenz aufreiben. — Wer sich aber näher erkundigt, findet, daß der Markt zugleich die größte Zahl von Käufern an sich zieht, und daß auch die Producenten wegen der Sicherheit des Absatzes am Markte sich besser befinden. Die Wohlthaten des Marktes wurden schon im Mittelalter klar erkannt, indem daselbst jedes einzelne Gewerbe sich zusammen in einer Straße ansiedelte. Dieselbe Erscheinung haben wir jetzt hinsichtlich ganzer Städte und Gegenden: in Bielefeld die Leinen-Industrie, in Crefeld die Seiden-Industrie, in Chemnitz und Leeds die Baumwollen-Industrie und den Maschinenbau, in Sheffield und Solingen das Messerschmiedegewerbe u. s. w. Diese Concentration der Producenten an einem Orte bietet nicht bloß die Vortheile, welche wir so eben angedeutet, sondern sie erleichtert auch noch in verschiedener Richtung die Production, so daß die Gewerbetreibenden in den Stand gesetzt werden, wohlfeiler und schöner zu erzeugen und dadurch wieder den Kreis der Abnehmer zu vermehren. Denn in solchen Industrie-Mittelpunkten strömen nicht bloß die besten, geschicktesten Arbeiter zusammen, sondern auch alle Hülfsstoffe, Werkzeuge und Maschinen; Belehrung über chemische Processe und technische Vortheile sind leichter da zu haben, während auch die Hülfsgewerbe, deren Industrieen nöthig haben, sich dicht bei ihnen niederlassen. Das ist der bedeutende industrielle Vortheil, welchen große Städte und volksreiche Gegenden neben den zahlreichen Verkehrsmitteln genießen.

Einen eigenthümlichen Unterschied bietet der Markt im Großhandel und im Kleinhandel der großen Handelsplätze und Städte dar. Im Kleinhandel

gelten je nach verschiedenen Stadttheilen verschiedene Preise. Der billigste Preis ist in den dicht bevölkerten Quartieren, wo die Comptoire und Magazine der Kaufmannschaft, die Lagerhäuser der Großhändler sich concentriren und die Transportgelegenheiten (Häfen, Bahnhöfe) in nächster Nähe sich befinden; — die höchsten Preise werden in fashionablen Vierteln bezahlt, wo der Umsatz geringer, die Creditfristen länger, die äußere Ausstattung der Läden glänzender ist. So gleicht der größere Umsatz am Mittelpunkte des Marktes den Zins für den höheren Werth der Grundstücke aus; — während eben der Preis der Grundstücke wegen des stärkeren Umsatzes am Markte steigt.

Der Großhandel seinerseits hat die entgegengesetzte Tendenz, die Preise auf weite Entfernungen und sogar in die Zukunft hin auszugleichen. Wir sind damit bei der wichtigsten Gattung des Marktes, — bei der Börse, auf welcher auch der Speculationshandel vertreten ist, angelangt. Während der Charakter des Marktes in früherer Zeit der des Feilschens in jedem einzelnen Falle war — diese Art des Ueberforderns und Unterbietens hat sich noch auf den europäischen Gemüse- und Trödelmärkten erhalten, — wird auf der Börse der Preis durch die Gesammtheit gemacht, durch die vereidigten Sensale wie durch Schöffen aus der Mehrheit der anwesenden Verkäufer und Käufer geschöpft.

Ursprünglich und in neuen Ansiedlungen concentrirt der Markt die Geschäfte eines nur kleinen ländlichen Bezirks. Im Wesen dieser Concentration der Umsätze eines Bezirks an einem Mittelpunkte liegt es, daß um so weniger Transportkosten aufzubieten sind, je näher Verkäufer oder Käufer sich beim Mittelpunkte befinden. Der dem Mittelpunkt zunächst wohnende Producent kann unter gleichen Umständen des Geschäftsbetriebs und der Beschaffung des Rohstoffes seine Waare gerade um die höheren Transportkosten billiger am Markte stellen, als der am entferntesten Wohnende. Würde der erstere den ganzen Bedarf der Consumenten oder Käufer decken können, so vermöchte der entfernter wohnende Producent nichts zu verkaufen. Da indessen die Waare des dem Markte zunächst befindlichen Producenten insbesondere bei Bodenproducten, auf welche es in erster Linie ankommt, für den Bedarf der Consumenten nicht ausreicht, so tritt auch der entfernter wohnende Erzeuger in Mitwerbung auf dem Markte auf. Da nun sonach die Producenten, welche dem Markt am nächsten wohnen, einen Vortheil vor den entfernter Wohnenden besitzen, so ist der Grund und Boden, auf dem sie sich befinden, um die capitalisirten Transportkosten mehr werth und folglich auch höher im Preis. Durch diesen mit der Nähe des Marktes steigenden Preis der Grundstücke wird die Differenz der Transportkosten zwischen dem entfernt und näher Wohnenden ausgeglichen. Denn ein Producent, welcher sich in der Nähe des Marktes niederlassen will, muß im Verhältniß höheres Capital anlegen, als ein anderer, der sich entfernt vom

Markte ansiedelt. Der größere Vortheil des näher am Markt wohnenden wird also durch den höheren Werth der Grundstücke ausgedrückt. Dieser Vortheil kommt allerdings dem ursprünglichen Eigenthümer zu Statten, während dessen Besitz die Bildung, Entwicklung oder Vergrößerung des Marktes Statt gefunden hat. Demjenigen, welcher ein Grundstück nachher erworben hat, kommt dieser Vortheil nicht mehr zu Statten, weil er bereits den ganzen höheren Capitalwerth bezahlen mußte.

Solchem Steigen des Werthes der Grundstücke in der Nähe des Marktes treten zwei mächtige Hindernisse entgegen: erstens die Verbesserung der Transportmittel, welche durch den Bau einer Steinstraße, eines Canals, einer Eisenbahn oder durch die Errichtung einer Dampfschifffahrtslinie die entfernter gelegenen Plätze dem Markte näher rücken und dem in der Nähe Wohnenden schärfere Concurrenz machen; das zweite Hinderniß besteht darin, daß der Verkehr aus irgend einer Ursache einen Marktmittelpunkt im Stich läßt. Der erste wie der zweite Fall ist häufig seit der Errichtung von Eisenbahnen eingetreten. Nicht selten sind Dörfer und Städte, welche oft auf ihr dringendes Verlangen von einer Eisenbahn umgangen wurden, von dem Verkehr gänzlich verlassen worden, so daß der Preis ihrer Grundstücke ungeheuer sank. Der erstere Fall ist in fühlbarer Weise z. B. in der Schweiz eingetreten. Da dieses Land zum Theil wegen der starken Fremdenfrequenz nicht den ganzen Verbrauch an Lebensmitteln decken kann und bedeutende Quantitäten von Getreide und Wein importiren muß, so sind die inländischen Boden-Producenten wegen der geringeren Transportkosten in bedeutendem Vortheil gegen die Importeure. Seitdem indessen die Eisenbahnen nach Ungarn eröffnet sind und ungarisches Getreide rasch und billig in Massen in die Schweiz geführt wird, macht dieses dem schweizerischen Getreide-Producenten wegen der großen Differenz der Bodenpreise in der Schweiz und in Ungarn so überwiegende Concurrenz, daß die schweizerischen Landwirthe gezwungen werden, in steigendem Maßstabe den Getreidebau zu verlassen und sich anderen Producten, insbesondere der Viehzucht und Käse-Erzeugung, zuzuwenden.

Wir sehen also, daß das natürliche Monopol, welches der dem Markte näher Wohnende in der Ersparung der Transportkosten genießt, seine Gränze findet durch die Verbesserung der Transportmittel, und daß dem Gewinne, welcher auf der einen Seite durch die Nähe des Marktes erworben wird, auch die Kehrseite gegenüber steht, wo durch eine veränderte Richtung der Verkehrsstraßen der Markt verödet. Jenes natürliche Monopol ist indessen, näher betrachtet, kein Monopol (also auch keine Quelle von Grundrente), sondern der natürliche Unternehmergewinn (Arbeitsertrag, Capitalgewinn, einschließlich Versicherungsprämie) für die Anstrengung und für den Aufwand, welche die ersten Gründer des Marktes und die Erweiterer desselben aufge-

boten haben, um es Producenten und Consumenten möglich zu machen, am Markte zu erscheinen; denn der Straßen- und Brückenbau, der Bau von Canälen, Schiffen, Eisenbahnen, Markthallen, Magazinen pflegt gerade so wie die Anlegung des ersten Vincinalweges einer Ansiedlung von den bevölkerten Mittelpunkten, von den Märkten auszugehen. Der Vortheil, den sie erwerben, ist im Wesentlichen das Aequivalent für die Anlagekosten jener Verkehrsmittel. Und wenn auch oft der Unternehmergewinn eine bedeutende Höhe erreicht, so enthält er eben auch die Versicherungsprämie für alle die Fälle, wo die Verbesserung der Transportmittel und die Ablenkung des Verkehrs die Marktgenossen in Schaden gebracht hat.

In noch höherem Maßstabe findet eine Ausgleichung der durch die Marktmittelpunkte geschaffenen schroffen Gegensätze in den Bodenpreisen durch die steigende Erleichterung des Weltverkehrs und des Weltmarktes Statt; nachdem jetzt die Preise der Edelmetalle, des Getreides, der Colonialwaaren, der Baumwolle, Seide, des Tabaks u. s. w., so wie die der Capital repräsentirenden Werthpapiere durch den Telegraphen an demselben Tage in drei Erdtheilen verkündigt werden, findet eine sehr nivellirende Ausgleichung der Preise über einen ungeheuren Länderraum mittels des Spekulationshandels Statt, deren Wirkung die Bodenpreise immer allgemeiner verspüren. Dazu wirkt namentlich das Zeitgeschäft, durch welches Kauf und Verkauf von Waaren in der Zukunft versprochen und auf diese Weise Schleuderpreise erhöht und Theuerungspreise ermäßigt werden, von welchem indessen erst an späterer Stelle die Rede sein wird.

Tausch und Handel.

Der Tausch ist eine Handlung, durch welche ein Mensch seine in einem Gute aufgesammelten Dienstleistungen einem anderen Menschen gibt, um von diesem ein anderes Product von gleichem Werthe zurück zu empfangen.

Den Tausch bringt die Theilung der Arbeit mit sich, dieses Triebrad der Civilisation; ersterer ist von dieser unzertrennlich; es besteht zwischen beiden ein Causalnexus, wie zwischen Ursache und Wirkung. Je vielfältiger die Arbeitstheilung, um so größer ist die Zahl der Tausche, um so mehr bereichert sich das Land, und umgekehrt: je ärmer ein Land ist, um so geringer ist die Arbeitstheilung, um so spärlicher der Tauschverkehr.

Wir sehen, wie der Mensch durch die Arbeitstheilung immer mehr Naturkräfte in seinen Dienst zieht und die Production im Verhältnisse zur aufgewandten Arbeit vermehrt. Nun sind aber diese Naturkräfte in ungleichem Verhältnisse auf der Erde vertheilt. Wir sehen, wie dasselbe Klima, welches die Arbeitskraft des Menschen erhöht, zur Erzeugung einer großen Anzahl von Boden-Producten (Colonial-Waaren) nicht fähig ist, daß in dem einen Lande diese, in dem anderen jene Stoffe und Naturkräfte vorwiegend sind. Sollen nun die natürlichen Vortheile eines jeden Landes allen übrigen zu Nutze kommen, so ist eine Operation erforderlich, welche den Ueberfluß der einen Region den anderen zuführt, das ist der Tausch. Der Tausch befördert die Arbeitstheilung zwischen einzelnen Individuen, wie zwischen ganzen Völkern; je rascher und vielfältiger er ist, um so mehr erhöht er die Production, um so mehr erleichtert er die Befriedigung der Bedürfnisse, um so mehr verstärkt er die materielle und geistige Kraft der Nationen.

In der Isolirung werden die unentbehrlichsten, rohesten Bedürfnisse schlechter befriedigt, als in der Gesellschaft, während diese überdies Genüsse schafft, welche neue Bedürfnisse wecken.

Die Stufenleiter, in welcher diese Regel zur Anwendung kommt, steht genau im Verhältnisse mit der größeren oder geringeren Ausbildung des Tauschverkehrs und der Arbeitstheilung. Je größer die letztere, um so mehr übersteigen die Befriedigungs-Mittel die nothwendigen Bedürfnisse, — je unbedeutender, um so roher werden auch nur die unentbehrlichsten Bedürfnisse befriedigt. Die Beispiele liegen im praktischen Leben vor unseren Augen. Die Völkerstämme, welche wenig oder keine Arbeitstheilung und nur geringen Tauschverkehr haben, müssen sich kümmerlich behelfen, z. B. Jäger- und Hirten-Völker, wie die Indianer und Mongolen. Sie bringen nur kärglich zusammen, was sie für die Leibes-Nothdurft brauchen. Welche Fülle von Genüssen verschafft sich im Vergleich damit ein einfacher Handarbeiter einer europäischen Stadt! Seine Genüsse übersteigen weit seine unentbehrlichen Bedürfnisse.

Indem der Tausch es möglich macht, das Ueberflüssige für das Nothwendige hinzugeben, erleichtert er die Lebsucht. Der Tausch macht erst auch den Austausch der Gedanken und jene Entwicklung der geistigen Fähigkeiten des Menschen möglich, welche der schönste Vorzug unseres Geschlechtes ist. Denn ohne die Arbeitstheilung hätten wir weder Gelehrte noch Künstler; die Wissenschaft würde uns nicht zu stets gediegenerer Bildung und größerer Weisheit hingeleiten, die Kunst würde nicht durch die Reinheit ihrer Genüsse unsere Seele beglücken und veredeln!

Wo der Tausch anfängt, da führt er die Arbeitstheilung mit sich; die Gewerbe entstehen: es entstehen jene vielfachen Beschäftigungen des Lebens, in welchen jeder mehr producirt, der sich ausschließlich auf einzelne Geschäftszweige verlegt.

Der Tausch ist geeignet, vor allen ein Vorurtheil wegzuräumen, welches der Menschheit schon so viel Unheil bereitet hat: daß man nämlich bloß um das reicher werden könne, um was ein Anderer ärmer werde (Mercantil-System). Der Tausch beweis't durch die Manipulation, welche Ueberflüssiges für Nothwendiges oder Nützliches gibt, daß man sich für Güter, die sonst verkommen wären, Sachen verschafft, welche Genuß bereiten und die man sonst nicht hätte haben können. Durch den Tausch sind Handelsstädte befähigt, auf einer verhältnißmäßig kleinen Bodenfläche ungeheure Werthe zu produciren, die Producte der ganzen Erde aufzuhäufen und ihren Capital-Reichthum ins Unendliche zu vermehren, während Ungarn, Siebenbürgen, Georgien, Armenien in ihrem eigenen Fett ersticken und doch an Genüssen im Vergleich zu den civilisirteren Ländern Europa's arm sind.

Indem ein Jeder in der Arbeitstheilung vermittels der geringsten Mühe den möglich größten Werth hervorbringt und somit im Ganzen eine viel größere Summe von Producten erzeugt wird, die durch den Tausch zur Vertheilung kommt, erhält Jeder durch den Tausch mehr, als er sonst sich hätte ver-

schaffen können. So kommt es, daß der Einzelne, wenn er im Tausche und in der Arbeitstheilung nur seinen eigenen Vortheil wahrzunehmen sucht, doch das Interesse der Gesammtheit mit befördert. Wenn daher Carey und nach ihm Bastiat sagen: „Wer die Wahrheit, daß das (richtig verstandene) Wohl des Einzelnen das Wohl Aller und das Wohl Aller das Wohl des Einzelnen befördert, allen intelligenten Menschen begreiflich machen, einen einfachen, klaren, unumstößlichen Beweis davon liefern würde, der hätte das sociale Problem gelös't, der wäre der Wohlthäter der Menschheit!“ — so hat die Noth der um jene Zeit herrschenden socialistischen Geistesverwirrung ihnen diesen Ausruf abgepreßt; denn jener Beweis ist in der That so schwer nicht, weil er durch die Gedankensolidarität des Menschen geliefert wird.

Indem jeder Einzelne seinem Geschäfte nachgeht und durch Erweiterung seiner Kenntnisse, seiner Verbindungen, durch Verbesserung seines Capitals, seiner Geschicklichkeit, durch Erfindungen, durch Vergrößerung der Werkzeuge fortwährend die Production größer zu machen sucht, so daß eine stets größere Summe von Gütern zur Vertheilung unter Alle kommt, indem die Concurrenz Aller den Preis vieler Güter herabdrückt, so daß viele Bedürfnisse des Einzelnen im Verhältnisse zu seinem Verdienste stets billiger und leichter beschafft werden können, indem die fortwährende Capital-Aufsparung der Einzelnen das National-Capital vergrößert und die Fülle an National-Capital wieder dem Einzelnen frommt, weil er sich das Betriebs-Capital zu seinem Geschäfte zu billigeren Zinsen verschaffen kann, — besteht allerdings eine Wechselseitigkeit zwischen dem Wohle des Einzelnen und dem Wohle Aller, welche solidarisch ist.

Die Wahrheit des von Carey und Bastiat angeführten Satzes, welcher die Rechtfertigung und die Grundlage der Gesellschaft selbst ist, wenn er auch nicht von selbst einleuchtend wäre, tritt bei jeder Frage unserer Wissenschaft an Tag.

Die Schwierigkeit beginnt nur bei der Frage der richtigen Vertheilung.

Im Anfange der Gesellschaft geht der Tausch unmittelbar zwischen den Producenten vor sich, ohne die Hülfe eines Mediums. Der Jäger gibt dem Fischer direct einen Theil seiner Jagdbeute und erhält von diesem eine entsprechende Anzahl Fische dafür. Sobald aber die Arbeitstheilung sich vervielfältigt, sobald das Geld erscheint, dann vermittelt dieses Medium den Austausch der erzeugten Werthe. Bald entsteht ein besonderer Geschäftszweig, welcher die Vertheilung der Güter von den Producenten zu den Consumenten besorgt, und der Handel ist da. Der Tausch heißt jetzt Kauf und Verkauf.

Weil die Producenten dann mit weit geringerer Mühe die Gegenwerthe, die sie brauchen, für ihre Producte erlangen, und weil die Consumenten die

Waaren, deren sie bedürfen, in beliebiger Menge ohne Mühe vom Händler haben können, so sparen beide viel Arbeit und Zeit, während welcher sie für die Hervorbringung eigener Werthe thätig sind; es wird mehr producirt und das Producirte besser verwerthet; Erzeuger und Verbraucher gewinnen beim Tausche.

Je mehr nun die Arbeitstheilung im Tauschhandel ausgedehnt wird, um so größer sind die Vortheile, welche jeder Einzelne davon hat. Je größer der Wirkungskreis ist, um so mehr kann wieder die Arbeitstheilung ausgedehnt werden, und da zugleich die Mitwirkung der Naturkräfte auf den verschiedenen Theilen der Erde eine verschiedene ist, da die Menschen dann am meisten produciren, wenn sie solche Erzeugungs-Gegenstände auswählen, bei welchen die unentgeltliche Arbeit der Naturkräfte die größte ist, da, wenn dies geschieht, jedes Land und jeder Erdstrich seine besondere, eigenthümliche Industrie haben sollte, — so ist der vollkommenste Zustand der Producenten und Consumenten derjenige, in welchem der Handel ohne Schranken die Producte der ganzen Erde gegen einander vertheilt.

Je weiter sich die Handels-Gesetzgebung eines Landes von diesem Normal-Zustande entfernt, um so benachtheiligter ist dasselbe, um so weniger Werthe werden hervorgebracht, um so ärmer ist das Land. Die Erfahrung steht diesem Principe zur Seite. Unter sonst gleichen Verhältnissen sind die Länder, welche dem Handel geringe Schranken auferlegen, reicher als die, welche demselben große Hindernisse bereiten. Auch sehen wir stets ein Volk rascher gedeihen, sobald es solche Hindernisse, wenn auch nur zum Theil, beseitigt hat. Die Tarif-Ermäßigung in England seit 1846 und in den meisten Ländern Europa's seit 1863 gibt davon das schlagendste Beispiel.

In dem Handel selbst vervielfältigt sich die Arbeitstheilung in gleichem Schritt mit der Cultur des Landes. Anfangs ist der Händler zugleich der Beförderer der Waare. In Asien überwacht und leitet der Kaufmann die Karawanenzüge selbst; er muß sich einer weiten und gefährlichen Reise unterziehen, um seine Waare einzukaufen und sie dann wieder zu verkaufen, während welcher Reise er nichts Anderes treiben kann. Im Mittelalter bezogen alle Kaufleute in Mittel-Europa die Messen selbst. Wegen der Unsicherheit der Straßen mußten sie noch ein besonderes Geleite haben oder Geleitsgeld bezahlen. Alles dies vertheuerte die Waaren, indem die Consumenten für die Auslagen, die Mühe und Gefahren eine Prämie zahlen mußten. Im Hausirhandel hat sich heutzutage noch ein ähnliches Verhältniß erhalten.

Sobald das Land indessen dichter bevölkert wird, sobald gute Straßen den Verkehr erleichtern, so sehen die Kaufleute ein, daß sie bei weiterer Arbeitstheilung mehr verdienen; daß sie mehr profitiren, wenn sie nicht ihre eigenen Waaren-Transporteure sind. Es entstehen jetzt besondere Geschäftszweige, welche diese Arbeit übernehmen; wir erhalten Fuhrleute, Rheder, Spediteure.

Da der Kaufmann, der Rheder, der Fuhrmann, der Spediteur alle seine Sinne auf Einen Zweig richten kann, so macht er die Vortheile, welche zu erlangen sind, sich viel rascher zu eigen. Jeder Einzelne fährt besser dabei, jeder producirt mehr Werthe, als wenn er Alles zugleich gethan hätte. Aus diesem Grunde trennt sich der Handel, je nach dem verschiedenen Culturgrade des Landes, selbst wieder in viele Theile. Er zerfällt zunächst in Großhandel und Kleinhandel.

Der Detailhandel zählt unter sich wieder eine vielfältige Menge von Zweigen, je nach Verschiedenheit der Waaren. Bei ihm ist auch die Arbeitstheilung um so größer, je reicher und bevölkerter das Land ist. In den Städten z. B., wo Reichthum und Bevölkerung mehr angehäuft sind, theilen sich zehn verschiedene Handlungen in eine Anzahl von Waaren, welche ein Krämer auf dem Lande alle zusammen verkauft. In kleineren Städten hält wieder ein Kaufmann eine Auswahl von Waaren, welche in den Hauptstädten bei Einem allein gar nicht zu haben sind, sondern bei fünf bis sechs Kaufleuten geholt werden müssen. Während der Schuster in einer Landstadt Stiefel und Schuhe macht, ist dieses Gewerbe in den größeren Städten öfters getheilt. Der Handwerker, der sich nur mit Verfertigung Einer Sorte beschäftigt, erlangt größere Geschicklichkeit; die Stiefel und Schuhe sind in größeren Städten daher besser gemacht, als in kleineren. In den Großstädten gibt es Schneider, die nur Röcke, andere, die nur Beinkleider, dritte, die nur Westen machen. Alle diese Kleidungsstücke sind in den genannten Städten besser gemacht, als in kleineren. Zugleich werden sie oft so billig verfertigt, daß die Kleider-Producenten der Großstädte auf den Weltmärkten damit concurriren.

Der Großhändler eines ärmeren Landes muß seine Speculationen auf eine größere Anzahl von Gegenständen ausdehnen, als der eines reicheren. Der Großhändler einer reichen Handelsstadt an der See wird nur mit Einem Zweige von Waaren oder nur mit einer einzigen Waare Handel treiben, während der Grossist einer Provincialstadt noch sehr viele Waaren halten muß.

Wir sehen also, die Arbeitstheilung ist das gewaltigste Werkzeug des Fortschrittes der Civilisation, und mit ihr unzertrennlich verknüpft ist der Handel. Der Handel versorgt die Bewohner der kalten Zone mit den Weinen, dem Zucker, dem Kaffee, mit allen Genüssen des Südens, und die Bewohner der Tropenländer verdanken dem Norden wieder die Kleidung, die Werkzeuge, das Eis und andere Bequemlichkeiten und Genüsse, welche sie sonst ganz oder theilweise entbehren müßten. Dank dem Handel sind London, Kopenhagen, Petersburg zu allen Jahreszeiten besser mit den Weinen und den Früchten des Südens versorgt, als Madrid selbst und Rom.

Hier ist der Ort noch, auf ein anderes Moment aufmerksam zu machen.

„In Beziehung auf die sittliche Ausbildung der Völker," sagt Karl Arnd, „ist es vom höchsten Interesse, zu beobachten, wie der Großhandel nur von Personen betrieben werden kann, die im Rufe der strengsten Wahrheitsliebe und Redlichkeit stehen, wie daher nur an den Orten ein ausgedehnter Großhandel entstehen konnte, wo sich eine große Anzahl solcher Personen vorfand, und wie andererseits der an einem Orte einmal bestehende Großhandel unter dessen Bevölkerung den Sinn für Wahrhaftigkeit und Redlichkeit hervorruft, erhält und immer mehr ausbildet. Bestellt z. B. ein hamburger Haus bei einem solchen in Rio de Janeiro eine Schiffsladung Baumwolle, so übergibt dieses die Ladung einem Schiffer im vollen Vertrauen, daß letzterer dieselbe an ihre Adresse abliefere, und im weiteren Vertrauen, daß das hamburger Handelshaus ihm den Preis gutschreibe und die auf dasselbe zu ziehenden Wechsel honorire. So legt ein Handelsmann oft sein ganzes Vermögen vertrauensvoll in die Hände eines Mannes, den er nie gesehen, der in einem weit entfernten Lande wohnt und von dem er weiter nichts weiß, als daß er den Ruf eines Redlichen genießt. Dieser Sinn für strenge Rechtlichkeit hat dem unbeschützten Seehandel der deutschen Hansestädte einen größeren Aufschwung gegeben, als dies die ungeheuren Summen vermochten, welche zum Schutze des Seehandels der französischen, russischen und dänischen Handelsplätze aufgewandt worden sind. (Andere Gründe laufen da freilich auch nebenher.) Dieser Sinn verbreitet sich — in Folge der Ausbreitung jenes Handels — über die Bevölkerung ganzer Länder, wie wir dies an jener von England und Schottland wahrnehmen können. Dieser Handel scheint eine mächtigere Einwirkung auf die Sittlichkeit der Volksmasse zu üben, als die vereinte Macht aller Religions- und Sittenlehrer."

Ein anderer Begleiter des Handels ist der Sparsinn. Wir sehen, daß die Bewohner industrie- und verkehrsarmer Länder erst dann anfangen, zu sparen, wann sie sichere Aussicht auf Absatz haben, d. h. wenn die Absatzwege, die Straßen verbessert werden. Wegen des Mangels guter Communications-Mittel herrschte bis vor Kurzem in Ungarn so geringer Sparsinn.

Dieser Sparsinn ist ein Ergebniß der Voraussicht, ein Product des Verstandes, welcher bei den Mittel-Classen am meisten entwickelt ist.

„Jede Ansammlung", sagt Rae, ein in Amerika lebender Schotte, „bedingt das Opfer eines gegenwärtigen Genusses im Hinblick auf einen künftigen Genuß." Dazu gehört aber männliche Selbstüberwindung, welche nur den gebildeten Culturvölkern eigen ist. „Die Leichtigkeit eines solchen Opfers wechselt sehr bei den verschiedenen äußeren Zuständen, und die Neigung der Menschen, ein solches Opfer zu bringen, wechselt noch mehr. Bei Erwägung der Zukunft im Vergleich mit der Gegenwart ist die Ungewißheit aller künftigen Dinge ein leitendes Element. Diese Ungewißheit hat verschiedene Ab-

stufungen. Alle Umstände daher, welche die Wahrscheinlichkeit, daß wir selbst uns oder Andere sich der von uns für die Zukunft getroffenen Vorsorge zu erfreuen haben werden, wirken mit Recht und ganz natürlich dahin, dem Ansammlungstriebe Stärke zu verleihen. Ein gesundes Klima oder gesunde Beschäftigung z. B. hat solchen Einfluß, indem sie die Wahrscheinlichkeit eines längeren Lebens vermehrt. Menschen, welche in sicheren Lebensweisen beschäftigt sind und in gesunden Gegenden leben, sind weit mehr geneigt, mäßig zu sein, als solche bei ungesunden und gewagten Beschäftigungen und in gefährlichen Klimaten. Seeleute und Soldaten pflegen Verschwender zu sein. Eben so findet man bei den Einwohnern in Westindien, New-Orleans, Ostindien viel Verschwendung. Wenn dieselben Leute nach den gesunden Gegenden Europa's kommen, um dort zu bleiben, und nicht in den Strudel übertriebener Vornehmheit hineingerathen, so leben sie wirthschaftlich. Krieg und ansteckende Krankheit haben immer unter anderen Uebeln auch Verschwendung und Luxus in ihrem Gefolge." Diese Erscheinung ist während des Culminationspunktes der Schreckensherrschaft in der französischen Revolution beobachtet worden. Paris schwamm damals in Lustbarkeiten, weil Jeder in der Ungewißheit über sein Schicksal das Leben noch genießen wollte. Auch wo eine ansteckende Krankheit, z. B. die Cholera, herrscht, pflegen die Lustbarkeiten sich zu vermehren.

Aus solchen Gründen dient alles, was in der Gesellschaft Vertrauen und Sicherheit verleiht, zur Stärkung des Ansammlungstriebes: Friede, Ordnung, pünktliche Rechtspflege, Sicherheit des Eigenthums und der Person, humane Gesetze, weise Institutionen, welche bürgerlichem Zwiste vorbeugen, — diese und viele andere Dinge tragen zur Stärkung des Ansammlungstriebes, zur Vermehrung des Capitals und folglich zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Classen wesentlich bei. In einem Lande, wo alle jene Güter wenig oder nicht vorhanden sind, wird Jeder sich beeilen, das Product seiner Arbeit so rasch als möglich zu consumiren, weil er fürchtet, durch diesen oder jenen Zufall der Frucht seines Schweißes beraubt zu werden. In einem schlecht regierten Lande wird wenig Capital gespart werden; es wird arm sein.

Der Reichthum der germanischen Völker ist gänzlich auf die Arbeit gebaut, was bei der antiken Cultur weniger der Fall war. Die Griechen und Römer gründeten ihr Vermögen mehr auf die Eroberung. Sie selbst wurden zwar reich, plünderten aber dafür die anderen Völker aus, so daß die Summe des in der damaligen Welt vorräthigen Capitals während der Weltherrschaft der Römer eher ab- als zunahm. In jener Zeit waren die Juden noch das einzige Volk, das Sparsinn hatte, und diese Eigenschaft muß hauptsächlich zu ihrer Erhaltung mit beigetragen haben. Die germanischen Völker, bei welchen, nachdem sie durch die christliche Propaganda der Cultur gewonnen, die Arbeit erst in ihre Rechte eingesetzt wurde, zeichnen sich vor allen durch ihre Voraussicht

in die Zukunft aus, weßhalb die Capital-Ansammlung am raschesten bei ihnen von Statten geht. Schon im Mittelalter offenbarten sie diese Eigenschaft, denn ihre Institutionen selbst trugen das Gepräge davon. Mag die Unveräußerlichkeit des Familiengutes in unserer Zeit, in der durch die Dampf-Maschine befreiten wirthschaftlichen Bewegung der Capital-Ansammlung hinderlich geworden sein; zu jener Zeit war sie ein Mittel, die Nation an die Reize des Eigenthums zu gewöhnen, ihr nach jener gewaltigen Völkerwanderung das Land lieb und werth zu machen und zugleich die Familienbande zu stärken, welche stets die stärkste Stütze der Civilisation bleiben werden. Die Familie ist nicht allein der mächtigste Sporn der Capital-Ansammlung, sie ist zugleich der Hort der Sittlichkeit, jenes zur Erhaltung der Völker wesentlichsten Moments; sie ist die Pflegerin aller edleren Regungen des Menschen. Dem Alterthume galt der Staat mehr als die Familie, — der germanischen Welt die Familie mehr als der Staat; das ist es, was unserer Cultur längere Dauer verspricht; denn um nur den ökonomischen Grund zu nennen: Niemand sammelt so gern Capital an für den Staat, wie für die eigene Familie.

Die Bevorzugung des germanischen Geschlechtes in wirthschaftlicher Beziehung tritt noch mehr in die Augen, wenn man es mit anderen Volksstämmen und Racen vergleicht.

„An den Ufern des St.-Lorenz-Stromes", erzählt Rae, „gibt es mehrere kleine Indianer-Dörfer. Diese sind meistentheils von einem ziemlichen Stücke Land umgeben, auf dem das Holz schon lange ausgerodet zu sein scheint, und außerdem besitzen sie ausgedehnte Waldstrecken. Das vom Holz gesäuberte Land wird selten, man kann sagen, fast niemals bebaut, noch werden auch im Walde zu solchem Zwecke Ausrodungen vorgenommen. Nichts desto weniger ist der Boden fruchtbar, und wäre er es nicht, so liegt Dünger haufenweise bei den Wohnungen. Würde jede Familie einen halben Morgen des Bodens einzäunen, ihn bearbeiten und mit Kartoffeln oder Mais bepflanzen, so wäre dies genügend, sie ein halbes Jahr hindurch zu ernähren. Dagegen leiden sie jetzt von Zeit zu Zeit den äußersten Mangel, der so weit geht, daß dadurch, in Verbindung mit gelegentlicher Unmäßigkeit, ihre Zahl rasch hinschwindet. Diese uns so auffallende Apathie geht im Wesentlichen nicht aus Widerwillen gegen Arbeit hervor; im Gegentheil, sie halten sich sehr emsig daran, sobald die Belohnung dafür unmittelbar eintritt. So werden sie, außer ihren eigenthümlichen Erwerbsarten, der Jagd und der Fischerei, welche vorzunehmen sie jederzeit bereit sind, bei der Schifffahrt auf dem Lorenz-Strome viel beschäftigt; man sieht sie in den dort gebräuchlichen großen Booten beim Rudern thätig, und sie liefern den größten Theil der extra erforderlichen Hände, um Flöße durch die Stromschnellen zu bringen. Auch liegt das Hinderniß nicht in ihrer Abneigung gegen Ackerbau-Arbeit. Diese gehört gewiß zu ihren Vorurtheilen; reine Vorurtheile zu verdrängen, ist indessen möglich, Principien

der Thätigkeit lassen sich dagegen nicht schaffen. Wenn die Erträge der Ackerbau-Arbeit rasch und groß sind, so werden sie auch Landbebauer. So sind einige der kleinen Inseln am St.-Francis-See, nahe beim Indianer-Dorfe St.-Regis, dem Anbau von Mais günstig, einer Pflanze, die einen hundertfältigen Ertrag liefert (in Mexico nach A. v. Humboldt einen dreihundertfachen) und, selbst wenn halbreif, schon eine angenehme und nahrhafte Speise abgibt. Kleine Stücke dieses Landes werden daher von ihnen jedes Jahr für solchen Zweck bestellt. Da ihre Lage dieselben dem Vieh unzugänglich macht, so ist keine Umzäunung erforderlich; wäre diese Auslage außerdem nöthig, so stände zu vermuthen, daß sie gleich den gewöhnlichen Ländereien bei den Dörfern ohne Anbau bleiben würden. Letztere sind allem Anscheine nach zu einer früheren Zeit bestellt gewesen. Das Vieh der benachbarten Ansiedler würde jetzt jedoch jede Aernte, die nicht gehörig umzäunt ist, zerstören, und dem zufolge hemmt diese neue nothwendige Auslage den Anbau derselben. So kommen sie in einen solchen Zustand, daß sie einen geringeren Ertrag liefern, als der ist, welcher dem Ansammlungstriebe dieser Stämme entspricht. Es verdient dazu bemerkt zu werden, daß die Werkzeuge, die sie benutzen, ganz vollständig sind. Die kleinen Kornfelder, die sie anbauen, sind durchaus vom Unkraute gereinigt und geharkt. Eine Nachlässigkeit hierbei würde freilich auch die Aernte sehr reduciren; dies wissen sie erfahrungsmäßig ganz gut und verfahren demgemäß. Das Hinderniß für den ausgedehnteren Anbau liegt augenscheinlich nicht in der nöthigen Arbeit, sondern in dem entfernten Ertrage dieser Arbeit. Ich bin gewiß, daß bei einigen der entfernten Stämme die so angewandte Arbeit die von Weißen geleistete weit übertrifft. Da ohne Unterlaß die nämlichen Theile des Bodens bestellt werden und Dünger dabei nicht gebraucht wird, so könnten sie kaum einen Ertrag gewähren, würde nicht der Boden auf das sorgfältigste aufgelockert und zerrieben, sowohl mit der Hacke, als auch mit der Hand. Ein Weißer würde unter solchen Umständen ein frisches Stück Land urbar machen. Dies dürfte vielleicht im ersten Jahre die darauf angewandte Arbeit kaum vergüten und er würde seine Belohnung von folgenden Jahren zu erwarten haben. Für den Indianer liegen aber folgende Jahre zu fern, als daß sie Eindruck auf ihn machen könnten, obschon er, um das zu erlangen, was Arbeit im Laufe weniger Monate hervorbringen kann, sich eifriger abmüht, als ein Weißer. Die vorstehende Auffassung wird durch die Erfahrung der Jesuiten bei ihren Anstrengungen, die Indianer von Paraguay zu civilisiren, bestätigt. Sie gewannen das Vertrauen dieser Wilden in ganz außerordentlichem Grade und erwarben über sie hinreichenden Einfluß, um sie ihre ganze Lebensweise ändern zu lassen. Sie brachten die Indianer vollständig zur Unterwürfigkeit und zum Gehorsam, stellten einen Friedenszustand her, lehrten sie alle Verrichtungen der europäischen Landwirthschaft und viele der schwierigsten Handwerke. Man sah da überall, nach der

Aussage von Charleroix, Werkstätten von Vergoldern, Malern, Bildhauern (!), Goldschmieden, Uhrmachern, Zimmerleuten, Tischlern, Färbern u. s. w. Diese Beschäftigungen wurden nicht für den gewöhnlichen Gewinn der Handwerker ausgeübt; der Ertrag war ganz und gar zur Verfügung der Missionare, welche das Volk mit willkürlichem Despotismus regierten. Die aus dem Widerwillen gegen Arbeit hervorgehenden Hindernisse waren also vollkommen überwunden. Die eigentliche Schwierigkeit war die Sorglosigkeit des Volkes, seine Unfähigkeit für die Zukunft zu denken, und demgemäß die Nothwendigkeit der unablässigen und genauesten Aufsicht von Seiten seiner Lehrer. Wenn man ihnen die Sorge für die Ochsen überlassen hätte, mit denen sie pflügten, so würde ihre indolente Unbedachtsamkeit dieselben am Abend vermuthlich am Pfluge angeschirrt haben stehen lassen. Noch schlimmere Beispiele, als dieses, kamen mitunter vor, indem sie die Ochsen zum Abendessen schlachteten. Wurden ihnen deßhalb Vorwürfe gemacht, so hielten sie sich für hinlänglich entschuldigt, wenn sie sagten, sie seien hungrig gewesen u. s. w.

Einen ähnlichen, obwohl minderen Grad von Voraussicht zeigen unsere armen Arbeiterclassen in Europa, namentlich die Fabrik-Arbeiter. Würden diese insgesammt in guten Zeiten, wo sie viele und gut bezahlte Arbeit haben, sparen, so würden sie in Zeiten schlechten Verdienstes vor Noth gesichert sein. Allein dies geschieht in der Regel nicht. Erst ein Theil der englischen Arbeiter hat mit dem Sparen so wirksam angefangen, um zuweilen durch Einstellung der Arbeit den Preis steigern zu können. In den meisten Ländern Europa's sind sie aber der Discretion der Arbeitsherren überlassen, weil sie nicht so viel gespart haben, um eine Zeit lang feiern zu können.

Unter den cultivirten Völkern sind die Chinesen noch als Beispiel geringeren Sparsinns anzuführen. Obgleich China das von der Natur gesegnetste Land ist, besitzt es doch weniger Capital als andere weit weniger begünstigte Länder. Seine Arbeiter-Bevölkerung ist weniger wegen ihrer großen Zahl arm, als wegen des Mangels an Voraussicht, an zweckmäßiger Sparsamkeit, welcher in China herrscht.

„Der Sinn für Dauerhaftigkeit", sagt Rae, „ist eine der hauptsächlichsten Eigenschaften, die einen hohen Grad des Ansammlungstriebes anzeigen. Das Zeugniß der Reisenden schreibt den von den Chinesen verfertigten Werkzeugen eine weit geringere Dauerhaftigkeit zu, als den von Europäern hergestellten ähnlichen Dingen. Die Häuser, berichtet man, mit Ausnahme derer der höheren Stände, bestehen meistentheils aus ungebrannten Backsteinen, aus Lehm oder mit Erde verklebtem Flechtwerk; die Dächer aus Schilf, an Latten befestigt. Man kann sich kaum ein unhaltbareres und vergänglicheres Machwerk denken. Die Scheidewände sind von Papier und müssen jedes Jahr erneuert werden. Eine ähnliche Bemerkung läßt sich hinsichtlich ihrer landwirthschaftlichen und sonstigen Geräthschaften machen. Dieselben sind fast

gänzlich von Holz, indem bei ihrer Anfertigung Metalle nur sehr spärlich angebracht werden; deßhalb nutzen sie sich oft ab und bedürfen häufiger Erneuerung. Ein stärkerer Ansammlungstrieb würde eine Anfertigung aus solchem Material veranlassen, das zwar für den Augenblick eine größere Ausgabe erfordern, aber dauerhafter sein würde. (Wir finden auch hier wieder eine Analogie bei unseren ärmeren Classen. Diese wählen zu ihren Kleidungsstücken durchgängig weniger dauerhafte und folglich für die Länge der Zeit kostspieligere Stoffe, als die Bemittelteren.) Aus demselben Grunde liegt in China viel Land öde (obwohl es der dichten Bevölkerung oft an Lebensmitteln mangelt), welches anderswo bebaut wäre. Alle Reisenden sprechen von großen Landstrichen, hauptsächlich morastigen, welche im Naturzustande bleiben (während auf Flußbooten Gärten angelegt werden). Einen Morast in Ackerboden zu verwandeln, ist gewöhnlich ein Unternehmen, dessen Durchführung mehrere Jahre in Anspruch nimmt. (Vergleiche man dagegen die Entwässerung des Haarlemer Meeres in Holland!) Der Anbau eines solchen Bodens bedingt einen stärkeren Ansammlungstrieb, als er in China besteht."

Noch auffallender, und der Hauptgrund häufiger Noth, ist der Mangel an Voraussicht der Chinesen in Beziehung auf die Berechnung des Aernte-Ertrages. Ihr Haupt-Nahrungsmittel besteht in Reiß, der in zwei Aernten, die eine im Juni, die andere im October, gewonnen wird. Sie sind aber selten im Stande, auf den Zeitraum von acht Monaten, für welchen sie Vorrath haben müssen, den Consum und folglich von vornherein den Preis zu bemessen, so daß häufig Theurung und Hungersnoth in China mit Schleuderpreisen abwechseln, während bei richtiger Voraussicht die Masse der Lebensmittel leichter für die Bevölkerung ausreichen müßte, als in von der Natur weniger gesegneten Ländern. Mangel an Voraussicht, nicht Mangel an Erwerbsthätigkeit ist es also vorzugsweise, was in China die Ansammlung von Capital erschwert, die Production folglich beeinträchtigt und dadurch lähmend auf die arbeitende Bevölkerung drückt.

„Wo die Erträge rasch eintreten," bemerkt Rae ferner, „wo die angefertigten Werkzeuge nur kurze Zeit erfordern, um die Dinge, für welche sie bestimmt waren, zu vollenden, da macht bekanntlich der große Fortschritt, der in China hinsichtlich der für die Natur des Landes und die Bedürfnisse seiner Bewohner passenden Gewerbe Statt gefunden hat, die Industrie kräftig und wirksam. Die Wärme des Klima's, die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens, die Kenntniß, welche die Einwohner hinsichtlich des Ackerbau-Betriebes erworben haben, so wie die Auffindung und allmähliche Anwendung der für jede Art des Bodens nützlichsten vegetabilischen Production setzt sie in den Stand, sehr schnell aus fast jedem Theile der Bodenfläche dasjenige zu ziehen, was als Aequivalent für die Arbeit gelten kann."

Alle Productionszweige, welche einen späten Ertrag liefern, sind also

in China vernachlässigt. Aus demselben Grunde scheint der Viehstand ein so geringer zu sein. Da dieser aber das wesentliche Erforderniß der Verbesserung des Bodens, da er das Mittel ist, dessen Erträgniß im Verhältniß zur wachsenden Bevölkerung zu steigern; so ist es kein Wunder, wenn außer der üblen Berechnung der Aernte-Vorräthe und des zu schwankenden Preismaßes auch dieser Mangel ein Grund der im reichen China so häufigen Noth wäre.

Unter solchen Umständen erklärt sich die elende Lage der großen Masse der arbeitenden Bevölkerung in China höchst einfach. Weniger die Uebervölkerung ist, wie Viele glauben, die Ursache derselben (obgleich der Mangel an Voraussicht in China das Abschließen leichtsinniger Ehen auch begünstigen und Noth hervorbringen muß), als das Mißverhältniß zwischen der Arbeitskraft und dem Capital. Absolute Uebervölkerung gibt es überhaupt nicht. Eine solche tritt nur relativ ein, wo das Capital nicht ausreicht, um alle müßigen Hände productiv in Thätigkeit zu setzen. In China ist das Capital aber so rar, daß der Zinsfuß gesetzlich 12 Procent beträgt, in Wirklichkeit jedoch zwischen 18 und 36 Procent schwanken soll. Da ist es kein Wunder, wenn der Arbeitslohn auf ein Minimum sinkt, von welchem zu existiren uns unmöglich scheint. Die Ursache des hohen Zinses in China ist also verschieden von der, welche in Amerika eine ähnliche Wirkung äußert. In letzterem Lande ist der Zinsfuß höher, als in Europa, weil die Colonisation raschere und größere Gewinnste verheißt. China, als völlig angebautes Land, ist in dieser Hinsicht nur mit Europa zu vergleichen. Welcher Contrast bietet sich aber hier dar, wenn man Holland betrachtet, wo in der blühendsten Zeit die Regierung Capitalien zu 2 Procent aufnehmen konnte, und Privatleute zu 3 Procent!

Während in China das Capital hinter der Summe der Arbeitskraft zurückbleibt, ist es in England und Deutschland, was auch Pessimisten sagen mögen, so im Wachsen begriffen, daß es der vorhandenen Arbeitskraft im Ganzen reichlich productive Beschäftigung gibt, daß der Lohn sogar im Steigen sich befindet, obgleich der Aufwand in letzteren Ländern, die unproductive Consumtion von Werthen, viel größer ist, als in China. Das capitalistische Uebergewicht, welches England vor den meisten übrigen Ländern Europa's besitzt, hat es hauptsächlich dem langen Frieden zuzuschreiben, welchen seine insularische Lage ihm gesichert hat. Allein trotz der häufigen Kriege, welche Deutschland verwüsteten, ist die Capital-Ansammlung in der letzten Generation doch so rasch vorwärts geschritten, daß für eine Milliarde Eisenbahnen mit eigenen Mitteln gebaut werden konnten.

Die Beweggründe, Handel zu treiben, d. h. ein Gut von dem einen Orte nach dem anderen zu schaffen und dort zu verkaufen, sind vorzugsweise dreierlei Art: 1) das Gut ist an dem Orte des Käufers nicht producirbar,

weil Klima oder andere Verhältnisse ein unübersteigliches Hinderniß darbieten; oder 2) man kann es nicht so billig herstellen, als an dem anderen Orte; oder 3) man kann das betreffende Gut zwar an dem Wohnorte des Käufers eben so billig herstellen, als an einem anderen Orte, allein es besteht ein anderer Productionszweig, welcher noch mehr Gewinn abwirft, als das angenommene Gut, weßhalb man für das eigene Product mehr von dem letzteren eintauschen kann, als wenn man es selbst producirte, obgleich dem Verkäufer die Herstellungskosten höher zu stehen kommen, als sie dem Käufer kommen würden, wenn er die Waare selbst producirte.

Aus dem Voigtlande werden z. B. große Quantitäten von gefärbten Baumwoll-Geweben nach England abgesetzt. Dieses könnte wahrscheinlich das Product selbst eben so billig und, in Betracht der wegfallenden Doppel-Fracht, billiger herstellen, weil es das Baumwollen-Garn, welches jene Weber nöthig haben, selbst producirt und weil seine Maschinenkräfte ausgebildeter sind. Allein die englischen Industriellen ziehen es vor, dieses Fabricat aus Deutschland zu beziehen, weil sie noch mehr Gewinnst in der Baumwoll-Spinnerei machen, als in der Weberei. Derselbe Grund aber, welcher die Schotten veranlaßt, Baumwollen-Gewebe im Fichtelgebirge zu bestellen, sollte die Deutschen veranlassen, sich mehr auf die Weberei und Färberei zu verlegen, und statt selbst kostspieliger das Garn zu spinnen, dasselbe aus England zu beziehen. Aus diesem Grunde können wir zu häufige Anlegung von Baumwoll-Spinnereien in Deutschland nicht billigen.

Nehmen wir den Fall, in der betreffenden Fabrikgegend sei ein Capital von zehn Millionen zu industrieller Verwendung vorräthig; fünf Millionen seien bereits in der Weberei und Färberei von leichten Baumwoll-Stoffen angelegt. Es wird in diesem Industriezweige ein Gewinn von zwanzig Procent gemacht. Nun ärgern sich einige Speculanten oder Anhänger der Theorie der sogenannten „nationalen Arbeit" darüber, daß das Garn aus England oder Sachsen bezogen wird, weil man es billiger haben könnte, wenn man es selbst producirte. Sie schlagen vor, für die fünf übrigen Millionen Spinnereien anzulegen. Es gelingt ihnen, die Capitalisten dazu zu überreden. Sie haben aber dem Lande reellen Schaden zugefügt; denn das Capital trägt jetzt die Hälfte oder ein Dritttheil weniger Gewinn. Es wird also weniger Capital aufgespart, und in Zukunft werden weniger Arbeiter ernährt, oder besser die Vermehrung der Arbeitsbeschäftigung geht nicht so rasch und günstig vorwärts. Wenn man bloß aus dem Grunde Alles selbst machen sollte, weil man es selbst billiger herstellen könnte, dann müßte man auch eine Maschinen-Fabrik errichten, um die Baumwoll-Maschinen anzufertigen: man müßte überhaupt eine Menge Werkzeuge und Halb-Fabricate selbst machen. Es kommt aber nicht darauf an, ob man etwas selbst billiger machen kann, sondern ob man nicht in derselben Zeit, während welcher man

eine solche Waare, deren man bedarf, fabriciren würde, etwas Anderes produciren kann, was mehr werth ist.

Wenn die Production in Webe-Stoffen um jene fünf Millionen auf einmal vermehrt würde, so wäre es möglich, daß das vermehrte Angebot den Preis drücken und folglich den Gewinn vielleicht auf fünfzehn Procent herabsetzen würde; allein der geringere Preis würde bald die Consumtion um die volle Ausdehnung der Production vermehren. Ein geringer Preis-Abschlag kann die Consumtion verdoppeln, verdreifachen, ja verzehnfachen. Bei einer Production mit dem Capitale von zehn Millionen sind so viele Vortheile vor einer mit nur fünf Millionen arbeitenden Fabrication — Vortheile, die auf der Hand liegen —, daß der Preis bei der ersteren gar nicht mehr die alte Höhe zu erreichen braucht, um den Gewinn wieder auf zwanzig Procent zu bringen. Der Gewinn hängt wesentlich vom Betrag des Arbeitslohnes ab. Bei starkem Antheil der Arbeit ist der Gewinn gering, und umgekehrt. Nun kann bei einer Vermehrung des in einem Industriezweige arbeitenden Capitals häufig mehr an Arbeit gespart werden als die vermehrte Nachfrage des Capitals nach Arbeitern den Lohn erhöhen würde; es kann in mancher Hinsicht eine doppelte Quantität von Producten mit Einer und derselben Arbeit beschafft werden. Ein und derselbe Arbeiter kann eine Dampfmaschine von zehn und eine von hundert Pferdekraft bedienen. Manche Fabrikanten arbeiten jetzt noch größtentheils ohne Maschinen-Webestühle. Würden die fünf Millionen, statt zur Errichtung von Maschinen-Spinnereien, zum Ankaufe von Webe-Maschinen und Garn verwandt, so könnte dieselbe Anzahl von Arbeitern, an den Maschinen beschäftigt, vielleicht fünfmal so viel produciren. Der Arbeitslohn dieser vorhandenen Arbeiter würde für ihre vermehrte Geschicklichkeit etwas höher sein müssen; er würde aber gewiß nicht das Doppelte ersteigen. Gesetzt, der Arbeitslohn hätte für ein Producten-Quantum im Werthe von einer Million 100,000 betragen; werden nun wegen der Maschinen den Arbeitern 150,000 bezahlt, so werden, wenn die Production ins Fünffache erhöht ist, immer noch 350,000 gespart, wovon ein Theil zum Gewinne gerechnet, der andere dazu verwandt werden kann, den Waarenpreis herabzusetzen, wodurch die Nachfrage und die Consumtion von Neuem gesteigert wird u. s. w.

Ein wesentliches Moment beim Handel sind die Transportkosten. Den Waaren wird dadurch so viel Werth beigefügt, als Dienstleistungen erforderlich sind, um sie von einem Orte zum anderen zu schaffen. Je schlechter, schwieriger, gefährlicher die Verkehrswege sind, um so höher sind die Transportkosten, und umgekehrt. Durch hohe Transportkosten wird dieselbe Waare auf einen höheren Preis geschraubt, Production und Consumtion werden erschwert und mithin auch der Handel gehindert. Je besser, bequemer, sicherer, billiger die Verkehrswege werden, um so billiger wird die Production, um so mehr

kann die Consumtion sich erweitern, der Handel, der den Austausch zwischen der vermehrten Production und Verbrauchung bewerkstelligt, gedeihen und der ganze gewerbliche Zustand eines Landes aufblühen. Wir haben hier ein neues Beispiel, wie sich beim Aufwande einer gleichen Summe von Arbeitskraft der Zustand der Bevölkerung in demselben Maße verbessern muß, in welchem die Civilisation vorwärts schreitet. Durch die Verbesserung der Straßen, den Bau von Canälen und Eisenbahnen werden immer mehr Naturkräfte zur Gütererzeugung herangezogen, die Transport- und folglich die Productionskosten werden fortwährend vermindert und eine höhere Summe von Producten kommt zur Vertheilung unter die Bevölkerung. Keinem Industriezweige kommt dieser Fortschritt besser zu Statten, als den Boden-Producenten; denn der Absatz ihrer Erzeugnisse wird oft erst durch den Bau eines Canals oder einer Eisenbahn möglich gemacht; viele Ländereien werden oft erst in Anbau genommen, wenn ein solches Transport-Mittel in die Nähe kommt.

Wir haben gesehen, daß der Handel ein Austausch von Dienstleistungen ist. Wenn nun ein Land, das mit einem anderen in Verbindung steht, viel Handel treiben will, so muß es dem anderen viele Dienste leisten und dessen Dienste als Gegenzahlung zurückempfangen, oder, mit anderen Worten, wenn es viele Werthe empfangen will, muß es viele Werthe dafür exportiren. Ausfuhr und Einfuhr müssen sich immer das Gleichgewicht halten, wenn nicht ein Land gegen das andere benachtheiligt sein will; sie werden sich stets das Gleichgewicht halten, weil kein Land etwas umsonst hergeben wird. Will ein Volk viele Güter einführen, so muß es viele Producte exportiren; auf starke Ausfuhr folgt auch starker Import. Kein Volk wird so thöricht sein, seinem Nachbar Waaren zu schenken, jedes wird ein anderes Product als Gegenleistung verlangen.

Nachdem wir wiederholt des großen Irrthums der Mercantilisten gedacht, welche der Meinung waren, daß ein Volk sich bereichere, wenn es viele Waaren exportire und wenige einführe, die Differenz sich aber an Geld herausbezahlen lasse, wollen wir jetzt eine Erscheinung beleuchten, die Vielen unerklärlich ist — die s. g. „Verschiedenheit des Geldwerthes" in Ländern, die einen verschiedenen Grad industrieller Entwicklung besitzen.

Man nimmt nämlich im gemeinen Leben an, daß der Geldwerth in England z. B. geringer sei als in Deutschland; im Norden Deutschlands geringer als im Süden. Dieser Ausdruck beruht auf derselben Verwechselung des Scheines mit der Wirklichkeit, mit welcher wir im gewöhnlichen Sprachgebrauch auch von einem Auf- und Untergang der Sonne sprechen. Denn der Werth des Geldes, des Metallgeldes, ist in diesen Ländern nicht verschieden, weil Gold und Silber eine Waare ist, die wegen ihrer leichten Transportabilität eher als die meisten anderen Waaren ein gleichmäßiges Niveau in allen dem Welthandel eröffneten Ländern herzustellen bestrebt ist,

eine Waare, die, sobald der Preis im Vergleich zu dem eines anderen Landes die Transportkosten übersteigt, in das Land, wo der höhere Preis herrscht, geschickt wird, — gerade wie das Wasser von einer höheren zu einer niedrigeren Stelle läuft. Die Erscheinung, von welcher wir sprechen, bezieht sich also nicht auf den Werth des Geldes, dessen Vorrath in allen Ländern durch das Arbitrage-Geschäft ausgeglichen und durch den Stand des Wechsel-Courses gemessen wird. Sie bezieht sich vielmehr auf die Preise gewisser nothwendiger zum Theil schwer oder nicht transportirbarer Lebensbedürfnisse, welche in dem einen Lande höher sind als in dem anderen. Es sind in dieser Hinsicht verschiedene Unterscheidungen zu machen, erstens zwischen solchen Preisen, die aus einem berechtigten wirthschaftlichen Grunde in dem einen Lande höher sind als in dem anderen, und zweitens solche, die wegen unwirthschaftlicher Einrichtung höher sind oder wegen vorübergehender Mißbräuche, deren Beseitigung durch die Concurrenz möglich ist.

Allerdings finden wir die erwähnte Erscheinung in industriereichen gegenüber von ärmeren Ländern; allein daß man von einer Verminderung des Geldwerthes nicht sprechen kann, geht schon daraus hervor, daß in ersteren die Waaren der großen Industrie billiger sind und häufig auch die Preise der landwirthschaftlichen Rohproducte nicht höher stehen. In Wirklichkeit reducirt sich jene Erscheinung also darauf, daß die Preise gewisser Lebensbedürfnisse in den industriereichen Ländern höher sind als in ärmeren, also z. B. die Wohnungen, die Arbeitslöhne, das Fleisch, das Holz, und in Folge dessen auch die Preise vieler Gewerbs-Erzeugnisse, welche nur halb oder gar nicht aus der Fabrik stammen. Die Erscheinung, von der wir sprechen, bezieht sich also vorzugsweise auf die Preise der Gasthöfe, der Handwerker und der Krämer.

Was nun 1) die wirthschaftlich berechtigten Ursachen dieser Erscheinung betrifft, so sind dieselben zu suchen a) in höheren Steuern. In industriereicheren Ländern sind in der Regel auch höhere Staats-Bedürfnisse vorhanden, und da die Steuerpflichtigen ihre Lasten nicht auf das Ausland abwälzen können, indem im Welthandel auch die Waaren anderer Länder concurriren, so müssen sie die höheren Steuern selbst tragen und natürlich im Preise ihrer Erzeugnisse an Ort und Stelle vergütet zu erhalten suchen. Namentlich da, wo die Steuer auf die Consumenten ganz abgewälzt wird, tritt eine Erhöhung ein, z. B. bei den Fleisch- und Brod-Preisen in Folge der Accise. b) Wenn auch das Capital an sich in industriereichen Ländern in der Regel billiger ist, so haben doch Boden und Häuser einen viel größeren Capitalwerth, dessen höhere Zinsen in dem Preise mancher Bedürfnisse angerechnet werden. Dies ist besonders in den Städten der Fall, bei welchen dieselbe Erscheinung in verschiedenen Stufen, bei größeren Städten gegenüber kleineren, und sogar bei dem belebteren Theile einer und derselben Stadt gegenüber einem weniger

belebten Quartier vorkommt. Da die Erwerbs-Gelegenheit einer größeren Stadt oder eines belebteren Stadttheiles größer ist, als die einer kleineren Stadt oder eines stilleren Quartiers, so sind in den ersteren die Preise der Bauplätze sehr hoch, die Häuser- und Ladenmiethe ungleich höher, als in den letzteren, und dieser Unterschied in der Miethe wird eben auf den Preis der Waaren oder Dienstleistungen an Ort und Stelle geschlagen, die trotz höheren Preises da, wo sie der Schaulust des größeren Menschenstromes ausgesetzt sind, vermöge der größeren Nachfrage leichteren Absatz finden. c) Oft steigt die Miethe noch höher, als das Verhältniß des Preises der Bauplätze und der Häuser es rechtfertigen würde. Dies folgt aus rascher Vermehrung der Bevölkerung oder des Verkehrs, kann aber nur so lange dauern, bis die hohen Miethen Concurrenz der Baumeister angeregt haben und neue Häuser errichtet sind. Auch während Messen, Märkten oder sonstigen Gelegenheiten, wo die Nachfrage in außerordentlicher Weise erhöht wird, steigen die Miethpreise ungewöhnlich, um sodann, wenn die Ursache entfernt ist, ihr altes Niveau wieder einzunehmen. Dasselbe findet auch bei solchen Waaren Statt, welche im städtischen Leben häufig gebraucht werden, aber durch die Concurrenz nicht sofort wieder zu schaffen sind. d) Eine Hauptursache höherer Preise, besonders bei Gasthöfen, liegt in der schöneren Ausstattung und der besseren Qualität, so wie in dem stärkeren Zudrang (Nachfrage) des Publicums. e) Endlich kommt noch eine Ursache, die oft dem Blicke entgeht, die gesteigerten Ansprüche der gebildeten Classen auf gewissen unvermeidlichen Aufwand, welcher von der Stellung in der Gesellschaft geboten wird und das Leben überhaupt vertheuert, während da, wo man einfach geblieben ist, die Ausgaben in einem gewissen Maße gehalten werden. Was 2) die unwirthschaftlichen Ursachen der höheren Preise verkehrsreicherer Länder und Städte betrifft, so bildet der industrielle Ruf derselben gewisser Maßen eine Art von Monopol, welches stets den Preis derjenigen Artikel erhöht, deren Genuß der Aufenthalt in diesen Ländern oder Städten mit sich bringt. Dieses Monopol, dieses geistige Capital oder wie wir es nennen wollen, wird namentlich von den Gasthöfen und Modewaaren-Händlern verkehrsreicherer Städte oder Stadttheile oft sehr mißbräuchlich ausgebeutet. Für einige Zeit ist dieser Mißbrauch den Consumenten sehr empfindlich, allein nach längerer Zeit führt er stets die Heilung von selbst mit sich, indem einestheils Concurrenz entsteht oder anderentheils das Publicum gewitzigt wird und solche Plätze und Häuser möglichst vermeidet. Prellereien sind daher auf die Dauer ein sehr unwirthschaftliches Mittel des Erwerbs. Viele Gasthofs-Besitzer, welche uns mit französischen Sitten und mit noch unliebsameren französischen Preisen bedrücken wollten, werden die Wahrheit dieses Satzes zu ihrem eigenen Schaden bewährt gefunden haben.

Dies sind so ziemlich die Hauptursachen, warum das Leben theurer in

England als in Deutschland, im Norden Deutschlands theurer als im Süden, kurz in verkehrsreicheren Ländern und Städten theurer als in andern ist; obgleich gerade in denselben die Preise der Manufactur-Erzeugnisse vermöge der Vergrößerung des Capitals und der Maschinen fortwährend im Sinken begriffen sind.

Noch eine andere Ursache, welche aber freilich ganz in der Macht der Consumenten selbst liegt, ist die, daß wegen des leichteren Erwerbs in verkehrsreichen Ländern und Städten, wegen des größeren Zusammenflusses von Geld und Capital, wegen des rascheren Geldumlaufs, wegen des Zusammenströmens reicher Leute auch die Bedürfnisse erweitert und die Nachfrage und Consumtion vergrößert werden. Im Verhältniß mit der Verbesserung des Lohnes und des Erwerbes, mit dem Anwachsen des Reichthums wachsen auch die Bedürfnisse, die Lebensgenüsse werden verfeinert, die Nachfrage nach Bequemlichkeiten und Gütern, welche die höheren Bedürfnisse befriedigen, vermehrt sich, und in Folge dessen steigt auch der Arbeitslohn und der Preis vieler Waaren.

Wir können keinen Unterschied zwischen der Wirkung des ausländischen und des inländischen Handels finden und weder A. Smith beistimmen, welcher dem ersteren die Macht zuschrieb, größeren Gewinn abzuwerfen, noch denen, welche — gleich gewissen Socialisten — ihn ganz aufheben oder — gleich den Prohibitionisten und Schutzzöllnern — ihn hemmen wollen. Bei freier wirthschaftlicher Bewegung thut er ganz dieselbe Wirkung, wie der Tausch im engsten Kreise des Inlandes. Er befördert die Arbeitstheilung und vermehrt dadurch die Production. Wenn der Handel zwischen Schlesien und Ungarn gehemmt ist und beide Länder keine anderweitige Verbindung haben, dann müssen die Ungarn in üppigen Jahrgängen einen Theil ihres alten Weines wegschütten, um Fässer für das bessere Gewächs zu bekommen; ein Theil des Kornes verfault, und große Strecken Landes bleiben wüst liegen; die Viehzucht verschlechtert sich, weil Sorgfalt aus Mangel an Absatz sich nicht lohnt. Zugleich aber gehen die Bauern sehr zerlumpt einher, und die Schweinehirten wechseln im ganzen Sommer das Hemd nicht. In Schlesien dagegen bricht der Hunger-Typhus aus, während große Lager von Leinen-Waaren aufgespeichert ohne Absatz da liegen. Räumt man nun die Verkehrs-Hindernisse hinweg, so kann Ungarn die Producte, welche sonst zu Grunde gegangen wären, gegen Leinen austauschen, die keinen Absatz haben, und beide befinden sich wohl. Sobald die ungarischen Bauern merken, daß sie für ihre Producte Geld oder Geldeswerth haben können, so werden sie anfangen, mehr Ländereien in Anbau zu nehmen, die angebauten besser cultiviren, die Viehzucht verbessern und den Weinbau veredeln. Eben so werden die Schlesier ihre Production durch Ersparung an den Kosten, durch Maschinen, durch Aufwendung größeren Capitals zu vermehren und billiger

zu machen suchen. So lange der ungarische Bauer aber keine Wege hatte, auf welchen er seine Producte verfahren konnte, so lange hatte er keine Ursache, mehr Arbeit aufzuwenden, als er brauchte, um das Leben zu fristen. Das ist die Haupt-Ursache der Trägheit und der Verschwendungslust der ungarischen Land-Bevölkerung, über welche so vielfache Klagen geführt worden sind.

Durchaus unwirthschaftlich war es, daß vor einigen Jahrzehenten eine Gesellschaft für „nationale Arbeit" sich aufthat, welche eine ungarische Industrie mit Kunst und Gewalt hervorrufen und die österreichische verbannen wollte; wir sagen: ungerechtfertigt war es vom ökonomischen Standpunkte aus. Aber auch vom politischen Standpunkte aus war diese Agitation verblendet. Denn wenn es die Absicht gewesen ist, Ungarn im Gegensatze zu den übrigen österreichischen Ländern zu heben und selbstständiger zu machen, so konnte das doch dadurch gerade am besten geschehen, daß das Land möglichst viele Werthe producirte. Nun ist das Land der Magyaren aber so gesegnet, daß die Früchte ohne Dünger wachsen, daß es vor den übrigen Ländern Europa's einen Vortheil hat, indem die Kräfte der Natur hier bei Anwendung gleicher Arbeit und gleichen Capitals mehr leisten, als anderswo. In keinem Industriezweige konnte Ungarn also mehr Werthe erzeugen, als in dem Landbaue. Um die Producte aber zu verwerthen, mußten Straßen, Canäle, Eisenbahnen gebaut, Flußbette regulirt werden; um die Production möglichst zu erleichtern, mußten die Frohnden aufgehoben, nützliche Kenntnisse verbreitet, bessere landwirthschaftliche Geräthschaften angeschafft werden, die Intelligenteren mußten den Bauern mit rationeller Landwirthschaft und gutem Beispiel an die Hand gehen (wie es seither zum großen Theil geschehen ist). Die so gewonnenen Producte konnten ins Ausland geführt und Waaren dafür eingetauscht werden, die Ungarn fehlen und welche andere Länder vermöge der Beschaffenheit ihrer Lage und Bevölkerung billiger hervorzubringen im Stande sind. Auf solche Weise hätten die Ungarn eine bedeutend höhere Summe an Jahres-Producten erzielt, als wenn sie selbst Fabriken errichteten und ihre Straßen in patriarchalischer Einfachheit ließen. Wenn dann im Laufe der Zeit aller Boden aufs zweckmäßigste angebaut war, so daß ein bedeutender Ueberschuß der Jahres-Production nicht mehr vortheilhaft als Capital im Ackerbaue angelegt werden konnte, dann hätte dieses sich andere Beschäftigung gesucht, und eine naturgemäße Industrie würde von selbst entstanden sein.

Es wird von Seiten der Anhänger der „nationalen Arbeit" häufig der Einwand gemacht, „man dürfe sich nicht vom Auslande abhängig machen"; es wird gejubelt bei jedem Versuche, ein Product, das bis dahin vom Auslande bezogen wurde, im Inlande zu erzeugen. Wir können in dieser Hinsicht keinen Unterschied finden bei dem Verhältnisse zwischen Nation und

Nation, zwischen Kreis und Kreis, Stadt und Stadt, Familie und Familie. Wie es vermöge des Gesetzes der Arbeitstheilung nicht vortheilhaft ist, wenn jeder einzelne Mensch sein eigener Schneider, Schuster, Bäcker, Schmied, Tischler, Maurer, Hutmacher u. s. w. ist, so kann es nicht vortheilhaft sein, wenn jede Stadt, oder jeder Landes-Bezirk, oder jedes Reich, oder jeder Welttheil alles, was er braucht, selbst macht. Wenn die sogenannte Abhängigkeit des einen Landes von den Waaren des anderen vielleicht für den Fall eines Krieges unangenehm wäre, so trifft die Calamität des Waaren-Ausfuhr-Verbotes das eine Land wie das andere; und dies ist gewiß gerade ein Motiv, einen solchen Krieg zu verhindern.

Im orientalischen Kriege hat es sich von Neuem deutlich gezeigt, welch ein ungeheures Gewicht die gegenseitige Solidarität der Völker für den Frieden in die Wagschale wirft, — eine Solidarität, die nur dadurch hervorgerufen ist, daß die civilisirten Länder sammt und sonders in Betreff der Waaren-Aus- und Einfuhr von einander „abhängig" sind. Nur das verhältnißmäßig am wenigsten cultivirte Land, Rußland, konnte es wagen, der übrigen Welt Trotz bieten zu wollen, mußte aber durch seinen eigenen Schaden dafür büßen. Rußland glaubte, das übrige Europa hätte sich von seiner Getreideausfuhr abhängig gemacht; es hat aber gefunden, daß während des Krieges der Handel neue Quellen aufgesucht hat, daß die Production z. B. in Amerika größeren Aufschwung nahm und daß am Ende nur die russische Production und der russische Handel, von welchem das Ausland hat abhängig sein sollen, den Schaden trugen.

Aber auch für den Kriegsfall gibt es noch einen Grund, welcher diese Theorie verwerflich macht. Wenn ein Land Alles selbst produciren will, bringt es offenbar weniger Werthe hervor, als wenn es nur die lohnendsten Productionen betreibt. Im letzteren Falle wird es offenbar reicher, als im ersteren, und ein capitalreiches Land hält auch den Krieg besser aus, als ein capitalarmes; denn schon Montecuculi hat gesagt: „Zum Kriege gehört Geld — Geld — Geld." Eine Ausnahme könnte nur gestattet sein bei Waaren, die gar keine Güter der allgemeinen Consumtion des Friedens sind, sondern nur durch den Krieg bedingt werden, wie Pulver, Waffen u. s. w.

Man sollte gerade nichts sehnlicher wünschen und erstreben, als alle Völker hinsichtlich der Befriedigungs-Mittel ihrer Bedürfnisse so abhängig von einander zu machen, daß keines das andere entbehren kann. Der allgemeine Weltfriede wird so am sichersten gegründet, denn der Handel schlingt ein starkes Band um die Nationen der Erde, läßt auch die entferntesten und wildesten Stämme endlich der Segnungen der Cultur theilhaftig werden und wandelt die Erde zu einer großen Werkstätte um, in welcher alle Gesellen, nach den durch die Gedankensolidarität der Menschen entworfenen Planen

schaffend, immer intelligenter und wirksamer an dem Tempel ihres eigenen Glückes bauen.

Wir haben gesehen, daß ein Land eine bestimmte Waare vom Auslande beziehen kann, obgleich es im Stande wäre, diese Waare selbst billiger herzustellen, — weil die Erzeugung eines anderen Productes noch mehr Gewinn abwirft. Wird dieselbe Waare hingegen im Inlande erzeugt, dann muß die des Auslandes wenigstens um die Transportkosten und den Eingangszoll billiger sein, um einen Handels-Verkehr möglich zu machen. Die ausgeführte Waare ist im Ausland um die Transportkosten und den Zoll theurer, als am Orte der Production. Hingegen kann der Fall eintreten — und er ist auf Stapelplätzen des Zwischen-Handels nicht selten —, wo die ausgeführte Waare billiger ist, als am Erzeugungs-Orte. Es kommt z. B. vor, daß der Tabak und der Kaffee in Hamburg oder Amsterdam billiger sind, als in Amerika oder auf Java. Dies ist die Folge einer plötzlichen Ueberschwemmung des Marktes, übertriebener Speculation, und hängt mit den Handels-Krisen zusammen, indem Kaufleute oft mit ihren Speculationen ihren Vermögensstock zu weit überschritten haben und dann, gedrängt, Waare um jeden Preis losschlagen müssen. Auch kann es vorkommen, daß bei großen Vorräthen plötzlich eine günstigere Aussicht auf Gewinn in einem anderen Artikel oder Geschäfte sich eröffnet, welcher Gewinn den aus dem unter den Productionskosten etwa erfolgten Verkaufe des Tabaks oder Kaffee's entstehenden Verlust wieder reichlich ersetzt. Nehmen wir an, ein hamburger Kaufmann hat Kaffee gekauft, welchen er in Brasilien mit 95,000 M. B. bezahlt hat. Er hofft nach seiner Erfahrung denselben für 120,000 M. B. zu verkaufen. Nun erfährt er aber durch den Telegraphen aus New-York, daß eine Fehl-Aernte in Baumwolle bevorstehe. Er berechnet, daß dieser Artikel um wenigstens 35 Procent im Preise steigen müsse. Tags zuvor war ihm ein Vorrath von Baumwollen-Ballen zu 100,000 M. B. angeboten worden; er könnte ein vortreffliches Geschäft machen, wenn der Verkäufer noch nicht um die neueste Nachricht weiß; allein es fehlt ihm das Geld, weil er sein ganzes Capital in den Kaffee gesteckt hat. Rasch entschlossen, verkauft er seinen Kaffee um 90,000 M. B. und kauft die Baumwolle um 100,000. Er hat zwar, die Transportkosten eingerechnet, 10,000 M. B. verloren; allein dafür ist er sicher, wenigstens 35,000 M. B. aus der Baumwolle zu gewinnen, während ihm der Kaffee nur 20,000 Gewinn gebracht hätte. Im Ganzen steht die Bilanz immer noch um 5000 M. B. zu seinen Gunsten; — der Kaffee aber ist unter seinen Erzeugungskosten losgeschlagen worden. Solche Fälle kommen, wie bemerkt, nicht selten vor. Sind beim Eintreten einer reichen Aernte noch große Vorräthe auf dem Lager, so können die Besitzer genöthigt werden, diese unter dem Kostenpreise loszuschlagen, weil das reichliche Angebot den Preis der Waare gedrückt hat.

Dies vorausgeschickt, können wir einem anderen Vorurtheile, welches in Deutschland noch gäng und gäbe ist, den Krieg erklären: der Meinung nämlich, daß es für die Producenten am vortheilhaftesten sei, direct an die Consumenten zu verkaufen, und für die Consumenten, ihre Waaren direct von den Erzeugern ohne Mittelsmann zu beziehen. Für die Fabrication namentlich schlägt man den directen Bezug der Rohstoffe als vortheilhaft vor.

Außer den oben angeführten Umständen ist ein solcher directer Verkehr in der Regel gefährlicher und kostspieliger schon wegen des Mangels der Theilung der Arbeit. Es ist sehr selten, daß ein Fabrikant, der in seinem Fache Tüchtiges leistet, auch die Kenntnisse und die Umsicht besitzt, welche der Kaufmann haben muß, um den Stand der Märkte u. s. w. zu übersehen. Und wenn er auch im Stande wäre, beides zu vereinigen, was als Regel gar nicht angenommen werden kann, so macht doch das Capital einen Strich durch die Rechnung. Denn er macht entweder mit dem Handel oder mit der Fabrication mehr Gewinn; in dem einen wie in dem anderen Falle wird er sein ganzes Capital in den Handel oder in die Fabrication stecken. So machen es die englischen Fabrikanten, und es wäre zu wünschen, daß unsere deutschen, welche von dem höheren Preise im Detail-Verkaufe sich locken lassen und dafür Capital und Arbeit der Fabrication entziehen, dieses Beispiel nachahmen möchten. Von da an würde unsere Industrie einen rascheren Aufschwung nehmen, — denn ihr Lebensmark ist die Theilung der Arbeit. Wenn die Fabrikanten als Consumenten von Rohstoffen zum directen Bezuge schreiten, dann erhalten sie in der Regel schlechtere und theurere Waare, als von den Großhändlern in den Seestädten, weil diese durch ihre Ausbildung und ihre Verbindungen, die nur durch langjährige Erfahrung angeknüpft werden können, bei der Lehrgeld bezahlt werden muß, weit bessere Kenntniß der Waaren besitzen und die Conjuncturen des Marktes besser benutzen können.

Die Consumenten an und für sich sind selbstverständlich an den Kaufmann angewiesen, weil das von ihnen gebrauchte Quantum so klein ist, daß in der Regel ein Mittelsmann erst die Vertheilung übernehmen muß.

Nur in Ländern, wo der Verkehr noch auf einer niedrigen Stufe der Entwicklung steht, kann es zuweilen vortheilhafter sein, vom Producenten direct zu kaufen. Sobald aber ein verzweigter, solider Handelsstand sich entwickelt hat, wird dieser die Vertheilung der Güter in die Hand nehmen.

„Die Unternehmer in den verschiedenen Industrie-Zweigen pflegen zu sagen, die Schwierigkeit liege nicht in der Production, sondern im Verkaufe, und man würde stets Waaren genug produciren, wenn sie leicht abzusetzen wären. Sobald der Absatz ihrer Producte langsam, mühselig und wenig vortheilhaft ist, sagen sie: das Geld ist rar; das Ziel ihrer Wünsche ist eine lebhafte Consumtion, wodurch die Käufe vervielfacht und die Preise fest-

gehalten werden. Fragt man sie aber nach den Umständen und Ursachen, die dem Verschleiß ihrer Producte günstig seien, so bemerkt man, daß die Mehrzahl eitel verworrene Ideen von diesen Materien hegt, die Thatsachen schlecht beobachtet und noch schlechter erklärt, daß sie das Zweifelhafte für ausgemacht hält, das wünscht, was ihrem Interesse scheitelrecht widerstreitet, und bei der Staatsgewalt um einen Schutz buhlt, der fruchtbar an verderblichen Resultaten ist."

Mit diesen Worten beginnt J. B. Say eine Abhandlung, durch welche er nicht wenig dazu beigetragen hat, ein altes Vorurtheil zu vernichten.

Der Mann, welcher durch seine Arbeit, seine Dienstleistungen Dingen Werth beibringt, kann nur da hoffen, daß dieser Werth werde geschätzt und bezahlt werden, wo andere Menschen die Mittel besitzen, jene Güter zu kaufen. Worin bestehen diese Mittel? In anderen Werthen, anderen Producten — den Früchten von deren Arbeit, Capitalien und Ländereien. Daraus geht hervor, daß lediglich die Production der Production ihre Absatzwege eröffnet. Wenn die Waaren auch in der Regel mit Geld abgeschätzt und bezahlt werden, so waren es doch wieder Dienstleistungen, Werthe, Producte, für welche jenes Geld eingetauscht wurde. Wenn der Wagner Ackergeräthschaften an den Landwirth verkauft, so erhält er allerdings Geld dafür, aber dieses Geld hat der letztere sich erst wieder durch Getreide verschafft: das Getreide ist nur durch Dienstleistungen erzeugt, und genau genommen, sind nur Dienstleistungen gegen Dienste vertauscht worden.

„Wenn man sagt: Der Verkauf geht nicht, weil das Geld rar ist, so nimmt man das Mittel für die Ursache; man begeht einen Irrthum, der daher rührt, daß fast alle Producte zu Geld gemacht werden, bevor man sie gegen andere Waaren umtauscht, und daher, daß eine Waare, die so oft vorkommt, den Leuten als die Waare aller Waaren erscheint, als das Ziel alles Verkehrs, dem sie doch nur als Vermittler dient. Man sollte nicht sagen: der Verkauf geht nicht, weil das Geld rar ist, sondern: weil die anderen Producte rar sind. Geld gibt es fast immer genug zum Behufe des Umlaufes und des wechselseitigen Austausches der sonstigen Werthe, sobald diese Werthe wirklich existiren. Fängt der Masse von Geschäften das Geld zu gebrechen an, so ersetzt man es leicht, und die Nothwendigkeit dieses Ersetzens ist das Wahrzeichen eines sehr günstigen Umstandes: sie beweist, daß eine große Menge producirter Werthe da ist, womit man sich eine Menge anderer Werthe zu verschaffen wünscht. Die vermittelnde Waare, welche alle Umsätze erleichtert, wird in diesem Falle sehr leicht durch bekannte kaufmännische Mittel vertreten, und bald strömt das Geld herbei: aus dem Grunde, weil jede Art von Waaren sich an den Ort begibt, wo man ihrer bedarf. Wenn es dem Handel an Geld gebricht, so ist dies (außerordentliche Störungen ausgenommen) ein eben so gutes Zeichen, als wenn es den Waaren an Magazinen

fehlt. Findet eine überflüssige Waare keinen Käufer, so liegt der Hinderungsgrund ihres Verkaufes so wenig im Geldmangel, daß ihre Verkäufer sich glücklich schätzen würden, deren Werth in solchen Waaren, die zu ihrer Consumtion dienen, nach dem Cours des Tages zu empfangen; sie würden kein Geld suchen und seiner nicht bedürfen, weil sie es bloß darum wünschen, um es in Waaren ihrer Consumtion zu verwandeln."

Wir sehen daher, daß der Absatz da am schnellsten und leichtesten ist, wo am meisten Werthe producirt werden; besser in Städten, als auf dem Lande, besser in stark bevölkerten, reichen Gegenden, als in armen Ländern.

„Es ist eine interessante Bemerkung," sagt Say, „daß jedes Product vom Augenblicke seiner Erzeugung an für den ganzen Betrag seines Werthes anderen Producten einen Absatzweg eröffnet. In der That, wenn der letzte Producent ein Product vollendet hat, so geht sein höchstes Streben nach dessen Verkaufe: damit der Werth dieses Productes in seiner Hand nicht brach liege. Nun kann man aber seines Geldes nicht anders los werden, als indem man irgend ein Product zu erkaufen sucht. Folglich sieht man, daß die bloße Thatsache der Bildung eines Productes, sobald sie erfolgt ist, für andere Producte einen Absatz herbeiführt. Wenn dies so ist, wird man fragen, woher rührt denn jene erstaunliche Schwierigkeit, die man besonders, wenn die Lage der Staats-Angelegenheiten nicht günstig ist, beim Absatz der Industrie-Producte erfährt, so daß alsdann so wenig Vortheil daraus zu ziehen ist? Diese Frage ist natürlich, aber die Antwort darauf kann nicht eine einzige sein: sie ist mannichfaltig und findet sich in diesem ganzen Werke zerstreut, welches entwickelt, was dem Absatze günstig oder hinderlich ist. Hier will ich mich mit der Bemerkung begnügen, daß der Mangel an Absatz eines Productes oder selbst einer großen Productenmenge das bloße Resultat einer Anpfropfung in einem oder mehreren der Industrie-Canäle ist; daß alsdann in diesen Canälen eine größere Masse jener Producte steckt, als der allgemeine Bedarf erheischt, und daß dies immer daher rührt, daß andere Canäle, weit entfernt von einer Anpfropfung, im Gegentheil von mehreren Producten fast geleert sind, die um ihrer Seltenheit willen in demselben Grade stärker, wie die ersteren schwächer, gesucht werden. Gerade weil die Production der mangelnden Producte gelitten hat, finden die überflüssigen Producte keinen Absatz und muß ihr Preis sinken. Mit anderen Worten: viele Leute haben weniger eingekauft, weil sie weniger gewonnen haben; und sie haben darum weniger gewonnen, weil sie in der Verwendung ihrer Productionsmittel Schwierigkeiten gefunden, oder auch weil diese Mittel ihnen gefehlt haben. Auch kann man wahrnehmen, daß gerade die Zeiten, wo gewisse Waaren sich schwer verkaufen lassen, dieselben sind, wo andere Waaren auf überschwängliche Preise steigen. Frankreich hat davon ein auffallendes Beispiel in den Jahren 1811, 12 und 13 erlebt, wo man den un-

geheuren Preis der Colonial-Waaren, des Getreides und mehrerer anderen Producte gleichen Schritt mit der trostlosen Herabsetzung und dem nur nachtheiligen Absatze vieler anderen Waaren halten sah. — Da hinwiederum in hohen Preisen ein Motiv zur Vermehrung der Erzeugung solcher Waaren liegt, so müßten übermächtige Kräfte oder Gewaltmittel, wie z. B. physische oder politische Unfälle, die Habsucht oder das Ungeschick der Regierungen, diesen Mangel von der einen Seite zwangsweise erhalten, wodurch auf der andern Anpfropfung und Stockung entsteht. So wie diese Krankheitsursache aufgehoben ist, strömen auch die Productionsmittel nach den leeren Canälen, und das Product von diesen verschlingt die Ueberfülle der anderen: das Gleichgewicht stellt sich wieder her und würde selten gestört werden, wenn die Productionsmittel stets ihrer völligen Freiheit überlassen blieben."

Wir haben schon bemerkt, daß der Absatz um so leichter sei, je reicher das Land; da ein Land aber um so reicher ist, je mehr es producirt, so ist der Absatz auch da am besten, wo am meisten und am leichtesten producirt wird. „Eine zweite Folgerung aus demselben Principe", sagt Say, „ist die, daß Jeder bei der Wohlfahrt Aller interessirt, und daß die Blüthe des einen Industriezweiges der Blüthe aller anderen günstig ist. Wirklich findet man in jedem Industriefache, das man bearbeitet, und in jedem Talente, das man ausübt, um so leichter Arbeitsgelegenheit, je mehr man von Leuten, die selbst gewinnen, umringt ist. Der Mann von Talent, den man in einem verarmenden Lande traurig vegetiren sieht, würde in einem wohlhabenden Staate tausend Stellen finden, wo man seine Fähigkeiten anwenden und belohnen könnte.

„Jedes Volk ist in Bezug auf seine Nachbarvölker ganz im Verhältnisse einer Provinz zur anderen, oder einer Stadt in Bezug auf die Dörfer: es ist dabei interessirt, sie aufblühen zu sehen, und versichert, bei ihrem Reichthum zu gewinnen.

„In der Aufreizung zur Consumtion", schließt Say seine Betrachtungen über diesen Gegenstand, „liegt noch keine Beförderung des Handels; denn es kommt weit minder darauf an, die Lust, als die Mittel zur Consumtion zu verschaffen. Die Production aber, indem sie diese Mittel schafft, ruft von selbst die Consumtion hervor; sei diese Consumtion eine rein genießende oder eine wiedererzeugende." Absatzstockungen, die bei ungehinderter Production Statt finden, haben ihre Ursache nicht in dem angeführten Gesetze, sondern in den Menschen selbst. Wenn Jemand sein Geschäft nicht versteht, theurer und schlechter producirt und folglich schlechte Waaren theurer verkaufen will, als sein Concurrent, dann mag ihm der gewünschte Absatz fehlen; er hat aber nur sich, nicht das Naturgesetz anzuklagen. Wenn man dieses Gesetz, daß die Production die Consumtion hervorrufe, eingesehen hat, so braucht man nicht ängstlich zu grübeln, auf welches Industriefach man die Pro-

duction vorzüglich gerichtet zu sehen wünschen müsse. Die geschaffenen Producte erregen verschiedene Nachfrage, je nach dem Zustande der Sitten, der Bedürfnisse, der Capitalien, der Industrie und der Naturkräfte des Landes; die gesuchten Waaren bieten, kraft der Concurrenz der Suchenden, stärkeren Gewinn, und die Production wendet sich von selbst wieder lebhafter diesem Industriezweige zu. In einer Gesellschaft, Stadt, Provinz oder Nation, welche viel producirt und wo die Productenmasse jeden Augenblick anwächst, werfen fast alle Handelszweige, alle Arten der Industrie schönen Gewinn ab, weil die Nachfrage bedeutend ist und stets eine Menge von Gütern zur Bezahlung neuer Productiv-Dienste bereit liegt. — Umgekehrt findet sich in jedem Staate, wo die Production kümmerlich fortgeht und niemals die Quantität der consumirten Werthe ersetzt, wegen der immer abnehmenden Nachfrage, stets mehr feilgebotene als verkaufte Waare; jeder Gewinnst, jeder Lohn ist im Fallen, die Anlegung der Capitalien wird zum Wagstück, der Wohlstand der Staatsangehörigen vermindert sich und endlich tritt Entvölkerung, Mangel, Barbarei an die Stelle des Wohlstandes und Glückes, welche reichliche Production hervorruft.

Eine wichtige Seite des Handels läßt sich am besten im Getreide-Geschäft beurtheilen.

Je niedriger die Stufe ist, auf welcher die Gesammt-Industrie eines Landes steht, desto größer sind die Preisschwankungen des Getreides in guten und in schlechten Jahren; je entwickelter hingegen der Handel eines Volkes, desto geringer ist der Unterschied zwischen dem höchsten und dem niedrigsten Preise. Diese Preisschwankungen gingen im Mittelalter oft bis ins Ungeheure; sie haben sich in der neueren Zeit außerordentlich dem Niveau genähert.

Nach heutigem Gelde galt der Quarter Weizen in England nach Stowe:

1238	=	14	Shilling	11	Pence.
1246	=	158	"	9	"
1257	=	198	"	5	"
1302	=	39	"	8	"
1315	=	198	"	5	"
1316	=	317	"	5	"
1317	=	436	"	6	"

Das sind nicht einmal die äußersten Extreme. Nicht selten, sagt Roscher, kostete damals der Weizen im Juni oder Juli vier- bis fünfmal so viel, als im September und October. In Rußland schwanken noch jetzt, wie Haxthausen berichtet, z. B. im Gouvernement Tambow, die Kornpreise von 4½ bis 64 Silbergroschen für den preußischen Scheffel. Dergleichen wäre im heutigen England schlechterdings unmöglich. Von 1700 bis 1750 (Roscher) sind die Eton-Preise des Bushels Weizen höchstens 11 Shilling 6 Pence, mindestens 2 Sh. 11 P. gewesen; von 1750 bis 1800 höchstens 16 Sh.,

mindestens 3 Sh. 9 P.; von 1800 bis 1835 höchstens 15 Sh. 4 P., mindestens 4 Sh. 11 P.

Zu unserer Zeit sind die Preisschwankungen da am höchsten, wo der Handel am wenigsten ausgebildet ist; die Getreidepreise nähern sich also stets mehr dem Niveau in den Seestädten und in Ländern, welche für ihren Bedarf immer auf den Handel angewiesen waren (Schweiz). In solchen Orten und Gegenden ist auch das letzte Ueberbleibsel der Gespensterfurcht — die Furcht vor dem sogenannten Kornwucher — wenig oder gar nicht vorhanden.

Da hingegen, wo der Handel nur wenig ausgebildet ist, hören wir in fruchtbaren Jahren die Producenten über Mangel an Absatz, über Schleuderpreise — und in Fehljahren die Consumenten über „Kornwucher" klagen, der hohe Preise verursache. In Ländern, wo die Communicationsmittel und der Handel wenig entwickelt sind, kommt es nicht selten vor, daß in fruchtbaren Jahren Getreide verfault und Wein weggeschüttet wird, weil man sie nicht unterzubringen weiß, — während in Fehljahren Hungersnoth eintritt und Tausende von Hunger und Seuchen dahin gerafft werden. In Ländern hingegen, wo der Verkehr leicht und der Handel sehr entwickelt ist, kommt weder die eine, noch die andere Alternative vor. Der Handel, durch große Capitalien erstarkt, hilft in beiden Fällen. Er übernimmt die Operationen, welche in früheren Zeiten Kornmagazine vollbracht hatten. Er kauft in fruchtbaren Jahren mit den großen Capitalien, die ihm bei reichen Völkern zu Gebote stehen, den Ueberfluß auf, um ihn in Fehljahren wieder zu verkaufen. In Jahren des Ueberflusses oder in gesegneten Ländern steigert also die Nachfrage des Handels die niedrigen Preise — und in Fehljahren wirkt die Concurrenz des Großhandels, der mit seinen aufgespeicherten Vorräthen auf dem Markte erscheint, zur Milderung der Preise, die sonst jene enorme Höhe erreichen würden, wie wir sie oben gesehen haben und bei welchen im Mittelalter die Hungersnoth in jedem Jahrhundert mehrmals einen Theil der Bevölkerung wegraffte.

Am meisten werden im Allgemeinen die Preise ausgeglichen, wenn der Handel seinen ungestörten Fortgang nehmen darf. Nun ist aber der Handel mit Getreide der schwierigste von allen; denn dieses unterscheidet sich von jeder anderen Waare in Beziehung auf die Nachfrage durch seine Unentbehrlichkeit. Deßhalb können die Kornpreise (Roscher) viel höher steigen, als es bei entbehrlichen Gegenständen irgend möglich wäre. Weil aber auch der Consumtion eine viel engere Gränze gezogen ist, als bei jeder anderen Waare, so können sie viel tiefer sinken. Zugleich wirkt aus solchem Grunde bei keiner anderen Waare die bloße Furcht vor einem zukünftigen Mangel so sehr auf Erhöhung und die Aussicht auf eine gute Aernte so sehr auf Erniedrigung der Preise.

Diese Besorgniß ist ein so wesentliches Moment, daß der Engländer

Gregor King sogar folgende Regel beobachtet haben will, nach welchem in deren Folge die Getreidepreise in geometrischer Progression steigen: Bei einem Ausfall der Aernte

von 10 Procent	um	30 Procent,	
„ 20 „	„	80	„
„ 30 „	„	160	„
„ 40 „	„	280	„
„ 50 „	„	450	„

Obgleich diese Berechnung übertrieben, so liegt ihr doch eine gewisse Wahrheit zu Grunde, und es ist daher kein Wunder, daß der Getreidehandel der schwierigste ist und als reelles Geschäft nur mit großen Capitalien getrieben werden kann. Da nun große Capitalien nicht in jedem Lande vorräthig sind, sondern nur in den reicheren, so ist es am besten, wenn dem Getreidehandel kein Hinderniß von Seiten des Staates in den Weg gelegt wird, damit der Ueberfluß fruchtbarer Jahre und Länder Fehljahren und von Mißärnten heimgesuchten Ländern aushelfen kann. Es ist stets besser, wenn dem Handel dieses Geschäft überlassen ist, weil er es billiger besorgen kann als der Staat, wo dieser Getreide-Magazine anlegt, und weil der Staat überhaupt gar nicht die Mittel hat, seine Wirksamkeit so weit auszudehnen, als der Handel der Privatleute.

Stehen dem Handel dagegen Hindernisse im Wege, seien es Ausfuhrverbote oder schlechte Communicationsmittel, so treten wieder jene enormen Preisschwankungen wie im Mittelalter und in uncultivirten Ländern ein, wo in fruchtbaren Jahren die Producenten an den Schleuderpreisen und in Fehljahren die Consumenten an der Theurung zu Grunde gehen. Die beste Politik in Betreff des Getreidehandels ist also die Erleichterung des Verkehrs durch Beseitigung der Ausfuhrverbote und Zollschranken, durch die Herstellung guter Straßen und Verbindungsmittel. Diese Regel ist durch die Erfahrung der Weltgeschichte unumstößlich bewiesen; sie kann nur durch seltene Ausnahmen, wie z. B. Kriegsfälle, alterirt werden.

Hohe Getreidepreise mögen allerdings unangenehm, traurig sein; die Klage müßte sich aber höchstens gegen den Mangel an Getreide, gegen das Fehljahr richten, — nicht gegen erstere; denn die hohen Preise sind nur das Symptom, nicht die Ursache des vorhandenen Uebels. Nehmen wir einmal an, daß ein gefährlicher Ausfall der Aernte eines Landes nicht durch einen Ueberschuß aus anderen Ländern gedeckt werden könne — was bei unseren jetzigen Communicationsmitteln indessen zum Theil stets der Fall ist, da eine Mißärnte wegen des verschiedenen Klima's nie auf allen Theilen der Erde zugleich eintritt —, so könnte nur durch einen verhältnißmäßigen Abbruch an der täglichen Nahrung der Getreidevorrath bis zur nächsten Aernte ausreichend gemacht werden. Wenn keine Minderverzehrung einträte, so würden

die Vorräthe vor der nächsten Aernte verzehrt sein, und die Bevölkerung müßte, in Ermangelung eines Surrogates, Hungers sterben. Die hohen Preise sind aber nun das Mittel, um diese Ersparniß zu erzwingen; je höher der Ausfall, desto höher die Preise, desto höhere Entbehrungen müssen die Consumenten während des Jahres sich auferlegen, um im Frühjahre vor der neuen Aernte den Hungertod zu vermeiden. Die hohen Preise sind also nicht allein Symptome der Krankheit, — sie sind sogar auch das Heilmittel. A. Smith vergleicht die Bevölkerung eines solchen Landes, welches einen größeren oder kleineren Ausfall in der Aernte gehabt hat, ohne ihn durch Zufuhr von außen vollständig ersetzen zu können, mit der Mannschaft eines Schiffes, welches verschlagen worden ist und dessen Proviant nicht bis zum nächsten Hafen ausreicht. In einem solchen Falle sieht der Capitän des Schiffes sich genöthigt, die Rationen zu verkürzen. Ganz in demselben Falle befindet sich die Bevölkerung eines Landes oder der ganzen Erde in einem Fehljahre. Der Capitän aber, welcher die Rationen beschränkt, welcher sorgsam mit ihnen haushält, damit sie bis in den Hafen, d. h. bis zur nächsten Aernte ausreichen, dieser Capitän ist — der Handel. Der Handel ist bei allen Sonderinteressen der damit beschäftigten Personen der große Menschenfreund, welcher die Zukunft der Menschen ins Auge nimmt, wo der Einzelne vielleicht kurzsichtig seine Vorräthe vor der Zeit verzehren würde.

In Ländern, die in der Regel ihren Verbrauch an Getreide im Inlande decken, kann der Großhandel in Getreide niemals bedeutend sein. Wenn diese aber in Fehljahren ihren Ausfall durch Zufuhren decken wollen, so dürfen sie dem Handel kein Hinderniß in den Weg legen. Auf künstliche Weise die Preise zu drücken, würde den Ausfall durch Nichtbeschränkung der Consumtion nur noch vermehren. Eine gewisse Höhe der Preise ist auch gerade nothwendig, um ausländische Waare anzulocken, weil bei der Schwierigkeit des Transportes und der leichten Verderblichkeit gerade das Getreide am meisten auf gewisse Entfernungen hin sich vertheuert. Das Mittel also, Zufuhren aus fremden Ländern herbeizulocken und, wenn der Vorrath nicht für die nächste Aernte ausreichen sollte, Hungersnoth zu vermeiden, sind eben die hohen Preise, über welche die nicht überlegende Menge sich beschwert. Die Klage, daß durch „Getreidewucherer" eine künstliche Theurung geschaffen werde, ist thöricht, weil der Kornhandel so viele Millionen erfordert und in so vielen Händen ist, daß eine Verabredung der Kornhändler der Welt in das Reich der Unmöglichkeiten gehört. Wenn irgend etwas, so wäre aber gerade das Geschrei über „Kornwucher" im Stande, das Getreide zu vertheuern. Denn wenn der überaus schwierige und riskirte Getreidehandel von der unüberlegten Masse noch mit einer levis notae macula, mit Anrüchigkeit, bekleidet wird, dann werden sich die redlichen, großen Capitalisten eher aus dem Geschäfte zurückziehen und dasselbe solchen Leuten

überlassen, die dabei weniger bedenklich sind, die aber (nach der Theorie vom Arbeitslohne) für die Gefahr oder die Anrüchigkeit, die ihnen vom Publicum geboten wird, eine „Prämie" sich werden bezahlen lassen, so daß eben die Vertheurung durch dieselbe Klage vermehrt wird, welche sie zu beseitigen wünscht.

Wie das Vorurtheil gegen den Getreidehandel („Kornwucher") schädlich ist, so sind es auch Staats-Maßregeln, welche eine künstliche Ermäßigung der Getreidepreise bezwecken, z. B. Ausfuhrverbote. Letztere sind unter jeder Bedingung — strategische Rücksichten ausgenommen — unzweckmäßig, mag nun der nächste Zweck erreicht werden oder nicht. Wird er erreicht, wird der Preis der Lebensmittel durch das Ausfuhrverbot herabgedrückt, so wird die Majorität des Volkes (denn das sind bei uns in Deutschland noch immer die Grundbesitzer) zu Gunsten der Minorität besteuert. Da wäre es die Frage, ob ein solches Almosen nicht auf andere Weise zweckmäßiger gesammelt und vertheilt werden könnte, weil unter der Minorität gewiß die große Mehrheit wieder eines solchen Almosens nicht bedürftig sein wird; denn ein solcher erzwungener Preis-Abschlag des Getreides kommt auch der reichen Bevölkerung der Städte zu Gute*).

Häufig wird aber der Zweck gar nicht erreicht, sondern im Gegentheil die Furcht vor zukünftigem Mangel vergrößert und dadurch der Preis noch höher gesteigert. Man wird leicht geneigt, die Gefahr für größer zu halten, als sie ist. Dies veranlaßt sowohl viele Consumenten als Kleinhändler, Bäcker und Müller zu größerer Nachfrage, weil sie glauben, der Vorrath an Getreide, den die Regierung, wie sie meinen, besser übersehen kann, als der Privatmann, sei noch geringer, als sie gedacht, — der Preis werde später noch höher steigen.

*) Der eine Theil des Landes verliert, was der andere gewinnt. Es gibt selten ein Land, welches in allen seinen Provinzen sich selbst mit Getreide versieht. Die eine producirt Wein, die andere Vieh, in einer dritten herrscht die Industrie vor ꝛc., und die Gebirgsländer können es ohnehin nicht. Sperren sich nun die Länder gegenseitig ab, so wird in die Gränzprovinzen, welche in diesem Falle sind, nichts mehr eingeführt, und die Provinzen, welche Ueberfluß haben, werden nun, anstatt in das ihnen nahe liegende Land, dorthin Getreide führen. Dadurch wird nun einmal der Handel, den sie mit ihrem Nachbarlande hatten, zerstört und durch die Fracht in jene Provinzen der Preis des Getreides dort erhöht. Die Getreide-Bezirke können also nichts gewinnen, und die anderen werden nur verlieren. Baiern z. B. führt in seinen südlichen Theilen Getreide nach der Schweiz aus, in seinen nördlichen aus Sachsen und Preußen ein, — außerdem aber auch Gerste für das ganze Land. In Folge des Ausfuhrverbotes muß man nun in Franken Getreide aus Oberbaiern und Schwaben kommen lassen, und durch die große Entfernung, durch den ungewöhnlichen Verkehr, der hiedurch entsteht, für welchen Transportmittel in genügender Zahl noch nicht bestehen, wird das Getreide sehr vertheuert. Der Gewinn für das Land ist also null oder jedenfalls sehr gering. Ja, selbst wenn Sachsen, Preußen und Böhmen kein Verbot erlassen, so wird doch durch die Concurrenz, welche zwischen Franken und der Schweiz dann entsteht, das Getreide ebenfalls vertheuert. Den Nachtheil aber, welchen die Abbrechung des gewöhnlichen Handelsverkehrs mit dem Auslande, wie z. B. zwischen Oberbaiern, Schwaben und der Schweiz, verursacht, weiß jeder Kaufmann zu würdigen.

Diese durch eine solche Maßregel der Regierung genährte Meinung theilt sich natürlich auch den Producenten mit; auch sie werden in den Glauben versetzt, daß der Vorrath noch geringer sei, als man Anfangs angenommen, weil die Regierung sonst nicht zu einer so außerordentlichen Maßregel geschritten wäre. Auch die Producenten werden dadurch in den Glauben versetzt, daß das Getreide noch mehr im Preise steigen müsse; das bewegt sie denn natürlicher Weise, ihre Vorräthe zurückzuhalten. Die Nachfrage vermehrt sich also, und das Angebot vermindert sich. Aus diesem Grunde steigt oft sogar nach einem Ausfuhrverbot der Preis des Getreides, statt zu fallen. Nun hat dem Getreide-Ausfuhrverbote entweder wirklicher Mangel zu Grunde gelegen oder nicht. Im letzteren Falle muß sich früher oder später der wahre Stand der Vorräthe offenbaren, und der Preis wird eben so rasch sinken, als er gestiegen ist. Diejenigen Producenten und Kaufleute aber, welche durch das Getreide-Ausfuhrverbot verleitet worden sind, zu glauben, die Vorräthe seien noch geringer, und deßhalb zurückgehalten haben, werden bedeutend verlieren. Im ersteren Falle jedoch, wo wirklich die Getreidevorräthe des Landes nicht bis zur nächsten Aernte ausreichen, da kann das Ausfuhrverbot wahre Hungersnoth hervorrufen, weil es den Handel verscheucht, der allein die Deckung des Ausfalles bewerkstelligen kann. Und der Handel kann in diesem Gebiete leicht verscheucht werden, weil er ohnedies schon so vielen Gefahren Preis gegeben ist. „Denn nichts", sagt Roscher, „ist ungewisser, als die Witterung, von welcher die Korn-Speculationen doch so wesentlich abhangen. Ich erinnere nur an das Jahr 1844. Erst wegen des kalten Frühlings, wo nichts recht aufgehen wollte, große Besorgniß; nachher ein überaus schöner Mai, warm und feucht im höchsten Grade; dann im Juni sehr rauhes Wetter, das erst im Juli durch milden Regen beseitigt wurde. Gegen die Aernte hin fing die Nässe an, drohend zu werden; indessen kam das Getreide, wenngleich etwas spät, doch gut ein. Wer mit einem solchen Geschäfte nicht Lotterie spielen, sondern einen soliden Handel treiben will, der muß ihm nothwendig eine so große Ausdehnung geben, daß die Menge der Operationen jede einzelne assecurirt. Die Gefahr wird noch vermehrt durch den blinden Argwohn und Haß, mit welchem der große Hause überall den Kornhandel betrachtet, wenn er sich noch nicht vollkommen an den Anblick desselben gewöhnt hat. Bringt man ohne Weiteres Kornvorräthe in die Stadt, welche noch keinen regelmäßigen Verkehr damit kennt, so werden sie oft, wenigstens für den Augenblick, unverkäuflich sein. Doch muß sie der Eigenthümer nothwendig schnell in Speicher bringen, wenn sie nicht verderben sollen u. s. w."

Durch ein Ausfuhrverbot wird also der sonst schon so schwierige Handel leicht ganz abgeschreckt, — und ein solches ist also nach allen Seiten hin verwerflich.

Die Geschichte hat dies auf das klarste bewiesen. Hungersnoth ist da am häufigsten, wo der Mangel an Verkehrsmitteln ein natürliches Ausfuhrverbot bildet. Im Mittelalter, wo der Land-Transport im nördlichen Europa wegen der schlechten Wege so außerordentlich schwierig war, kam nach dem Zeugnisse der Chronisten in jedem Jahrhundert ein- bis zweimal eine Hungersnoth zum Ausbruche, welche den vierten, ja, den dritten Theil der Bevölkerung wegraffte.

Je mehr die Communicationsmittel sich verbessern, desto gleichmäßiger wird der Getreidepreis in demselben Jahre; und je mehr die Landwirthschaft sich vervollkommnet, um so mehr gleicht sich die Aernte von einem Jahre auf das andere aus, — denn durch Drainirung, gute Düngung und Bewässerung werden die Grundstücke unabhängiger von dem Einflusse der Witterung, und der Aernte-Ausfall ist in schlechten Jahren nicht so groß, als bei vernachlässigten Aeckern.

Neben dem Großhandel ist es insbesondere der Speculationshandel, welcher eine Ausgleichung des Preises bewirkt, sowohl durch die Arbitrage nach dem Raum hin, als durch das Differenzgeschäft nach der Zeit hin. Das Arbitragegeschäft hat seit der Errichtung der Telegraphen und der Verbindung von vier Welttheilen durch denselben eine ganz außerordentliche Bedeutung gewonnen. Dasselbe besteht aus folgender Operation. Während der Börsenzeit einer Handelsmetropole erhält ein Geschäftshaus täglich durch den Telegraphen von seinem Correspondenten in den Haupt-Börsenplätzen die Preise des Edelmetalls, des Getreides, der Baumwolle, der Colonial-Waaren, die Course der Wechsel, der Staatspapiere und industriellen Actien und Obligationen mitgetheilt. Im Vergleich zu dem an der Börse des Wohnsitzes des Arbitrageurs notirten Preise sind die telegraphirten Course der anderen Plätze entweder gleich oder höher oder niedriger. Im ersten Fall ist für die einfache Arbitrage kein Geschäft zu machen, es müßte denn dieselbe mit dem Differenz- oder Zeitgeschäft verbunden werden, von dem nachher die Rede ist. Sind die auswärtigen Course im Verhältniß zum eigenen Platze gestiegen, so gibt der Arbitrageur seinem Correspondenten Auftrag, zu verkaufen. Dieselbe Operation findet auch von einem fremden Platze zum anderen Statt, indem z. B. der in Frankfurt ansässige Speculant in Wien kaufen und in Paris verkaufen läßt. Oft ist es dabei nicht einmal nöthig, die Waaren oder Stücke selbst zu versenden, weil schon der bloße Kauf und Verkauf die Wirkung hat, die Vorräthe an den betreffenden Plätzen auszugleichen. Dauert die Preisdifferenz längere Zeit, so daß auf wirklichen Mangel oder Ueberfluß der betreffenden Waare zu rechnen ist, dann muß zu einer wirklichen Versendung geschritten werden. In dieser Hinsicht sind die Handelsconjuncturen oft seltsam, so daß zuweilen Waaren in die Länder wieder zurückgeschickt werden, welche sie producirt haben. So ist es schon

vorgekommen, daß Baumwolle von London oder Hamburg nach America zurückgeschickt wurde. Gold und Silber wandert je nach den Preisen von New-York nach London und zurück. Staatspapiere kehren häufig wenige Jahre nach ihrer Ausgabe in einem fremden Lande in das Ursprungsland. Gold und Silber werden auf diese Weise so gleichmäßig vertheilt, daß ihr Preis in den verschiedenen Handelsplätzen der Erde höchstens um die Transportkosten differiren kann. Denn sowie der höhere Preis längere Zeit anhält, so entschließt sich der Edelmetallhändler (Matière-Geschäft) zu Baarsendungen nach dem Platze, wo der höhere Cours besteht. Aus diesem Grunde und weil die Transportkosten namentlich von Gold im Verhältniß zu den meisten anderen Waaren am billigsten sind, ist der Preis der Edelmetalle folglich die Kaufkraft des baaren Geldes, im Verhältniß zu den Waaren der gleichmäßigste über alle Länder hin. Es ist deßhalb ein Irrthum, wenn von verschiedenem Geldwerth in verschiedenen Gegenden gesprochen wird. Eigentlich sind es nur die verschiedenen Preise der Waaren und Lebensbedürfnisse, welche man darunter versteht. Und wenn in neuester Zeit die englische Regierung durch ihre Vertreter in allen Länder Untersuchungen über die „Kaufkraft des Geldes" anstellen läßt, so kann sie darunter auch nicht die Differenz des Geldcourses verstanden haben, sondern das Maß der Bedürfnisse gewisser Classen in den verschiedenen Ländern und des größeren oder geringeren Aufwandes, welcher zu deren Befriedigung erforderlich ist. Für dieselben Classen können in verschiedenen Ländern, namentlich wegen der Verschiedenheit der Standesgewohnheiten, der zur Befriedigung der Bedürfnisse nothwendige Aufwand ums Doppelte und Dreifache differiren, obgleich der Geldwerth derselbe ist.

Das Zeitgeschäft des Speculationshandels gleicht die Preise in der Zukunft aus, indem der Speculant je nach dem Stande der Course und Handelsconjuncturen Waare auf Lieferung zu einem späteren Zeitpunct kauft oder verkauft. Dasselbe beruht auf einer scharfsinnigen Beobachtung sämmtlicher mit der Production eines Artikels und dem Verbrauch desselben zusammenhangenden Verhältnisse. Der Speculant in Staatspapieren muß den Credit der betreffenden Staaten, die allgemeinen Ansprüche an den Capitalmarkt, welche gemacht werden und noch bevorstehen, die allgemeinen politischen Verhältnisse, die Handelsconjunctur und sogar die Aernteergebnisse beachten, wenn er seine Käufe oder Verkäufe für einen künftigen Termin richtig schätzen und berechnen will. Der Getreidespeculant muß nicht nur das Ergebniß der letzten Aernte genau prüfen, sich Kenntniß über die in den Handelsplätzen liegenden alten Vorräthe verschaffen, die Preise an den verschiedenen Märkten aufmerksam verfolgen, sondern er muß auch die Witterung beobachten und den Einfluß schätzen, welchen sie auf die künftige Aernte haben kann; auch er muß beachten, welchen Einfluß die allgemeine Lage des Handels und der politischen Zustände

auf die Entwicklung des Geschäfts haben kann. Auf diese Weise verrichtet der so häufig verkannte Geschäftszweig der Speculanten eine wichtige Function der volkswirthschaftlichen Arbeit, indem er die Preise für längere Zeit ausgleicht, die Vorräthe richtig vertheilen hilft und, wo diese nicht ausreichen, durch Erhöhung des Preises zum Sparen zwingt.

Das Zeitgeschäft, dessen einzelne Zweige in einem späteren Bande näher geschildert werden, bietet besonders drei Erscheinungen dar. Die gewöhnlichste Form ist die des einfachen Kaufs oder Verkaufs für einen bestimmten Termin. Die betreffende Waare muß zu dem festgesetzten Zeitpunct zu dem bestimmten Preis geliefert oder abgenommen werden oder es muß, wenn es die Contrahenten zufrieden sind, die Differenz zwischen dem stipulirten Preise und dem Tagescours bezahlt werden.

Eine zweite Form ist das Prämiengeschäft, bei welchem Käufer oder Verkäufer einen höchsten Betrag der Differenz fixiren, durch dessen Entrichtung sie berechtigt sind den Handel wieder aufzugeben. Eine dritte Art von Geschäft ist das Börsenleihgeschäft oder Reportgeschäft. Es dient hauptsächlich bei der Liquidation der unternommenen Zeitgeschäfte und bewirkt eine Verlängerung derselben, wenn der Abschluß dem einen oder anderen der Contrahenten nicht gefällt. Es dient dazu, den Vorrath an Geld oder an Waaren- (Stücke) auszugleichen. Es ist ein Kauf oder Verkauf gegen Baar unter der Bedingung, daß derselbe nach einer bestimmten Zeit zu einem festgesetzten Preise wieder rückgängig gemacht wird. Gesetzt den Fall, ein Speculant hat 100 Actien einer Eisenbahn zum Cours von 100 lieferbar in 4 Wochen, gekauft. Am Ende des Monats stehen diese Actien auf 98; der Käufer verliert also 2 pCt. Um seinen Verlust möglichst zu verringern und in der Hoffnung, daß der Cours der Actien später wieder steigt, verkauft er sie wieder zum Cours von 98 unter der Bedingung, daß der Käufer sie ihm etwa nach 4 Wochen zu demselben Preise zurückverkauft. Ist bis dahin der Cours wieder auf 100, so hat er seinen Verlust ersetzt. Oder es hat Jemand blank (à découvert) verkauft d. h. sich verpflichtet, 100 Stück Eisenbahn-Actien, die er nicht einmal besitzt, am Ende des Monats (ultimo) zum Cours von 100 zu liefern. Am Lieferungstage steht der Cours 105, der Käufer will die Stücke haben, oder der Verkäufer will die Differenz nicht bezahlen und lieber die Stücke liefern. Er sucht sich daher Jemanden, der zufällig Geld braucht, und kauft sie zum Tagescours von 105 unter der Bedingung daß er sie nach 4 Wochen zu 100 oder 99 wieder zurückerhält. Beim erstern Cours hat er nichts verloren, beim zweiten 1 pCt. gewonnen. Der erstgenannte Fall des Verkaufs von Actien heißt Report, der zweitgenannte Deport. Die Differenz bezw. der Zins, welcher im ersten Falle für den Käufer der Actien herauskommt, heißt Reporttaxe oder Kostgeld, die Zinsdifferenz, welche im zweiten Falle herauskommt, heißt Deport oder Leih-

geld. Report oder Kostgeld wird also bezahlt, wenn Geld gesucht ist, Deport, wenn Stücke fehlen.

Indem die Speculanten durch diese dreierlei Hauptarten von Geschäft das Risico ihrer Zeitkäufe unter sich durch Versicherung zu mäßigen suchen, wirken sie im Ganzen als eine Art Versicherungsgeschäft für den reellen Handel, indem sie die Versicherungsprämie für das Halten von Vorrath übernehmen, d. h. selbstverständlich nicht die Versicherungsprämie für die substantielle Erhaltung, wozu die Mobiliar-, Transport- und See-Versicherung dient, sondern durch die Versicherung des Preises gegen Verluste durch starke Schwankungen. Die Speculation ist es, welche die geistige Vorarbeit der Schätzung der vorhandenen und zu erwartenden Vorräthe übernimmt, um durch ihre Preisanerbieten die richtige Vertheilung für einen bestimmten Zeitpunct anzuregen. Der Preis des Getreides z. B. pflegt am höchsten zu sein unmittelbar vor der Aernte, weil die Vorräthe zu Ende gehen. Das Korn steht noch auf dem Halm, wenn bereits die Arbeit der Speculation beginnt. Jenachdem sie eine mehr oder weniger ergiebige Aernte erwartet, bietet sie höheren oder geringeren Preis für die Lieferung einer bestimmten Quantität Getreide nach der Aernte. Ist die Aernte eingebracht, so beginnt die Schätzung ihrer Ergiebigkeit und danach richten sich die Preisofferten der Speculanten, welche sich bis auf Lieferung im Frühjahr erstrecken und fortwährend den ganzen Winter über zu Zeitgeschäften Anlaß geben. Ist nun der Aernteertrag unter dem Durchschnittsmaß ausgefallen, so schließt der Speculant, daß der Vorrath im Frühjahr knapp und der Preis, namentlich wegen der starken Einwirkung, welche die Besorgniß auf die Erhöhung der Preise hat, ein sehr hoher sein werde. Er macht daher schon in der Zeit nach der Aernte, wo die Getreidepreise am tiefsten zu stehen pflegen, Anträge auf die Uebernahme von Kornlieferungen zu einem bedeutend höheren Preise. Dadurch wirkt die Speculation auch auf den Preis der zu sofortiger Ablieferung verlangten Vorräthe ein und zwingt die Consumenten, sparsamer damit umzugehen, macht die Verwendung von Körnern zu industriellen Zwecken mehr oder weniger unmöglich und bewirkt so, daß der Vorrath trotz der geringeren Aernte das ganze Jahr über ausreicht. Dieses höhere Preisgebot hat aber eine zweite eben so wohlthätige Wirkung, indem es nämlich die Versicherungsprämie und Deckung der Transportkosten für die Herschaffung von Getreide aus fernen Ländern ermöglicht, welche eine gesegnete Aernte hatten. Die Speculation regt somit einerseits den Landwirth an, seine Vorräthe nicht im Herbst zu verschleudern, das Publicum und die Industriellen zwingt sie zu sparsamem Verbrauch und den Großhandel ermuntert sie zur Ergänzung des Vorrathes aus weiten Entfernungen.

Neben dieser legitimen Rolle des Speculationshandels laufen auch Erscheinungen von geringerer moralischer Berechtigung einher, indem manche

Speculanten auch durch künstliche Mittel*), welche vielfach mit den allgemeinen Conjecturen über Wetter und Politik zusammenhängen und wovon namentlich die berüchtigten Gerüchte der pariser Börse eine Hauptrolle spielen, die Preise steigern.

Man kann das Publicum nicht genug warnen, vorsichtig gegenüber diesen Auswüchsen der Speculation zu sein; namentlich sind diejenigen vor Zeitgeschäften und Speculationsanlagen zu warnen, welche nicht an einem Börsenplatze wohnen, denn sie werden selbst bei der größten Vorsicht Schaden erleiden. Als warnendes Beispiel wollen wir den Verlauf eines „panischen Schreckens" vorführen, wie sie in Zeiten bürgerlicher Unruhen beim Ausbrechen eines Krieges, einer Theuerung oder bei sonst ungewöhnlichen Handelsconjuncturen nicht selten an Börsen vorzukommen pflegen. Wenn an einem Tage in Folge des Eintreffens einer sehr beunruhigenden Nachricht die Course plötzlich stark fallen, so geben die auswärts wohnenden Fondsbesitzer ihren Bankhäusern oder Correspondenten am Börsenplatz Auftrag, zum niedrigsten Course des letzten Tages zu verkaufen. Am folgenden Börsentage sinkt der Cours wegen der vielen Verkaufsofferten noch mehr, so daß die wenigsten der Aufträge

*) Eines der Hauptmittel zur Einwirkung auf die Börse ist die Verbreitung günstiger oder ungünstiger Schilderungen, so wie falscher Nachrichten und Gerüchte. Solche Manöver sind schon nicht mehr bloß auf die Börse beschränkt, sondern auch auf andere Geschäftskreise hat sich diese Schattenseite des Verkehrs ausgedehnt, so daß es eine Aufgabe der geschäftlichen Erziehung sein sollte, dahin zu wirken, daß das Publicum geschäftliche Nachrichten und Anzeigen mit Kritik und Mißtrauen liest. Zur Veranschaulichung wollen wir einen Fall hier erwähnen, der dem Verfasser selbst aufgestoßen ist. Ich hatte eine Zeit lang den volkswirthschaftlichen Theil eines Tagesblattes redigirt, da fand ich eines Tages zufällig den Corrector mit der Durchsicht eines Artikels aus einer Weingegend beschäftigt, der im politischen Theile des Blattes erscheinen sollte. Es war im April 1858. Die Correspondenz handelte vom Stande der Reben; es wurde darin geklagt, daß durch den trockenen kalten Winter der größere Theil der Reben gesprungen sei und von der Wurzel an abgeschnitten werden müsse; dazu komme noch die außerordentliche Trockenheit des Frühjahrs, so daß auch der noch gesund gebliebene Theil der Reben zu Grunde gehen würde, wenn nicht innerhalb 14 Tagen Regen einträte; es würden dadurch nicht bloß alle Aussichten für eine Weinärnte im Jahre 1858, sondern auch die für das Jahr 1859 total vernichtet. Ich beobachtete das auf das Datum dieser Correspondenz folgende Wetter, und es fand sich, daß die Trockenheit nicht bloß noch 14 Tage, sondern sogar noch 4 Wochen anhielt. Daß die darauf folgenden Weinärnten von 1858 und 1859 zu den besten des Jahrhunderts gezählt werden, ist bekannt. Ich konnte das allerdings nicht voraus wissen, war aber doch keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß die Correspondenz das Manöver eines Weinproducenten war. Ich machte den Chefredacteur darauf aufmerksam, und derselbe gab zur Auskunft, daß die Correspondenz von einem angesehenen Manne herrühre, welcher sie ihm durch den Druckereibesitzer habe zustellen lassen. Ich bot meinem Collegen eine Wette an, daß innerhalb 8 oder 14 Tagen eine Weinversteigerung in derselben Gegend abgehalten werden würde. Vielleicht sei die Anzeige derselben bereits eingelaufen. Der Chefredacteur eilte mit mir zur Expedition, um den Buchhalter nachschlagen zu lassen — und richtig, da stand die Anzeige einer großen Weinversteigerung, welche etwa 10 Tage später in einem eine halbe Stunde von dem Platze, aus welchem die Correspondenz datirt war, entfernten Orte Statt finden und bis dahin dreimal in dem Blatte angekündigt werden sollte. Die Veröffentlichung der Correspondenz unterblieb natürlich; das Manuscript aber habe ich mir zum Andenken aufbewahrt.

ausgeführt werden können. Der Correspondent gibt Nachricht, daß zu dem limitirten Cours der Verkauf nicht habe bewerkstelligt werden können, weil eine weitere Baisse eingetreten. Inzwischen erreichen die alarmirenden Nachrichten, verstärkt durch Börsengerüchte, das Ohr des in der Provinz wohnenden Capitalisten. Er telegraphirt nun seinem Correspondenten, um jeden Preis zu verkaufen. Solche unbedingte Verkaufsaufträge, welche an einem Börsentage von allen Seiten zusammentreffen, machen nun die „Panique" fertig. Die Course werden auf eine künstliche Tiefe hinabgeworfen, denn die Angst bemächtigt sich auch der kleinen Händler an der Börse, welche kein Urtheil über den allgemeinen Gang der Begebenheiten haben, — jetzt ist der Augenblick gekommen, wo die Großen Alles aufkaufen und ihre Schäfchen ins Trockene bringen. Der Capitalist erhält dann die tröstliche Nachricht, daß seine Verkaufsofferte zum mittleren Tagescours ausgeführt worden sei. Solide Häuser rathen deßhalb ihren Kunden, nie von einer Panique sich zum Verkauf hinreißen zu lassen und überhaupt nur in solchen Effecten Anlagen zu machen, welche man in bewegten Zeiten ruhig liegen läßt.

Das Gesetz der Bevölkerung.

Malthus theilte das Schicksal vieler ökonomistischer und socialistischer Theoretiker, denen die Quelle aller Uebel, welche die Menschen heimsuchen, nur in Einem Gesetze, in Einer Einrichtung erschien, und die dieselbe also auch mit Einem Mittel, mit Einer Panacee verstopfen zu können glauben.

Er stellte, wie wir bereits an einer früheren Stelle erwähnt haben, folgende Sätze auf: Wenn die Bevölkerung durch kein Hinderniß aufgehalten wird, so verdoppelt sie sich längstens alle fünfundzwanzig Jahre, und wächst so fort von Periode zu Periode nach geometrischer Progression. Die Lebensmittel dagegen können unter den günstigsten Umständen nicht schneller als in arithmetischer Steigerung sich vermehren.

Malthus vergleicht nun diese beiden Sätze und findet deren Folgen ziemlich überraschend. „Nehme man", sagt er, „die Bevölkerung von England zu 11 Millionen an, und setze man den Fall, daß die gegenwärtigen Bodenproducte zur Erhaltung einer solchen Bevölkerung hinreichen. Nach Verlauf von fünfundzwanzig Jahren ist die Bevölkerung auf 22 Millionen angewachsen, und da die Nahrungsmittel sich auch verdoppelt haben, so würden sie noch zur Erhaltung dieser Bevölkerung hinreichen. Nach einer zweiten Periode von fünfundzwanzig Jahren aber würde die Bevölkerung auf 44 Millionen gestiegen sein, — die Subsistenzmittel könnten aber nur 33 Millionen erhalten. In der folgenden Periode würde die Bevölkerung, auf 88 Millionen angelangt, nur noch für die Hälfte dieser Zahl Lebensmittel finden. Am Ende des ersten Jahrhunderts würde die Population 176 Millionen betragen, und die Lebensmittel würden nur für 55 Millionen hinreichen, — so daß eine Volkszahl von 121 Millionen Hungers sterben müßte."

Setzt man an die Stelle Englands, welches als Beispiel gedient hat, die gesammte Oberfläche der Erde, so wird man zuvörderst bemerken, daß es nicht mehr möglich ist, durch Auswanderung der Hungersnoth zu entgehen.

Nimmt man die gegenwärtige Anzahl der Bewohner der Erde auf eine Milliarde an, so würde das Menschengeschlecht wachsen, wie die Zahlen: 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128, 256, — während die Lebensmittel wie folgende zunehmen: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9. Nach Verlauf von zwei Jahrhunderten verhielte sich die Bevölkerung zu den Lebensmitteln wie 256 zu 9, — nach Verlauf von drei Jahrhunderten wie 4096 zu 13, u. s. w.

Die Pflanzen und die Thiere gehorchen, raisonnirt Malthus, ihrem Instinct, ohne durch die Vorherberechnung der Bedürfnisse gehindert zu werden, welche ihre Erzeugung hervorruft. Der Mangel an Platz und Nahrung zerstört daher in diesen beiden Reichen, was über die diesen Gattungen angewiesenen Gränzen hinaus erschaffen ist. Die Wirkungen dieses Hindernisses sind für den Menschen viel verwickelter. Von demselben Instinct getrieben, fühlt er sich wieder durch die Stimme der Vernunft in Schranken gehalten, die ihm die Furcht einflößt, Kinder zu erhalten, deren Bedürfnisse er nicht bestreiten kann. Wenn er dieser gerechten Furcht nachgibt, so geschieht es oft auf Kosten der Tugend. Wenn hingegen der Instinct den Sieg davon trägt, dann wächst die Bevölkerung mehr, als die Subsistenzmittel. Die Schwierigkeit, sich zu ernähren, ist also ein fortwährendes Hinderniß, welches der Vermehrung der menschlichen Bevölkerung entgegensteht. Dieses Hinderniß muß sich überall fühlbar machen, wo Menschen versammelt sind, und muß sich überall einstellen unter den verschiedenen Gestalten des Elendes und des gerechten Abscheues, welchen dieses erweckt.

Malthus hat die Beobachtung des Bevölkerungs-Gesetzes vornehmlich aus Nordamerika gezogen, wo die Bevölkerung seit hundert Jahren alle fünfundzwanzig und in einzelnen Gegenden sogar alle sechszehn Jahre sich verdoppelte. Die Einwanderung kommt dabei nicht in Betracht, weil sie kaum die größere Sterblichkeit aufwiegt, welche das Klima der neuen Länder mit sich führt. Der zweite Theil des „Malthus'schen Gesetzes", daß die Lebensmittel sich nur in arithmetischer Progression vermehren, trifft indessen von vornherein in Amerika nicht zu, denn die vierundzwanzig Millionen, welche seit hundert Jahren in Amerika aus drei Millionen entstanden sind, haben hinreichendere Subsistenzmittel, als diese drei Millionen besaßen. Doch die größere Ausdehnung der jetzt bewohnten Landstrecken würde dies erklären.

Indessen auch in Ländern älterer Cultur trifft dieser Satz nicht zu; denn z. B. aus den mit ziemlicher Genauigkeit aufgestellten agricultur-statistischen Ermittelungen in Frankreich geht hervor, daß die Production der Landwirthschaft vom Jahre 1793—1815 sich stärker vermehrt hat, als die Bevölkerung; und wenn wir diesen Umstand auch als eine Folge des großen Männerverlustes während der napoleonischen Kriege betrachten wollten, so hat sich doch seit 1815 die landwirthschaftliche Production in noch weit höherem Maße stärker als die Bevölkerung vergrößert. Dieselbe Thatsache läßt sich

in Deutschland, England und überhaupt gerade in denjenigen Ländern nachweisen, deren Bevölkerung in Folge industriellen Aufschwunges am meisten sich vermehrt hat. Hätte Malthus die ungeheure Vermehrung der Bodenproduction, welche in Europa und Amerika seit 40 Jahren Statt gehabt, erlebt, so hätte er wahrscheinlich gezögert, den oben genannten Satz aufzustellen. Denn während in Europa durch die theilweise Abschaffung der Brachwirthschaft, die Einführung des Kleebaues, die starke Ausbreitung der Kartoffel, durch Drainirung, künstliche Bewässerung, durch die Anwendung des Guano und der chemischen Düngmittel, so wie überhaupt durch die Einführung der rationellen Landwirthschaft der Bodenertrag weit bedeutender als die Bevölkerung vermehrt wurde, so haben auch die verbesserten Verkehrsmittel und der Aufschwung des Getreidehandels die Heranziehung ungeheurer Länderstrecken in Amerika und Rußland zum Getreidebau möglich gemacht und so seit dieser Zeit Europa nach Mißärnten vor Hungersnoth geschützt, welche in jedem vorhergehenden Jahrhundert ein periodischer Gast, mit verheerenden Epidemieen in seinem Gefolge, zu sein pflegte. Kurz, die Erfahrung, die Geschichte, die Statistik lehren, daß die im wirthschaftlichen Aufschwung begriffenen Länder, d. h. daß solche Länder, wo mittelst des wissenschaftlichen und technischen Fortschrittes, mittelst Vermehrung des Capitals und der Maschinen immer mehr Naturkräfte zur Mitwirkung an der Production herangezogen werden, — stets besser mit den Mitteln zur Befriedigung der Bedürfnisse ihrer Bevölkerung versehen sind, als andere Länder, und daß eben deßhalb in ersteren die Bevölkerung mehr im Steigen begriffen ist, als in letzteren. Die Geschichte lehrt, daß dünn bevölkerte Länder schlechter mit den Mitteln zur Befriedigung der Bedürfnisse ihrer Bevölkerung versehen sind, und daß nur solche dicht bevölkerte Länder Mangel an Lebensmitteln leiden können, welche wirthschaftlich nicht vorwärts schreiten, welche der Vortheile sich nicht bedienen, welche die Gedankensolidarität der Menschheit, die der Fortschritt in Wissenschaft und Technik zur Vermehrung der Production der Menschen bieten, z. B. China. So sieht es in der Praxis aus.

Was nun das Princip betrifft, so stimmt es vollkommen mit dieser Praxis überein und nöthigt uns, mit aller Entschiedenheit zu erklären: Es ist nicht richtig, daß die Lebensmittel nur in arithmetischer Progression sich vermehren, während die Bevölkerung in geometrischer steige.

Der Raum auf unserer Erde ist allerdings beschränkt, allein diese Eigenschaft bezieht sich auf alle irdischen Dinge, und es kann daher gegenüber der Volkswirthschaft die Bodenfläche als eine relativ unbeschränkte angesehen werden. Bis jetzt ist kaum der dritte Theil der Erde angebaut, und dieser dritte Theil ist noch einer zehn- bis zwanzigfachen Erhöhung seines gegenwärtigen Ertrags fähig. Für die nächsten zehn oder zwanzig Tausend Jahre wird die

Besorgniß, daß die Boden-Production der Bevölkerung nicht mehr nachkommen könne, schwerlich in Frage kommen. Welche Wirthschaftspolitik in zwanzig Tausend Jahren einzuschlagen sei, wann die ganze Erde bevölkert und cultivirt sein wird, wie jetzt unsere am dichtesten besiedelten Länder, ist für uns eine gänzlich müßige Frage.

Die Geschichte lehrt uns, daß Völker Organismen sind, welche eine gewisse Lebensdauer haben, und daß ganze Cultur-Zeiträume von Völkergruppen ebenfalls nach bestimmten Entwicklungs-Gesetzen in einem begränzten Zeitraume sich entwickeln. Nach der bisherigen Erfahrung der Geschichte haben solche Cultur-Perioden, bei deren Ende die Lebenskraft der Völker aus inneren Ursachen zu Ende geht und die Bevölkerung reißend abnimmt, nicht länger als zwei bis drei Tausend Jahre gedauert. Eine solche Periode ist der Volkswirthschaft gegenüber ein, ein abgeschlossenes Ganzes bildender, relativ unbegränzter Raum, in welchem also die Principien der Volkswirthschaft in ihrer Reinheit betrachtet und ihrer eigenen Logik überlassen werden können. Im Angesicht der Principien nun sind die Malthus'schen Sätze falsch. Die Frage der Erzeugung der Lebensmittel ist eine secundäre. Im Wesen handelt es sich darum, ob die Factoren der Gütererzeugung der Zahl der Bevölkerung und ihrer Vermehrung entsprechen. Die Factoren der Gütererzeugung sind, wie wir an früherer Stelle gesehen haben: 1) die Natur mit ihren Stoffen und Kräften; 2) die Arbeit und das Capital. Der erstere Factor ist, den Boden eingerechnet, gegenüber unserer Cultur-Epoche, in unbegränzter Fülle vorhanden; er kommt also weiter nicht in Frage. Es kommt nur darauf an, wie es mit den beiden menschlichen Factoren der Güter- oder Lebensmittel-Erzeugung steht, mit der Arbeit und mit dem Capital. Die Arbeit, oder vielmehr die Arbeitskraft vergrößert sich vollkommen in demselben Maße mit der Bevölkerung. Es fragt sich nur noch, ob das Capital eben so in geometrischer Progression sich vermehren kann. Wenn dies der Fall, dann ist die Möglichkeit gegeben, die Lebensmittel in gleicher Weise zu vervielfachen, wie die Menschen. Nun kann das Capital bei dem gegenwärtigen Stande der Production der civilisirten Länder in zehn bis fünfundzwanzig Jahren, bezw. der Capitalertrag leicht verdoppelt werden. Was die Bevölkerung betrifft, so ist nach Malthus selbst die schnellste Verdoppelung in Nordamerika, und zwar innerhalb 16 Jahre vor sich gegangen. Malthus nimmt daher als Durchschnitt an, daß die Bevölkerung, wo gar kein Hinderniß ihr entgegensteht, innerhalb 25 Jahre sich verdoppeln kann.

Eigentlich ist es überflüssig, sich auf Zahlen einzulassen; denn Eines steht fest, daß nämlich durch die oben mehrfach erörterte Gedankensolidarität der Menschen die nachfolgende Generation über stets bedeutenderes geistiges und consequenter Weise materielles Capital muß verfügen können. Daraus folgt aber im Gange der Entwicklung Mehrproduction bei

gleicher Bevölkerung. Diese Macht des Fortschreitens in der Ernährungsfähigkeit der Menschheit durch die Anhäufung des Gedankencapitals ist von manchen oberflächlichen Nachbetern von Malthus nicht begriffen worden.

Es ist also eine unbestreitbare Thatsache, daß der eine Factor der Production, die Arbeitskraft, in gleichem Maße mit der Bevölkerung steigt, daß der andere aber, das Capital, sich in höherem Maße vergrößern kann. Ob dieses Letztere wirklich geschieht, hängt allerdings davon ab, daß der Gewinn ganz oder zum großen Theil gespart, statt aufgezehrt, und daß das Vermögen eben ganz im Verhältniß zur Bevölkerung productiv angelegt wird. Da dies von dem Willen der Menschen und überhaupt von dem Princip untergeordneten Thatsachen abhängt, so ist also auch das Capital als ein ausreichender Factor der Gütererzeugung zu betrachten. Alle Hindernisse, welche der Vermehrung dieser beiden Factoren in der Art im Wege stehen, daß dadurch die Vervielfältigung der Bevölkerung gestört wird, entspringen daher nur aus menschlichen Fehlern und fehlerhaften menschlichen Einrichtungen. Die Sparsamkeit ist also ein Freund, die Verschwendung ein Feind der Bevölkerung, der Krieg beeinträchtigt die Bevölkerung eben so sehr durch den Verlust an Arbeitskräften wie an Menschenleben.

Wenn unter solchen Umständen Malthus „fehlerhafte Staatseinrichtungen und Mißregierung nur für leichte, oberflächliche Ursachen der Uebel der Gesellschaft, nur für Federn, die auf einem großen Strome schwimmen, erklärt hat, im Vergleich mit jenen tieferen Quellen des Uebels, welche aus den von ihm aufgestellten Gesetzen entsprängen," so hat er, sich vollständig geirrt. Das ungestörte Anwachsen der Bevölkerung hängt vollständig von dem Menschen selbst und von der Einrichtung der menschlichen Gesellschaft ab; es hängt ab von der ungestörten Entwicklung der geistigen und materiellen Production, von der Beseitigung aller Hindernisse und Fesseln, welche der Freiheit der Arbeit und der Ansammlung des Capitals entgegenstehen; es hängt ab von der Beseitigung aller solcher Vorrechte, welche einzelne Classen der Bevölkerung auf Kosten der Consumenten bevorzugen und die große Classe der Consumenten zu Gunsten des Müßigganges besteuern; es hängt ab von guter Sicherheits- und Gerechtigkeitspflege, von einfacher und klarer Gesetzgebung, von Beförderung des Verkehrs durch gute Transportmittel, — kurz, von der Ausführung aller der Lehren, welche die Volkswirthschaft sich zur Aufgabe macht. Indem Malthus schlechte Regierungs-Maßregeln nur für leichte Federn auf dem großen Strome des Lebens erklärte, hat er eben durch den großen Eindruck, welchen seine Lehren in Europa machten, großen Schaden angerichtet, indem alle gewissenlosen Staatsmänner ihren üblen Willen mit der Natur-Nothwendigkeit entschuldigten.

Die Vermehrung der Bevölkerung geht also ganz in demselben Verhältniß

vor sich, in welchem die menschlichen Hindernisse, welche der Vermehrung der Arbeitskraft und der Aufsparung des Capitals im Wege stehen, größer oder geringer sind. Der einzige Unterschied, welcher zwischen dem Anwachsen der Bevölkerung und der entsprechenden Vermehrung der Mittel zur Befriedigung von deren Bedürfnissen besteht, sobald alle menschlichen Hindernisse entfernt sind, liegt darin, daß das erstere eine Folge des Genusses, und die letztere eine Folge von Mühe oder Arbeit ist. Auf den obersten Gegensatz zwischen Arbeit und Genuß läßt sich also das Princip der Entwicklung der Bevölkerung zurückführen. Aber selbst dieser Gegensatz wird durch die Cultur mehr und mehr vermittelt, indem wirthschaftlich gebildeten Individuen, Familien, Classen, Völkern die Arbeit ein gleiches Vergnügen gewährt wie der Genuß. Da hingegen, wo die wirthschaftliche Einsicht noch nicht genügend erstarkt ist, findet der Gegensatz zwischen Arbeit und Genuß noch seine volle Anwendung, und so weit als dieser Gegensatz reicht, haben auch die Ansichten, welche Malthus sein Leben hindurch verfocht, eine gewisse Berechtigung.

Der Zustand, wo das Capital in vollständigem Ebenmaß mit der Arbeitskraft sich vermehrt, dieser Zustand der Wirksamkeit des reinen Princips, ist das Ziel, nach dem wir streben, das Ziel, welches wir auch wirklich erreichen wollen, es ist die relative Vollkommenheit, — allein in der Gegenwart sind wir noch fern von diesem Zustande; die Hindernisse also, welche der Wohlfahrt der Bevölkerung entgegen stehen, sind noch so mannigfaltig wie die Irrthümer, von denen die Menschen befangen sind, noch so mannigfaltig wie die fehlerhaften Gesetze, Einrichtungen und Sitten.

Nachdem wir im Obenstehenden das Princip des menschlichen Fortschrittes gewahrt, nachdem wir nachgewiesen, daß die Gesetze der Entwicklung des Menschengeschlechtes weniger trostlos sind, als Malthus im Angesicht des Elends der französischen Revolution und der Folgen einer hundertjährigen Mißregierung sie sich vorgestellt hatte, können wir vielen seiner Anschauungen im Einzelnen volle Anerkennung zu Theil werden lassen.

Malthus theilt die Hindernisse, welche der Progression der Bevölkerung entgegenstehen, in zwei Classen ein: in präventive und repressive, oder in vorbeugende und zerstörende.

Die vorbeugenden Hindernisse, so weit sie aus dem freien Willen entspringen, sind dem Menschengeschlechte vorzugsweise eigenthümlich und entstehen aus jener Kraft, welche es vor den rohen Thieren auszeichnet, — der Vernunft, d. h. der Fähigkeit, Naturgesetze zu erkennen und ihre entfernten Wirkungen zu begreifen und abzuschätzen. Die Hindernisse, welche sich der unbegränzten Vermehrung der vernunftlosen Pflanzen und Thiere entgegenstellen, sind alle zerstörender Art, oder wenn sie vorbeugender Natur sind, dann haben sie nichts Freiwilliges. Der Mensch hingegen, wenn er um sich blickt, muß betroffen werden von dem Schauspiel, welches so zahlreiche

Familien ihm darbieten. Wenn er seine eigenen Subsistenzmittel, die oft kaum das Maß seiner Bedürfnisse überschreiten, vergleicht mit der Zahl der Individuen, in welche sie getheilt werden müßten, wenn er Familie hätte, so empfindet er die gerechte Furcht, daß er die Kinder, die er ins Dasein ruft, nicht möchte ernähren können. Und wenn sein Einkommen hinreicht, um eine zahlreiche Familie zu ernähren, — ist der Mann nicht der Gefahr ausgesetzt, Gewohnheiten und Genüssen entsagen zu müssen, die ihm theuer geworden sind? Muß er sich nicht vielleicht einer mühsameren Arbeit unterziehen, oder in schwierigere Unternehmungen sich einlassen, als seine gegenwärtige Lage nöthig macht? Wird er nicht vielleicht in die Unmöglichkeit versetzt, seinen Kindern die Erziehung angedeihen zu lassen, deren er selbst genossen hat? Ist er versichert, daß, wenn ihre Zahl wächst, alle seine Anstrengungen genügen werden, um sie vor Mangel zu schützen, der oft in seinem Gefolge das Elend und die Verachtung hat?

Solche und ähnliche Betrachtungen sind ganz geeignet, um in einer civilisirten Gesellschaft die Gründung manches eigenen Hausstandes vorbeugend zu verhindern. Sie beugen einer großen Zahl vorzeitiger Heirathen vor und verhüten damit viel Unheil. Leider ist solche Einsicht aber gerade unter den ärmsten Classen am wenigsten verbreitet. Unter ihnen, unter Tagelöhnern, Fabrikarbeitern, Schreibern und ähnlichen von der Hand in den Mund lebenden Arbeitern ist es, wo die meisten frühzeitigen und verfrühten Ehen vorkommen. Wird da der Mann auf einige Zeit krank oder verdienstlos, oder hat er mit Krankheiten und Unglücksfällen in der Familie zu kämpfen, dann ist, weil selten ein Sparpfennig da ist, das Elend fertig. Und obgleich solche Leute von der täglich sie anstarrenden Noth, die aus so voreiligen Ehen hervorgegangen ist, belehrt werden sollten, daß sie erst etwas zurücklegen und auf eine solidere Stufe der Erwerbsfähigkeit sich emporschwingen sollten, bevor sie eine Ehe schließen, so können sie doch meist kaum ihre Volljährigkeit dazu abwarten.

Wenn aus der Entsagung keine Laster auf der anderen Seite entstehen, so ist die Entsagung selbst das geringere Uebel gegenüber denjenigen, welche aus der unzeitigen Vermehrung der Bevölkerung hervorgehen. Ein unseren Neigungen — und insonderheit solchen Neigungen, welche am meisten Herrschaft über uns ausüben — auferlegter Zwang bringt unzweifelhaft ein sehr peinliches Gefühl hervor. Aber dieses Uebel ist offenbar sehr gering, wenn man es mit demjenigen vergleicht, welches die repressiven Hindernisse hervorbringen, die der Vermehrung der Bevölkerung entgegenstehen.

Welche mächtige Triebfeder zum Fortschritte liegt aber auf der anderen Seite wiederum in diesem moralischen Zwange! Wird nicht Jeder seine Kräfte auf das Aeußerste anspannen, um sein Einkommen so zu vermehren, daß er eine Familie ernähren kann? Wird das Hinderniß, welches jenem

Naturtriebe entgegensteht, nicht eben die Ursache zur Vervollkommnung der Kräfte und Talente des Menschen, zur Veredlung und Vermehrung der Production, zur Ansammlung des Capitals, — kurz, die Triebfeder der Civilisation?

Allerdings kann ausnahmsweise die Willenskraft eines Menschen zu schwach und die Hindernisse können zu stark sein, um sie zu überwinden. Verzweifelnd an der Möglichkeit, das süßeste Glück des Menschen, eine Familie, zu gründen, — aber doch wieder zu gewissenhaft und vorsichtig, um es leichtsinnig zu thun, stürzt er sich in Ausschweifungen und Laster. Es ist möglich, daß eine solche krankhafte Entartung vorkomme; aber sie ist, wie jede Krankheit, nur Ausnahme. Wird hingegen die Verderbtheit allgemein und dehnt sich über alle Classen der Gesellschaft aus, dann wirkt sie unvermeidlich dahin, die Quelle des häuslichen Glückes zu vergiften: dann ist aber jedenfalls irgend eine äußere Ursache vorhanden, welche die veredelnde Thätigkeit der Civilisation, deren Wirkungen wir so eben angeführt, verhindert, z. B. Krieg oder krankhafte Staatszustände, Despotismus, Revolution oder gänzlicher Verfall.

Die „repressiven", unterdrückenden, zerstörenden Hindernisse, welche sich der Vermehrung der Bevölkerung entgegenstellen, sind sehr mannigfacher und verschiedener Natur. Sie schließen alle Ursachen in sich, welche auf irgend eine Weise dahin streben, die Dauer des menschlichen Lebens durch Laster, Mühsal oder Unglück abzukürzen. Man kann unter diese Kategorie zählen: alle ungesunden Beschäftigungen, grobe oder übertriebene Arbeiten oder solche, die der Ungunst der Witterung oder des Klima's ausgesetzt sind; äußerste Armuth, die schlechte Nahrung und Pflege der Kinder und Greise, die Ungesundheit der Wohnungen: Schmutz, Ausschweifung jeder Art; endlich Krankheit, Krieg, Pest, Hungersnoth.

Die Art und Weise, wie diese Hindernisse in dem gegenwärtigen Zustande unserer Gesellschaft wirken, verdient noch unsere besondere Aufmerksamkeit. Nehmen wir ein Land, wo die Subsistenzmittel gerade für die Bevölkerung hinreichen. Der beständige Trieb, letztere zu vermehren, wirkt dahin, die Zahl der Menschen rascher zu vergrößern, als deren Unterhaltungsmittel wachsen. Die Nahrung, welche z. B. für 11 Millionen hinreichte, muß sich nun unter 11½ Millionen vertheilen. Sofort wird der Arme schwerer leben, und Mehrere werden auf die äußerste Noth reducirt sein. Da zugleich die Zahl der Arbeiter in stärkerem Verhältnisse sich vermehrt, als das Quantum der zu schaffenden Arbeit, so muß der Preis der Arbeit sinken; und da der Preis der Lebensmittel zu gleicher Zeit steigt, so muß der Arbeiter, will er leben wie zuvor, nothwendig mehr arbeiten. Während einer solchen Zeit der Noth werden Heirathen so sehr erschwert, und die Sorgen, welche eine Familie bereitet, sind so gewachsen, daß mehr neugeborene Kinder und mehr Greise sterben und die Bevölkerung still zu stehen beginnt. Der

niedrige Arbeitslohn hingegen, die Fülle von Arbeitern und die Nothwendigkeit, in welche letztere versetzt sind, ihre Thätigkeit zu vermehren, ermuthigen hierauf die Producenten, auf die Bodencultur eine größere Arbeit, als zuvor, zu verwenden: unbebaute Ländereien zu roden, die angebauten zu drainiren, mit mehr Sorgfalt zu düngen und zu verbessern, die Production zu vergrößern, daß der Mehrbedarf an Lebensmitteln aus entfernten Ländern eingetauscht werden kann, bis die Lebensmittel mit der Bevölkerung wieder in richtigem Verhältnisse stehen. Da dann die Lage der Arbeiter weniger mühsam wird, so hört das Hinderniß, welches der Vermehrung der Bevölkerung entgegengestanden hatte, wieder auf, und so fort. Einen sehr hervorragenden Beleg dazu gab England nach Aufhebung der Korngesetze. Die Heirathen und die Geburten nahmen nach dem Jahre 1846 außerordentlich zu.

Diese vor- und rückwärtsschreitende Wellenbewegung wechselt fortwährend mit einander ab, nur wird sie bei zunehmender Wohlhabenheit und Civilisation stets weniger fühlbar; sie wird sich vielleicht dem Auge eines gewöhnlichen Beobachters entziehen, selbst dem aufmerksamsten wird es schwer sein, ihre vor- und rückschreitenden Perioden zu berechnen: dennoch vergewissert man sich bei einiger Aufmerksamkeit schon aus den Tabellen der Geburten und Sterbefälle, daß in allen alten Staaten solche Wechsel-Perioden vorkommen, wenn auch nicht so hervorstechend, wie wir sie gezeichnet haben. „Eine der Haupt-Ursachen," sagt Malthus, „weßhalb man diese Schwankungen wenig bemerkt hat, ist, daß die Geschichtschreiber sich fast nur mit den hoheren Classen der Gesellschaft beschäftigen. Wir haben nicht viele Werke, in welchen die Gebräuche und die Lebensweise der arbeitenden Classen treu geschildert sind. Bei diesen Classen machen sich aber die gedachten Strömungen am meisten fühlbar."

Es ist eine der trostreichsten Wahrheiten, daß die Uebel, welche eine zu rasche Vermehrung der Bevölkerung mit sich bringt, durch die Cultur fortwährend gemildert werden. Viele Ursachen wirken da zusammen, um die Hindernisse, welche der Bevölkerungs-Vermehrung entgegenstehen, zu vermindern. Durch die vermehrte Anwendung der Maschinen kommt eine größere Summe von Producten zur Vertheilung unter Alle. Es kann verhältnißmäßig mehr Arbeit auf die Bodencultur verwandt und dadurch der Früchte-Ertrag gesteigert werden. Durch die fortwährend verbesserten Verkehrsmittel wird der Transport von Getreide nach entfernteren Ländern möglich, die Vorräthe gleichen sich gegenseitig aus, und die Schwankungen der Getreidepreise, die im Mittelalter oft in fünf Jahren um das Sechsfache wechselten, vermindern sich fortwährend. Bei jenen Preisschwankungen im Mittelalter starb, wie angeführt, zuweilen ein Viertheil der Bevölkerung Hungers, weil er den Preis nicht erschwingen konnte (ein Umstand, der auch das lange

Bestehen der Leibeigenschaft erklärt, weil die Gutsherren ihren Hörigen unter allen Umständen den Lebens-Unterhalt sichern mußten). Jetzt, wo die Eisenbahnen und die ausgedehnte Schifffahrt das Getreide aus allen Weltgegenden nach allen Handelsplätzen bringen, erreicht der Getreidepreis bei der größten Theuerung kaum das Dreifache eines billigen Jahres. Wer also nur eine kleine Ersparung gemacht hat, kann den Preis recht gut erschwingen. Jedenfalls gehört ein Todesfall durch Hunger heute nur zu den Ausnahmen.

Auch macht es der leichte Verkehr möglich, mehr den Vorrath aus fruchtbaren Jahren aufzusparen. Während in armen Ländern, wo schlechte Verkehrswege sind, wie früher in Ungarn, in fruchtbaren Jahren wirklich viel Getreide und Wein verwüstet wurde und in Mißjahren wieder ernstliche Hungersnoth da herrschen konnte, wird in verkehrsreichen Ländern jedes Product sorgfältig aufbewahrt, bis es zweckmäßig und preiswürdig verwerthet werden kann. Auch dadurch wird das Capital vermehrt und die Production im Ganzen erhöht.

Wenn durch einen gleichmäßigeren Getreidepreis die Sterblichkeit bedeutend vermindert wird, dann wird ja auch Capital-Vernichtung verhindert: denn jeder Mensch, der vor der Zeit stirbt, wo seine Arbeitskräfte wieder aufhören, nimmt ein Capital mit ins Grab, welches verloren geht. Vor Allem geht mit Kindern, wenn sie sterben, ehe sie durch Arbeit etwas verdienen konnten, stets das Capital verloren, welches ihre Erziehung gekostet hat. Die Noth decimirt erfahrungsmäßig am meisten die Kinder. Wenn nun in uncultivirten Ländern, wo die Verkehrsmittel schlecht sind, in theuren Jahren die Sterblichkeit größer ist, so wird in solchen Ländern auch stets mehr Capital verwüstet. Ein Land mit gesundem Klima ist schon hinsichtlich der Capital-Vermehrung aus diesem Grunde im Vortheil vor einer ungesunden Gegend. Da nun bei gleichen Klima-Verhältnissen die Sterblichkeit je mit dem höheren Stande der Cultur abnimmt, so sind die cultivirten Völker, abgesehen von allen übrigen Verhältnissen, in Betreff der Capital-Ansammlung im Vortheil vor minder civilisirten. Preußen ist gewiß zu den civilisirten Ländern zu rechnen; aber schon zwischen ihm und Belgien ist ein merklicher Unterschied zu Gunsten Belgiens, und der Canton Bern mit seinem wohlhabenden Bauernstande ist noch besser situirt.

Folgende Tafel gibt ein Bild dieses Verhältnisses:

Von zehntausend Geborenen waren noch am Leben:

Alter an Jahren.	In Preußen (1826—34).	In Belgien.	Im Canton Bern.
1	7506	7753	7782
10	5310	5826	6982
20	4852	5345	6559
30	4303	4676	6033
40	3748	4089	5446

Alter an Jahren	In Preußen (1826–34)	In Belgien	Im Canton Bern
50	3078	3479	4686
60	2264	2724	3680
70	1242	1702	2096
80	399	587	591
90	51	68	23

Von Kindern in den ersten Lebensjahren sterben in civilisirten Ländern ein Dritttheil, in Rußland die Hälfte.

In Frankreich kamen auf jede Million Einwohner während der der Gesundheit günstigen Periode 1774—78 jährlich 33,773 Todesfälle; in dem schlimmsten Jahre des 19. Jahrhunderts, 1832, nur 27,977 Todesfälle (Dupin); ein Zeichen, daß das Volk wohlhabender geworden war.

Professor und Gerichts-Arzt D. Eschrich (Baiern) hat über die Lebensdauer unter verschiedenen Ständen die Beobachtung gemacht, daß unter Allen die protestantischen Geistlichen am ältesten werden. Greise von 80 Jahren und darüber kommen auf 1085 über 30 Jahre alte

1) protestantische Geistliche 2,82 pCt.,

2) Forstbeamte 1,41 pCt.,

3) Schullehrer 1,13 pCt.,

4) Justizbeamte 0,77 pCt.;

5) die katholischen Geistlichen haben eine die oben genannten Stände bei Weitem überwiegende Sterblichkeit; am wenigsten Hoffnung auf langes Leben aber haben die Aerzte.

„Es ist eine trübselige, aber leider nur allzu wahre Bemerkung," sagt Say, „daß selbst unter den blühendsten Nationen alljährlich ein Theil der Population aus Mangel umkommt. Nicht als ob diese Schlachtopfer des Mangels alle im strengsten Sinne des Wortes Hungers stürben, sondern sie haben nur eben nicht alles das zu ihrer Disposition, was zum Leben nothwendig ist, und sterben mithin an der Entbehrung irgend eines schlechthin unumgänglichen Bedürfnisses. Bald ist es ein kranker oder abgeschwächter Mann, den etwas Ruhe wieder herstellen würde, oder dem nichts als der Rath eines Arztes und ein sehr einfaches Heilmittel gebricht, der sich aber weder Ruhe gönnen, noch einen Arzt befragen, noch das Heilmittel anschaffen kann. Bald ist es ein Säugling, welcher der mütterlichen Hut und Pflege bedarf; aber seine Mutter ist aus Armuth zur Feldarbeit gezwungen, und das Kind kommt um — durch einen Unglücksfall, oder durch Unreinlichkeit, oder durch Krankheit. Alle Forscher der politischen Arithmetik haben den Satz bewährt gefunden, daß von einer gleich großen Anzahl Kinder der dürftigen und der wohlhabenden Classe in der ersteren wenigstens zweimal so viele sterben, als in der letzteren. Endlich wird durch eine allzu kärgliche oder ungesunde Nah-

rung, durch die Unmöglichkeit eines öfteren Wechselns der Wäsche, einer warmen Bekleidung, einer trockenen Bedeckung und einer gehörigen Erwärmung die Gesundheit geschwächt und die Constitution zerrüttet: kurz, man kann von allen denen, welche als Opfer eines für ihre Armuth unerschwinglichen Bedürfnisses umkommen, behaupten, daß sie an Mangel sterben." Die Bevölkerung der Staaten setzt sich also immer mit der Summe von deren Producten in Proportion.

„Mir dünkt," fährt Say weiter fort, „als hätte man hieraus noch immer nicht die natürliche Folgerung gezogen: daß nichts die Bevölkerung vergrößern kann, als was die Production befördert; und daß nichts sie wenigstens auf dauernde Weise verringeren kann, als was die Quellen der Production verkümmert. Die Juden ehrten die Fruchtbarkeit. Die Römer schmiedeten Verordnungen ohne Zahl und Ende, um die Menschenverluste wieder zu ersetzen, die aus ihren unaufhörlichen und entfernten Kriegen erwuchsen. Ihre Censoren empfahlen die Ehe, und man war um so geehrter, je mehr Kinder man aufzuweisen hatte. Alles dies fruchtete gar nichts. Nicht mit der Kindererzeugung hatte es Noth, sondern mit der Kindererziehung. Producte hätte man erschaffen sollen, und nicht Verheerungen anrichten. Trotz aller jener Verordnungen hat sich Italien und Griechenland noch vor dem Einbruche der Barbaren entvölkert. Nicht minder vergebens gab Ludwig XIV. kraft seines Edicts von 1666 zur Begünstigung des Ehestandes den Eltern von zehn Kinderen Jahrgehalte und den Eltern von zwölf Kindern noch größere. Die Prämien, welche er unter tausend verschiedenen Gestalten dem Müßiggang und der Verdienstlosigkeit auswarf, thaten der Bevölkerung weit weher, als jene schwachen Aufmunterungen ihr wohl thun konnten. Was die Population wahrhaft aufmuntert, das ist eine thätige Industrie, welche viele Producte abwirft. Jene schießt wimmelnd auf in allen industriösen Gauen.

„Man hat oft und vielfältig über den Schaden geklagt, den die Klöster der Population zufügen, und zwar mit vollem Recht; allein man irrte sich in der Ursache dieses Schadens. Diese liegt nicht in der Ehelosigkeit der Mönche, sondern in ihrem Müßiggang.

„Eine Nation sieht sich bloß darum, daß ihre Zahl wächst, mit den Bedürfnissen des Lebens nicht kärglicher, und bloß darum, weil ihre Zahl abnimmt, nicht reichlicher damit versorgt. Ihr Loos hängt vom Quantum der Producte ab, worüber sie disponiren kann, und diese Producte können eben sowohl im Verhältniß zu einer zahlreichen Bevölkerung im Ueberflusse, wie im Verhältniß zu einer dünn gesäeten Population unzulänglich vorhanden sein."

Die Existenzmittel des Menschen müssen nicht gerade Nahrungsmittel, sondern sie können ein Wertherzeugniß irgend einer Art sein, weil man immer ein bestimmtes Quantum Nahrungsmittel gegen jedes sonstige Erzeugniß eintauschen kann. Holland verschafft sich Getreide vermittels seiner Specereien.

Nordamerika erhielt einst Zucker und Kaffee gegen hölzerne Häuser, die es in ganz fertigem Zustande nach den Antillen sandte. Ja, sogar mit ihren immateriellen Producten, welche doch nicht einmal transportabel sind, kann eine Nation sich Nahrungsmittel eintauschen. Das Geld, welches ein Ausländer für den Anblick einer Gemälde-Galerie, für das Anhören einer eminenten Sängerin, oder für den Rath eines berühmten Arztes bezahlt, kann sogleich als Kaufschilling für Korn oder Gold ins Ausland zurückgesandt werden. Durch Umtausch und Handel werden, wie man sieht, die Producte nach der jedesmaligen Natur der allgemeinen Bedürfnisse beigeschafft und zugerüstet. Immer ist diejenige Waare, wonach man das dringendste Bedürfniß fühlt, auch die gesuchteste, ob sie nun zu Nahrung, Kleidung oder Wohnung diene. Jede Familie befriedigt um so mehr Bedürfnisse, je mehr solcher Waaren sie einkaufen kann. Einkaufen kann sie aber desto mehr, je größer ihre eigene Production oder, nach dem Ausdruck des gemeinen Lebens, je beträchtlicher ihr Einkommen ist. Folglich lebt — in letzter Instanz betrachtet — jede einzelne Familie und die Nation (d. h. der Inbegriff aller einzelnen Familien) lediglich von ihren Producten; und durch den Umfang der Production wird nothwendig die Zahl derer, welche subsistiren können, beschränkt. Unter den Thieren, deren Begattungstrieb durch keine Zügel vorsichtiger Ueberlegung gehemmt wird, sterben die erzeugten Individuen, wenn sie nicht dem Menschen oder anderen Thieren zur Beute werden, in dem Moment ab, wo sie ein unausweichliches Bedürfniß fühlen, welches sie nicht befriedigen können. Beim Menschen hingegen setzt die ihm voraussetzbare Schwierigkeit der Bestreitung aller künftigen Bedürfnisse der Kinder jenem Naturtrieb einige moralische Schranken; und allein die vernünftige Selbstbezähmung bewahrt die Menschheit vor einem Theile der Leiden, die mit einem gewaltsamen Herabschmelzen ihrer Kopfzahl nothwendig verkettet sind.

Wie mit der häufigen Anwendung von Maschinen die Production vermehrt wird, so geschieht dies nicht minder durch die bessere Ausbildung der Arbeiter. Mit steigender Civilisation werden die Bildungsanstalten vermehrt, die Nation selbst erwirbt eine große Summe geistigen Capitals, welches die junge Generation sich im persönlichen Umgang, ohne besondere Anstrengung, spielend aneignet; die Arbeiter geben ihren Kindern eine bessere Erziehung, sammeln auch wohl ein kleines Capital, womit letztere einem einträglicheren Productionszweige sich zuwenden können, als ihre Eltern, indem dann auch die roheren Arbeiten immer mehr der Maschine anheimfallen.

Mit der auf solche Weise steigenden Bildung erstarkt die Willenskraft der Individuen, die Menschen gewöhnen sich mehr daran, Herr der wilden Triebe zu werden, welche die Natur in sie gelegt hat. Mag das Vorurtheil sagen, was es will — die Bildung ist die Mutter der Sittlichkeit. Gebildete Stände und gebildete Völker sind sittlicher, einsichtsvoller und willenskräftiger, als

uncivilisirte; sie entarten erst wieder in den Zeiten des Verfalls. — Je enthaltsamer nun die Menschen sind, um so gesunder werden die Kinder: je mehr Capital gespart ist, um so besser werden sie genährt, um so weniger sterben sie, ehe sie das reife Alter erreicht haben, um so weniger geht wieder Capital verloren. Bei solchen Ständen und Völkern, die eine gewisse Bildung, Einsicht, Willenskraft erlangt haben, werden vorzeitige Heirathen selten sein, weil die Männer erst ein gesichertes Auskommen haben wollen, ehe sie sich einen Hausstand gründen. Dies wirkt nun wieder günstig auf die Bevölkerung. Es werden zwar weniger Kinder geboren, dafür sterben aber auch viel weniger. In Paris z. B. kommen in wohlhabenden und reichen Quartieren auf 100 Todte 32 Kinder, in armen Stadtvierteln auf 100 Todte aber 59 Kinder.

Die Leute aus dem ärmsten Stande in Paris, die Lumpensammler, sterben zehn Jahre früher, als die Reichen. Vom 25. bis 80. Jahre ist ihr Tribut an den Kirchhof weit größer; nur in demjenigen Lebensalter und Verhältniß, wo der Reichthum die Vergeudung aller Jugendkräfte gestattet, ist auch die Sterblichkeit der höheren Stände derjenigen der armen gleich. Unter allen studirten Ständen leben die Aerzte am kürzesten, die Geistlichen und Diplomaten am längsten.

Wenn es war ist, was C. Vogt in seinen physiologischen Briefen behauptet, daß mehr Knaben als Mädchen geboren werden, wenn der Mann älter ist als die Frau*), so trägt die moralische Selbstbeherrschung, welche frühe Ehen vermeidet, ebenfalls dazu bei, die Production zu vermehren, die Sterblichkeit folglich zu vermindern und dadurch eine Schranke der Bevölkerungs-Vermehrung wegzuräumen. Wir brauchen nämlich nicht näher zu erörtern, daß der männliche Theil der Bevölkerung mehr producirt, als der weibliche.

Durch solche und viele andere Umstände, die sich dem denkenden Leser von selbst aufdrängen, begünstigt die Cultur die Bevölkerung, oder räumt sie vielmehr die Hindernisse hinweg, welche der natürlichen Vermehrung repressiv entgegenstehen.

Wir können bei dieser Gelegenheit auf einen Irrthum aufmerksam machen, der ziemlich verbreitet ist. Der Umstand nämlich, daß in den civilisirten industriereichen Staaten so häufig Klagen über das Elend der Arbeiter laut werden, hat zu der Meinung Anlaß gegeben, als ob eben die Vergrößerung der Industrie den sogenannten Pauperismus hervorrufe. Mit Ausnahme mancher außerordentlicher Stockungen, die durch Handels-Krisen oder durch Erfindung einer neuen Maschine hervorgerufen werden, ist dies jedoch durch-

*) Vogt will dies dadurch bekräftigen, daß in legitimen Ehen, in denen doch in der Regel der Mann älter ist, die Zahl der Knaben, welche geboren werden, die der Mädchen übersteigt.

aus nicht der Fall. Das Vorhandensein von Klagen beweist noch keineswegs, daß es in diesem Lande schlimmer um die Arbeiter stehe, als in jenen Ländern, woher man keine Klagen hört. Am meisten wird geklagt in England, so daß schon A. Smith bemerkt: „unter hundertjährigen Klagen der Handwerker und Krämer sei England zum reichsten Lande emporgewachsen“. Gar keine Klagen vernimmt man dagegen aus Rußland, und dennoch wird kein Mensch behaupten, daß die unteren Classen in letzterem Lande besser situirt seien, als im ersteren. So wie man anzunehmen pflegt, daß ein Musensohn erst dann anfange, etwas zu lernen, wenn er zu der Ueberzeugung gelangt sei, daß er in seiner Wissenschaft noch gar nichts wisse, so ist der Anfang zur Besserung der Lage der arbeitenden Classen schon gemacht, wenn diese zur Erkenntniß derselben kommen und diese Erkenntniß laut werden lassen. Wir hören daher stets mehr Klagen aus freien, industriereichen Ländern, als aus unfreien und armen. Der polnische Bauer, der noch nicht einmal zum Bewußtsein seiner Verthiertheit gekommen ist, hat seit Jahrhunderten seine Lage nicht verbessert. Die geringsten englischen Fabrikarbeiter, über deren Loos am meisten geklagt wird, erhalten mehr Tagelohn, als unsere Maurer und Bauhandwerker, die noch dazu einen großen Theil des Jahres feiern müssen.

Die oben berührten Wirkungen der Cultur in Beziehung auf ganze Völker werden am besten veranschaulicht durch unseren gebildeten Mittelstand. Da sind die Forderungen einer vernünftigen Selbstbeherrschung *) praktisch ausgeführt. Fern von den Extremen und Ausschweifungen der höchsten und der unteren Stände, ist er der glücklichste, und Heirathen werden da erst abgeschlossen, wann der Mann die volle Reife erlangt hat, wo er gewiß ist, eine Familie ernähren zu können. Es werden zwar weniger Kinder geboren, die geborenen aber mit einer außerordentlichen Sorgfalt und Liebe erzogen, so daß nicht allein weniger sterben, also weniger Capital mit sich ins Grab nehmen, sondern auch, wenn sie erwachsen sind, durch ihre vortreffliche Ausbildung mehr produciren. Diese ihre Erziehung lenkt sie auch zu einfachen, mäßigen, edlen Genüssen, zur Sparsamkeit und Enthaltung, so daß wir die meiste Zufriedenheit, das meiste Familienglück in diesem Stande verbreitet sehen. Unter den unteren Ständen, die weniger Vorsicht, Enthaltsamkeit und gebildete Selbstbeherrschung besitzen, finden wir nicht allein in der Regel sehr frühe, ja verfrühte Heirathen, sondern auch, weil sie gegen die Regeln der Schicklichkeit mehr abgehärtet sind, eine Menge unehelicher Kinder. Die Folge

*) Diese Selbstbeherrschung braucht indessen nicht weitee zu gehen, als daß Jedee sich bei Gründung seines Hausstandes nach seinem Einkommen eichte; denn diejenigen, welche der Vermehrung der Bevölkerung gewaltsam Zügel anlegen, sind daeum noch nicht glücklich, wie z. B. viele Bauern der Rhön nue zwei Kindee dekommen und jene Gegend doch jehr arm ist.

davon ist natürlich, daß mehr Kinder sterben, und daß die überlebenden schlechter erzogen werden, Beides ein Grund zur Verminderung des Wohlstandes, eine Ursache des unter der genannten Classe herrschenden Elendes.

Ueberall dagegen, wo ein Mann oder eine Familie sich von dem Leichtsinne der unteren Stände emancipirt, enthaltsam, vorsichtig, sparsam ist, sehen wir Gedeihen und Wohlstand im Gefolge. So geht es auch mit Nationen.

Wir können zugeben, daß das Gebot der Selbstbeherrschung, welches uns die Vernunft zu unserem Besten auferlegt, ein hartes Gebot ist; allein es ist nothwendig, wenn wir glücklich werden wollen. Auch die Arbeit ist mühsam, und man könnte fragen, warum die Natur so grausam war, uns nur mit Hülfe der Arbeit den Genuß zu gestatten. Indessen nutzlose Klagen über unabänderliche Gesetze sind Thorheit. Außerdem führt uns ein kleines Nachdenken dahin, daß die Arbeit eben erst den Genuß recht veredelt und vermehrt, und daß der Mensch auch das Familienglück um so höher zu schätzen weiß, je schwerer es ihm wird, sich dasselbe zu erringen. Eben die Hindernisse, welche der Vermehrung der Bevölkerung, der Gründung einer Familie entgegenstehen, werden die Triebfeder zu allem Nützlichen, Schönen und Großen, was der Mensch erschafft — kurz, die Triebfeder der Civilisation. Wie emsig, wie sparsam, wie enthaltsam wird nicht der Mann, sobald er den Zweck, eine Familie zu gründen, vor Augen hat! Welche Hindernisse überwindet er nicht, welche Anstrengungen sind ihm zu groß! So wird das Gesetz, welches man für eine große Plage betrachtet, zu einem Segen für die Menschen.

Wo die Natur mit verschwenderischer Hand eine Kraft ausgesäet, da hat sie in der Regel auch für deren Gegensatz gesorgt, der sie in Schranken halte. Der Vermehrungstrieb, welchen sie mit so überwuchernder Potenz den Geschöpfen eingepflanzt hat, damit ihre Gattung erhalten bleibe, und der bei Thieren und Pflanzen ungezügelt zur Vernichtung zahlreicher Sprößlinge führt, hat beim vernünftigen Menschen seinen Gegensatz in der Scham, jener holden Eigenschaft, die wie die Vernunft und die Sprache den Menschen zum edelsten Geschöpfe auf Erden stempelt. Sie ist ein eben so starkes Hinderniß der ungezügelten Vermehrung der Bevölkerung, wie die Pflicht, die Kinder zu ernähren.

Jene beiden vorbeugenden Hindernisse sind die Stützen der Ehe. Das Schauspiel, welches uns hinwiederum die letztere Gemeinschaft gewährt, läßt uns einen sehr natürlichen Grund für den Unterschied erkennen, welcher zwischen den beiden Geschlechtern in Betreff der Keuschheit gemacht wird. „Im Allgemeinen", sagt Malthus, „kann man nicht annehmen, daß eine Frau für sich selbst im Stande sei, zur Unterhaltung ihrer Familie zu genügen. Wenn also ein Weib sich dazu versteht, mit einem Manne zu leben, ohne ein vorgängiges Uebereinkommen in Betreff des Unterhaltes der Kinder, und wenn dieser Mann das Weib verläßt, so fallen die Kinder der Gesellschaft

zur Last, oder kommen um. Um also der häufigen Wiederholung eines Fehlers vorzubeugen, den durch Strafen zu unterdrücken hart erschiene, so straft man ihn mit Verachtung. Man muß außerdem bemerken, daß bei einer Frau diese Art des Fehltrittes offenbarer und unverkennbarer ist. Man kennt nicht immer den Vater eines Kindes; aber sehr selten ist man im Zweifel über die Mutter. Man häuft also stärker den Tadel auf diejenige Person, deren Fehltritt zugleich offener erwiesen und schädlicher für die Gesellschaft ist. — Wenn heutzutage eine Frau beinahe aus der Gesellschaft verbannt wird wegen eines Fehltrittes, der bei den Männern ungeahndet bleibt, so ist das gewiß eine Art von Ungerechtigkeit. Aber wenn der Ursprung dieser ungleichen Behandlung sie nicht gänzlich rechtfertigen kann, so liefert er wenigstens eine natürliche Erklärung; denn diese Behandlung war das einfachste und wirksamste Mittel, um der häufigen Wiederholung eines Fehltrittes vorzubeugen, welcher für die Gesellschaft die ernstesten Folgen hat. Die Erinnerung an den Ursprung dieser Sitte verliert sich jetzt in einer neuen Gedankenfolge, welche die Gewohnheit mit sich gebracht hat. Ein aus Nothwendigkeit entstandener Brauch ist jetzt durch das Zartgefühl aufrecht erhalten; und besonders geheiligt ist er in demjenigen Theile der Gesellschaft, welcher der Noth am wenigsten ausgesetzt ist. — So entstanden in der Welt die zwei Grundgesetze der Gesellschaft: die Aufrechterhaltung des Eigenthums und die Einrichtung der Ehe." Von da an wurden die Lebensverhältnisse der Menschen verschieden, je nach den Anlagen, welche die Natur in sie gepflanzt.

Wenn wir nun unsere moderne, weder auf die Eroberung, noch auf die Sklaverei gegründete Gesellschaft betrachten, so finden wir, daß die Civilisation überall nach mittleren Zuständen hinstrebt; daß Bildung, Freiheit, Zufriedenheit vorzugsweise Eigenthum der mittleren Stände sind, wo Tugend und Sittlichkeit, Geistesbildung und Körperschönheit, kurz alle besseren Eigenschaften des Menschen besonders ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Wir sehen daher auch, daß in diesem Mittelstande die Gesetze der Natur am sorgfältigsten beobachtet werden. Wenn nun der in einem Lande waltende Fortschritt dahin wirkt, die geistigen und physischen Vorzüge des Mittelstandes über die weitesten Schichten des Volkes zu verbreiten, so werden die Wirkungen der der Bevölkerungs-Vermehrung entgegenstehenden Hindernisse fortwährend gemildert. Indem durch Fleiß, Geschick und Sparsamkeit auf der einen Seite die Production wächst, vermehrt auf der anderen die Bildung die Willenskraft und die vernünftige Selbstbeherrschung. Dieses vorbeugende Hinderniß erspart aber dem Geschlechte die repressiven Hindernisse, welche die Bevölkerung decimiren, wie Hunger, Krankheit und sonstiges Elend.

Bloß die Vorsicht also, daß Niemand dem Triebe der Vermehrung folgt, der nicht auch die Folgen tragen kann, bewahrt die Menschen vor dem

größeren Theile des Elendes, von welchem sie in Folge der genannten repressiven Hindernisse der Vermehrung heimgesucht zu werden pflegen. Da hilft aber auch nur Bildung, die stets im Gefolge der Freiheit und des Wohlstandes ist, — keine Gesetze, welche die Ehe erschweren, weil sonst die unehelichen Kinder überhand nehmen; keine Auswanderung, weil die Emigranten stets ein Capital mitnehmen, mit dessen und ihrer Arme Hülfe sie bei gleichem Aufwande von Arbeit im Mutterlande eben so gut fortgekommen wären, wie in einer Ansiedlung; da helfen auch keine Armengesetze, weil sie nur eine Prämie auf den Müßiggang und die Vermehrung der Armenbevölkerung sind.

Maßlose Unterstützung der Armen durch den Staat oder die Gemeinde ist nicht allein eine Prämie für die Vermehrung der armen Bevölkerung, sondern sie artet meistens auch zu einer Ungerechtigkeit aus, indem bei der Handhabung solcher Gesetze in der Regel die tugendhaften, arbeitsamen Unglücklichen zurückgesetzt werden hinter diejenigen, welche am meisten heucheln. Dieser Umstand hatte in England die Wirkung des ausgedehnten Armengesetzes zu einer so unheilvollen gemacht, daß Miss Martineau eine wahrhaft entsetzliche Schilderung davon gibt. „Die Behörden", sagt sie u. A., „spendeten ihre Gaben nach einem höchst parteiischen und despotischen System. Der Squire, der Geistliche und der Pächter bildeten sich zu einem Tribunal für die Unterdrückung des Lasters und Ermunterung der Tugend, und brachten es dahin, entweder Verzweiflung oder Scheinheiligkeit bei der ganzen arbeitenden Bevölkerung hervorzurufen. Wenn die Junta durch Hinzutritt eines bezahlten Armenpflege-Gehülfen vervollständigt wurde, so war die Unterscheidung vollkommen. Garstiger Schmutz war die Probe von Armuth, — und winselnde Dankbarkeit, wie man es nannte, für das vertheilte Almosen war die Probe von Charakter. Wenn ein Arbeiter mit männlicher Miene zum Armenpfleger oder zur Kirchspiels-Versammlung kam, um ein plötzliches Unglück abzuwenden, — wenn er etwas erbat, um nicht genöthigt zu sein, sein Bett zu verkaufen: — wurde er schimpflich behandelt. Die Schmerzensthräne verletzten Stolzes mochte aus dem Auge springen, und das Aechzen unterdrückten Zornes mochte vielleicht den Lippen entschlüpfen. Wenn das Aechzen gehört wurde, so war dieses Mannes „„Charakter"" auf immer verloren. Das Vorgeben, zwischen den Guten und den Schlechten zu unterscheiden, brachte dem gemeinen Wesen viel mehr Nachtheil, als gelegentliche Ungerechtigkeit u. s. w."

So stand es im Jahre 1816 in England. Ganz anders war die anfängliche Wirkung des im Jahre 1838 in Irland eingeführten Armengesetzes, welches Armenverbände und Arbeitshäuser gründete, — und dennoch bestätigt dieses ebenfalls unser Princip. Diese verschiedene Wirkung Einer und derselben Einrichtung rührt von der Eigenthümlichkeit des irländischen Charakters

her, welche es möglich machte, daß durch das eingeführte Armengesetz die unzweckmäßige und übertriebene Privat-Wohlthätigkeit vermindert wurde.

„Die unbegränzte freiwillige Mildthätigkeit der Irländer nämlich," sagt Miß Martineau, „welche macht, daß die Familie, die für den Tag Kartoffeln hat, jene Familie, welche keine hat, aufnimmt und ernährt, ist ein unglücklicher Beförderer der Sorglosigkeit, da die Geber auf Mangel gefaßt sind und, wenn er sie selbst trifft, dann eben so ernährt zu werden erwarten."

Gesetzliche Armenpflege ist in wenigen Gegenden zu entbehren, dagegen muß übertriebene öffentliche Mildthätigkeit als eine Hemmung wirken und das Drücken der Arbeitsfähigen auf die Fonds der freiwilligen Mildthätigkeit aufheben. Letztere Ansicht wurde durch die Aufnahme, welche das Gesetz in Irland fand, gerechtfertigt. Diese Aufnahme war namentlich von Seiten der Bettler seltsam, wie es diejenigen erwarteten, welche die irländische Bettelei in ihren glücklichen Tagen kannten, wo sie nicht, wie jetzt, das äußere Zeichen unerträglichen Elendes war, sondern eher einen lustigen und geselligen Charakter hatte. Ein Bettler sagte stolz zu einem Commissar, daß er wenig Sorge haben würde, wenn es nicht für seines Gleichen wäre; — ein Anderer, welcher einen armen Blödsinnigen der gesetzlichen Mildthätigkeit nicht übergeben wollte und „ohne ihn einsam" zu sein fürchtete, obgleich er es empfand, mit ihm „sehr geplagt zu sein", hielt es für ganz hübsch, ein Blödsinniger zu sein und frei, wie diese Leute, herumschweifen zu dürfen; eine Andere, welche den „neuen Kerker", wie sie das Arbeitshaus fortwährend nannte, haßte, fand ihr Geschäft des Bettelns durch die neue Einrichtung gestört, würde in das Armen-Arbeitshaus gegangen sein, wenn sie ihren Thee, Branntwein und Tabak dort hätte haben können, aber da dies nicht der Fall war, so nahm sie sich vor, das Haus zu verachten, und erklärte, daß sie lieber arbeiten, als hineingehen wollte *). Der große Trost dieser Classe war, zu sehen, daß der „harte Mann" genöthigt wurde, zur Unterstützung der Armen beizutragen, während sie Schmerz und Scham bei dem fühlte, was sie als Demoralisation der Mildthätigen ansah, welche jetzt um die Verhältnisse der Bettler sich zu bekümmern und zu fragen anfingen, weßhalb sie nicht in das „(Armen-Arbeits-)Haus" gingen. Es ergab sich eine merkliche Verminderung der Haufen von Bettlern auf den Landstraßen und in den Dörfern, und in den Städten wurde es zugestanden, daß die Arbeitshäuser sie von sehr hülflosen Armen befreit hätten. Als die Hungerzeiten kamen (die Zwischenzeit von der vollständigen Verzehrung einer

*) O'Connell, der im ersten Jahre für, im nächstfolgenden gegen das Armengesetz, überhaupt über den Gegenstand unklar war, fragte im letzten Zeitpunkte vor Annahme des Gesetzes im Unterhause: „ob die englischen Gentlemen dem Lande eine Maßregel aufzwingen wollten, welche es zurückweise".

Kartoffel-Aernte bis zur Einsammlung der frischen), war es sichtbar, daß mehr Arbeit gethan und mehr Fürsorge getroffen war. Die anfängliche Wirksamkeit des irländischen Armengesetzes wurde als entschieden erfolgreich anerkannt. Die Erlösung Irlands konnte es allein freilich nicht bewirken, weil dessen Elend noch von einer großen Zahl anderer Ursachen herrührt.

In manchen Fällen kann die Noth so groß sein, daß die arme Bevölkerung den Muth verliert und nicht einmal mehr die Spannkraft behält, die Arbeit, die sich ihr darbietet, zu ergreifen und auszunutzen, wie z. B. ein Pferd, das viele vergebliche Versuche gemacht hat, einen Wagen aus dem Kothe zu ziehen, zuletzt keinen Strang mehr anzieht, während es, sobald es eine kleine Hülfe spürt, alle Fibern anstrengt. So könnte in einem solchen Falle auch die Hülfe der Regierung geboten sein. Sie darf indessen ein gewisses Maß nicht überschreiten.

Die Agitation von Malthus war hauptsächlich gegen die englische Armensteuer gerichtet, die in der That den Müßiggang nur begünstigte und das Elend wirklich vermehrte. Durch sie wurde eine Menge von Menschen von den übrigen Producenten ernährt, die sonst selbst productiv gearbeitet hätte. Die Einschränkung des Armengesetzes in England erlöste die wohlhabenden Classen von einer unerträglichen Last, während trotzdem die Lage der Armen seitdem unausgesetzt sich verbessert hat. Denn natürlicher Weise werden die Menschen ihre Erfindungsgabe und Spannkraft weniger anstrengen, wenn sie eine sichere Versorgung im Armenhause vor sich haben, als wenn sie mehr auf sich selbst angewiesen sind.

Am wenigsten Noth im Allgemeinen herrscht in Nordamerika, wo gar keine Armen-Unterstützung von Staats oder Gemeinde wegen besteht; und wenn man alle Gründe für und wider erwogen hat, dann findet man, daß diese Einrichtung, wo sie durchführbar, das Gesammtwohl und selbst das Wohl der armen arbeitenden Classen am meisten befördert. Denn wer keine gesetzliche Hülfe zu erwarten hat, wird v o r s i c h t i g; er spart für Zeiten der Noth und vermeidet, Kinder ins Dasein zu rufen, die er nicht ernähren kann. Man mag ein noch so weichherziger Menschenfreund sein, dennoch muß man die Richtigkeit dieser Thatsachen anerkennen. Bei dieser Einrichtung entsteht auch sofort ein Ersatzmittel für die freiwillige Unterstützung. Sobald nämlich die Vorsicht, der Fleiß, die Sparsamkeit der armen Bevölkerung wächst, dann vermehrt sich auch das Vertrauen, das man auf deren Redlichkeit setzt, der Credit erweitert sich unbegränzt, und dies ersetzt reichlich, was an Unterstützung abgeht. Ein redlicher Arbeiter bekommt in einem Krankheitsfalle fast immer m e h r g e b o r g t als g e s c h e n k t. Das Borgen aber, weil es Wiederersatz erheischt, treibt den Menschen in seinem eigenen Interesse zur Redlichkeit und Pünktlichkeit an, denn er will ja seinen Credit erhalten; während das Almosen nur demoralisirt. Freilich ist in unseren europäischen Ländern

durchschnittlich die öffentliche Armenpflege noch nicht zu entbehren, allein als anzustrebendes Ziel kann die ausschließliche freiwillige Wohlthätigkeit hingestellt werden.

Wenn man aus Obigem schließen wollte, daß auch wir der allgemeinen Klage des Volkes über „Uebervölkerung" beiträten, so würde man sich sehr irren. Eine absolute Uebervölkerung gibt es nicht, sondern nur eine relative. Eine Uebervölkerung ist nur da, wo die erzeugten Producte für die Unterhaltung der Bevölkerung nicht ausreichen, wo also aus Mangel an Capital nicht genug producirt wird.

Wir sehen sogar nicht in den dicht bevölkerten, sondern in den dünn bevölkerten Ländern die größte Noth und die größte Sterblichkeit, weil die dichtbevölkerten Länder zugleich die productivsten sind. In Rußland kommen auf die Quadratmeile 600 Menschen, in England in vielen Districten über 7000; in Rußland stirbt jährlich Einer unter 25 Menschen, in England Einer unter 46. Die Staaten, welche an Volkszahl zwischen beiden sich befinden, sind in der Sterblichkeit in demselben Verhältniß. Unter der Voraussetzung gleichen Klima's ist die Sterblichkeit durchgängig geringer in den dichter als den dünner bevölkerten Ländern.

Die Bevölkerung vermehrt sich nicht maßlos, sondern, wie wir gesehen haben, genau im Verhältnisse zur Production. Weil nun in einem stark bevölkerten Lande durch die Theilung der Arbeit, abgesehen von dem darin aufgehäuften Capital, durch die vermehrte Einsicht und Geschicklichkeit die Production, auf jeden einzelnen Kopf berechnet, größer sein muß, als in einem schwach bevölkerten Lande, wo die Theilung der Arbeit schwieriger und die Production schon durch die schlechteren Communicationsmittel gehinderter ist, so ist in einem solchen die Vermehrung der Bevölkerung verhältnißmäßig stärker, als in dem letzteren.

Die Sterblichkeit ist in den armen, an Capital, an Production rückschreitenden, in den dünn bevölkerten Ländern größer als in den volkreichen Gegenden. Dies beruht, wie gesagt, auf dem Gesetze der Gedankensolidarität der Menschen, auf der Erscheinung, daß bei fortschreitender Civilisation durch die Theilung der Arbeit, durch das Ansammeln von Kenntnissen und Capital, durch die vermehrte Benutzung der Naturkräfte, bei Aufwendung gleicher Arbeit, mehr Producte zur allgemeinen Vertheilung kommen. Wir sehen daher Länder, die in der Cultur fortschreiten, immerwährend ihre Bevölkerung vermehren; wir sehen in ihnen eine größere Menge von Leuten, die nicht zu arbeiten brauchen, sondern von ihrem Capital leben, als in den armen Ländern. Unter den Indianern werden oft ganze Dörfer durch Hungertod oder Blattern weggerafft, während ein solcher Fall z. B. in Holland unerhört ist.

Uebersehen wir mit einem Blicke die Wirkungen der Cultur: Das Capital

wächst, der Zins sinkt, der Arbeitslohn steigt, der Preis der Lebensmittel behält eine verhältnißmäßige Gleichförmigkeit, er steigt nur in dem Verhältnisse, in welchem der Geldwerth sinkt; er stellt sich aber gegen frühere Perioden und gegen Länder, die schlechte Verbindungswege besitzen, günstiger, weil die Preisschwankungen zwischen guten und schlechten Jahren geringer werden, weil eine größere Gleichförmigkeit im Preise der Bodenfrüchte hergestellt wird, die einer Preisermäßigung gleich kommt. Einerseits wird also bei steigender Cultur mehr producirt, andererseits geht die Vertheilung der Producte durch die besseren Verkehrswege gleichmäßiger vor sich; alles dies erleichtert die Vermehrung der Bevölkerung. Wohlstand und dichte Bevölkerung gehen so Hand in Hand.

Adam Smith hat im Jahre 1776 auf den Umstand aufmerksam gemacht, daß die Nahrung des gemeinen Volkes in Schottland theurer war, als in England, weil das Korn aus dem letzteren nach Schottland exportirt wurde; daß aber trotzdem der Arbeitslohn in England höher war. Die arbeitenden Classen mußten sich daher in England weit besser befinden, als in Schottland.

Die Vermehrung der Classe der gewöhnlichen Arbeiter, welche den größeren Theil der Bevölkerung ausmachen, hängt außerordentlich von dem Stande des Arbeitslohnes und der Getreidepreise ab. Diese Arbeiter vermehren sich desto mehr, je reicher die Aernten und je mehr die Industrie im Gedeihen. Da nun die Production nur eine Summe von Dienstleistungen ist, die Dienstleistungen aber wieder von der Arbeitskraft selbst abhangen, so steht die Summe der zu vertheilenden Producte stets in genauem Verhältnisse mit der Bevölkerung.

Nimmt die Production im Verhältnisse zur steigenden Population ab, dann verschlimmert sich die Lage der arbeitenden Classen; dann ist die Ursache einer solchen Erscheinung aber nicht in Naturgesetzen, sondern in der Störung dieser Naturgesetze durch menschliche Einrichtungen zu suchen. Wenn durch beschränkende Gesetze die Production nach einem bestimmten privilegirten Zweige gelenkt wird, wo das wirthschaftliche Capital weniger einbringt und der Ausfall aus der Tasche der Steuerzahlenden in Gestalt höherer Zölle gedeckt werden muß, — wenn durch solche Gesetze eine künstliche Güter-Erzeugung hervorgebracht und eine starke Arbeiter-Bevölkerung herangezogen ist, und wenn dann ein solches, nicht auf eigenen Füßen stehendes und nicht naturwüchsiges Gebäude bei jeder Handels-Krisis, jedem politischen Ereignisse so erschüttert wird, daß Tausende von Arbeitern entlassen werden müssen: — dann klage man wohl den Unverstand der Menschen an, nicht aber die Gesetze der Natur.

Wie unsere ganze Wissenschaft erst aus der Erfahrung geschöpft worden, so ist es auch einer jener bewunderswerthen Aufschlüsse, welche uns mehr

durch die Erfahrung als durch die Theorie geworden sind, daß bei höherem Arbeitslohne sowohl Arbeitnehmer als Arbeitgeber sich besser befinden, weil die Arbeiter ungleich mehr und besser arbeiten. Das ist auch eine der Ursachen, warum der Arbeitslohn, wo er einmal auf eine gewisse Höhe gestiegen ist, selten wieder ganz herabsinkt, wenn nicht außerordentliche Unglücksfälle störend einwirken. Auch diese Thatsache ist ein Umstand, der günstig auf die Lage der Bevölkerung wirkt.

Wenn wir annehmen müssen, daß eine relative Uebervölkerung im Verhältnisse zur Production existiren kann, so ist doch die gewöhnliche Volksmeinung sehr im Unklaren über das, was unter solcher vermeintlichen Uebervölkerung zu verstehen sei. Noch jetzt gibt es eine Menge unaufgeklärter Leute, welche den Krieg für kein Unglück halten, weil „doch zu viel Menschen auf der Welt wären". Früher hielten ihn aber sogar verständige Gelehrte für ein wohlthätiges Ereigniß, so z. B. Fischer in seiner vortrefflichen Geschichte des deutschen Handels. Und doch war das Buch A. Smith's damals schon erschienen!

Der Krieg kann ein wohlthätiges Ereigniß sein, in so fern er von einem größeren Uebel befreit, wie in Deutschland die Befreiungskriege von 1813, oder wenn er neue Handelsstraßen eröffnet und somit größere Vortheile in Aussicht stellt, wie z. B. der Krieg der Engländer mit China. Im Allgemeinen aber ist der Krieg das größte Unglück, weil er Capital und Arbeitskraft, d. h. gerade die productiven Factoren der Gesellschaft, consumirt und zerstört.

Der Krieg räumt nicht unter der überflüssigen Bevölkerung auf, sondern unter der unentbehrlichen, productiven. Nicht die Weiber, die Greise, die Kinder, die Krüppel, die Kranken werden Soldaten, sondern die jungen Männer in den Jahren ihrer besten Arbeitskraft. Diese Kräfte werden durch den Krieg theils in Unthätigkeit versetzt, theils vernichtet. Die erstere aber, die mehr consumirende als producirende Bevölkerung bleibt ungeschmälert.

Uebervölkerung ist da vorhanden, wo das Capital nicht ausreicht, um die arbeitende Bevölkerung zu beschäftigen, — wo es mehr Consumenten als Producenten, wo es mehr Magen als arbeitende Hände gibt, — kurz, wo die Consumtion größer ist, als die Production. Im Kriege wird aber gerade unter den Factoren der Production, unter dem Capital und den producirenden Händen „aufgeräumt". Unter den consumirenden Weibern, Kindern, Greisen und Kranken wird nicht „aufgeräumt"; sie alle ziehen nicht in die Schlacht, sie alle bleiben, abgesehen vom gewöhnlichen Lauf der Dinge, am Leben.

Im Kriege wird eine große Masse von Capital verwüstet in Gestalt von Lebensmitteln, Kleidern, Munition, Pferden, niedergetretenen Getreidefeldern, verbrannten Häusern, gehemmtem Verkehr, gelähmter Industrie u. s. w., —

also ein großer Theil der Productionsmittel wird zerstört. Wenn somit nach einem Kriege die Zahl der Consumenten sich verhältnißmäßig gleich geblieben, die der Producenten und der Productions-Werkzeuge hingegen sich vermindert hat, so muß die Uebervölkerung — und eine solche kann nie absolut, sondern nur relativ, verhältnißmäßig, vorhanden sein — größer sein, als vor dem Kriege. Der Zustand nach dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland beweist dies zur Genüge. Vor demselben war Deutschland das reichste, nach demselben das ärmste Land Europa's; die Noth, und folglich die sogenannte Uebervölkerung, war 1648 zehnmal ärger als 1618, obgleich vielleicht die Hälfte der Bevölkerung durch Schwert, Hunger und Seuchen hingerafft war.

Wenn es wahr ist, daß die allmähliche Lösung der socialen Frage in der Vermehrung der Production liegt, dann entfernt nichts von dieser Lösung mehr, als der Krieg.

Auch Malthus hat bemerkt, daß oft gerade die am wenigsten bevölkerten Länder es sind, denen ihre Bevölkerung am meisten zur Last ist oder die am meisten unter dem Bevölkerungs-Gesetze leiden. Dagegen hat er auch zugestanden, daß die Uebel, welche aus diesem Princip entspringen, mehr ab- als zugenommen haben.

Wie die Verminderung des Capitals mit der Abnahme der producirenden Bevölkerung Hand in Hand geht, so hängt dessen Vermehrung auch wieder mit der Verstärkung der productiven Arbeitskräfte zusammen. Ihre Wirkung ist wechselseitig, — Eines befördert das Andere. Eine Vermehrung der productiven Arbeitskräfte muß nothwendig zur Vergrößerung des Capitals, eben durch die vermehrte Production, beitragen, und das vergrößerte Capital wird wieder mehr productive Arbeitskräfte heranziehen oder die vorhandenen noch productiver machen. Der Entwicklungsgang ist also umgekehrt wie im Kriege.

Ist einmal ein Land in naturgemäßer Entwicklung so volkreich geworden, daß es trotz der raffinirtesten Cultur seine Bewohner nicht mehr von eigenen Bodenproducten ernähren kann, dann werden Lebensmittel aus dem Auslande eingeführt gegen Waaren, deren Rohstoffe ebenfalls aus dem Auslande bezogen sind, denen aber durch die inländische Arbeit höherer Werth beigebracht worden ist. So geschieht es in England, Holland, Belgien, in der Schweiz. Uebrigens bezieht namentlich das erstere Land noch keineswegs so viel Getreide, als man gewöhnlich glaubt. Es producirt in guten Jahren bei dem herrlichen Stande der Landwirthschaft — trotzdem, daß viele Felder, der hohen Fleischpreise wegen, in Viehweiden verwandelt sind — fast seinen ganzen Bedarf, und importirt in schlechten Jahren höchstens den zwanzigsten Theil des ihm nöthigen Kornes.

Da bei Zunahme der producirenden Bevölkerung das Capital fortwährend steigt, und mit dem steigenden Capital die Nachfrage nach Arbeitern und der Arbeitslohn, so könnte die Vermehrung der Bevölkerung in solchen Ländern

noch lange fortdauern, bis der ganze Boden von rauchenden Schornsteinen bedeckt ist; denn es kommt nur darauf an, daß Werthe producirt, d. h. Dienstleistungen angehäuft werden, welche gegen die in Gestalt von Lebensmitteln angehäuften Dienstleistungen anderer Länder ausgetauscht werden. Allein das fortwährend sich vermehrende Capital wird vermöge des wachsenden Arbeitslohnes bald einen stets größeren Theil der Arbeiter-Bevölkerung in den Stand setzen, kleine Capitalien zu sparen, die es dieser möglich machen, in den Colonieen eine selbstständige Existenz zu gründen. Diese wird auswandern. Wir sehen daher die Erscheinung der Auswanderung nur von wohlhabenden Ländern und Gegenden ausgehen. Wenn Irland eine Ausnahme zu machen scheint, so darf man nicht vergessen, daß der Irländer gerade in früherer Zeit (wo er ärmer als jetzt war) am schwersten zur Auswanderung aus seiner „grünen Insel" zu bewegen war, — daß erst in neuerer Zeit außerordentliche Umstände diese befördert haben: die überaus billigen Ueberfahrtskosten und der Umstand, daß ausgewanderte Irländer ihren Angehörigen das Reisegeld schicken. Im Allgemeinen erstreckt sich auch hier die Auswanderung nicht auf die ärmste, von der Hand in den Mund lebende Arbeiter-Bevölkerung.

Solchergestalt wird die Auswanderung und das Aufblühen neuer Colonieen fortgehen, bis in einem freilich unendlich späten Zeitraume die ganze Erde wie ein Garten bebaut und bevölkert ist. Dann wird endlich der Moment eintreten, wo die Fruchtbarkeit ihr Zenith erreicht, wo mehr Menschen nicht ernährt werden können, die Bevölkerung also nicht mehr wachsen kann. Allein diese wird schon vorher in Stillstand gerathen sein.

Bei zunehmender Wohlhabenheit entsteht mehr Selbstbeherrschung der Einzelnen und mehr Ueberwiegen des Verstandes, d. h. frühe Heirathen werden mit Ueberlegung vermieden und Ehen erst eingegangen, wann man der Familie eine sorgenfreie Existenz sichern kann, — kurz, all die Erscheinungen, welche wir jetzt bei wohlhabenden gebildeten Ständen jeden Tag haben, werden in den Jahrtausenden, während deren allmählich die ganze Erde angebaut wird und die Civilisation sich über weitere und weitere Kreise der Menschheit ausbreitet, bis in die untersten Schichten sich erstrecken und so die Unglück schaffenden Repressiv-Hindernisse des Bevölkerungs-Gesetzes bis auf ein Minimum reduciren.

Hingegen darf man nicht glauben, das Elend der armen Bevölkerung dadurch zu vermindern, daß man dieser eine äußerst billige Nahrung verschafft. Denn durch die erleichterte Lebsucht wird die Bevölkerung so vermehrt, daß sie in Normal-Jahren schon den Durchschnitts-Vorrath von Lebensmitteln aufzehrt und dann in Miß-Jahren ins tiefste Elend geräth.

Aus diesem Grunde schreibt Malthus das Elend Irlands dem Kartoffelbau

zu; und unter vielen anderen Ursachen scheint diese in der That eine der erheblichsten zu sein.

„In Irland", sagt Malthus, „wie in jedem Lande, wo die Kartoffel die Haupt-Nahrung des Volkes bildet, und wo jeder Mann eilt, sich zu verheirathen, wenn er nur ein kleines Stück Feld hat, um so viel Kartoffeln zu bauen, als man zur Erhaltung einer Familie von so geringen Bedürfnissen braucht, — da könnte man einen Preis darauf setzen bis zur Erschöpfung des öffentlichen Schatzes, um das beste Mittel zu finden, die Armen zu beschäftigen. Wo die Zahl der Bevölkerung sich nach dem höchsten Ertrage des Bodens (dort der Kartoffel) richtet, da muß nothwendig das größte Elend hereinbrechen, wenn nur eine kleine Mißärnte sich einstellt, wie bei der Kartoffel-Krankheit. Da der Arbeitslohn sich im Verhältnisse vom Angebot zur Nachfrage regelt, so werden sich im Kartoffelbau-System sofort mehr Arbeiter anbieten, als nöthig sind, um die Nachfrage zu befriedigen. Die Arbeit wird also um sehr geringen Preis angeboten, und wird zuletzt auch schlecht wegen der schlechten Nahrung. Bald ist der Preis der Arbeit durch den Preis der Kartoffeln, statt durch den des Getreides, geregelt, — und weil die Kartoffel mehr Mißärnten ausgesetzt ist, oder weil bei Mißärnten nicht eine billigere Nahrung zu Hülfe genommen werden kann, da es keine billigere mehr gibt, so sind die Armen fortwährend Schwankungen und Krisen unterworfen. Die Bevölkerung Irlands lebt daher in Lumpen und Hütten." Man muß also eine in der Regel reichliche Nahrungsart wünschen, um den Arbeitslohn danach zu regeln. Kartoffeln können gepflanzt werden; sie sollten aber in gewöhnlichen Jahren nicht als Haupt- oder gar als einzige Nahrung, sondern zum größten Theile zum Destilliren, zur Stärkemehl-Bereitung und zum Viehfutter dienen. Das Vieh stellt ein lebendiges Getreide-Magazin dar, welches in theuren Jahren angegriffen werden kann; und die Kartoffel ist dann den Rumfort'schen Suppen vergleichbar, die für die Regel nicht zu empfehlen sind, weil man sonst in theuren Jahren kein Auskunftsmittel haben würde.

Es ist also an und für sich nicht erwiesen, daß man den Reichthum eines Landes dadurch vermehrt, wenn man die Vermehrung der Bevölkerung durch Gesetze zu befördern sucht, aber eben so wenig das Gegentheil. Die Bemühungen der Gesetzgebung, die Bevölkerung zu vermehren, müßten natürlich fruchtlos bleiben, wo nicht eine Vermehrung der Production vorhergegangen wäre. In den uncivilisirten oder unterdrückten Ländern ist die, obgleich schwache, Bevölkerung doch zu groß im Verhältnisse zu den Subsistenzmitteln, so daß ein schlechtes Jahr hinreicht, um den Mangel fühlen zu lassen und die arme Bevölkerung ins Elend zu schleudern. Der unvorsichtige Wilde, der nur an die Bedürfnisse des Augenblicks denkt, — der unglückliche Bauer, der durch seine politische Situation sich für wenig gesichert hält, die Felder,

welche er besäet, zu ärnten (Walachei, Moldau 1854), — sind, der Eine wie der Andere, sehr selten fähig, dem Instincte der gegenwärtigen Leidenschaft zu widerstehen, aus Furcht vor Uebeln, die erst in einigen Jahren eintreten können. Wenn Despotismus und Barbarei auf der einen Seite die Unvorsichtigkeit und somit die Erzeugung von Kindern begünstigen, so führen sie auf der anderen Seite verderbliche Schläge wider die industrielle Thätigkeit, welche doch allein diese neue Bevölkerung ernähren könnte. Die industrielle Thätigkeit kann nicht ohne Vorsicht und ohne Sicherheit bestehen. Man kennt die Indolenz der Wilden; und welche Arbeit kann man von dem Bauer in Aegypten erwarten! Jedes Capitals beraubt, gezwungen, eine Rente zu bezahlen für ein Land, das jedes Jahr an den Meistbietenden verpachtet wird, den ungerechten Forderungen eines geizigen und harten Herrn ausgesetzt, der Plünderung des Feindes Preis gegeben, nicht einmal auf die Erfüllung eines Vertrages zu zählen wagend, der ihm dictirt worden ist, — kann er nicht mit vollem Herzen an der Arbeit sein; und wenn er den Wunsch hätte, so kann er doch seine Industrie nicht mit Erfolg treiben. Die Armuth selbst, welche ein großer Sporn ist, der den Menschen zur Arbeit und Sparsamkeit treibt, hört auf, Effect zu haben, wenn sie gewisse Gränzen überschreitet. Das Elend ohne Hoffnung schlägt den Muth nieder und zwingt den Menschen, von einem Tage auf den anderen zu leben, ohne mehr zu arbeiten, als was gerade unerläßlich ist. Denn wie auch die Hoffnung oft oder immer mächtiger und die Furcht größer ist, als der Zustand selbst, den man hofft oder fürchtet, so sind auch die Hoffnung, unser Loos zu verbessern, die Furcht vor Noth mehr, als die Noth selbst, der mächtigste Sporn der Arbeit und Industrie. Die anhaltendsten, am besten gelenkten und wirksamsten Anstrengungen werden stets in einer Volksclasse beobachtet, welche über dem Stande des Elendes ist.

Es ist immer eine Folge der Unwissenheit und Unterdrückung, daß die Hülfsquellen der Industrie (Capital und Arbeitskraft) zerrüttet und dadurch das Jahres-Product der Ländereien und die Arbeiten, welche ihrem Einflusse unterworfen sind, vermindert werden. Diese Verminderung führt nothwendig eine in der Bevölkerung nach sich, welche auch die Zahl der jährlichen Geburten sei. Unter solchen Umständen wird vielleicht der Reiz des Vergnügens und der Mangel an Klugheit die voreiligen Heirathen wie die wilden Ehen vermehren; aber wenn solche Gewohnheiten das Volk in das Elend geschleudert haben, dann ist es unmöglich, daß sie zur Vermehrung der Bevölkerung beitragen. Sie haben keine andere Wirkung, als die Sterblichkeit zu vermehren. „Wenn man", sagt Malthus „von den südlichen Ländern genaue Aufzeichnungen hätte, wo fast alle Frauen sich verheirathen, und zwar jung, so zweifle ich nicht, daß man die Zahl der jährlichen Todesfälle im Verhältnisse von 1 zu 17, 18 oder 20 finden würde, statt von 1 zu 34, 36

oder 40, wie es in den Ländern Europa's der Fall ist, wo die vorbeugenden Hindernisse stark sind."

In England ist die Sterblichkeit fast die geringste; die Zahl der unverheiratheten Frauen und Männer, der alten Jungfern und Hagestolzen hingegen die größte. England ist aber auch das wohlhabendste Land, das — trotz einer dichten Bevölkerung — am wenigsten an Uebervölkerung leidet. Auch ist in England schon so viel ökonomische Bildung und Achtung vor der individuellen Freiheit ins Volk gedrungen, daß Männer und Frauen, die unverehelicht bleiben, nicht mehr den Spott der anderen auf sich ziehen; und wir loben das, — denn wir halten dafür, daß der Hohn, der gegen solche Personen geschleudert wird, wenn er auch individuellen Eigenthümlichkeiten seinen Ursprung verdankt, wirthschaftlich sehr wenig zu rühmen ist. Eine Dame, welche die Selbstbeherrschung hat, lieber unverheirathet zu bleiben, als eine Verbindung einzugehen, der ihr Herz nicht entgegenschlägt, verdiente mit einem respectvolleren Titel, als dem einer „alten Jungfer", bedacht zu werden.

Auf der anderen Seite ist ein Bevölkerungs-Zuwachs, wenn er Folge des natürlichen Zustandes der Dinge, ohne Zweifel eine Wohlthat; und er ist selbst eine nothwendige Bedingung einer weiteren Vermehrung der jährlichen Production.

Die Auswanderung.

So lange das Mercantil-System die Politik der Staaten lenkte, mußte eine einzelne Regierung in Betreff der Anlegung von Colonieen ganz anderen Gesichtspunkten folgen, als heutzutage, wo der freie internationale Verkehr das Ziel der civilisirten Handels- und Industrie-Völker ist. So lange das eine Volk dem anderen seine Colonieen versperrte und deren Waaren an den Märkten der alten Welt auf einem Monopol-Preise erhielt, konnte es Sache einer wohlberechneten Politik sein, durch Aufwendung eines großen Capitals eine Ansiedlung zu gründen, in der Hoffnung, daß sie sich bald so vermehren werde, daß der Tausch des Mutterlandes mit dem Tochterstaate beide bereichern und das aufgewandte Capital nach einigen Generationen mit Gewinn zurückbringen werde. Zugleich konnte der Mutterstaat mit einigen Opfern eines Theiles seiner unzufriedenen, gährenden oder armen Bevölkerung sich entledigen, der, wenn auch hier vielleicht wenig productiv, jenseit des Oceans durch die Macht der Noth und Umstände gezwungen würde, rüstig zu arbeiten, oder dessen Arbeitskraft durch die nächst der Furcht mächtigste Bewegkraft der Menschen, die Hoffnung, erstarken würde.

In Spanien trieb der Durst nach Gold die Abenteurer nach Amerika; die Puritaner verließen England, um eine Gewissensfreiheit jenseit des Oceans zu suchen, die ihnen in der Heimath nicht gewährt wurde. Sie schufen Urwälder zu blühenden Siedelungen um, und ihre Nachkommen sollten einst die Bürger einer Weltmacht werden. In jenen ersten Zeiten der Siedelungen hatten sie mit furchtbaren Drangsalen zu kämpfen; erst die Enkel ärnteten die Früchte, welche die Ahnen mit Blut und Schweiß gesäet. Die Regierung des Mutterlandes hatte auch später noch lange Opfer zu bringen, bis Ausfuhr und Einfuhr der Colonie auf den heimischen Markt einen belebenden Einfluß äußerten.

Jetzt, nachdem die Deutschen bei der Theilung der Welt zu kurz gekommen,

nachdem Colonial-Länder kaum irgendwo mehr zu acquiriren sind, hat die Frage der Anlegung von Colonieen für uns nur noch einen historischen Werth. Auch wird die Ansicht immer mehr zur allgemeinen Ueberzeugung, daß Colonieen die längste Zeit existirt haben, daß die Dependentien Englands über kurz oder lang das Beispiel Nordamerika's nachahmen werden. Diese englischen Colonieen werden dann aber schon so blühend und mächtig sein, daß sie Unterjochung unter eine fremde Macht nicht mehr zu fürchten haben, und daß dann England bei dem fort und fort Statt findenden freien Austausche der Erzeugnisse einen steigenden Absatz *) ohne die großen Auslagen für die Verwaltung der Siedelungen haben werde. Canada wird sich Nordamerika früher oder später anschließen; Australien, Indien werden einst unabhängige Reiche bilden. Der große Verkehr wird sich immer mehr der Handelsfreiheit nähern; und da dem Mutterlande dann eine Menge von Diensten, die zum Schutze der Colonieen umsonst geleistet wurden, erspart wird, die (in Gestalt von Capital und Arbeit) zur heimischen Production verwandt werden kann, so wird das Mutterland sich bei diesem freien Austausche noch mehr bereichern, als so lange der Tochterstaat noch abhängige Colonie war. Dem Einzelnen steht es, wenn ihm die Heimath zu enge wird, zu jeder Zeit frei, in die neuen Länder zu wandern, wo raschere Gewinnste, aber auch raschere Verluste gemacht werden können. Bei so bewandten Umständen kann die Colonieen-Frage für Deutschland keine Bedeutung von großer Tragweite mehr haben. Uns beschäftigt nur noch die Auswanderungs-Frage.

Diese Frage kann und darf von zwei Seiten aus aufgefaßt werden: von der des Staates und von der des Individuums.

Es sind nicht immer ökonomische Gründe, welche das letztere bewegen, das Vaterland zu verlassen. Das Vaterland — ein Name der mit Recht alle Fibern des menschlichen Herzens erbeben macht, bei dessen Klange die süßesten Gefühle rege werden, die Erinnerungen an die liebevollen Bemühungen der Mutter, an die Freuden der Kindheit und all die hohen Gegenstände, an welchen das Auge mit Wohlgefallen zu hangen gewohnt war — das Vaterland wird selten um leichtsinniger Motive willen verlassen. Nur arger Gewissenszwang, nur die Verzweiflung trieb die Hugenotten aus den Fluren des schönen Frankreich fort, um die rauchigen Städte Englands und die Sandfluren der Mark mit ihrem Capital und ihrer Kunstfertigkeit zu bereichern und Frankreich durch die Entziehung ihrer Kräfte eine Wunde zu schlagen, die lange Zeit zu ihrer Heilung erforderte.

Auswanderungen solcher Art sind unbedingt schädlich, weil sie gewissenstreue Bewohner dem Lande entziehen; und solche sind stets die fleißigeren,

*) England exportirt heute viermal mehr nach Nordamerika, als zur Zeit, wo dieses noch vom Mutterlande abhängig war.

intelligenteren, selten die ärmeren. Eine Regierung, die es durch Verfolgung der Gewissen oder durch Unterdrückung der politischen Freiheit so weit bringt, ladet eine schwere Verantwortlichkeit auf sich, weil ihre Nachfolger Rechenschaft von ihr fordern müssen für die Verkümmerung des Landes, welche durch solche Auswanderungen erfolgen muß. Nicht ohne Grund sagte daher die Königin Christine von Schweden beim Widerruf des Edictes von Nantes: Ludwig XIV. habe mit seinem rechten Arme seinen linken abgehauen.

Selbst Zwangsgesetze werden in einem solchen Falle die Auswanderung nicht sehr hindern. „Kein Bürger", bemerkt Say, „läßt sich durch Zwang zurückhalten, — es wäre denn, daß man ihn einkerkerte; und eben so wenig sein Vermögen, — es wäre denn, daß man es confiscirte. Des Unterschleifs nicht einmal zu gedenken, welcher oft unverhütbar ist, — kann er ja seine Besitzthümer in Waaren umsetzen, deren Ausfuhr erlaubt, ja, ermuntert ist, diese ins Ausland versenden oder versenden lassen! Ist diese Ausfuhr nicht ein reeller Verlust von Werth? Wie vermöchte die Regierung zu errathen, daß sie keine Rückfracht zur Folge haben werde? Die beste Methode, Menschen zu fesseln und anzuziehen, ist: gerecht und gut gegen sie zu sein und sie ausnahmslos des Genusses derjenigen Rechte zu versichern, welche in ihren Augen die köstlichsten sind: nämlich der freien Verfügung über ihre Person und ihr Vermögen und der Fähigkeit, mit völliger Sicherheit zu gehen, zu kommen, zu bleiben, zu reden, zu lesen, zu schreiben und zu — arbeiten."

Bloße politische Motive sind bei den Wenigsten ein Grund zur Auswanderung, und bei diesen Wenigen muß die Verzweiflung an den nationalen oder socialen Zuständen schon einen hohen Grad erreicht haben, bis sie zu dem Entschlusse kommen, ihr Vaterland zu verlassen.

Der einer Menschenrace inwohnende, culturtragende Wandertrieb ist vielleicht der mächtigste Sporn zur Auswanderung. Und dieser Trieb ist am stärksten bei dem germanischen Stamme. Mit dieser National-Eigenschaft traten die Germanen in die Geschichte; mit ihr bevölkern sie heute alle Erdtheile. Kein anderes Geschlecht hat diesen Colonisationstrieb. Schon vor dem zehnten Jahrhundert legten die Normannen Siedelungen in Island, Grönland und Nordamerika (Winland) an.

In der Völkerwanderung wurden die meisten Völker Europa's mit germanischem Blute veredelt; jenachdem aber das letztere vorwiegt oder überwogen wird, ist die Wanderlust größer oder geringer. Sie ist vorwiegend bei den Engländern und den Deutschen; sie ist geringer bei den Franzosen und Italienern, wo das celtische und romanische Element überwiegt. Die Spanier und Portugiesen scheinen eine Ausnahme zu machen; allein sie hatte nicht der Colonisationstrieb, sondern der Durst nach Gold übers Meer getrieben. Bloß Durst nach Gold treibt sie noch heute fort. Die spanischen

Siedelungen gedeihen nicht; sie geben vielmehr ein trauriges Bild der Desorganisation. Die organisirenden Germanen werden jene einst als Erbschaft antreten, wie sie schon die der Franzosen in der neuen Welt (Canada, Louisiana) angetreten haben.

Diese Stammes-Eigenthümlichkeit darf also nicht übersehen werden, wenn man die Frage der Auswanderung richtig beurtheilen will. Weder politischer Druck, noch nationale Zersplitterung sind es allein, welche die Deutschen zur Auswanderung treiben; auch Steuerlast und Verarmung sind es nicht allein. Italien war gewiß politisch unterdrückter und national zersplitterter, als Deutschland, — es ist gewiß ärmer; dennoch ist die Auswanderung dort fast so selten wie in Polen und Rußland. England ist gewiß politisch frei und national geeinigt, — es erhebt sein Banner so frei und mächtig, daß jeder Engländer mit Stolz seinen Namen nennt, — es ist so reich, wie kein anderes Land der Erde; und dennoch ist die Auswanderung aus England am größten, während nur wenige Franzosen die politische Unfreiheit ihres Landes so stark fühlen, um sich dadurch bewegen zu lassen, von ihrem Vaterlande Abschied zu nehmen.

Mit jeder Auswanderer-Schaar geht eine große Summe von Arbeitskraft und Capital aus dem Lande, um welche der Staat ärmer wird. Er leidet sowohl an Steuern als in der Gesammt-Production eine Einbuße. Der Verlust an der Production ist unbedingt, denn die Auswanderer nehmen stets mehr Capital mit, als sie zu ihrer eigenen reproductiven Consumtion im Lande gebraucht hätten; es geht wenigstens das Ueberfahrtsgeld verloren. Und zugleich sind es niemals die ärmsten, untersten Classen, die dem Staate zur Last fallenden, welche auswandern, sondern tüchtige, bemittelte Arbeitskräfte.

Wenn der Staat also auch nichts thun kann, um die Auswanderung zu verhindern, so soll er doch auch nichts dazu beitragen, um diesen Trieb zu vermehren. Ueber Gesetze und Gesetzvorschläge, welche die Auswanderung ermuntern und begünstigen sollten, werden wir kaum mehr ein Urtheil abzugeben haben; dazu ist dieselbe schon zu massenhaft geworden. Es gibt aber auch andere Mittel, welche sie begünstigen, von welchen wir schon einen Theil aufgezählt haben. Um es mit Einem Worte zu sagen: Die Regierung muß Alles aufbieten, um, soweit es in ihrer Macht liegt, jeden Grund zur Unzufriedenheit hinwegzuräumen.

Wo die Auswanderung einmal nicht mehr zu verhindern ist, da sollten die Regierungen darauf Bedacht nehmen, daß den Ansiedlern eine gewisse Anhänglichkeit an die alte Heimath, an deren Sitten und Gewohnheiten bleibt, — nicht allein weil dadurch das nationale Ansehen verbreitet wird, sondern weil dann ein regerer Wechselverkehr zwischen den Colonisten und dem Mutterlande erhalten wird, welcher die Production des letzteren fördern

und mit der Zeit sehr ausdehnen muß. Das Mutterland sollte z. B. für einen sorgfältigen Consulardienst in den neuen Ländern sorgen, damit nicht allein die Einwanderer nöthigenfalls Schutz und Auskunft erhalten könnten, sondern damit auch die Consumtions-Bedürfnisse ermittelt und die Anknüpfung von Handels-Verbindungen erleichtert würden. Namentlich muß von Seiten des Mutterlandes dahin gewirkt werden, daß die Auswanderung nur nach Einer Gegend sich hinwendet, weil die Nachkommenden dann rascher sich emporschwingen und weil die Aussicht vorhanden ist, daß sich einst ein stammverwandter Staat bilde, welcher der natürlichste Bundesgenosse in einem andern Welttheil sein wird.

Während vom Standpunkte der nationalen Politik die Regierungen dafür besorgt sein müssen, daß dem Lande nicht zu viele productive Kräfte entzogen werden, kann von Seiten der Individuen die Auswanderung in einem ganz anderen Lichte angesehen werden. Man wird jedoch auch hier zuvörderst unterscheiden müssen zwischen den geistigen und den materiellen Producenten. Die Beschäftigung und der Gedankengang der größeren Anzahl der ersteren sind so innig verwachsen mit dem „nationalen" Leben, daß es ihnen bei einer Uebersiedelung geht, wie einer Pflanze, die in ein ihr fremdes Erdreich versetzt wird: sie verkümmert oder verändert ihre Natur. Die Gelehrten, die Staatsmänner, alle diejenigen, welche an die Gemüths- und Geistes-Erfrischungen unserer gebildeten Gesellschaft gewohnt sind, solche, die sich mit Politik beschäftigt haben und, so zu sagen, ein Werkzeug in dem politischen Organismus der Nation geworden sind, — alle diese und viele andere geistige Arbeiter, alle diejenigen, denen die Erfüllung nationaler Bürgerpflichten zum Bedürfnisse geworden ist, werden sich in einem neuen Lande höchst unglücklich fühlen, wo sie alle jene Reize der heimathlichen Geselligkeit entbehren müssen, wo sie viele Jahre lang am politischen Leben der neuen Heimath weder Theil nehmen dürfen noch können.

Die materiellen Producenten, welche an alle jene Genüsse nicht gewohnt sind, denen die bestmögliche Verwerthung ihrer Dienstleistungen, die Erwerbung von Hab und Gut und die materielle Zukunft ihrer Kinder mehr am Herzen liegt, mögen sich in dem neuen Lande recht wohl befinden.

Bei der regen Erwerbsfähigkeit neuer Länder ist sowohl das Capital wie die Arbeit höher im Preise. Ein Capitalist, der die Verhältnisse und die Sprache des Landes kennt, der zugleich klug und gewandt ist, kann rasche und hohe Gewinnste machen. Da indessen jene Erfordernisse nur in seltenen Fällen in Einer Person zusammentreffen, so möchte Verlust der häufigere Fall und zu einer Uebersiedelung von Capitalisten nicht zu rathen sein, wenn sie nicht auch schon zur gebildeten Gesellschaft gehören und ihnen dann aus obigen Gründen die Auswanderung zu widerrathen ist.

Ganz wohl stehen sich dagegen bei der Auswanderung Leute, die

wenig mehr, als ihre Arbeitskraft oder neben ihr nur ein kleines Capital besitzen. Der hohe Lohn der Arbeit in den neuen Ländern und zugleich die billigen Landpreise machen solche Arbeiter, sobald sie sich nur einiger Maßen in die Sitten und die Sprache des Landes hineingefunden haben, bald prosperiren. Landleute, die nur ein kleines Capital, aber eine große Familie besitzen, können ihren Kindern in der Siedelung in der That eine sorgenfreie Zukunft bereiten, indem es ihnen leicht wird, Besitzthum zu gewinnen, welches sie in der alten Heimath bei dem geringen Umfange des väterlichen Gutes nicht oder nur in unzureichendem Maße hätten erhalten können. Die abgehenden Arbeitskräfte können durch Einführung von Maschinen ergänzt werden.

Je leichter die Auswanderung solchen ländlichen Arbeitern wird, die von den Reizen gebildeter Geselligkeit im Mutterlande nicht zurückgehalten werden, denen schon ein höherer Steuerdruck genügt, um ihren Entschluß zur Auswanderung zu reifen, — um so mehr muß die Regierung darauf bedacht sein, den Steuerdruck weniger fühlbar zu machen und die Fesseln der wirthschaftlichen Bewegung hinwegzuräumen.

Wir müssen schließlich eines Auswanderungs-Planes gedenken, welchen die englische Regierung längere Zeit in Australien zu befolgen suchte. Dieselbe hoffte dadurch mehrere der vorzugsweisen Schwierigkeiten zu beseitigen, welche den Ansiedlern in Colonieen entgegentreten. Diese Schwierigkeiten liegen nämlich darin, daß die Neusiedler mit den Verhältnissen des Landes, worin sie sich anbauen wollen, in der Regel unbekannt sind und daß sie, wenn sie sofort zur Erwerbung eigenen Besitzthums schreiten, manchen Irrthümern unterliegen und am Anfange schwere Verluste erleiden. Auf der anderen Seite sind Arbeiter — da Alle sich so schnell als möglich anbauen wollen — sehr selten und nur zu so hohem Preise zu haben, daß sowohl der Anbau schon besiedelter Districte sich nicht rasch vermehren und productiv werden kann, als daß auch der Bau von Straßen und anderer gemeinnütziger Verkehrs-Anstalten, welche die Producte besser verwerthen machen, mehr verzögert wird, als es dem Gedeihen der Colonie ersprießlich ist. Der Engländer Wakefield schlug daher vor, die vorzeitige Besitzergreifung von Land in Colonieen und die Zertheilung der Ansiedler über dasselbe durch Festsetzung eines ziemlich hohen Preises für alles unoccupirte Land zu hindern, dessen Ertrag für die Beförderung von Arbeiter-Auswanderung aus dem Mutterlande verwandt werden soll.

„Dieses System“, sagt J. St. Mill, „gründet sich auf das wichtige Princip, daß der Grad der Productivität des Landes und der Arbeit von einem richtigen Verhältnisse derselben zu einander abhängt, und daß daher Verlust von Productivkraft und eine große Verzögerung des Fortschrittes

einer Colonie an Reichthum und Civilisation Statt findet, wenn wenige Menschen in einer neu angelegten Colonie es unternehmen, einen großen District sich anzueignen, oder jeder Arbeiter sogleich Besitzer und Bebauer eigenen Bodens wird; — daß aber der Instinct der Aneignung, wenn man so sagen kann, und die in allen Ländern mit Grundbesitz verbundenen Gefühle fast jeden Einwanderer bestimmen, gleich Eigenthümer zu werden und sein Land mit keiner anderen Hülfe, als der seiner Familie, zu bebauen. Könnte diese Neigung zu alsbaldigem Grundbesitze einiger Maßen in Schranken gehalten und jeder Arbeiter bewogen werden, eine gewisse Reihe von Jahren vor seiner Ansässigwerdung für Lohn zu arbeiten *), so würde beständig eine hinreichende Anzahl Lohnarbeiter zur Anlegung von Straßen, Canälen, Bewässerungs-Arbeiten u. s. w., so wie für die Gründung und Betreibung von städtischen Gewerken gewonnen werden, wodurch der Arbeiter, wenn er schließlich Grundbesitzer wird, das Land durch das Vorhandensein eines Marktes und von Lohnarbeitern viel werthvoller finden würde.

„Man hat indessen gegen diese heilsame Vorsichts-Maßregel Einwendungen erhoben im Namen und auf Grund des als das große Princip der politischen Oekonomie hingestellten Satzes: daß die Individuen die besten Beurtheiler des eigenen Interesses seien. Man sagt, daß, wenn man die Sache sich selbst überlasse, das Land durch die freie Wahl der Individuen in Besitz genommen würde in solchem Umfange und zu solcher Zeit, wie es jedem Einzelnen und daher auch der Gesammtheit am förderlichsten sei, und daß eine künstliche Hinderung des Land-Erwerbes die Menschen abhalte von der Befolgung des nach ihrem eigenen Urtheile heilsamsten Weges — auf Grund einer eingebildeten Vorstellung des Gesetzgebers, daß er besser als sie wisse, was in ihrem eigenen Interesse liege. Dies ist nun aber eine völlige Verkennung entweder des Systems selbst oder der Grundsätze, mit denen man meint, daß es im Widerspruche stehe. Wie heilsam es der Colonie im Ganzen und jedem Mitgliede derselben auch sein möge, daß Niemand sich mehr Land aneigne, als er gehörig bebauen kann, noch Eigenthümer werden könne, bis andere Arbeiter vorhanden sind, die als Lohnarbeiter seine Stelle einnehmen können, so wird es doch nie im Interesse des Einzelnen liegen, diese Enthaltsamkeit zu üben, sofern er nicht die Sicherheit hat, daß Andere eben so handeln werden. Umgeben von Ansiedlern, von denen jeder seine tausend Acker Landes besitzt, — wie wird er Vortheil davon haben, sich auf fünfzig zu beschränken? Oder was gewinnt ein Arbeiter dabei, seinen Erwerb überhaupt einige Jahre aufzusparen,

*) Deutsche Ansiedler, die es in Nordamerika so gemacht, haben in der Regel prosperirt. Es werden darüber interessante Fälle erzählt.

wenn alle anderen Arbeiter sich drängen, ihren ersten Erwerb in Besitzungen mitten in der Wildniß etliche Meilen von einander anzulegen? Wenn sie durch Besitzergreifung von Land die Bildung einer Classe von Lohnarbeitern verhindern, so wird Keiner durch Aufschiebung der Zeit seiner Ansiedlung in die Lage kommen, sein Land, wenn er später solches erwirbt, vortheilhafter zu benutzen. Sollte er sich deßwegen in eine ihm und Anderen niedriger scheinende Stellung dadurch versetzen, daß er Tagelöhner bleibt, wenn Alle in seiner Nähe Eigenthümer sind? Es ist das Interesse eines Jeden, zu thun, was im Interesse Aller liegt, aber nur, wenn Andere eben so handeln.

„Das Princip, daß Jeder der beste Beurtheiler seiner eigenen Interessen sei, nach der Bedeutung, die ihm die Erheber jenes Einwandes unterlegen, würde beweisen, daß die Regierungen überhaupt nicht ihre anerkannten Pflichten erfüllen und in der That gar nicht bestehen sollten. Es ist in hohem Grade das Interesse des Gemeinwesens — der Gesammtheit, wie der Einzelnen —, sich nicht unter einander zu berauben und zu betrügen; nichtsdestoweniger sind Gesetze nöthig zur Bestrafung von Betrug und Raub, weil — obwohl es in eines Jeden Interesse liegt, daß Niemand raube und betrüge — es dennoch nicht in irgend Jemandes Interesse liegt, sich des Raubens und Betrügens gegen Andere zu enthalten, wenn alle Anderen ihn berauben und betrügen dürfen. Strafgesetze bestehen überhaupt hauptsächlich deßhalb, weil selbst die allgemeine Uebereinstimmung, daß eine gewisse Verwaltungsweise im allgemeinen Interesse liegt, noch nicht macht, daß es in Jedermanns individuellen Interesse (oder besser: in dessen Einsicht) liegt, sich derselben anzuschließen."

Suchen wir uns die Vortheile des Wakefield'schen Planes anschaulich zu machen, so springt zunächst ins Auge, daß die Unerfahrenheit mit den Sitten, Gebräuchen und eigenthümlichen Verhältnissen der Colonie den Ansiedler Anfangs viele Irrthümer begehen läßt, welche ihn nur zu häufig ins Elend bringen, von dem er sich oft nur nach Jahren, oft gar nicht wieder emporrafft. Man nimmt an, daß fast alle Auswanderer Lehrgeld bezahlen müssen, daß bei vielen aber dieses Lehrgeld den ganzen Betrag ihrer Habe ausmacht. Dieser große Verlust an Capital, der im Ganzen zu einer nicht unerheblichen Summe anwächst, wird vermieden, wenn die Ansiedler zuerst um Lohn arbeiten und sich nach und nach so viel erübrigen, um nach Verlauf einiger Jahre sich selbstständig anzusiedeln. Auf solche Weise werden sie zuerst mit der Beschaffenheit und den Verhältnissen und mit der Sprache des neuen Landes bekannt, ohne ein Capital als Lehrgeld aufzuopfern. Das Capital, das sie nachher durch ihre Arbeit erwerben, bleibt ihnen gewiß. Wenn nun der Erlös für das Siedelland von der Regierung für die Auswanderung verwandt wird, dann ist man, ohne die

Steuerkraft des Mutter- oder Tochterlandes in Anspruch zu nehmen, im Stande, die Auswanderung so zu lenken, wie sie allein ersprießlich werden kann, d. h. es sind dann nicht mehr bloß die wohlhabenden Arbeiter, welche auswandern und durch die Zurücklassung der Armen das Uebel, das man durch Auswanderung zu beseitigen hofft, nur noch vermehren, sondern es werden den von aller Habe entblößten Arbeitern die Mittel gegeben, nach der Colonie überzusiedeln.

Da England, wie oben bemerkt, dieses System in neuerer Zeit in Australien befolgt, und da das dortige Klima sehr günstig für den Weinbau ist, so sucht es deutsche Winzer für die Colonie zu gewinnen. Die Auswanderung aus dem Rheingau nach Neu-Süd-Wales war eine Zeit lang stark; und weil sie gerade unbemittelten Leuten möglich gemacht wird, so können wir der englischen Regierung nicht grollen. Da wir eigene Colonieen einmal nicht haben, so kann es nur erwünscht sein, daß unsere Landsleute mit den Abkömmlingen eines stammverwandten Volkes sich vermischen, das unter allen Völkern der erste Culturträger ist und mit welchem die Allianz für kein Land gebotener wäre, als für Deutschland, weil beide die Kräfte, die dem einzelnen mangeln, gegenseitig ergänzen.

J. St. Mill hebt bei den Vorzügen des Wakefield'schen Auswanderungs-Systems besonders den Vorzug hervor, daß es sich durch den höheren Preis der Ländereien in sich selbst deckt und keine Steuerlast erfordert. „Der Verkauf der Ländereien ist daher bei Weitem die leichteste Erhebungsweise der nöthigen Fonds. Aber es sprechen noch andere, erheblichere Gründe dafür. Es wird dadurch dem Hange einer Colonisten-Bevölkerung vorgebeugt, die Sitten und Neigungen eines wilden Lebens anzunehmen und sich so weit zu zerstreuen, daß sie alle Vortheile des Handels, des Marktes, der Arbeitstheilung und Arbeitsverbindung verlieren. Indem die auf Kosten des Staates Eingewanderten eine beträchtliche Summe verdienen müssen, ehe sie Grundbesitzer werden können, wird für eine beständige Nachfolge von Lohnarbeitern gesorgt, die in jedem Lande selbst den kleinen Grundeigenthümern eine wichtige Hülfe sind; zugleich vermindert es die Sucht der Landspeculanten, ihren Grundbesitz zu vergrößern, und erhält dadurch die Ansiedler in einem für das Zusammenwirken erreichbaren Zustande, bringt eine beträchtliche Anzahl derselben in mäßige Entfernung von jedem Mittelpunkte des auswärtigen Handels und der nicht ländlichen Gewerbthätigkeit und sichert die Bildung und das rasche Wachsthum von Städten und städtischer Production. Die Concentration, verglichen mit der jedesmal erfolgenden Zerstreuung, wo Land umsonst zu haben ist, beschleunigt sehr die Erlangung von Wohlstand und vergrößert den für weitere Einwanderung disponiblen Fonds. Vor der Annahme des Systemes von Wakefield waren die ersten Jahre junger Niederlassungen voll Beschwerden und Noth, wovon die letzte

nach dem alten Systeme gegründete Colonie, die Niederlassung am Schwanenflusse, ein besonders charakteristischer Beleg ist. Bei allen späteren Colonisationen wurde das System von Wakefield befolgt, obwohl unvollständig, da der Preis der Ländereien meistens zu niedrig angesetzt und nur ein Theil des Ertrages zur Einwanderung verwerthet worden ist. Aber überall, wo es überhaupt eingeführt ist, wie in Süd-Australien, Port-Philipp und Neu-Seeland, hat die Beschränkung der Zerstreuung der Ansiedler und der Zufluß von Capitalien, den die Gewißheit, Lohnarbeit bekommen zu können, veranlaßt, trotz vieler Schwierigkeiten und schlechter Verwaltung, eine so glückliche und schnelle Entwicklung des Wohlstandes verursacht, daß diese eher mährchenhaft, als in der Wirklichkeit möglich klingt. Die älteste der Colonieen nach Wakefield'schen Grundsätzen, Süd-Australien, ist wenig älter als zwölf [jetzt fünfundzwanzig] Jahre, Port-Philipp noch jünger, und sie sind gegenwärtig die beiden Orte der Welt, wo Arbeit von der einen und Capital von der anderen Seite ihre höchste Vergütung finden. — Dieses sich selbst unterhaltende Colonisations-System muß, wo es einmal eingeführt ist, mit jedem Jahre an Wirksamkeit zunehmen. Seine Wirkung wird sich in geometrischer Progression vermehren können. Indem jeder arbeitsfähige Einwanderer, bis zur völligen Bevölkerung des Landes, in sehr kurzer Zeit zur Bereicherung desselben — außer seiner eigenen Consumtion — noch so viel beiträgt, als genügt, um das Herüberschaffen eines anderen Einwanderers zu bestreiten, so folgt: daß, je größer die Zahl der bereits Herangezogenen, eine um so größere Zahl noch beständig nachfolgen kann, weil jeder Einwanderer den Grund zu einer Reihenfolge anderer, in kurzen Zwischenräumen ohne neue Ausgaben zu erlangender, Einwanderer legt, bis zur Füllung der Colonie. Es wird sich daher lohnen, daß das Mutterland, zur Beschleunigung der ersten Stadien dieser Progression, der Colonie zum Zwecke der Einwanderung Vorschüsse macht, die aus dem durch Verkauf der Ländereien entstehenden Fonds zurückzubezahlen wären. Bei solcher Vorstreckung der Mittel zur Beschaffung einer großen sofortigen Einwanderung würde das so angewandte Capital in der für die Colonie heilsamsten Weise angelegt werden, und würde die Arbeit und Ersparung dieser Einwanderer die Periode beschleunigen, wo eine große Summe aus dem Verkaufe der Ländereien disponibel sein wird. Es wäre nöthig, im Einverständnisse mit denjenigen zu handeln, die zur Uebertragung ihres Capitals in die Colonie geneigt sind, um den Arbeitsmarkt nicht zu überfüllen. Die Gewißheit des Vorhandenseins einer großen Anzahl Lohnarbeiter auf einem für deren Beschäftigung so productiven Felde würde eine starke Einwanderung von Capital aus einem Lande sichern, das, wie England, niedrigen Capital-Gewinn und (durch die Masse des Capitals) rasche Ansammlung vereinigt; und es wäre nur nöthig, nicht mehr

Arbeiter hinzuschicken, als dieses Capital zur Zeit bei hohem Lohne beschäftigen kann."

So spricht ein unbedingter Anhänger des Wakefield'schen Systems. Dasselbe wird indessen von anderer Seite als unzweckmäßig betrachtet, so daß der Professor der Geschichte Sir James Stephen auf dem Congreß der National Association for the promotion of social science zu Liverpool (1858) als Berichterstatter der Section es vollständig verwarf. Derselbe behauptete, daß es das Gegentheil von dem, was man erwartet, bewirkt, daß es aber seltsamer Weise gerade negativ sehr günstige Folgen gehabt habe, indem es das Squatterthum *) in großartigem Maßstabe hervorrief. Als die Regierung, den Vorschlägen Wakefield's folgend, den Preis des Ackers Land auf 20 Shilling festgesetzt, hätten die Squatter gejubelt, indem sie gleich ihren Wahlverwandten, den Schmugglern, in demselben Verhältniß fetter werden, in welchem die Forderungen der Regierung alles billige Maß überschreiten. Weil die Leute die Farmen zu 20 Shilling per Acker nicht bezahlen konnten, bemächtigten sich die Squatter ganzer Marken und Grafschaften für gar nichts per Acker. Auf Lord Grey's Vermittlung gab das Parlament sehr vortheilhafte Contracte für solche Siedelungen. Ob die Squatter diese behaupten sollen, ist der große Stein des Anstoßes unter den australischen Staatsmännern. „Die Squattokratie," sagt Stephen, „welche Wakefield's Theorie indirect sowohl ihren Namen, wie ihre Besitzungen zu verdanken hat, verehrt in ihm ihren heiligen Patron. Das Land cultivirt sich rasch, trotz der Wakefield'schen Theorie, und es gibt noch Leute genug unter uns, welche sich erinnern können, wie die Colonie, die jetzt eine Million Einwohner zählt, nichts als ein Jagdgrund wilder Indianer war. Zu unseren Lebzeiten waren diese Territorien mit Urwald bedeckt, und zu unseren Lebzeiten sind sie jetzt der Sitz von acht gesetzgebenden Versammlungen, von eben so viel oberen Gerichtshöfen, von zehn Bischöfen, vier Universitäten, von Kirchen, Capellen und Schulen, nach Hunderten zu zählen, von Meilen von Straßen und Eisenbahnen, nach Tausenden gezählt, und von Seehäfen, die von Schiffen wimmeln."

Wenn wir auch das Aufblühen der australischen Colonieen weder dem Wakefield'schen System, noch seinem in der Praxis ins Leben getretenen Gegensatze zuschreiben wollen, — so möchten wir doch, sowohl in Hinblick auf seine Wirkung, wie auf die Ergebnisse des entgegengesetzten Systems in Nordamerika, dasselbe nicht für empfehlenswerth halten. Schon die ungeheure Ausdehnung des australischen Landgebietes würde dessen allgemeine Durchführung auf Jahrhunderte hinaus unmöglich machen. Es ist

*) Squatter sind Leute, welche ohne einen Rechtstitel Staatsland besiedeln.

dabei noch zu berücksichtigen, daß die Regierung bei dem hohen Preise des Ackers auch noch dazu nur große Complexe verkauft hat, so daß nur wohlhabende Leute Eigenthümer werden konnten. Dazu kam noch, daß sie große Landstrecken an begüterte Schäfereibesitzer verpachtete. Die Gefahr, daß durch dieses System eine grundherrliche Aristokratie neben einem besitzlosen Proletariat geschaffen würde, wie in England, rief eine starke Opposition hervor, die nach fünfjährigem Kampfe durchsetzte, daß drei Millionen Acker Land zu ein Pfd. St. in Parzellen von vierzig bis höchstens dreihundert zwanzig Acker verkauft wurden.

Die Wahl des Berufes.

Wenn man den Quellen nachforscht, aus welchen das Elend von Individuen und ganzen Volksclassen entspringt, so drängt sich dem Beobachter nicht selten die Thatsache auf, daß viele Menschen durch einen Mißgriff in der Wahl ihres Berufes ihre Laufbahn in eine falsche Richtung bringen, in welcher ihre Fähigkeiten und productiven Kräfte nicht zur Geltung gelangen können, daß sie mit Einem Wort „ihre Carrière verderben". In einem jungen Lande, wo die Erwerbsverhältnisse noch keine Stabilität erlangt haben, wo die Arbeit in schrankenloser Freiheit von einer Beschäftigung zur anderen überspringen kann, in einem Lande wie Nordamerika, mag dieser Mißstand weniger fühlbar sein, weil das Uebel leicht geheilt werden kann, indem nur der Verlust eines kürzeren oder längeren Zeitraumes, welchen die Erlernung eines neuen Erwerbszweiges erheischt, damit verknüpft ist. Anders verhält es sich in Ländern, deren Verhältnisse eine gewisse Stabilität angenommen haben, deren Gesetzgebung gar den leichten Uebergang von dem einen Geschäftszweige zu dem anderen durch manche Schwierigkeiten und Opfer hindert. Da gibt es namentlich Berufszweige, welche einen so ungeheuren Aufwand von Arbeit, Zeit und Capital erfordern, daß derjenige, welcher sich einem solchen gewidmet hat und im Laufe oder am Ende der Entwicklungsperiode, die er zur Erlernung des Berufs nöthig hat, durch irgend eine Schwierigkeit gehindert wird, diesen Lebensberuf wirklich auszuüben, in seiner Lebens-Existenz entweder förmlich bedroht oder, wenn sein Capital nicht völlig erschöpft, genöthigt ist, einen Beruf zu ergreifen, der weit unter seiner Bildungsstufe steht. So sehen wir zu allen Zeiten nicht wenige junge Männer, die Zeit und Vermögen im Studium irgend einer Wissenschaft verbraucht haben, weil ihre Fähigkeiten sich nicht gerade dazu eigneten, in der Unmöglichkeit, das erforderliche Examen zu bestehen, nachdem sie ihr Capital „verstudirt", oft zu sehr untergeordneten Beschäftigungen

greifen, während sie vielleicht in den Gewerben oder im Handel eine glänzende Stellung sich erworben hätten. Ein Fehlgreifen in der Wahl des Berufes kommt aus dieser Ursache (der unrichtigen Beurtheilung der eigenen Fähigkeiten) nicht selten vor. Dies ist nun freilich ein Uebel, dem die Volkswirthschaft nicht abhelfen kann, das zur Aufgabe verständiger Eltern, Vormünder und Lehrer gehört.

Allein das Fehlgreifen in der Wahl des Berufes, mit seinen verfehlten Carrièren und verunglückten Existenzen, mit jener Noth und jenem Jammer im Gefolge, entspringt vorzugsweise noch aus zwei Ursachen, deren Beseitigung allerdings in der Macht der Volkswirthschaft liegt: aus Unkenntniß über die wirthschaftliche Lage der Berufsarten und aus der krankhaften Mißachtung, in welche zahlreiche Gewerbsarten zu gewissen Zeiten gerathen, oder aus dem Vorurtheil, welches sich gewisser Arbeiten schämt. Dieser letztere Mißstand macht sich namentlich nach zwei Seiten hin geltend. Es gab eine Zeit und es gibt auch jetzt noch Gegenden, wo es der größte Stolz der Bauern ist, Bauer zu sein, und wo der Handwerksmeister sich die Bezeichnung „Herr" als despectirlich verbat, weil „Meister" sein stolzester Titel war. Diese Anschauungsweise des Volkes hatte mit der Einführung des französischen Wesens, der französischen Bureaukratie und des französischen Nivellirungs-Systems in Deutschland einer krankhaften Richtung Platz gemacht, mit welcher die Landbau und Gewerbe treibenden Stände in den Stand der Beamten sich zu drängen versuchten. Nun sind wir weit entfernt, die Auffrischung der gebildeten Stände durch Talente aus den s. g. arbeitenden Classen für mißlich oder auch nur für unerwünscht zu erachten; im Gegentheil, wir erachten dies gerade als ein wesentliches Mittel, die Nation in einem beständigen Verjüngungs-Proceß zu erhalten; allein jener krankhafte Andrang beschränkte sich nicht darauf, sondern in einem großen Theile des Bauernstandes machte sich sogar die Praxis geltend, daß gerade oft die wenigst begabten Söhne für die geistliche oder weltliche wissenschaftliche oder gewerbliche Laufbahn auserkoren wurden. So kam es, daß sowohl unter der Geistlichkeit wie unter dem Beamtenstande eine Masse mittelmäßiger Kräfte sich eindrängte, welche durch ihr übertriebenes Angebot den Lohn oder Gehalt so drückte, daß er nicht den Bedürfnissen der Zeit entsprechend erhöht, und so der ganze Stand in seiner materiellen Stellung und an seinem Ansehen verkümmert wurde. Dieselbe Ursache trug auch viel zum Stillstand in den Gewerben bei, indem alle talentvollen Söhne nur irgend bemittelter Handwerker nach den gelehrten Fächern sich drängten und so das Handwerk der nöthigen Intelligenz entblößten. Am meisten verschont von dieser Entwerthung der geistigen Arbeitskräfte blieb in der neuern Zeit der geistliche Stand, weil in demselben die Ueberfüllung schon frühzeitig bemerkt und eine Reaction eingetreten war. Am stärksten heimgesucht wurde hingegen der

Stand der Juristen, welche in manchen deutschen Ländern nach vollendetem Examen noch 10 bis 15 Jahre warten müssen, bis sie eine Anstellung erhalten, von der sie leben können, und die in der Regel bis dahin ein Capital verzehren, welches ihnen in der Industrie oder im Handel eine weit bedeutendere Quelle des Unterhalts geworden wäre.

Ein anderes nicht minder schädliches Vorurtheil herrscht hinsichtlich der Beschäftigung der Frauen. Es ist eine in unserem Mittelstande allgemein herrschende Ansicht, daß die Frauen durchaus keine andere productive Beschäftigung haben sollten, als die Besorgung der Haushaltung. Wenn der Mittelstand zu dieser Ansicht gelangt, indem er aufwärts blickt, so hat dieselbe ihre volle Berechtigung, weil die Frauen der reicheren und höheren Stände so gut wie gar nichts arbeiten. Im Vergleich damit ist die Führung des Hauswesens also schon ein recht wichtiges Geschäft. Wo Vermögen genug da ist, daß die Familie auskommen kann, selbst wenn der Familienvater plötzlich stirbt, da hat es auch gar keine Gefahr. Nun gehört aber zu unserem Mittelstande eine sehr zahlreiche Classe von Beamten aller Art, die größtentheils kein Vermögen besitzen. Die Söhne solcher Familien können irgend einen Gewerbszweig ergreifen und sich so durch die Welt bringen. Ganz anders sieht es aber mit den Töchtern aus. Wenn sie nicht heirathen und nach dem Tode ihrer Eltern nicht den Verwandten zur Last fallen wollen, so bleibt ihnen bei der herrschenden Vorstellung, daß die Frau nur in der Haushaltung thätig sein solle, nichts übrig, als Haushälterinnen zu werden, oder die einzigen Erwerbszweige zu ergreifen, welche das Vorurtheil den Frauen unseres deutschen Mittelstandes offen gelassen hat — die Weißnäherei und das Lehrfach. Da sich aber natürlicher Weise Alles nach diesen Beschäftigungen drängt, so sind dieselben so überfetzt, daß die Arbeit darin ganz unter dem Werth bezahlt wird, daß namentlich im ersteren Fache kaum die Subsistenzmittel durch solche Arbeit gedeckt werden können. Die beredteste Antwort auf jenes Vorurtheil, daß die Frauen des Mittelstandes keine andere productive Erwerbsart erlernen dürften, als die Führung der Haushaltung, geben die Witwen. Wenn ein Mann ohne Vermögen stirbt und eine zahlreiche Familie hinterläßt, so befindet sich die Witwe in der Regel in der äußersten Noth und ist dann doch gezwungen, eine Erwerbsart zu ergreifen, während sie in der Jugend eine solche zu erlernen verschmäht hat. Da sie aber in der Regel nichts Anderes versteht als Nähen, so bleibt ihr auch nichts übrig als mittels der Nadel kümmerlich ihr Dasein zu fristen, während sie mittels einer anderen Beschäftigung, z. B. durch Photographie, welche die Frauen so gut treiben können als die Männer, ihren Unterhalt glänzend verdient haben würde.

Das erwähnte Vorurtheil hat auch nicht einmal eine historische Berechtigung oder Grundlage. Wie bekannt, waren Frauen Jahrtausende lang

damit beschäftigt, die Kleidung nebst den dazu gehörigen Stoffen ganz allein zu beschaffen. In den Zeiten, welche die Odyssee, welche das Nibelungenlied verherrlichen, schämten sich selbst Königstöchter nicht, im Kreise ihrer Mägde zu spinnen, zu weben und Gewänder anzufertigen. Was jetzt die große Industrie mit ihren Fabriken und Dampfmaschinen verrichtet, das brachten bis zum vorigen Jahrhundert zum größeren Theil die Frauen hervor. Die Spinnmaschine hat dieses Verhältniß mit Einem Schlage gänzlich verwandelt. Das Handgespinnst lohnt nicht mehr, und den Frauen ist damit durch Einen Schlag fast ihre ganze Beschäftigung genommen. Wenn nun ein ganzer großartiger Industriezweig, welcher einen großen Theil sämmtlicher Industrie in sich faßt, Jahrtausende lang von den Frauen besorgt worden ist, so folgt aus dem Umstande, daß diese Beschäftigung durch die Maschine ihnen entrissen worden ist, noch keineswegs, daß es von nun an nicht angemessen sei, sich mit etwas Anderem als mit der Haushaltung zu beschäftigen. Den Frauen unserer ackerbau- und gewerbetreibenden Stände ist es auch nicht im Entferntesten bis jetzt eingefallen, einem solchen Vorurtheil nachzuhangen, dieselben sind vielmehr emsige Gehülfinnen der Männer bei deren ländlichen und gewerblichen Arbeiten; — die Wittwen der Gewerbetreibenden haben sogar das Recht und die Gewohnheit, das Geschäft ihrer Männer ungestört fortzubetreiben. So gut nun die Wittwe ein Gewerbe betreiben kann, so gut kann auch gleich das Mädchen für irgend eine productive Erwerbsart ausgebildet werden. Wir wollen nicht sagen, daß die Frauen in allen Gewerbsarten als Mitbewerberinnen der Männer auftreten sollen — dazu würde in vielen Stücken ihre Körperkraft und ihre Körperbeschaffenheit nicht ausreichen —, allein es gibt sehr viele Beschäftigungen, worin die Frau durch ihren Geschmack, durch ihre Geduld, ihre Genügsamkeit, durch die Zartheit ihrer Hände u. s. w. es den Männern sogar zuvorthun könnte. Solche Erwerbszweige sollten den Frauen weder durch Vorurtheil noch durch Gesetz verschlossen sein. Dadurch würden nicht allein solchen Berufsarten, für welche die Männer sich besonders eignen, viele tüchtige Arbeiter, an denen in neuerer Zeit oft Mangel ist, gewonnen, sondern auch eine große Quelle der Noth würde in ihrem Ursprung verstopft werden. In einigen Ländern ist in der That bereits der Anfang gemacht worden, die Mauer des Vorurtheils zu durchbrechen. Während die Frauen bis vor Kurzem sich nicht weiter als zu dem Geschäfte einer Näherin, Wäscherin, Köchin, Haushälterin, Putzmacherin, Hebamme, Lehrerin, Künstlerin erhoben haben und im höchsten Falle einige Gewerbtreibende, wie Buchbinder, Kürschner, Schuhmacher, sich der Frauenarbeit bedienen, versehen in Sachsen, Schweden, Nordamerika und der Schweiz Frauen den Post- und Telegraphen-Dienst, in Frankreich und Belgien den Eisenbahn-Dienst, sind Frauen in Frankreich Cassirer und Buchführer, in Amerika Aerzte und Inhaberinnen selbstständiger

industrieller Etablissements *). Mit Hülfe der Maschinen, welche heutzutage die gröbere Arbeit verrichten, die den Frauen vielleicht zu schwer fallen würde, könnten dieselben eine ganze Reihe von Geschäften treiben, welche bis jetzt als ausschließliches Privilegium der Männer betrachtet worden sind. Das Geschäft eines Bäckers, eines Zucker- oder Pastetenbäckers, eines Wurstlers, eines Gastwirthes, Frauenschneiders, Schuhmachers, Schriftsetzers, Buchbinders, Kürschners, Bandagenmachers, Barbiers, Bleichers, Elfenbeinschnitzers, Färbers, Gärtners, Glasers, Holzschnitzers, Papparbeiters, Seifensieders, Tapezierers u. s. w. kann (das erstgenannte mit Hülfe der Knetmaschine) eben so gut von Frauen wie von Männern besorgt werden.

Wenn es gelingt, einestheils dieses Vorurtheil und die demselben zur Seite stehenden Gesetze zu überwinden, anderentheils das Publicum dahin zu bringen, die ihm gebotenen statistischen Ermittelungen über den Stand der Berufsarten regelmäßig und aufmerksam zu lesen, damit Niemand ein Geschäft ergreift, von dem man zum Voraus weiß, daß es in der nächsten Zeit übersetzt sein wird, wenn es gelingt, die Arbeitgeber dahin zu bringen, daß sie offene Stellen oder Beschäftigungen in einem Central-Organ veröffentlichen, in welchem diese Kunde auf dem gesammten betreffenden Arbeitsgebiete zur Kenntniß gelangt, — dann ist damit das Mittel geschaffen, einen nicht kleinen Theil der socialen Uebel zu heilen.

*) Seit einigen Jahren wird die Universität zu Zürich von Damen bezogen, welche meist Medicin studiren; 1869 wurden eine Russin und eine Engländerin zu Doctoren der Medicin promovirt; 1870 studirten 14 junge Damen in der medicinischen Facultät, ohne daß ein störendes Verhältniß wahrgenommen worden ist.

Privat-, Gesellschafts- und Staats-Wirthschaft.

Der einzelne wirthschaftende Mensch folgt dem Trieb der Selbsterhaltung und beachtet bei der Thätigkeit, mittels welcher er die Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse herbeizuschaffen sucht, keine Gränzen, außer derjenigen, welche ihm die Natur gezogen hat. In der Gesellschaft kommen dazu noch gesetzliche Schranken, welche errichtet sind, um die Rechte Aller zu schützen. Die Thätigkeit des Selbsterhaltungstriebes des Einzelnen und seine Freiheit finden ihre Gränzen da, wo das Recht des Nächsten anfängt oder wo das Interesse der Gesammtheit spricht.

Diese Gränze der Expansion des Privat-Interesses ist eine moralische und eine durch die Macht des Staates gezogene. Ein englischer Kaufmann, welcher den Indianerstämmen, mit denen seine Regierung im Kriegszustand sich befindet, Waffen verkauft, bevor ein Gesetz diesen Handel verboten hat, befindet sich nur im moralischen Conflict mit den Pflichten gegen sein Vaterland; sobald aber die Regierung diesen Handel verboten hat und er setzt ihn fort, so wird er vor den Gesetzen straffällig. Anderen als diesen allgemeinen Gesetzen des Staates und der Sitte ist der einzelne Wirthschafter nicht unterworfen. Er kann frei schalten und walten, wie sein Interesse, so gut er es versteht, es erheischt. Versteht er sein Interesse mit Einsicht, so wird er sich nicht darauf beschränken, seine Erwerbsthätigkeit so einzurichten, daß er sich nicht der Ahndung des Staates aussetzt, daß er sich nicht der Verachtung seiner Mitbürger Preis gibt, sondern daß er solche Arbeit verrichtet, welche, indem sie seine Bedürfnisse befriedigt, zugleich weder die Rechte, noch das Gefühl seiner Nächsten verletzt, noch die Interessen der Gesammtheit schädigt. Solche Arbeit verrichtet der Gelehrte, der Erfinder, der Volkslehrer, der Landwirth, der Gewerbtreibende und auch der Kaufmann, so lange er sich in den Schranken bewegt, welche das Gesetz, die Sitte und das öffentliche Gewissen gezogen haben. Je gebildeter und sittlich veredelter der einzelne

Privatmann und der Stand, dem er angehört, um so mehr wird er bei seiner Privatbeschäftigung zugleich das Gesammtinteresse im Auge haben. Solche Personen, welche zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu unmittelbarer Arbeit nicht mehr gezwungen sind, weil sie Vermögen besitzen, werden dann z. B. freiwillige Ehrenämter zum Besten der Gesammtheit übernehmen. In dieser Weise läßt sich als wirthschaftliches Ideal, dem die Cultur entgegenstrebt, ein Zustand denken, in welchem der Einzelne kein Geschäft verrichtet, durch welches er der Gesammtheit schadet, weil er weiß, daß er durch die Gedankensolidarität der Gesammtheit die Kraft erhält, um seine leiblichen und geistigen Bedürfnisse besser zu befriedigen und sich auf einen höheren Standpunkt zu schwingen. Dann werden der Gemeinsinn, die Vaterlandsliebe, ja, die Liebe zur Menschheit eine sittliche Macht, — die Menschen erwachen zum Bewußtsein ihrer vollen Würde, weil sie begreifen lernen, daß die gebildete Menschheit als solidarisch denkendes Collectiv-Individuum die höchste geistige Macht erreicht, — weil der Einzelne wieder als Theil des Ganzen sich fühlt, im Ganzen aufgeht und weil deßhalb in dem veredelten Culturstande die Liebe zum Ganzen eigentlich die Selbstliebe überwiegen muß.

Die Wirthschaft des Staates tritt in zweierlei Gestalt auf: 1) als Pflege der allgemeinen Interessen des Volkes für die Sicherheit der Person und des Eigenthums vor äußeren und inneren Feinden, die Pflege des Rechts, der Sittlichkeit, der Erziehung, des Verkehrs, — eine Thätigkeit, welche großartige Mittel und zahlreiche Arbeiter erfordert; — 2) die Verwaltung der Domainen, durch welche der Staat dem Privatwirthschafter unter dem Titel des **Fiscus** sich gleichstellt.

Wir begnügen uns hier mit dieser Andeutung, da das Verhältniß des Staates zur Volkswirthschaft im Schlußcapitel und die Wirthschaft des Staates im zweiten Bande untersucht wird.

Zwischen die Staats- und Privat-Wirthschaft schiebt sich als Mittelglied die Oekonomie der **Gemeinden** und der Gesellschaften. Die Gemeinde ist der Staat im Kleinen; sie ist die Zelle des Staates, aus deren Vervielfältigung der letztere entstanden ist, und an deren ungeschmälerter Erhaltung weisen Staatsmännern gelegen sein muß, weil mit der Schmälerung und Schwächung der Zelle der ganze Staatsorganismus zerrüttet wird. Mit anderen Worten, der Gemeinde sollte die selbstständige Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten überlassen werden, so weit nicht die allgemeinen Staatsangelegenheiten davon berührt werden.

Die Wirthschaft der **Corporationen** bietet eine außerordentliche Mannichfaltigkeit der Zwecke und Formen, so daß wir nur im Stande sind, sie in allgemeinen Umrissen anzudeuten. In allen Zweigen des Volkslebens hat die Vereinsthätigkeit reiche Früchte getragen. Nicht bloß sämmtliche Zweige der Wissenschaft, sondern auch die Interessen der Religion, der Erziehung,

der Armenpflege, der gegenseitigen Unterstützung in Nothfällen, des Verkehrs und der Erwerbsthätigkeit in allen ihren Schattirungen des Ackerbaues, Bergbaues, der Forstwirthschaft, der Viehzucht, der Gewerbe und des Handels haben ihre Vertretung durch die Thätigkeit der Vereine gefunden.

Die hervorragendste Rolle spielen in der Gesellschaftswirthschaft indessen die Vereinigungen zu geschäftlicher Erwerbsthätigkeit. Ihnen hat unser Zeitalter die fruchtbarsten Einrichtungen zur Erleichterung der Gütererzeugung zu verdanken. Wir erinnern nur an die Versicherungs-Gesellschaften, die Dampfschifffahrtslinien, die Eisenbahnen und die Banken.

Diese Gesellschaften zum geschäftlichen Betrieb von Credit- oder Verkehrsanstalten, von landwirthschaftlichen, industriellen oder mercantilen Unternehmungen haben sich im Wesentlichen in vier Hauptformen ausgebildet:

1) Das Compagniegeschäft, eine Vereinigung von zwei oder mehreren Personen unter gemeinschaftlicher Firma (Schmidt u. Comp., Braun, Schall und Genossen), welche das Geschäft mit gleichen Rechten und Pflichten leiten und mit ihrem ganzen Vermögen für die Schulden einstehen, deren Beschlüsse also auch einstimmig gefaßt sein müssen, es sei denn, daß man in dem Gesellschaftsvertrag einstimmig die Einführung von Majoritätsbeschlüssen angeordnet habe.

2) Die Commandit-Gesellschaft, eine geschäftliche Vereinigung von einem oder mehreren mit ihrem ganzen Vermögen haftenden Firmaträgern und einer Anzahl von stillen Theilhabern, welche nur für den Betrag ihres eingezahlten oder bezw. gezeichneten Antheils haften, an der Geschäftsführung aber auch nicht mitwirken, sondern nur in der General-Versammlung die allgemeine Direction geben und die Rechnungen prüfen.

3) Die anonyme Gesellschaft, eine Vereinigung von Personen, welche ein Capital in bestimmten gleichmäßigen Beträgen (Actien) zusammenschießen, um ein gewisses Unternehmen damit auszuführen oder ein Geschäft zu betreiben, wobei sie nur für den Betrag ihrer eingezahlten, bezw. gezeichneten Stammantheile haften und eine geschäftsleitende Behörde wählen, welche für die Geschäfte der Gesellschaft nicht verantwortlich ist.

4) Die Association oder Genossenschaft, eine Vereinigung vieler Personen, zum Betrieb oder zur Ausführung eines Geschäftes, welches sich in der Regel innerhalb des Kreises der Genossen bewegt, deren Stammcapital durch allmähliche Spareinlagen gebildet wird und die oft für die Schulden der Gesellschaft mit ihrem ganzen Vermögen einzustehen sich verpflichten, zuweilen auch eine beschränktere Verbindlichkeit übernehmen, wo das Gesetz es ihnen gestattet.

In Paris ist auch der Versuch einer fünften Gesellschaftsform gemacht worden, einer Verbindung der Genossenschaft mit der Commandit-Gesellschaft in der Weise, daß eine Genossenschaft, die in ihrer General-

Versammlung ihren geschäftsleitenden Vorstand wählt, sich mit stillen Theilhabern umgab.

Gewöhnlich entstehen Geschäftsformen aus den Bedürfnissen der Verkehrsentwicklung, und die Gesetzgebung fängt erst an, sich mit ihnen zu beschäftigen und sie zu regeln, wenn sie eine gewisse Bedeutung erlangt haben. So wurden in den meisten Staaten Gesetze über die Actiengesellschaften erst erlassen, nachdem dieselben längst ins Leben getreten waren. Während die Compagnie-Geschäfte und die Commandit-Gesellschaften unter dem Schutze des gemeinen bürgerlichen Rechts gegründet werden konnten, ohne die Erlaubniß der Regierung einholen zu müssen, wegen der solidarischen Haftpflicht der Geschäftsleiter, mußte für die anonyme Actiengesellschaft in Ermangelung der letzteren die obrigkeitliche Concession eingeholt werden. Die letztere konnte für die Genossenschaften entbehrt werden, wenn diese die solidarische Haftpflicht aufnahmen; im anderen Falle mußten sie die obrigkeitliche Erlaubniß einholen. In neuester Zeit sind nun auch die Genossenschaften durch die Gesetzgebung geregelt worden, so daß sie ohne Concession errichtet werden dürfen und die Rechte einer juristischen Person genießen, welche sie vorher nicht besaßen, sondern bei Schuldeinforderungen durch lästige Formalitäten ersetzen mußten. In England und Sachsen ist sogar die Erleichterung hinzugekommen, daß die Genossenschaften mit beschränkter Verantwortlichkeit ohne Concession errichtet werden dürfen, und im ersteren Lande haben dieselben den Kreis ihrer Geschäfte sogar auf das ganze Publicum ausgedehnt und sind von anonymen Actiengesellschaften nur durch die Einzahlung der Stammantheile in öfteren und kleineren Beträgen zu unterscheiden.

Die Vertheilung des Vermögens.

Die Klage über die ungleiche Vertheilung des Vermögens unter den Menschen ist ein altes Lied. Schon zu den ältesten Zeiten hat es Vorschläge gegeben, wie diesem Uebelstande radical abzuhelfen sei, und dennoch ist er bis in die neueste Zeit geblieben. Deßhalb muß dieser doch auf irgend einem Naturverhältnisse beruhen, welches eine Ausgleichung zwischen Arm und Reich verhindert. Dieses Gesetz besteht einfach in der Verschiedenheit der körperlichen und geistigen Kräfte der Menschen, in der Verschiedenheit der Anlagen, des Temperaments, der Erziehung, der Leidenschaften u. s. w. Kaum zwei Menschen gibt es mit gleichen Anlagen, gleichen Kräften, gleicher Erziehung, gleichem Temperament, gleichem Charakter und gleichen Leidenschaften! Wie soll es da möglich sein, eine gleiche Vertheilung des Vermögens aufrecht zu erhalten? Der Eine arbeitet viel, der Andere wenig, der Eine consumirt viel, der Andere wenig; der Eine ist träge und verschwenderisch, der Andere fleißig und sparsam; da kann es nicht Wunder nehmen, wenn das Vermögen ungleich vertheilt ist. Und wenn heute eine neue Vertheilung vorgenommen würde, so wäre die Ungleichheit schon morgen wieder da.

Wir sind damit keineswegs gesonnen, die Nothwendigkeit des schroffen Gegensatzes von Arm und Reich nachweisen zu wollen. Ein schroffer Gegensatz solcher Art ist vielmehr ein Mißstand, dem abgeholfen werden soll.

Die Anlagen zum Bösen wie zum Guten sind uns von der Natur gegeben; die Aufgabe des Fortschrittes in der geistigen Ausbildung der Menschen, die Aufgabe der Civilisation ist es, das Gute zu stärken und dadurch befriedigendere Zustände herbeizuführen.

Nun kommen wir auf den alten Satz des Aristoteles zurück: Die besten Zustände sind die mittleren. Je schroffer der Gegensatz zwischen Arm und Reich in einem Lande ist, um so elender ist dasselbe. Denn sowohl der übermäßige Reichthum, wie die tiefe Armuth sind der Production

ungünstig, sind vielmehr zur unproductiven Consumtion sehr geneigt. Bei den Reichen brauchen wir diesen Umstand nicht näher aus einander zu setzen; bei den Armen liegt er aber nicht minder augenfällig zur Hand. Die sehr Armen sind wenig zur Sparsamkeit und zu anhaltendem Fleiße geneigt; sie vermögen wegen schlechterer Nahrung auch nicht so productiv zu arbeiten; sie ziehen die weniger dauerhaften, weil billigeren, Verbrauchsgegenstände vor; diese sind aber auf die Dauer die theureren; sie halten wenig auf Vorrath und müssen daher fast immer kaufen, wann die Waare am theuersten ist. Sie verschleudern durch Leichtsinn und Nachlässigkeit Manches, und genießen wieder übermäßig, wo in ihrem entbehrungsvollen Leben ein Genuß sich darbietet; sie ziehen sich sowohl durch den Mangel, wie durch den übermäßigen Genuß die meisten Krankheiten zu; kurz, die Armen consumiren verhältnißmäßig mehr und produciren weniger, als die bemittelteren Classen, oder, um uns genau auszudrücken, ihre Production steht zu ihrer Consumtion in einem ungünstigeren Verhältnisse, als bei den Mittelclassen. So finden wir denn außer den Krankheiten auch Laster und Verbrechen häufiger bei den ganz armen und den ganz reichen, als bei den mittleren Ständen.

Das Streben der Civilisation muß also dahin gehen, diese schroffen Gegensätze auszugleichen und die armen Classen den mittleren zu nähern. Ganz gleich können wir die Menschen nicht machen, auch wäre es wenig unterhaltend, sofort die Vollkommenheit zu erreichen; allein wir können uns diesem glücklichen Mittelstande fortwährend zu nähern suchen; und wie wir das anstellen, das lehrt uns die Volkswirthschaft.

Für Deutschland ist es eine der sichersten Bürgschaften einer schönen Zukunft, daß bei ihm jene Gegensätze am mildesten, daß der Mittelstand so mächtig ist. Im Mittelstande herrschen Fleiß, Sparsamkeit, Redlichkeit, Lernbegierde, Sittlichkeit, Treue, Wahrhaftigkeit, kurz, alle edleren Eigenschaften des Menschen in höherem Grade, als in den anderen Ständen. Die Leidenschaften, welche die Ursachen des Lasters und des Verbrechens, sind in den ärmsten und den reichsten Classen am öftesten zu finden.

Das mächtigste Mittel, um die Armen emporzurichten, ist der Besitz. Sobald der Mensch nur einmal den Anfang gemacht hat, ein noch so kleines Eigenthum sich zu erwerben, dann verwandelt sich seine ganze Natur. Die Liebe zum Eigenthum treibt ihn dann von selbst an, fleißig, nüchtern und sparsam zu sein; der Arme wird tugendhafter und nähert sich dem Mittelstande. Das Eigenthum, der Besitz von Capital ist deßwegen der große Culturträger des Menschengeschlechts: der Mensch wird besser, sobald er die Möglichkeit sieht, etwas zu erwerben und das Erworbene zu behalten. Deßhalb ist die vollständige Sicherung des Eigenthums von so großer Wichtigkeit.

Wenden wir das besprochene Gesetz auf die concreten Verhältnisse an, so finden wir, daß auch bei dem gewöhnlichen Processe der Production die

schroffen Gegensätze nicht taugen. Zunächst bei der Landwirthschaft ist es eine wohlberechnete Thatsache, daß die zu kleinen Grundstücke und die zu großen Güter weniger produciren, als die mittleren. Es ist eine wohlberechnete Thatsache, daß bei zu großen Gütern Aecker, die in einer gewissen Entfernung von den Oekonomie-Gebäuden liegen, so viel Bestellungskosten, d. h. Aufwand von Zeit und Fuhrlohn, erfordern, daß sie nichts mehr eintragen. Eben so kann es bei zu kleinen Grundflächen dahin kommen, daß wenig mehr als der Arbeitslohn herauskommt, weil die Besitzer nicht mehr im Stande sind, Vieh zu halten, also an Dünger Mangel leiden und in vielen Verrichtungen die kostspieligere Menschenarbeit an die Stelle der Thierarbeit oder der Maschinenkraft setzen müssen.

Nur außergewöhnliche Zustände können eine Extravaganz nach der einen oder der anderen Seite zulassen. In der Nähe großer Städte, wo Dünger genug umsonst zu haben ist und die Garten-Producte sehr gesucht sind, da kann eine Zerstückelung des Bodens in kleine Gartengrundstücke von Nutzen sein; in einiger Entfernung von der Stadt aber nicht mehr. In einem Lande, das wegen zurückgebliebener oder zu weit fortgeschrittener Cultur sehr starke Viehzucht treibt, können wegen großer Weiden auch größere Güter-Complexe einträglich sein. So in Rußland, wo Viehzucht in vielen Gegenden den Boden allein productiv macht, weil keine Verkehrswege da sind, um das Getreide, wenn man es bauen würde, auf den Markt zu bringen; so in England, wo die Viehpreise durch Veredlung der Zucht eine Höhe gewonnen haben, daß es allmählich vortheilhafter wird, Vieh, statt Getreide, zu produciren.

Das richtige Maß der Grundstücke wird durch die freie Bewegung des Grundeigenthums am besten erzielt.

Für unbemittelte Arbeiter ist die Freiheit der Arbeit und der Vereinigung, die Genossenschaft, vor allen Dingen aber die Erziehung das Mittel, bestehende Härten auszugleichen und mittlere Zustände anzubahnen. Mit der Frage der Erziehung greift die Wirthschaft über in das Gebiet des Staates, dessen Amt es ist, die Wohlfahrt des Volkes zu fördern.

Dies ist in der That der Angelpunkt, um den sich die Untersuchungen, die Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten derjenigen drehen, welche sich um die Verbesserung der Lage des Volkes, insbesondere der unbemittelten arbeitenden Classen bemühen oder wenigstens zu bekümmern sich den Anschein geben. Ob und wie weit der Staat sich in die Wirthschaft einmischen könne oder solle, um die Armuth zu verbannen und eine möglichste Gleichheit der Vermögen herzustellen, war von der frühesten Zeit an eine Frage, welche periodisch die Staatsmänner und die Demagogen beschäftigte — von dem Communismus der Kretenser und Spartaner, den Aecker- und Brodvertheilungen der Römer, der Gütergemeinschaft der ersten Christen, der großartigen Organisation der Armenpflege durch die christliche Kirche mit ihren

Stiftungen und Klöstern bis zu den communistischen Aufständen von Thomas Münzer und Jan van Leyden in Mühlhausen und Münster, den communistischen Versuchen in Amerika und den Socialisten und Collectivisten unserer Zeit.

In Beziehung auf die Rolle, welche der Staat zur Ernährung der Bevölkerung, zu Reichthum und Armuth, zur Ausgleichung der Stellung der Staatsangehörigen einzunehmen habe, besteht eine Stufenleiter von Parteien und Secten, an deren einem Ende die Partei der sogenannten Anarchisten sich befindet, welche den Staat überhaupt negiren, und auf dem anderen Extreme die Secte jener Communisten, welche auch die Privatwirthschaft im Staat aufgeben und die von Natur bestehende Ungleichheit der Menschen durch verschiedene Erziehung mildern oder aufheben wollen.

An diese extremen Secten sich anreihend, aber in den Schranken der Möglichkeit sich haltend, befinden sich einerseits die absoluten Freihändler, welche nur vom Staat in Ruhe gelassen werden, d. h. alle Privilegien und Schranken, welche der Staat der freien Bewegung in den Weg gelegt, entfernt wissen wollen, aber dessen Unterstützung für die Volkserziehung und sogar für das Armenwesen bis auf die Mitwirkung der Gemeinde herab ablehnen; — auf der anderen Seite die Socialisten, welche bis zur Forderung der Garantie der Arbeitsgelegenheit oder wenigstens bis zum Begehren der Unterstützung der Arbeiter durch Capital von Seiten des Staates gehen.

Beide Parteien sind abstracte Doctrinaire, welche ihre a priori construirte Theorie ohne Rücksicht auf die historisch gewachsenen Verhältnisse und die von Natur bestehende Ungleichheit der Menschen rücksichtslos durchführen wollen. Und wenn diese Verhältnisse nichts wären, als Auswüchse und Krankheiten, so lassen sich dieselben doch nicht schablonenhaft, prokrustesbettartig heilen, sondern es muß die Diagnose bei jedem einzelnen Falle gemacht werden, wobei sich finden wird, daß nur bei einzelnen die Cur sofort mit Eisen und Feuer versucht werden kann, während die Heilung der meisten große Mühe und lange Zeit erfordert. Heben wir nur einen Punkt hervor — die von Natur bestehende Ungleichheit der geistigen und körperlichen Kräfte und Anlagen der Menschen, so werden wir finden, daß diese Ursache die Bestrebungen der Einen wie der Anderen dieser abstracten Parteien, so wie sie sie rücksichtslos ins Leben führen wollten, scheitern machen würde.

Die ersteren würden erfahren, daß da, wo der Staat seine Hand gänzlich von der Armenpflege und der Volkserziehung abzieht, das Elend und die Unwissenheit, die Zwillingskinder der Armuth, welche in Wechselwirkung zu einander stehen, noch mehr überhand nehmen werden, weil eben nicht alle Menschen von Natur mit der nöthigen Vorsicht, Gesundheit, Kraft begabt und nicht durch die Geburt so gestellt sind, um die richtige Erziehung zu

erhalten. Die von Natur bestehende Ungleichheit wird noch größer, Reichthum und Macht auf der einen Seite überwiegender, Schwäche, Erniedrigung und Armuth auf der anderen entsetzlicher — ein Zustand, von dem z. B. Rußland und England eine so einschneidende Lehre gegeben haben, so daß das letztere von seiner Gewohnheit der Nichteinmischung des Staates in die Volkserziehung zurückzukommen sich ernsthaft bemüht.

Die socialistischen Secten, welche die Staatsunterstützung zur Gründung der geschäftlichen Existenz begehren, lassen außer Acht, daß nicht jeder Mensch ohne allen Unterschied von Natur die Gaben besitzt oder die Erziehung genossen hat, welche zur selbstständigen Leitung eines Geschäfts nothwendig sind. Zu was gäbe es Lehrjahre und Wanderjahre, wenn der Mensch ein Geschäft von Haus aus verstünde? Auch für bemittelte Arbeiter ist der Durchgangspunkt des Gehülfenthums nothwendig, um die nöthige Geschicklichkeit, Erfahrung, Besonnenheit, das Urtheil, den Blick, die Fähigkeit zu organisiren und zu leiten auszubilden, ehe sie sich selbstständig machen können; auch sie müssen häufig zu Grunde gehen, wenn sie es versäumt haben, das Lehrgeld, welches Jeder zahlen muß, auf Gefahr des Lehrherrn zu entrichten. Unbemittelte Arbeiter aber müssen zu allem Uebrigen auch erst noch lernen mit Geld umzugehen, ehe sie ein Geschäft selbstständig leiten können.

Dazu kommt noch ein Umstand, welcher jeden Versuch der Staatshülfe in dieser Hinsicht vereitelt, das ist die Natur der Wirthschaft selbst und der sie bildenden Factoren, der Bedürfnisse, der Concurrenz, des Marktes u. s. w. Um stets mit seinen Leistungen und Erzeugnissen preiswürdig und marktfähig zu bleiben, ist große Umsicht, unablässige Sorgfalt, Denken bei Tag und bei Nacht nothwendig. Wo dieses Aufbieten aller Aufmerksamkeit auf das Geschäft nachläßt, geht dasselbe zurück oder unter. Ein solches Einschläferungsmittel ist aber die Zuversicht auf die Hülfe des Staates. Dabei lassen wir die Frage ganz unerörtert, daß der Staat selbst ja nur aus den bemittelten und unbemittelten Arbeitern besteht und seine Hülfsquellen nicht im Monde bezieht.

Zur Hebung der von Natur bestehenden Ungleichheit der Menschen und der daraus folgenden Gegensätze von Bildung und Unwissenheit, Verstand und Dummheit, Reichthum und Armuth kann der Staat mittels Geldunterstützung der Geschäfte nichts beitragen; dagegen ist unter den Verhältnissen, wie sie jetzt noch bestehen, seine Mitwirkung zur Armenpflege und zur Volkserziehung unentbehrlich.

Der Staat und die Volkswirthschaft.

Es ist vielfach die Ansicht verbreitet, daß die Völker ein bestimmter Organismus seien, der entsteht, wächst und wieder untergeht, wie ein einzelnes Wesen, dessen Lebensdauer sehr abgekürzt, aber auch unendlich verlängert werden könne, jenachdem das Volk den Gesetzen der Natur gehorcht oder zuwiderhandelt. Die Gesetze der Natur sind für alle Völker gleichmäßig da; d. h. sie wirken unter gleichen Voraussetzungen auf das eine wie auf das andere. Weil aber diese Voraussetzungen verschieden, weil die Racen, das Klima und die Bodenbeschaffenheit der Länder, weil das Alter der Staaten verschieden ist, so kann auch die Wirkung eines und desselben Gesetzes auf alle Nationen zu einer und derselben Zeit nicht eine und dieselbe sein. Das germanische Gesetz der freien Selbstverwaltung wird z. B. bei den Engländern eine ganz andere Wirkung äußern als bei den Russen oder Franzosen, bei den Nordamericanern eine ganz andere, als bei den Bewohnern Mexico's.

Der „lebendige Organismus" kennzeichnet sich durch das „Bewußtsein", welches allen anorganischen Dingen abgeht. Um ein Beispiel aus der Völkerfamilie herauszugreifen, so sind die Juden, in alle Welt zerstreut, kein Volks-Organismus mehr. Sie besitzen als solche aber auch keine Literatur, es entgehen ihnen als solchen alle höheren geistigen Productionen und Genüsse; und alle diejenigen unter ihnen, welche an letzteren Theil nehmen wollen, müssen sich mit dem Volks-Organismus, bei dem sie sich aufhalten, amalgamiren. Dann entstehen die Spinoza, die Mendelsohn, die Heine u. s. w.

Es bestehen zwei Parteien, von welchen die eine behauptet, daß die Naturgesetze für alle Völker zu gleicher Zeit gleichmäßig dieselbe Wirkung äußern würden, wenn man diese Einwirkung nur nicht gewaltsam hinderte, die andere dagegen dem „Glauben" sich hingibt, daß für jede Nation besondere Naturgesetze bestellt seien, die nur für sie allein passen. Man pflegt die Einen auch die kosmopolitischen, die Anderen die nationalen Oekonomisten, die Einen absolute Freihändler, die Anderen Protectionisten zu nennen. Den

Ersteren wird von den letzteren nachgesagt, daß sie den persönlichen Vortheil egoistisch den National-Interessen voranstellen wollten, daß sie die Völker in Atome zersplittern, die Anarchie einführen würden, in welcher schließlich alle Tugenden der Menschen untergehen, alle geistige Thätigkeit im Geldmachen aufgehen würde. Denn indem sie z. B. geistiges Eigenthum nicht anerkännten, müßte die geistige Production schließlich aufhören. Die letzteren haben sich von dem Vorwurf, daß sie Privilegien zu Gunsten einzelner Capitalisten wollten, nur schlecht gereinigt.

Uns scheint, daß Beide im Unrecht sind, und daß man der Wahrheit sich nähert, wenn man das Richtige in den beiden Meinungen von den Auswüchsen einseitiger Schlußfolgerung abzusondern und dann zu vereinigen sucht.

Die Gesetze, welche die absoluten Freihändler aufstellen, möchten schwerlich zu widerlegen sein; sie sind richtig; allein ihre Verfechter machen es wie ein Mechanicus, der bei der Berechnung der Dampfkraft die Reibung in den Cylindern, den Druck der Atmosphäre und die Schwerkraft der Kolben selbst nicht mit in Anschlag bringen würde. Die Uebelstände, Krankheiten, und Schwächen, auf welche die Protectionisten ihr System bauen, sind alle vorhanden; allein diese haben sehr Unrecht, solche Uebelstände und Schwächen als eine nothwendige Regel vorauszusetzen und jene von den absoluten Freihändlern verfochtenen Naturgesetze nur wenig zu beachten.

Der praktische Staatswirth muß bei voller Anerkennung der Gesetze der Natur die Hindernisse, welche die reine Wirkung derselben modificiren, ins Auge fassen und darf dabei die Umstände, welche die gegebenen Verhältnisse mit sich bringen, nicht außer Acht lassen.

Es ist nicht stets ein einziges Gesetz, das ausschließlich in Wirksamkeit ist, sondern eine ganze Reihe durch einander laufender Gesetze bringt eine Bewegung hervor, die dann falsch beurtheilt wird, wenn man deren Ursache nur Einem Gesetze zuschreibt. Auch sind mehrere organisch mit einander wirkende Gesetze fast immer wieder einem höheren, oft unbekannten unterworfen, welches sie zu Modificationen zwingt und wie der Zahn eines Transmissionsrades die Bewegung der unteren Gruppe regulirt.

Wir haben an einer früheren Stelle gesagt: die Interessen jedes Einzelnen seien auch von Wichtigkeit für das Ganze, und umgekehrt. Dieses Gesetz ist vollkommen richtig; allein über ihm steht noch eine höhere Ordnung der Dinge, das Gesetz des Lebens-Organismus des Volkes, welches dem Einzel-Interesse vorgeht, sobald beide mit einander in Conflict gerathen.

Das Eigenthumsrecht z. B. ist ein Gesetz, das im Interesse der Production unverbrüchlich streng geachtet werden müßte, und dennoch muß es zuweilen durch die Expropriation verletzt werden, weil der Staat höhere Interessen etwa durch den Bau einer Eisenbahn für die Gesammtheit zu wahren hat und durch den Eigensinn eines Einzelnen nicht in seinen Lebens-

Interessen sich gefährden lassen kann. Daß der in seinem Eigenthum Verletzte den Werth seines Besitzthums reichlich ersetzt erhalten muß, versteht sich von selbst. Wenn der Staat zur Deckung des Landes gegen einen kriegerischen Nachbar an einem Orte eine Festung erbauen muß, so kann er, wo es sich um die Existenz des Volks-Organismus handelt, sich nicht um die Weigerung eines einzelnen Eigenthümers, seinen Boden abzutreten, kümmern. Denn der Volks-Organismus ist schon deßwegen eine höhere Potenz, weil er dem Einzelnen mehr Macht und Erkenntniß, mehr Würde und geistigen Einfluß verschafft, als wenn die Menschen ohne staatlichen Zusammenhalt zerstreut sind. Und was der Staat zu fordern das Recht, das zu nehmen besitzt er in der Regel die Macht. So kann es im Interesse des Volks-Organismus liegen, durch ein strenges Forstgesetz die Abholzung der Wälder, die für den einzelnen Besitzer vielleicht vortheilhaft wäre, zu verbieten, weil das Klima ausarten, weil Weinlagen dadurch dem Nordwinde ausgesetzt werden, weil ganze Gegenden durch die Trockenheit versanden und durch Ueberschwemmungen verwüstet werden könnten.

Selten wird der Einzelne so viel Macht und so viel Einsicht in sein Interesse haben, um freiwillig aus eigenen Mitteln zu entfernten Wasserbauten mitzuwirken, welche ihn vielleicht nicht unmittelbar angehen. Denn wie leichtsinnig die einzelnen Menschen auf ihr Glück vertrauen, das beweis't die geringe Betheiligung, welche bis jetzt noch die Hagelversicherungs-Anstalten fanden.

Der Staat, die Regierung als äußerer Repräsentant des Volks-Organismus hat also nicht allein das Interesse Aller in der Gegenwart, sondern auch in der Zukunft im Auge zu haben.

Damit haben wir zugleich die Verdammung einer Bevorzugung einzelner Classen, durch welche das Interesse der Gesammtheit verletzt werden könnte, ausgesprochen, wir haben den Stab gebrochen über Privilegien, Monopole, über alle Schritte, welche Einzelne auf Kosten der Gesammtheit begünstigen, ohne dadurch der letzteren einen nachweisbaren Nutzen zu bringen.

Die Gränzen der Gesetzgebung und der Generalgewalt sollten nicht weiter gehen, als so weit eine Gefahr für die Gesammtheit zu verhüten ist.

Die Gewalt, welche damit dem Staate in die Hand gegeben wird, kann indessen leicht mißbraucht werden; es kann manches für Volks-Interesse ausgegeben werden, was es nicht ist, was nur zu Lust und Frommen Einzelner dient. Deßhalb müßten die Männer, denen solche discretionäre Gewalt anvertraut ist, unter strenger Controle stehen, so zwar, daß das Volk seine Meinung durch seine Vertreter, durch die Presse und welche die Organe noch sind, durch die es seine Meinung äußert, frei und öffentlich verkünden, bei einem Staats-Gerichtshof Schutz wider die Verletzung der Gesetze finden kann; damit durch den freien Austausch der Ideen die öffentliche Ver-

nunft siegreich und die gefährliche Klippe einer Ueberschreitung der Befugnisse der Staatsgewalt vermieden werde.

Diese Befugnisse sind auch in Quantität und Qualität sehr verschieden, je nach dem Culturstande eines Volkes. Wenn die Menschen jener Ausbund von Tugend wären, als welchen sie sich die Engel vorzustellen pflegen, dann hätten sie einen Normal-Zustand, in welchem weder Gesetze noch Regierung nöthig wären. Da die Menschen aber weit entfernt von jenem Zustande einer wahrscheinlich langweiligen Idealität sind, da sie auf außerordentlich verschiedenen Stufen der Bildung sich befinden, so muß der den Regierungen gegebene Spielraum auch in Beziehung auf die Volkswirthschaft je nach dem Bildungsgrade des Volkes größer oder kleiner sein. In Rußland muß die Regierung mehr sorgen, als in England, weil hier das Volk einen großen Theil der Arbeit von selbst verrichtet, welche dort nicht geschehen würde, wenn die Regierung sie nicht übernähme.

In militärischer Hinsicht ist dies von besonderer Bedeutung; nicht minder aber in Beziehung auf die Volks-Erziehung und das Schulwesen.

Es ist eine nicht zu bestreitende Thatsache, daß eine Nation den größeren Theil dessen, was sie ist, ihrer Erziehung verdankt. Zwar nicht bloß in der Schule, auch auf dem Markte, im Felde und am häuslichen Heerde wird sie erzogen; aber die Schule ist die Anstalt, wo am systematischsten auf die Ausbildung der Jugend gewirkt werden kann — im Guten wie im Schlechten. Den politischen und ökonomischen Verfall Deutschlands nach dem dreißigjährigen Kriege hat die unnationale, knechtische und mystische Richtung der Erziehung des Volkes noch verschlimmert. Eine bessere National-Erziehung hätte uns gewiß einen Theil jener tiefen Erniedrigung erspart. Aber wo der Knechtssinn für eine Tugend ausgegeben wird, da ist die Ausbildung eines kräftigen National-Charakters nicht zu erwarten.

Nun stehen sich auch hier wieder zwei Parteien gegenüber: die eine verlangt unentgeltlichen Unterricht vom Staate für die Kinder der Unbemittelten, — die andere vollständige Ueberlassung der Schulen an die Privatsorge.

Die letztere, in steter Furcht vor dem Mißbrauch der Staatsgewalt, kann sich von der Besorgniß nicht trennen, die jedesmaligen Träger der Regierung möchten der Volks-Erziehung eine einseitige, für den selbstständigen Charakter der Nation nachtheilige Richtung geben. Die erstere Partei aber glaubt, daß die armen Classen die Mittel nicht besäßen, um ohne Beihülfe des Staates für die Ausbildung ihrer Kinder zu sorgen; sie weist auf die Verwahrlosung der untersten Classen in England hin, wo die Nicht-Einmischung des Staates in alle die Dinge, welche von Privaten besorgt werden können, am meisten zum Grundsatz geworden

war;*) sie zieht einen Vergleich mit dem mehr bevormundeten Deutschland, wo aber von Seiten des Staates so viel geschehen ist, daß dort (neben der Schweiz) die Schulbildung und der Schulbesuch unter allen Ländern am größten ist. Sie behauptet, daß jener von ihren Gegnern befürchtete Einfluß auch von Privat-Gesellschaften (z. B. Jesuiten) ausgeübt werden könne, die ihre Mitglieder als Lehrer über ein Land zu vertheilen suchen; sie zweifelt, ob die armen Classen überhaupt auch bei unentgeltlichem Unterricht ohne Schulzwang bewogen werden könnten, genügend für die Ausbildung ihrer Kinder zu sorgen.

Auch wir möchten uns zu der Meinung der letzteren hinneigen, — vorausgesetzt, daß es jedem Einzelnen frei steht, Privatunterricht für seine Kinder zu bestellen, sobald ihm der öffentliche nicht gefällt. Die Frage ist wieder durchaus nicht absolut zu beantworten, weil es ganz auf den Bildungsgrad des Volkes und der Classen ankommt, ob das erste oder das zweite System, ob der Privat- oder der unentgeltliche Staatsunterricht vorzuziehen sei. Die mittleren Classen unserer civilisirten Völker sind ohne Ausnahme so ernst besorgt um die Ausbildung ihrer Kinder, daß ein Zwang von Seiten des Staates ganz überflüssig und nur lästig ist. Bei den Amerikanern, wo die unterste Classe gar nicht, wie bei uns existirt, wo Alle einem gewissen Mittelstande sich nähern, wo es Bedürfniß für Jeden ist, seine Kenntnisse aus der Zeitung zu schöpfen, wo jeder „calculirt", wo die Schule von vornherein mit Ländereien ausgestattet wird, — da ist Schulzwang und unentgeltlicher Unterricht von Seiten des Staates vielleicht zu entbehren, obgleich es genug Stimmen dort gibt, die den ersteren verlangen. In Frankreich dagegen, wo das Volk an Bevormundung so gewohnt ist, wo die Hälfte der Landbewohner nicht lesen und schreiben kann, wo die Volksbildung so tief vernachlässigt ist, — kann das Volk nur durch die Einführung des in Deutschland und in der Schweiz geltenden Systems des obligatorischen Unterrichts gehoben werden.

Bei der Indolenz der unteren Classen in Beziehung auf Unterricht und bei der bekannten Trägheit der Jugend ist ein Fortschritt in der Erziehung der unteren Classen gar nicht möglich ohne Eingreifen des Staates.

Wenn nun auch periodisch engherzige Tendenzen ans Ruder kommen, so ist entweder die Bildung schon zu weit gediehen, um sich noch beeinflussen zu lassen, oder die gesunde Reaction der Natur, welche bei den Kindern gerade am stärksten sich äußert, wirft solche fremdartige Elemente leicht zur

*) Wir sagen mit Vorbedacht „war", denn England ist selbst in der Umkehr begriffen, hat Staats-Sparcassen und Staats-Lebensversicherung errichtet, die Privat-Telegraphen um 7 Millionen Pfund Sterling angekauft und beschäftigt sich so eben mit der Organisation der Volksschulen durch den Staat.

Seite. Neben den Schlacken wird gar viel Gold gelehrt, mit dessen Hülfe der Einzelne seinen Verstand von selbst weiter bilden kann.

Endlich gibt es viele Unterrichts-Anstalten, welche ohne den Staat gar nicht bestehen würden, weil sie durch den wissenschaftlichen Apparat zu theuer sind, z. B. die Universitäten, die großen Bibliotheken und Museen. Wohin soll aber eine Nation gelangen, wenn ihr die Männer fehlen, welche die Wissenschaft zur technischen Vervollkommnung der Gewerk-Thätigkeit fördern? Es ist eine Lebensfrage für eine Nation, eine Anzahl solcher gelehrter Männer zu haben, die oft von der Privatthätigkeit nicht leben könnten oder die Mittel nicht hätten, um ihre Experimente zu machen. Durch sie wird die ganze Nation gebildeter, wird ihr geistiges Capital vergrößert, und sie wird in den Stand gesetzt, mehr zu produciren. Wie sehr auch jeder Einzelne den Vortheil, den solche Männer gewähren, einsieht, so ist doch die egoistische Zersplitterung zu groß, um eine materielle Vereinigung aller Kräfte zur Erhaltung der Wissenschaft zu Stande zu bringen, wenn der Staat nicht eingreift.

Auch gibt es noch viele andere sehr nothwendige oder nützliche Dinge, die ohne den Staat nicht gemacht würden, z. B. die Anlegung von Leuchtthürmen, wissenschaftliche Entdeckungs-Reisen und Untersuchungen von Volkszuständen (Enquêten) u. s. w.

In militärischen Angelegenheiten hat die Erfahrung am handgreiflichsten gelehrt, daß die Privat-Thätigkeit nicht ausreicht, daß der Staatszwang zur Beschirmung des Landes nothwendig ist; denn die Liebe zum Leben ist bei der größeren Anzahl der Menschen stärker, als die Vaterlandsliebe.

Wir haben zwei ziemlich hervorragende Gegenstände angeführt, bei denen ein mächtiges Eingreifen des Staates von Nutzen sei; letzterer kann aber die Bevormundung und Reglementirerei so weit treiben, daß er die Entwicklung der Nation mehr hemmt, als wenn sie ohne alle Hülfe der Regierung sich selbst überlassen wäre. Dieses System ist auf dem Continente mehr vorherrschend, und in Rußland und Frankreich so groß, daß es die Entfaltung der geistigen und materiellen Kräfte der Nation hemmt und daß J. B. Say im Unmuthe über diese lästige Regierungs-Wirthschaft ausrief: „Eine Regierung ist am besten, wenn sie wenig oder gar nicht regiert!"

Aber auch in England, wo das entgegengesetzte Princip der möglichst unbeschränkten Selbst-Regierung in Geltung ist, sind Uebelstände damit verknüpft, welche bei einem gemischten Systeme, wie in Preußen, nicht vorkommen. Wir haben an die geringere Schulbildung der unteren Classen, im Vergleich zu derselben in Preußen, schon erinnert; auch in anderer Hinsicht können diesem Systeme mannigfache Mißbräuche entspringen. Das Institut der Privat-Irrenhäuser in England z. B. soll schon oft in der verbrecherischen Absicht mißbraucht worden sein, sich einer mißliebigen Person zu entledigen oder Vermögen zu erschleichen.

Gleichwohl müssen wir als Regel den Satz annehmen: daß die Regierung sich in alles dasjenige nicht mischen solle, was die Privat-Thätigkeit für sich zu Stande bringen kann. Denn durch die übertriebene Bevormundung der Regierung wird das Volk daran gewöhnt, zu viel, wenn nicht Alles, von dieser zu verlangen. Solche Erwartungen, von denen die meisten nicht in Erfüllung gehen, weil der Staat sie nicht erfüllen kann, erhalten aber ein fortwährend gährendes Element der Unzufriedenheit, welches die nationale Triebkraft lähmt. Zudem erwartet das Volk dann die Verbesserung immer mehr durch Maßregeln der Regierung, statt durch eigenes Nachdenken und eigene Anstrengung; das Volk wird träge und dumm, und nähert sich am Ende jenem Standpunkte der alten Burgunder, von denen Ammian Marcellin erzählt: sie hätten verlangt, ihr König müsse das Wetter machen können, — und ihn nach einer Mißärnte abgesetzt.

Die Functionen der Regierung lassen sich in productive, die schaffende Kraft des Volkes fördernde, und in repressive eintheilen. Zu den ersteren hätten wir z. B. die Civil-, zu den letzteren die Criminal-Gerichtsbarkeit zu rechnen. In den repressiven Functionen kann eine Regierung aber nicht genug Mäßigung beobachten, je mehr sie Gelegenheit dazu hat, sie auszuüben; denn nichts fesselt die Productionskraft mehr, als eine zu starke Bevormundung. Es würde also in Beziehung auf die repressive Thätigkeit der Regierung genügen, wenn sie Frieden und Ordnung dem Lande erhielte, das Verbrechen verfolgte und unterdrückte. Dehnt sie ihre Befugnisse aber zu weit aus, um etwa durch Repressiv-Maßregeln Einzelne zu bevorzugen (durch Prohibitivzölle, Monopole, Privilegien), dann schadet sie der Productionskraft der Gesammtheit und hindert dadurch die gedeihliche Entwicklung der Nation. Doch muß auch in dieser Richtung der Gesetzgebung ein gewisser Spielraum gelassen werden. Wir brauchen nur an die Gesetze zu erinnern, welche die Arbeitszeit der Kinder in den Fabriken auf ein gewisses Maximum festsetzen. Das Privat-Interesse der Arbeitgeber und auch der Eltern in diesen unteren, weniger gebildeten Schichten ist gewöhnlich größer, als die Humanität und die Liebe. Wo gar keine gesetzliche Schranke existirt, müssen die Kinder oft mehr arbeiten, als mit ihrem körperlichen Gedeihen vereinbarlich ist. Daraus entsteht aber eine verkrüppelte Arbeiter-Bevölkerung, die später weniger producirt. Die Gebildeten, in deren Händen doch in der Regel die Gesetzgebung ist, haben daher ein begründetes Interesse daran, durch Gesetze eine solche Verschlechterung des Geschlechtes zu verhindern. Aber auch diese Befugniß dürfte nur mit äußerster Vorsicht auszuüben sein, weil dieselbe leicht von Parteien tendentiös ausgebeutet wird und dann die Beschränkung bis zu einem Attentate auf das Eigenthumsrecht ausgedehnt werden könnte, das der Arbeiter über die Kräfte seines Körpers und über seine Zeit ausübt.

Außer solchen wenigen Ausnahmefällen, wo es im Interesse des National-Organismus nützlich ist, wenn die Repressiv-Befugniß des Staates sich in die Privat-Thätigkeit einmischt, ist es schon genügend, wenn dieselbe den Frieden und die Ordnung erhält, die Sicherheit des Eigenthums und der Personen schützt. Der Schutz des Eigenthums durch die directe Schirmgewalt — sowohl durch eine klare, unzweideutige Gesetzgebung, wie durch eine prompte Justiz — ist von der äußersten Wichtigkeit, weil die Production davon unbedingt abhängig ist. Alle anderen Repressiv-Einmischungen der Regierung, wo sie nicht, wie bei der Expropriation und den eben angeführten Kategorieen, unbedingt nothwendig, sind so viel als möglich zu vermeiden, weil sie die schaffende Kraft des Volkes mehr lähmen können, als der gute Wille der Regierung sie im besten Falle zu fördern vermag.

Auch die „productive" Thätigkeit der Regierung kann an dieser Klippe scheitern, von der wir so eben gesprochen haben. Sie erleichtert die wirthschaftliche Bewegung schon in hohem Maße, wenn sie den Credit des Landes dadurch hebt, daß sie die Gläubiger durch einen raschen Proceßgang in ihren Forderungen gegenüber den Schuldnern schützt; auch kann sie durch Vervollkommnung der Statistik, durch Anlegung von Straßen, Canälen, Eisenbahnen, von Ackerbau-, Gewerbe- und Handels-Schulen, durch Anknüpfung neuer Handels-Verbindungen und Belehrung über die Verhältnisse entfernter Länder vermittels der Consulate viel Gutes stiften. Sie kann durch Verbreitung zweckmäßiger Maschinen, neuer Muster, durch Anleitung zur Verbesserung der Gewerbe und Landwirthschaft (Drainage) die Production sehr begünstigen. Allein mit diesen Functionen hört die zweckmäßige Thätigkeit der Regierung in der Regel auf. Schon bei der Anlegung von Straßen, Canälen und Eisenbahnen beginnt ein berechtigter Zweifel, ob es nicht zweckmäßiger wäre, dieselbe der Privat-Thätigkeit zu überlassen. Man wird in Beziehung auf solche Verkehrs-Anstalten wieder den Culturgrad, den ein Volk einnimmt, in Anschlag bringen müssen. Wo das Volk noch so uncultivirt ist, daß es wenig an selbstthätige Speculation gewohnt ist, wo es noch die Initiative von Seiten der Regierung erwartet, da kann es gebilligt werden, wenn die Regierung den Anfang macht, weil militärische Rücksichten es gebieten oder weil sie die wirthschaftliche Entwicklung des Landes dadurch wirklich sehr beschleunigen kann; sobald indessen die speculative Triebkraft und Erwerbs-Thätigkeit einiger Maßen gediehen ist, sobald das Capital mehr anwächst und Beschäftigung sucht, dann ist es besser, die Anlegung solcher Anstalten der Privat-Unternehmung zu überlassen, weil diese, vermöge der Theilung der Arbeit, mehr Sorgfalt auf die Sache zu verwenden, ihr Interesse mehr zu wahren weiß und fast immer billiger producirt, als der Staat. Nur da, wo nach der Natur einer solchen Unternehmung (Eisenbahn, Canal) die preisregulirende Concurrenz beschränkt

oder unmöglich ist, wo der Staat überdies das Expropriationsrecht gewähren muß, um die Unternehmung möglich zu machen, wo der Staat also ein Privilegium ertheilt, welches von den Unternehmern zum Nachtheil des Publicums so ausgebeutet werden könnte, daß sie einen Monopol-Preis auf die Benutzung ihres Productes setzen, — da ist eine Controle des Staates (Festsetzung des Tarifs) gerechtfertigt und sogar geboten.

Doch sollte der Staat die Beurtheilung, ob solche Unternehmungen rentiren oder nicht, dem Privat-Ermessen anheimstellen, keinenfalls einem Eisenbahn- oder sonstigen öffentlichen Unternehmen die Concession (Freibrief) aus dem Grunde versagen, daß der Gewinn durch die Concurrenz geschmälert oder aufgehoben würde.

Da der Staat mit einem in späterer Zeit erst erscheinenden Gewinne eher als eine Privat-Unternehmung sich begnügen kann, so dürften auch einzelne industrielle Unternehmungen in seine Hände übergehen, z. B. Ent- oder Bewässerung großer Bodenflächen, Forsten, Bergwerke, die durch einen rationellen Betrieb einen lange dauernden Gewinn versprechen, während sie in Privathänden durch Raubbau ausgebeutet und ein großer Theil sehr nutzbarer Stoffe verschüttet und unbrauchbar gemacht werden könnte. Die Anlegung und Uebernahme von Fabriken, Eisenhütten u. s. w. ist dagegen im höchsten Grade zu widerrathen, weil der Staat, wie schon bemerkt, fast immer theurer producirt; denn er muß den Betrieb Beamten übergeben, deren Fähigkeit genau zu beurtheilen die Regierung selten im Stande ist, und die — weil sie keinen directen Gewinn zu hoffen, keinen directen Schaden zu besorgen haben — unmöglich mit solcher Umsicht, Sorgsamkeit, Kenntniß und solchem Fleiß den Betrieb überwachen und besorgen können, als Privat-Unternehmer, deren Existenz von dem Gelingen des Etablissements abhängt.

Zugleich ist der Staat, mag er bei einem Unternehmen prosperiren oder nicht, ein sehr gefährlicher Nebenbuhler der Privat-Industrie. Wo er solche Etablissements in die Hand nimmt, da lähmt er den Unternehmungsgeist der Privatleute, weil er, unter allen Umständen durch die Steuercasse gedeckt, schlimme Conjuncturen leichter überwinden, leichter eine Zeit lang oder immer (die würtembergischen Eisenhütten) mit Verlust arbeiten kann.

Immerhin ist auch hier der Culturgrad eines Volkes in Anschlag zu bringen. In sehr zurückgebliebenen Ländern kann der Staat einen Industriezweig einzuführen suchen, wenn Private sich nicht dazu einfinden, um die sonst müßige Arbeitskraft zu beschäftigen. Nach einiger Zeit, binnen welcher die Naturwüchsigkeit des Industriezweiges sich bewährt hat, kann er vielleicht diese Production leicht an Private überlassen. In Ländern, wo nur schlechte Verkehrsmittel existiren, wo also im Binnenlande z. B. ausgedehnter Getreidehandel nicht möglich ist, der die Vorräthe gleichmäßig vertheilen

könnte, da kann der Staat auch ausnahmsweise genöthigt sein, den Händler zu machen und Magazine anzulegen. Für Länder fortgeschrittener Gewerbs-Thätigkeit und reicher Verkehrs-Anstalten wäre dies hingegen ein Mißgriff. Wo die wirthschaftliche Intelligenz noch so unentwickelt ist, daß die Privaten keinen Begriff von Credit- und Bankwesen haben, da kann der Staat mit gutem Beispiel vorangehen; da sein Credit aber selten so coulant sein kann, als der Privat-Credit, weil er die Anstalt durch Beamte verwalten lassen muß, die an ein bestimmtes Regulativ gebunden sind, während der Privat-Unternehmer alle Geldmarkt-Conjuncturen besser benutzen und bei Krisen rascher handeln, eine Gefahr also sicherer abwenden kann, — so muß der Staat so bald als möglich der Privat-Industrie die Gelegenheit bieten, Credit-Anstalten neben der des Staates zu errichten, wenn auch letztere dadurch nach und nach überflüssig werden sollte.

Dennoch gibt es einige Industriezweige, die auch ein sehr cultivirter Staat aus anderen als gewerblichen Gründen betreiben kann. Productionszweige, die zur Sicherung des Landes nothwendig sind, können ausnahmsweise von ihm betrieben werden, z. B. die Fabrication von Pulver, Gewehren, Kanonen und anderen Waffen, weil dabei oft ein Fabrications-Geheimniß besteht, der Bezug solcher Gegenstände vom Auslande im Falle eines langwierigen Krieges abgeschnitten werden und das Land dadurch in Gefahr gerathen könnte.

Auch in solchen Industriezweigen, bei denen der Staat positiv gewinnt, weil er ein Monopol oder Regal ausübt, ist es noch sehr fraglich, ob nicht Privat-Industrie vorzuziehen wäre. Das Salz-Regal trägt dem Staate allerdings viel ein, es deckt einen wesentlichen Betrag der Steuern; da das Salz aber wieder indirect durch seine Beförderung der Landwirthschaft die Production des Landes und die Steuerkraft desselben erhöht und ein möglichst niedriger Preis zu wünschen ist, so entsteht noch die Frage, ob es nicht zweckmäßig wäre, die Salzgruben oder Salzquellen zu verkaufen oder zu verpachten, weil die Privaten billiger produciren, — vorausgesetzt, daß solcher Productions-Quellen genug im Lande sind, um eine Concurrenz möglich zu machen. Wo solche Concurrenz freilich fehlt und der Privat-Producent ein Monopol erhielte, also einen Monopolpreis ansetzen könnte, da möchte die Uebernahme des Werkes durch den Staat zweckmäßiger sein, weil die Gesetzgebung des Landes auf den Betrieb durch den Staat einen größeren Einfluß hat, als auf den durch Private.

Das Tabak-Monopol ist eine große Steuerquelle und eine weniger drückende Art der Steuer-Erhebung, weil der Tabak kein *unentbehrliches* Bedürfniß ist. Da derselbe aber doch zu einem *starken* Bedürfnisse geworden ist, da der Staat theurer producirt und den Geschmacks-Anforderungen des Publicums sich weniger anzuschmiegen weiß, so können wir das Tabak-

Monopol nicht für zweckmäßig halten. Eine Consumtionssteuer auf den Tabak (England) leistet denselben Dienst und ist der Industrie weniger nachtheilig, den Consumenten weniger lästig.

Außerdem ist es wegen des Principes der Arbeitstheilung stets mißlich, wenn der Staat sich zu viele Geschäfte auflädt. Er kann seine Obliegenheiten nicht zu solcher Zufriedenheit, mit solcher Umsicht und Sorgfalt erfüllen, als wenn er seine Thätigkeit auf einen geringeren Kreis von Geschäften beschränkt.

Der Staat müßte im Gegentheil mit dem guten Beispiele der Arbeitstheilung dem Volke vorangehen, das leider zu allgemein noch an dem Vorurtheile klebt, daß man so viel wie möglich „Alles selbst machen" müsse. Deßhalb ist es mißlich, wenn die Regierung solche Vorurtheile nährt durch Verordnungen, welche die Theilung der Gewerbe hindern, z. B. durch Verbote des Hausirhandels, des Mäkler- und Händlerwesens. Solche Geschäftsleute tragen stets zu einer größeren Theilung der Arbeit und dadurch zur Ersparung an Arbeit und an Productionskosten bei. Es ist nicht vortheilhaft für den Bauer, wenn er die gewerblichen Waaren, die er braucht, stets selbst auf dem Markte der Stadt holen muß; er verliert dadurch viele Zeit, die er productiv verwenden könnte, und wird auch zu ausschweifenden Consumtionen verleitet, die sonst unterblieben wären. Wenn ein Händler die kleinen Getreide-, Kartoffel-, Eier-, Butter-, Käse-Vorräthe auf dem Lande auftauft und zusammen mit einem Mal auf den Markt bringt, so kann er sie billiger verkaufen, als der Producent selber, weil er Alles auf Einer Fuhre hinbringen kann, während die Producenten, da jeder einzeln hätte zu Markt fahren müssen, mehrere Fuhrwerke brauchen, zugleich mehr Arbeit verwenden und eine Zeit verlieren, die sie vortheilhafter hätten benutzen können. Verbietet die Regierung solchen Zwischenhandel (Großherzogthum Hessen 1854), dann macht sie nicht allein die Productionskosten höher, sondern, sie kann auch durch Mangel an Angebot den Preis steigern; denn viele Producenten, die einen kleinen Vorrath an Eiern, Butter, Käse haben, verzehren ihn vielleicht lieber selbst, ehe sie sich zu dem Zeitverlust entschließen, welcher ihnen der Weg verursacht, der ihnen vielleicht einen ganzen Tag kosten würde, während sie sonst doch einen schönen Sparpfennig hätten beziehen können, dessen Verlust bei der großen Masse der ländlichen Producenten und bei langer Dauer ein großes Capital repräsentiren kann.

Wir kommen auch bei diesem Gegenstande wieder auf das Ergebniß, daß der mittlere Zustand der normalmäßige ist. Wenn man auf der einen Seite auch zugeben wollte, daß der Staat das Princip „Laissez faire, laissez aller" ohne Hintergedanken adoptire, so ist das doch wieder nur für solche Individuen anwendbar, welche im Stande sind, für sich selbst zu handeln. Nun gibt es aber Kinder, Unmündige, Blödsinnige, Wahnsinnige.

Diese Personen muß das Gesetz in ihrem Rechte schützen, da sie dieses selbst nicht schützen können.

Das Princip der „absoluten" Freiheit artet leicht in Willkür, also in ihr Gegentheil aus, denn nichts schadet der Production mehr, als Willkür der Zustände. Die Furcht vor unbekannten Uebeln und Gefahren, die sich jeden Augenblick einstellen können (Steuern zum Beispiel, deren Erhebung von der Willkür der Beamten abhängt, so daß Niemand voraus berechnen kann, wie viel er zu zahlen hat), lähmen die Erwerbs-Thätigkeit und den Ansammlungstrieb, wie z. B. in Zeiten bürgerlicher Unruhen, wo Leben und Eigenthum unsicher sind, und in Zeiten ansteckender Krankheiten, wo die Production fast eingestellt und die Consumtion auf die höchste Potenz gesteigert wird. Daher ist es eine große Wohlthat, wenn der Staat jede Willkür streng unterdrückt und zu vermeiden sucht, und Ordnung und Rechtssicherheit auf so solide Grundlagen baut, daß das Vertrauen vollkommen wird. In einem solchen Zustande wird das Land gedeihen: denn Vertrauen fördert den Credit, Credit die Ansammlung des Capitals, Capital die Production, und die Production befriedigt die Bedürfnisse der Menschen und macht sie glücklich.

Indem der Staat den Schwächeren vor dem Stärkeren schützt, indem er die Heilighaltung der Verträge und des gegebenen Wortes fordert, indem er den Meineid, den Betrug und alle Verbrechen an Person und Eigenthum straft, — befördert er die Rechtlichkeit, eine der stärksten Grundlagen der menschlichen Gesellschaft.

Doch darf der Staat seinen Einfluß nicht zu weit ausdehnen: denn der Mensch gleicht sonst dem Kinde, das, so lange es am Gängelbande geführt wird, keine Selbstständigkeit erlangt. Wo der Staat für Alles sorgen will, da geschieht in der Regel sehr wenig. Der Staat ladet sich eine größere Verantwortlichkeit auf, als er zu tragen vermag; denn er kann die an ihn gestellten Forderungen („Recht auf Arbeit") nicht erfüllen, und das Volk geräth leicht in Unfreiheit, weil nichts dem Mißbrauche so zugänglich ist, als die Gewalt.

Glücklicher Weise werden mit der steigenden Civilisation die Gefahren, welche aus einer zu schroffen oder zu laxen Staatsgewalt hervorgehen, immer geringer. Die überhandnehmende Bildung der Bewohner vermehrt deren Gemeingeist und vermindert zugleich die Leidenschaften, welche vorzugsweise eine Regierungs-Gewalt mit weitgehenden Befugnissen nöthig machen. Je mehr Rechtlichkeit und Ordnung überhandnehmen, um so weniger hat der Staat Veranlassung, seine Zügel straffer anzuspannen; desto mehr erzeugt eine rege Erwerbs-Thätigkeit das Selbstvertrauen, die Würde, den Unabhängigkeitssinn der Bürger, um einer unweisen Regierung die nöthigen Schranken entgegenzusetzen.

